Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Stanford University Libraries
3 6105 117 379 219

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Schriftleiter:

Ministerialrat Prof. Dr. Eugen Fehrle

Karlsruhe, Schloßbezirk 10

7. Jahrgang 1933

Konkordia A.-G. für Druck und Verlag, Bühl-Baden

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis des 7. Jahrgangs

Seite

Abhandlungen

Eugen Fehrle, Die Volkskunde im neuen Deutschland 1
Julius Schwietering, Die sozialpolitische Aufgabe der deutschen Volkskunde 3
Ernst Fehrle, Zur Volkskunst . 12
Eugen Fehrle, Bäuerlicher Sinn für Ordnung und Gerechtigkeit . 22
Hermann Gropengießer, Ein alter Holzpflug aus Feudenheim 25
Richard Hünnerkopf, Der Jungfernkuß 29
O. A. Müller, Flurnamen und Volkskunde 33, 135
Friedr. Pfister, Zur Geschichte der technischen Ausdrücke der Wahrsagekunst 44
Ferd. Herrmann, Ein glückbringender und übelabwehrender Sattelaufsatz 56
Eberhard v. Künßberg, Rechtliche Volkskunde 60
Richard Wolfram, Fragen zur musikalischen Volkskunde . . . 64
Herm. Eris Busse, Wesen und Wege der Volkskunde 81
Hans Fehrle, Die Legende vom Heiligen Eligius 101
Heiner Heimberger, Beiträge zur Volksheilkunde, Die Behandlung des Rotlaufs im Mittelalter 113

Seite

Emil Lacroix, Deutungsversuch zweier mittelalterlicher Zeichen an der Schloßkirche zu Pforzheim . 117
Andreas Lud. Veit, Der kultur- und volkskundliche Wert des tridentinischen Pfarrbuchs 137
Elisabeth Walter, Der Volkskunde zu Ehren 147

Kleinere Mitteilungen

Hans Rohrer, Von bäuerlicher Höflichkeit 11
Gottlieb Gräf, Vorzeichen aus dem Frankenlande 55
Elisabeth Walter, Sitten und Gebräuche aus Heinstetten . . . 70
Eug. Fehrle, Othmar Meisinger 71
Elisabeth Walter, Kinderlied . 112
— Abzählreime 136
Reidas Th. Christiansen, Kaarle Krohn 149
Preisausschreiben 151
J. M. Ritz, Ein Gedicht zu Ehren von St. Kümmernis 152
Avanzini, Der große Hund . 155
Maria Lang-Raitstätter, Villgrater Sprichwörter . . . 155
Bücherbesprechungen 71, 157

Digitized by Google

Dem Schriftleiter stehen zur Seite:

Frau Prof. Dr. Lily Aall-Weiser, Oslo; Prof. Dr. K. Asal, Ministerialrat im Ministerium des Kultus und Unterrichts, Karlsruhe; Oberstudiendirektor Dr. Albert Becker, Heidelberg; Prof. Dr. K. Bohnenberger, Tübingen; Siegfried Federle, Ministerialrat im Ministerium des Kultus und Unterrichts, Karlsruhe; Prof. Dr. Hans Fehr, Bern; Oberregierungsrat Dr. Ernst Fehrle, Karlsruhe; Dr. Ch. Frank, Oberpfarrer, Kaufbeuren (Bayern); Ministerialdirektor Paul Frank im Bad. Ministerium des Kultus und Unterrichts, Karlsruhe; Dr. Siegfried Hardung, Assistent beim Bad. Flurnamenausschuß, Heidelberg; Karl Gärtner, Ministerialrat im Bad. Ministerium des Kultus und Unterrichts, Karlsruhe; Prof. Dr. V. v. Geramb, Graz; E. Gerweck, Stadtschulrat, Baden-Baden; Prof. Dr. H. Güntert, Heidelberg; Prof. Dr. A. Haberlandt, Wien; Prof. O. Heilig, Mannheim; Prof. Dr. Ad. Helbok, Innsbruck; Prof. Dr. R. Hünnerkopf, Heidelberg; Prof. Dr. R. Kapff, Urach (Württb.); Prof. C. Krieger, Mannheim; Prof. Dr. J. Künzig, Lahr i. B.; Konservator August Lämmle, Stuttgart; Museumsdirektor Dr. Leisching, Salzburg; Dr. Lüers, München; Prof. Dr. H. Marzell, Gunzenhausen (Bayern); Prof. Dr. John Meier, Freiburg i. Br.; Prof. Dr. O. Meisinger, Heidelberg; Prof. Dr. R. Much, Wien; Hauptlehrer Niebel, Hauptschriftleiter der „Badischen Schule", Heidelberg; Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Fr. Panzer, Heidelberg; Prof. Dr. A. Pfalz, Wien; Prof. Dr. Fr. Pfister, Würzburg; Prof. Dr. A. Spamer, Dresden; Dr. Wolfgang Treutlein, Assistent am Deutschen Seminar der Universität Heidelberg, Abteilung Volkskunde; Domänenrat Max Walter, Amorbach (Bayern); Prof. Dr. O. Weinreich, Tübingen; Geheimrat Prof. Dr. Wolfram, Frankfurt a. M.; Prof. Dr. H. Wopfner, Innsbruck; Stadtoberschulrat Edm. Zeil, Karlsruhe; Prof. Dr. A. Zintgraff, Heidelberg.

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACK
MAY - 8 1967

7. JAHRGANG 1933 / HEFT 1

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Verlag Konkordia A.-G. Bühl/Baden

Digitized by Google

Die Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde erscheint jährlich zweimal mit einem Gesamtumfange von mindestens 10 Bogen. Bezugspreis für beide Hefte vom Verlag oder durch den Buchhandel 4 RM. Mitglieder der an der Herausgabe beteiligten Vereinigungen zahlen 3 RM. bei unmittelbarem Bezug vom Verlag: Konkordia A.-G., Bühl (Baden). Postscheckkonto Karlsruhe 237.

Anzeigen-Aufträge durch den Verlag. Preise: 1/1 Seite RM. 50.—, 1/2 Seite RM. 28.—, 1/4 Seite RM. 16.—, 1/8 Seite RM. 9,50. Beilagen bis zu 15 g einschl. Postgebühren RM. 20.—.

An unsere Bezieher.

Die „Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde" erscheint dieses Jahr sehr spät. Das liegt größtenteils an den Zeitumständen: Ich bin im Frühjahr in das badische Ministerium für Kultus und Unterricht berufen worden und dort sehr mit Arbeit überhäuft worden. Dann fanden Verhandlungen statt über eine Erweiterung der Zeitschrift. Diese sind noch nicht zum Abschluß gekommen.

Im übrigen bleibt die Zeitschrift im ganzen wie sie war. Doch weil heute die Volkskunde am Aufbau des Staates stärker als früher beteiligt ist, wird auch die Zeitschrift diese Aufgaben mehr betonen als bisher.

Die alten Mitarbeiter und Berater sind der Zeitschrift treu geblieben. Dafür sei ihnen hier Dank gesagt. Ich bitte auch alle Bezieher unserer Zeitschrift, uns die Treue zu halten, mit uns tätig zu sein am Aufbau des neuen Reiches und die Wirkungsmöglichkeit der Zeitschrift dadurch zu erhöhen, daß jeder Bezieher mir zu Weihnachten einen neuen Bezieher meldet.

Karlsruhe, Schloßbezirk 10.

Professor Dr. Eugen Fehrle
Ministerialrat.

Inhalt des 1. Heftes:

Eugen Fehrle, Die Volkskunde im neuen Deutschland, 1 / J. Schwietering, Die sozialpolitische Aufgabe der deutschen Volkskunde, 3 / Ernst Fehrle, Zur Volkskunst, 12 / Eugen Fehrle, Bäuerlicher Sinn für Ordnung und Gerechtigkeit, 22 / Gropengießer, Ein alter Holzpflug aus Feudenheim, 25 / Hünnerkopf, Der Jungfernkuß, 29 / Müller, Flurnamen und Volkskunde, 33 / Pfister, Zur Geschichte der technischen Ausdrücke der Wahrsagekunst, 44 / Herrmann, Ein glückbringender und übelabwehrender Sattelaufsatz, 56 / Eberhard Freiherr v. Künßberg, Rechtliche Volkskunde, 60 / Rich. Wolfram, Fragen zur musikalischen Volkskunde, 64 / Mitteilung, 11, 28, 70 f. / Buchbesprechungen, 71.

Abdruck ganzer Aufsätze und größerer Teile, ebenso Übersetzung in fremde Sprachen sind nur mit Erlaubnis der Schriftleitung gestattet.
Wer ohne vorherige Vereinbarung ein Manuskript einschickt, möge Rückporto beilegen.

Digitized by Google

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde
Schriftleiter: Ministerialrat Professor Dr. Eugen Fehrle, Karlsruhe, Schloßbezirk 10
1. Heft 7. Jahrgang 1933

Die Volkskunde im neuen Deutschland.

Von Ministerialrat Dr. Eugen Fehrle, Karlsruhe.

In dem Geleitwort, das ich im Jahre 1927 dem ersten Jahrgang der Oberdeutschen Zeitschrift voranschickte, habe ich es als Aufgabe bezeichnet, den Mutterboden unserer Kultur zu bebauen, weil aus der Mutterschicht des Volkes immer neue Kräfte kommen.

Für Kenner der Volkskunde war das keine neue Botschaft. Die große Öffentlichkeit aber, und besonders unsere Behörde, kümmerte sich wenig um sie. Man ließ die Volkskunde gewähren, weil man sie nicht kannte und für harmlos und ungefährlich hielt. Da und dort sah man sie ganz gerne, weil sie zum Herzen des bodenständigen Menschen sprach. Immerhin hielt man bestenfalls solche Botschaft für gutgemeinte Theorie weltferner Professoren.

Nun ist durch die Tat unseres Führers Adolf Hitler diese graue Theorie mit einem Schlag Wirklichkeit geworden. Was wir einst gelehrt haben, das durften wir jetzt erleben: ein mächtiges Emporquellen deutschen Volksbewußtseins aus dem Mutterboden unserer Kultur, ein Erwachen und Besinnen auf eigenes Wesen und erdgebundene Kraft, ein Erglühen aller deutschen Herzen für die heiligen Aufgaben einer germanisch-deutschen Wiedererstehung, ein Zusammengehen aller Stände unseres Volkes zum Ringen um deutsche Wiedergenesung, ein befreiendes Gefühl des Erlöstseins von Klassendünkel und Standesunterschied, in die manche hineingewachsen waren.

Wir sind stolz und voll Freude, daß nunmehr unser wissenschaftliches Arbeiten mehr als bisher unmittelbar und bewußt dem Volksleben und dem Gestalten unseres Staates zugute kommen kann.

Es freut uns, daß die volkskundliche Erkenntnis von der Hochwertigkeit des bodenverbundenen Bauerntums als Quelle körperlicher und geistiger Volkskraft Staatserkenntnis wurde.

Daß nicht der überzüchtete und geistig überfeinerte Einzelmensch — dieses „Individuum" war für uns immer eine undeutsche Treibhauspflanze — Zweck und Endziel aller erzieherischen Arbeit sei, sondern der Aufbau einer gesunden Gemeinschaft, das lehrten wir von jeher, und das ist heute Staatslehre geworden. Große Persönlichkeiten entwickeln sich bei diesen Voraussetzungen ohne Eigenpflege.

Wir kümmerten uns um die großen Triebkräfte und Leitgedanken im Volkskörper, um die Einfachheit im Erleben und waren dadurch Feind

Digitized by Google

aller zerstreuenden und nervenzerrüttenden Zersplitterung. Wir arbeiteten dadurch vor und schafften gleichlaufend mit dem Willen des Nationalsozialismus, der den Menschen durch Vereinfachung rettete vor dem Relativismus und ihn abbrachte vom Wege zum Nihilismus.

Wir zeigten das unentwegte Ja-sagen zur Welt, wir lebten mit unseren Bauern der Treue, der Ehre, der Hingabe an die Gemeinschaft. Das alles verlangt heute zu unserer größten Genugtuung der Staat von jedem deutschen Menschen.

Was wir als stärkste Seite unseres Volkskerns, des Bauerntums, herausstellten, war das: diese einfachen Menschen haben große Achtung für das Überkommene, sie jammern aber niemals einer verlorenen Vergangenheit nach. Ihr gesunder Standpunkt ist der: jetzt ist es so, wie kommen wir von da aus weiter? Das ist kein bequemes Sichabfinden mit Zufall und Verlust, sondern der stahlharte Wille zum Aufbau unter allen Umständen. Es gibt bei solcher Haltung keine Reue, nur ein sofortiges Bessermachen. Es ist das Suchen nach einem Platz auf der Sonnenseite des Lebens, es ist die Haltung, die unser Führer für sein Volk will, und voran leuchtet das Sonnenzeichen: unser Hakenkreuz.

Diese Erkenntnis stellt uns vor neue, ernste Pflichten: jeder von uns muß an seinem Platze zur Hebung der Volkskunde und damit zur Pflege des deutschen Volkstums beitragen: der eine durch Sammeln von Stoff, der andere durch wissenschaftliches Verarbeiten, wieder andere sollen die Erkenntnisse unserer Wissenschaft lebendig machen und das Volkstum in unserem Sinne betreuen.

Dabei denke ich zunächst an die Lehrer aller Schulgattungen. An den Hochschulen müssen Lehrstühle oder Lehraufträge für Volkskunde bestehen; es muß darauf gesehen werden, daß an den höheren Schulen Kräfte mit Lehrbefähigung in Volkskunde angestellt werden. Dabei soll dort Volkskunde nicht als besonderes Unterrichtsfach eingeführt werden, sondern soll Unterrichtsgrundlage für alle Fächer sein und vor allem in Deutschkunde, Geographie und Geschichte ganz anders als bisher behandelt werden. Da Volkskunde eine junge Wissenschaft ist, wird es manchen Anstalten an geschulten Kräften fehlen. Deshalb müssen junge Lehrer, die Volkskunde studiert haben, beigezogen werden. In der Volksschule wird die Volkskunde leicht mit allen Fächern, besonders mit der Heimatkunde verbunden werden können; dabei soll Zeichnen und Singen nicht an letzter Stelle stehen.

Wissenschaft und heimatkundliche Vereine müssen eng zusammenarbeiten. Die segensreiche Tätigkeit dieser Vereine — ich denke hier im Südwesten zunächst an den Landesverein Badische Heimat — wird durch dies Zusammengehen gestärkt werden, und andererseits wird die Wissenschaft durch solche Vereine wertvolle Hilfe erhalten.

So dürfen wir mit der Volkskunde im Gefolge unseres großen Führers Adolf Hitler mithelfen am Aufbau des neuen Reiches, zum Heil von Volk und Vaterland.

Digitized by Google

Die sozialpolitische Aufgabe der deutschen Volkskunde.[1]

Von Prof. Dr. Julius Schwietering, Frankfurt a. M.

Die methodischen Auseinandersetzungen der letzten Jahrzehnte auf geisteswissenschaftlichem Gebiet wirkten sich natürlich auch in der Volkskunde aus. Volkskunde ist nicht ein bunter Strauß geschichtlicher Einzeldisziplinen, die durch den gemeinsamen Gegenstand der Forschung zusammengehalten werden, auch nicht dann, wenn dieser Gegenstand dauernd in enger Verbundenheit zu Raum und Landschaft gedacht ist. Volkskundliche Kernfrage, die das volkskundliche Arbeitsgebiet sinnvoll absteckt und von innen her ordnet und gliedert, ist allein die Frage nach Sinn und Bedeutung der volkstümlichen Güter im Hinblick auf den Träger des Volkstums. Archäologische Kunde von Haus und Tracht, literarhistorisches Wissen um Lied und Märchen, profangeschichtliche Forschung über Siedlung und Verkehr, sprachwissenschaftliche Kenntnis von Wortbedeutung und Wortverbreitung, Wissen um die Geschichte volkstümlicher Frömmigkeit und volkstümlichen Glaubens wird erst volkskundlicher Erkenntnis dienstbar, sobald wir es deuten im Hinblick auf volkstümliche Gemeinschaft, oder anders gesprochen: sobald wir all die Sondergüter und Erscheinungen unseres Volkstums geistiger und materieller Art in die Ganzheit, in den Gesamtstrom volkstümlichen Lebens stellen. Sich dieser Tatsache bewußt werden, heißt unter anderem sich der Banalität erinnern, daß über die Art einer Wissenschaft nicht allein der Gegenstand, der untersucht wird, entscheidet, sondern die Fragestellung; daß die Wissenschaft des Archäologen und des Mineralogen, die denselben Stein untersuchen, sehr wenig miteinander gemein hat.

Wahrlich keine großartige Entdeckung, deren wir uns zu rühmen hätten, aber für unsere Generation ein erneutes Bewußtwerden volkskundlicher Zielrichtung, die von den älteren Führern unserer Wissenschaft mehr oder weniger instinktiv befolgt wurde, so daß sie von ihrem Standpunkt wissenschaftlicher Unschuld mit gewissem Recht die immer wieder vorgetragenen methodischen Bemühungen der Jüngeren als unnötig oder allzu anspruchsvoll belächelten, zumal wenn sie an ihre eignen unvergleichlich größeren positiven Leistungen dachten. Wir Jüngeren mußten uns erst den Anschluß an die großen Ahnherren unsrer Wissenschaft, an Justus Möser und Wilhelm Heinrich Riehl innerlich erkämpfen, deren Gedankengut den Älteren nie unterbrochener, kontinuierlicher Besitz war.

[1] Vortrag, gehalten auf dem Zweiten Deutschen Volkskundetag in Weimar. — Außer den Arbeiten meiner Schüler in den Veröffentlichungen der volkskundlichen Kommission des Provinzialinstituts für Westfälische Landes- und Volkskunde, 1. Reihe, Heft 1—4, verweise ich auf das Grundsätzliche meines Vortrags „Vom zeichenhaften Sinn der Volkskunst" in der „Niederdeutschen Zeitschrift für Volkskunde" 11, 56 ff. An sonstiger Literatur nenne ich vor allem Gunther Ipsen, Programm einer Soziologie des deutschen Volkstums, 1933.

Digitized by Google

Ich wiederhole an einem anschaulichen Beispiel und gehe gleichzeitig um einen Schritt weiter: Zu Beginn der volkskundlichen Erforschung volkstümlichen Wohnbaus steht die allbekannte Schilderung des niederdeutschen Hauses durch Justus Möser, die den niederdeutschen Einraum in seiner sinnvollen Zweckbestimmung für die Hofgemeinschaft von seinem Bedeutungszentrum, dem Mittelpunkt des Herdes, deutet. In keiner Schilderung volkstümlichen Wohnbaus ist das Vorbild Mösers je wieder erreicht, auch dort nicht, wo man über die analytischen Mittel der Grundriß- und Konstruktionsbeschreibung hinaus auf Darstellung der Ganzheit des Innerräumlichen bedacht war und Gegen- und Nebeneinander von Gemeinschafts- und Einzelraum im Sinne unserer Fragestellung abwog. Der Blick auf die Hof- und Wohngemeinschaft war vorhanden, aber es fehlte die politisch kämpferische Einstellung Mösers, der ethische Wille, die althergebrachte Tradition in ihrer sinnvollen Eigenart gegen sinnlose Neuerung und gefährliche Traditionslosigkeit zu verteidigen. Die Plastik der Darstellung Mösers beruht auf dem Gegensatz von Positiv und Negativ, sofern er mahnend hinzufügt: „Wer den Herd der Feuersgefahr halber von der Aussicht auf die Diele absondert, beraubt sich unendlicher Vorteile. Er kann sodann nicht sehen, was der Knecht schneidet und die Magd füttert. Er hört die Stimme seines Viehes nicht mehr, die Einfahrt wird ein Schleichloch des Gesindes, seine ganze Aussicht vom Stuhle hinterm Rade am Feuer geht verloren" usw. Besäßen wir gleichartige und gleichwertige, von sozialethischer Einsicht eingegebene Deutungen des mitteldeutschen Gehöfts und des süddeutschen Einheitshauses, die volkskundliche Erforschung des volkstümlichen Wohnbaus wäre um ein gutes Stück weiter.

Aus sozialethischer Haltung und politischem Willen hat Wilhelm Heinrich Riehl in der Revolutionszeit von 1848 den Faden aufgenommen, den Justus Möser am Vorabend der französischen Revolution geknüpft hatte. Und wenn wir heute nach dem Erlebnis einer neuen Revolution die deutsche Volkskunde zu einem Kernfach des Unterrichts, zu einem bevorzugten Gebiet der Forschung, der Erziehung und der Lehre erheben wollen, da denken wir nicht an äußere Summierung von Sonderdisziplinen wie Wort- und Lautgeographie, Siedlungsgeschichte, Geschichte volkstümlicher Dichtgattungen oder Geschichte von Haus und Tracht, sondern an eine auf sozialethischer Grundlage aufgebaute Wissenschaft vom Volk, wie sie von Justus Möser geschaffen und von Riehl weiter ausgebaut wurde.

Gemeint ist eine soziologische Volkskunde, die die natürlichen Volksgruppen erstlich in ihrer Bedeutung für das Volksganze erkennt und sie nicht voreilig isoliert, als handle es sich um irgendeinen Stamm der Südsee. Die soziologisch völkerkundliche Richtung innerhalb unsrer Wissenschaft führte vor allem darum auf Abwege, weil sie verbunden war mit einem geradezu verheerenden Einbruch der rationalistischen Ansichten der Schule des Franzosen Dürckheim, die in Deutschland vor allem durch die Schriften Levy-Brühls Verbreitung fanden. Worte wie präanimistisch, prämoralisch, prälogisch usw. tragen den Rationalismus eines längst überwundenen Fortschrittsglaubens genügend deutlich auf der Stirn, als daß wir ein Wort

Digitized by Google

darüber zu verlieren brauchten. Die moderne Ethnologie und Anthropologie hat sich bereits von den Schlagworten dieser Schule befreit, seltsamerweise spielen sie in der deutschen Volkskunde noch immer eine Rolle und verbauen allen denjenigen, die zum Volk kein unmittelbares Verhältnis haben, das Verständnis für die grundlegenden Fragen volkstümlicher Ethik, volkstümlicher Religiosität, volkstümlichen Glaubens und Denkens. Als ob nicht jedem religiösen Menschen göttliche Bezogenheit — Levy-Brühl nennt es mystische Partizipation — wichtiger und bedeutsamer wäre als menschliche Wahrnehmung und verstandesmäßige Erkenntnis und als ob dieser religiöse Glaube — Levy-Brühl nennt ihn primitiv — irgendwie im Widerspruch stände zu logischem Denken oder gar zu moralischem Handeln. Die große Bedeutung der Volksreligiosität für alle diejenigen, die an unserer Volksgemeinschaft noch lebendigen Anteil haben, wird durch das in diesem Zusammenhang gebrauchte und dadurch besonders gefärbte Wort „primitiv" verunklärt und verschüttet, so daß es in unserem Bereich eine Zeitlang gemieden werden sollte, bis es sich von Assoziationen des vor allem durch Levy-Brühl verbreiteten rationalistischen Gedankenguts gelöst hat. Außerdem — das mag schon hier im Sinne meines Themas mit allem Nachdruck vorausgesagt sein —, man verkehrt das Wesen deutschen Volkstums in sein Gegenteil, wenn man an erste Stelle das Primitive und Triebhafte setzt, statt von dem Ethos und der verpflichtenden Haltung dieser Volksgemeinschaft auszugehen.

Kurzum, wenn ich soziologische Volkskunde treibe, ist es keineswegs gleichgültig, welche Soziologie ich meine, ob ich aus meiner weltanschaulichen Haltung und meinem politischen Willen in der tragenden Schicht natürlicher Volksgemeinschaft oder in der sich darüber erhebenden individualistischen Gesellschaft oder im Staat, der durch seinen politischen Willen beide miteinander verschmilzt und bindet, das „entscheidende Subjekt des sozialen Prozesses" sehe. Seit der Geburtsstunde der modernen Soziologie durch die Revolution von 1848 sind alle drei Richtungen nebeneinander vertreten. Neben der Gesellschaftssoziologie von Karl Marx, der Staatssoziologie von Lorenz von Stein steht die Volkssoziologie von Wilhelm Heinrich Riehl. Aus der drängenden Problematik des vierten Standes wurde die Volkssoziologie Riehls damals völlig in den Hintergrund gedrängt durch die Gesellschaftssoziologie von Karl Marx, die ihr Auge einseitig auf die Industriegesellschaft richtete und die tragende Volksschicht des Bauerntums einfach übersah. — In unsern Tagen geht die Industriegesellschaft, auf die die Gesellschaftssoziologie von Karl Marx allein gerichtet war, ihrer Auflösung oder Umformung entgegen, bestehen bleibt die von der Gesellschaftssoziologie ignorierte bäuerliche Schicht, in der Justus Möser und Riehl die beharrende und tragende Volksschicht der Nation erkannten. Nicht Soziologen, sondern Volkskundler haben das Erbe Mösers und Riehls lebendig erhalten, freilich nur diejenigen, die im lebendigen Strom des Volkslebens stehend den höchsten Lohn ihrer Arbeit darin sahen, daß sie über wissenschaftliche Förderung hinaus der Gesunderhaltung des Volkstums dienten.

Digitized by Google

Riehls Volkskunde ist als selbständiger Teil der Staatswissenschaft neben Staatsrecht und Verwaltungskunde gedacht. Im Gegensatz zum „formellen" Staatsrecht nennt er seine Wissenschaft vom Volk auch materielle Wissenschaft, insofern sie das Gemeinschaftsleben des Volkes in seiner wirklichen Fülle und Mannigfaltigkeit zum Ausdruck bringen soll. „Das Volksleben muß erst erforscht werden, bevor deutlich werden kann, was ihm gut ist", in diesen Worten Riehls liegt der innere Antrieb seiner volkskundlichen Wissenschaft.

Die formende Kraft aller natürlichen Volksgemeinschaft ist die Sitte, das ist Riehls genialer Grundgedanke, ebenso genial wie der Grundgedanke Mösers vom bäuerlichen Mutterboden der Nation, der gesund erhalten werden muß. Die Familie ist Hüterin nationaler Sitte: die Frau ist berufen, innerhalb der Familie die Volkssitte zu pflegen und weiterzubilden, das ist ihre politische Aufgabe. Durch die formende Macht der Sitte sind Familie und Staat samt den zwischen ihnen liegenden korporativen Gruppen zu einer Ganzheit verbunden. Innerhalb natürlicher Gemeinschaft werden Recht, Geschichte und Religion als Sitte erlebt. Riehls Idee der Sitte ist in ihrer Tiefe nur sozialethisch zu begreifen: Durch Sitte unterscheidet sich die natürliche organische Gruppe des Standes von der Klasse, die nicht geworden, sondern gemacht ist und darum keine Sitte hat. Man spricht von Standessitten, kann aber nicht von Klassensitten sprechen. Sitte ist Vergangenheit und Gegenwart zugleich, um so gemeinschaftsbelebender und verpflichtender, je traditionsgeladener und erinnerungsgesättigter. Sitte ist wiederholter Brauch, wiederholter Spruch, wiederholtes Lied, wiederholte Erzählung. Je unbewußter die Ausübung der Sitte, je unergründbarer der im Unbewußten vollzogene Akt der Zuordnung von Form und Bedeutung der Sitte, desto stärker ihre bindende Kraft. Der Stand der Aristokratie, von vornherein nichts anderes als „potenziertes Bauerntum", ging früher seiner Auflösung entgegen, weil er sich seiner Sitte bewußt war.

Die soziale Frage liegt für Riehl „nicht in dem Verhältnis der Arbeit zum Kapital, sondern in dem Verhältnis der Sitte zur bürgerlichen Entfesselung". Er wiederholt es immer wieder: Die soziale Frage sei zuerst eine ethische, nachher eine ökonomische. Wenn sich die alten Stände reformieren, meint er, dann reformieren sie damit auch die verschiedenen aus den einzelnen Ständen hervorgegangenen Gruppen des sogenannten vierten Standes. Die aus der Gesellschaft Gelösten könnten ihrem alten Stand zurückgewonnen werden, falls es gelinge, sie wieder zur Sitte zurückzuführen, d. h. ihnen Heimat, Familie, Religion und Besitz zu geben. Dem politischen Willen, an dieser Aufgabe mitzuarbeiten und mitzuwirken, verdankt Riehl die tiefe volkskundliche Einsicht von der sozialen Bedeutung der Sitte.

Inzwischen ist der Aufbruch überflüssig und standeslos gewordener Volksgenossen, wie er seit den Tagen der großen Wanderungen immer wiederkehrt, weit größer geworden. Die soziale Frage ist drängender denn je. Gehen wir nicht aus „vom geschäftlichen Beruf, sondern von dem in Arbeit und Geschäft, Sitte und Lebensart gleichmäßig gewurzelten

Digitized by Google

ständischen Beruf", dann hat sich als einziger natürlicher Stand in seiner geschlossenen Totalität nur das Bauerntum erhalten. Von einer Rückführung der Losgelösten in die alten Stände kann also keine Rede sein. Erkennen wir aber das Bauerntum als tragende und beharrende Schicht des Volksganzen durch die Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch, dann werden wir im Vertrauen auf diesen tragenden Grund bemüht sein, den aufbrechenden Strom der Standeslosen als neue Einheit des staatlichen Ganzen aufzufangen. Um diese neue Gemeinschaft zu bilden, ist lebendige, organisch gewordene Sitte der tragenden Schicht wichtiger als theoretische Satzung. Es gilt die heilenden Gemeinschaftskräfte des letzten auf uns gekommenen, durch Sitte gebundenen nationalen Standes zu beschwören! Sie zu erkennen und zu erforschen ist nationales Gebot der Stunde. Es ist also keine theoretische, sondern sozialethische verantwortungsbewußte Entscheidung, wenn sich die deutsche Volkskunde der Erforschung bäuerlicher Gemeinschaftsform als ihrem Kerngebiet zuwendet. Dem übermächtig gewordenen Individualismus und Materialismus der vergangenen und vergehenden Generation und dem Spezialistentum der früheren Gesellschaft gegenüber wird der Volkskundler heute schärfer als irgend sonst das Überpersönliche und Geistig-Seelische, die Lebenstotalität der organischen Volksgemeinschaft erkennen.

Es leuchtet ein auf den ersten Blick: Bäuerliche Gemeinschaft ist nicht Interessengemeinschaft, sondern Gesinnungsgemeinschaft. Ich brauche nur an die verschiedenen Erscheinungen bäuerlichen Gemeinschaftslebens in aller Kürze zu erinnern: Keimzelle bäuerlicher Gemeinschaft ist der Hof; alle Glieder der Hofgemeinschaft sind durch ihre Beziehung zum Hof miteinander gebunden, durch die Gesinnung, mit der sie zur überpersönlichen Hofidee stehen. Im Hinblick auf den Hof sind sie alle Glieder eines Organismus, sie erhalten ihren Wert allein durch ihre Bedeutung für den Hof. Hofgemeinschaft ist vor Familiengemeinschaft, die Familie ist in die Hofgemeinschaft aufgelöst.

Eine bäuerliche Ehe läßt sich nur vom überpersönlichen Hofgedanken aus verstehen. Bauer und Bäuerin sind nicht für einander, sondern nur für den Hof da. Der Hoferbe muß heiraten, weil der Hof eine Bäuerin braucht. Rücksicht auf den Hof zwingt ihn, auf persönliche Wünsche zu verzichten. Eine reiche Heirat wird nicht aus persönlicher Gewinnsucht, sondern zur Erhaltung des Hofs geschlossen. Ebenso wichtig wie die Vermögenslage der Frau ist ihre bäuerliche Tüchtigkeit. Der Bauer spart nicht, um sich später einmal einen besonderen Luxus zu gestatten, sondern um dem Hof Festigkeit und Dauer zu verleihen. Er selbst fühlt sich nur als Verwalter des Hofs, er tritt oft verhältnismäßig früh zurück, wenn er den Hof unter Aufsicht eines erwachsenen Sohnes besser aufgehoben weiß.

Dem durch Ackerbau und Viehhaltung fest umgrenzten Wirkungskreis des Bauern steht die Tätigkeit der Bäuerin verhältnismäßig selbständig gegenüber bis zur getrennten Kassenführung, sie dient dem Hof in ihrem eignen Bereich, sie steht nicht unter dem Bauern, sondern neben ihm. Darum sind beide sehr empfindlich gegen Eingriffe in die eigne Wirtschafts-

Digitized by Google

sphäre. Hier ergeben sich am ersten Konflikte dieser ganz unsentimentalen Ehen. „Bäuerliche Dienstboten sind nicht Angestellte eines landwirtschaftlichen Betriebs, sondern Glieder eines Organismus." Die Angelegenheit des Hofes ist auch die ihre. Man mutet ihnen keine schwerere Arbeit zu als sich selbst. Der Bauer selbst übernimmt nicht nur den verantwortungsvollsten Teil der Arbeit, er trägt, wie Gotthelf sagt, selbst am schwereren Ort. Daß diese organische Gemeinschaftsform nicht in die Form der Herrschaft übergleitet, wird durch die Eigenart der bäuerlichen Tätigkeit mitbestimmt. Der Bauer ist nicht unumschränkter Herr seines Betriebs wie ein Fabrikherr. Der Bauer sät, aber Gott läßt wachsen. Gotthelf nennt ihn einen Gehilfen und Ackerknecht Gottes. Die Abhängigkeit von der Natur, der der Bauer ebenso unterworfen ist wie alle seine Mitarbeiter, läßt das Gefühl souveräner Herrschaft über die Glieder des Kreises nicht aufkommen. Seine anerkannte Führung in der Arbeit beruht darauf, daß er tiefer um die Geheimnisse des angestammten und ererbten Bodens weiß wie die andern, daß er etwa weiß, wo er beim Säen das Korn dichter oder weiter werfen muß.

Auch die Kinder sind der Hofgemeinschaft eingegliedert, auch sie werden nur an ihrer Bedeutung für den Hof gemessen; ihre Erziehung ist nichts anderes als ein Hineinwachsen in die bäuerliche Gemeinschaft der Tradition, Pflicht und Ordnung. Sie lernen beizeiten ihre persönlichen Wünsche und Neigungen unterdrücken. Ihre Arbeit unterscheidet sich von der der Dienstboten dadurch, daß sie in allen Sätteln gerecht sein müssen, während den Dienstboten Sonderaufgaben überlassen bleiben.

Der erziehlichen Bedeutung der Hofgemeinschaft gegenüber stellt der Schulunterricht des Bauernkindes, speziell des Hoferben, ein besonderes Problem, zu dem wir aus unserer Gegenwart heraus Stellung nehmen müssen, um aus diesem sozialethischen Willen wieder tiefere Einblicke in bäuerliches Denken und bäuerliche Gemeinschaft zu erlangen. Es ist natürlich grotesk, wenn z. B. in der Naturlehre dem Bauernkind, das als Glied der Hofgemeinschaft, zu der auch die Tiere gehören, mit und in der Natur lebt, ein oberflächliches Buchwissen gelehrt wird, das für ein Stadtkind geeignet sein mag. Für Geschichte hat der Bauer überhaupt kein Organ. Geschichte ist für ihn die Geschichte seiner Familie, etwa drei Generationen zurückreichend. Die Gemeinschaft, aus der heraus der Bauer denkt, denken muß, hat eine Dauer, eine ewige Dauer, aber keine Geschichte.

Handelt es sich im ersten Fall der Naturlehre um einen ziemlich harmlosen Mißgriff, so entsteht im letzteren Fall die ernste Frage, wieweit man das Bauerntum untergräbt, wieweit man deutsches Volkstum ernstlich gefährdet, wenn man für das Stadtkind geeignete Wissensstoffe hineinträgt, die für die Erziehung des bäuerlichen Hoferben nicht nur bedeutungslos sind, sondern gar negativ bewertet werden müssen.

Demgegenüber bedeutet das Hineinwachsen in die Hofgemeinschaft ein Hineinwachsen in eine Lebensganzheit von einer übersichtlichen Geschlossenheit, mit der sich kein Sozialgebilde gleich geringen Umfangs auch nur annähernd vergleichen läßt. Im Gegensatz zu einem Handwerk, das alle Mitglieder einer Familie beschäftigt, sind in bäuerlicher Wirtschaft Arbeit

Digitized by Google

und Haushalt in ganz einzigartiger Weise zu einer großartigen Einheit verbunden. Alle arbeiten nicht nur für das tägliche Brot, sie erschaffen es wortwörtlich unmittelbar durch ihrer Hände Arbeit.

In dieser in sich geschlossenen, vollkommen beherrschten Welt gedeihen ausgeprägtere Persönlichkeiten als in irgendwelchen anderen Schichten. Unter den Männern eines bäuerlichen Dorfs im vorgerückten Alter gibt es viel Originale und sonderbare Käuze. Nur oberflächlicher Betrachtung scheint das ein Gegensatz. Der volkskundliche Forscher macht immer wieder die Erfahrung, daß er das Wertvollste und Beste von ausgeprägten Persönlichkeiten erfährt. Mögen sie noch so hoch das Niveau ihrer Dorfgenossen überragen, entscheidend ist allein, daß sie ihre Wurzeln gleich tief in die Erde senken. Fragen nach Sinn und Bedeutung eines volkstümlichen Brauchs, einer volkstümlichen Erscheinung, die uns im Vordergrund volkskundlicher Forschung stehen, wissen eigentlich nur diese außergewöhnlichen Menschen recht zu beantworten, denen zu begegnen ein großes, aber seltenes Glück ist. Durch Fragebogen kommt man nicht an diese äußerlich meist abseits stehenden Dorfweisen heran. Jedenfalls müssen alle Antworten, die über bloßes Vorhandensein und äußere Beschreibung volkstümlicher Sitte hinausgehen, im Hinblick auf den Gewährsmann gewogen, aber nicht gezählt werden.

Als erweiterte Hofgemeinschaft kann die Nachbarschaft angesehen werden, die trotz den verpflichtenden Hilfeleistungen ebensowenig Interessenverband ist wie die Hofgemeinschaft. Auch die Nachbarschaft hat überzeitlichen ethischen Charakter. Sie besteht unabhängig von persönlicher Abneigung und Zuneigung und erfüllt sich in festen, durch die Zeit bewährten Bräuchen. Sie tritt am offensichtlichsten beim Totendienst in Erscheinung, in der peinlichen Ausübung von Bräuchen, die nach Rangordnung der einzelnen verteilt und z. T. durch kirchlichen Kult bestimmt sind. Ein Nachbar ist aufs tiefste in seiner Ehre gekränkt, wenn etwa die Hausgenossen das selbst ausführen, was nach Sitte und Brauch dem Nachbarn zukommt. Es steht nicht nur seine persönliche Ehre, sondern was weit schlimmer ist, seine Gliedschaft innerhalb der Gemeinschaft auf dem Spiel.

Von den übrigen Gemeinschaftsformen bäuerlichen Volkstums sei hier nur noch die kirchliche Gemeinschaft gestreift, die den ethischen Grundcharakter der andern Gemeinschaftskreise erhöht und steigert. Die Gliedschaft kirchlicher Gemeinschaft verinnerlicht die patriarchalische Hausgemeinschaft, stärkt das Pflicht- und Verantwortungsbewußtsein dem Hof gegenüber, versittlicht die Pflicht der Nachbarschaft und vertieft die Symbolik der Gemeinschaftsbräuche. Die festlichen Bräuche des kirchlichen Jahrs sind die entscheidenden Jugenderlebnisse, die die Altersgenossen über die Jugend hinaus binden und ihnen das Dorf zur Heimat machen.

Aus dem sozialpolitischen Willen, die Kirche dem Volk zu erhalten, um „Heimat und Glauben" der Volksgemeinschaft zu stärken, wird die tiefere volksreligiöse und darum volkskundliche Einsicht erwachsen, daß die Kirche diese Aufgabe nur erfüllen kann, wenn sie als Kirche wirkt, d. h. in ihrem Unterschied gegenüber allen nur zeitlichen kulturellen Einrichtungen. — Anderseits darf über der Bedeutung des Konfessionellen, an dessen Gegen-

Digitized by Google

satz das Bauerntum und bäuerliche Sitte weit fester hält als irgendwelche anderen Schichten unseres Volkes, das Gemeinsame nicht vergessen werden, wie über dem landschaftlich Besonderen überall der gemeinsame deutsche Grundton herausklingen muß.

Sozialethische Einstellung, die in diesem Sinn die Volkssoziologie vertieft, wird der gesamten Volkskunde in allen Einzelgebieten zugute kommen, falls diese Volkskunde in sich recht geordnet und gegliedert ist, falls alle volkstümlichen Kulturgüter materieller wie geistiger Art nicht als losgelöste Gebilde, sondern aus ihrem Lebenszusammenhang, d. h. aus ihrer Bedeutung für die Gemeinschaft begriffen werden.

So haben wir in letzter Zeit nach Sinn und Bedeutung des volkstümlichen Liedes und der volkstümlichen Erzählung gefragt, indem wir sie ganz einfach und schlicht in die Gemeinschaft stellten, nicht theoretisierten, sondern uns auf tatsächliche Beobachtungen beschränkten, die allerdings nur von denen angestellt werden können, die so eng zum Gemeinschaftskreis gehören, daß sie von den Gliedern dieser Gemeinschaft nicht als Fremdkörper empfunden werden. Wir erkannten den Vorrat an Liedern und Erzählungen, über den eine Gemeinschaft verfügt, als Gemeinschaftssprache, als ein Mittel, die Gemeinschaft, die nur als Bewegung denkbar ist, zu stärken und mit neuem Leben zu erfüllen. Lied und Sage rufen Gemeinschaftserlebnisse wach. Der Glaube an das Übernatürliche der Sage ist Gemeinschaftsglaube, nicht Individualglaube. Ist die Gemeinschaftsstimmung gebrochen, so entschwindet auch der Glaube an das Übernatürliche der Erzählung. Das ist keine Theorie, sondern gesicherte Feststellung einer Tatsache. Auch das Heimaterlebnis, wie es sich in der Sage kundtut, ist Gemeinschaftserlebnis, Erlebnis der übernatürlichen und mythischen Kräfte der Heimat. Die Heimat einer Dorfgemeinschaft reicht so weit, als die Schauplätze ihrer Sagen reichen, die der steten Veränderlichkeit der Zusammensetzung eines Erzählkreises entsprechend einem ständigen Wandel unterworfen sind. Wie sich das Märchen aus dem Kreis der Gemeinschaftsformen löst und sich als Kunstgattung der Sage gegenüber abhebt, darf ich hier nicht mehr behandeln. Mir ist ja daran gelegen, zu zeigen, daß sozialpolitische Ausschau nach gemeinschaftsbildenden Kräften sich nicht mit dem schmückenden Sinn von Lied, Sage und andern Volksgütern begnügt, sondern nach ihrer tieferen sozialen Bedeutung fragt und damit zu neuen volkskundlichen Erkenntnissen vorwärts treibt.

Die soziologische Fragestellung zwingt zunächst zu einheitlicher Projektion auf die Gegenwart, um dann zu soziologischen Schichten der Vergangenheit zurückzutasten. Die geschichtliche Fragestellung innerhalb der Volkskunde darf also nicht das einzelne Volksgut isolieren, sie hat vielmehr die Pflicht, zunächst die soziologische Schicht der Vergangenheit aufzudecken, für die das Kulturgut einmal Sinn und Bedeutung hatte. Eben dies überaus schwierige Problem für das volkstümliche Lied haben in jüngster Zeit A. Hübners Deutsche Geißlerlieder und F. Rankes Untersuchung über den Begriff des Volksliedes im ausgehenden Mittelalter im Auge. Oder nehmen wir die gegenwärtige Vielgestaltigkeit des volkstüm-

Digitized by Google

lichen Wohnbaus innerhalb derselben bäuerlichen Dorfgemeinschaft zum Ausgang. Der Unterschied der wirtschaftlichen Verhältnisse innerhalb der Gemeinschaft läßt darauf schließen, daß wir auch für die Vergangenheit mit einer Differenziertheit des Hauses zu rechnen haben, wonach die Vorstellung von der einsträngigen Entwicklung des volkstümlichen Wohnbaus vor allem auch im Hinblick auf das prähistorische Haus gründlich zu revidieren ist.

Kurzum, eine soziologische Volkskunde sozialethischer Einstellung wird auf allen volkskundlichen Teilgebieten reiche Früchte tragen. Sozialethische Einstellung wird nicht nur der Forschung, sondern auch der Lehre zugute kommen. Die durch die Volkskunde zu sozialethischer Verantwortung Erzogenen werden ihre Haltung auch auf andere wissenschaftliche Arbeitsgebiete übertragen. Volkskundliche Arbeit, die sich bewußt in den Dienst des Volkes stellt — „Das Volksleben muß erst erforscht werden, bevor deutlich werden kann, was ihm gut ist" — wird zu einer Durchbruchstelle nationaler Forschung und nationaler Lehre.

Von bäuerlicher Höflichkeit. (Aus Steiermark.)

Beliebt ist als Gruß das „Anreden". Gleichzeitig ist damit auch ein Anknüpfungspunkt für ein Gespräch gefunden. „Schon auf?", „Nöt so fleißi!", „Eilts na, 's kimb a Wäida", „Schießts nöt so um!", „Feiaamt machn!" werden im Vorbeigehen; „Sads nöt z'fleißi" beim Fortgehen und „Schon hoam?", „Aus gwen?" beim Begegnen gebraucht.

Einen ganz Fremden wird der Bauer nicht so leicht „anreden", eher noch grüßen. Und diese Grußfreundlichkeit ist ganz verschieden. Es gibt Gemeinden, in denen wohl fast jeder grüßt, aber auch solche, wo das nicht üblich ist.

Eigentümlich ist es der Jugend, daß sie, sobald sie aus der Schule ist, auch ihren Lehrer nicht mehr grüßt. Das dauert mehrere Jahre, dann kommt das Grüßen wieder von selber.

Tritt einer ins Haus, so heißt es: „Kemans eina", „Sitzns nieda". Darauf wird die Tischlade geöffnet, Brot und Messer herausgereicht. Und nach der Einladung: „Schneidns oba" verschwindet der Hausherr, um bald mit einem Kruge Most oder Wein wiederzukehren. Geht das Zugreifen zu langsam, dann folgt die Mahnung: „Lassn S'Ihnen nöt hoaßn; greifn S'zu!", „Trinkens".

Nur bei den modernen Bauern wird die Gastfreundschaft nicht mehr geübt.

Mit Most, Wein und Brot geizt der Bauer nicht; wenn ers nur hat, gibt er gern.

Geht der Besuch, dann entschuldigt er sich: „Nix für unguat" oder „Nix har(b) sein". Und der Gastgeber: „Schean Gruaß ausrichten."

In die Stube treten die Nachbarn in der Regel ohne anzuklopfen. Den Hut hält der Besuch meist fest auf dem Kopf.

Spricht der Bauer von seiner Person mit Beziehung von andern, so stellt er die seinige immer an erster Stelle: „I und der Sepperlbauer sind in die Kirchn gangen."

Wurde von der abwesenden Frau in Jagerberg gesprochen, so hieß es die „Säi", während sie den Mann immer den „Herrn" nannte.

„Alte" als Bezeichnung für die Frau gehört zu den Ausnahmen. Den Fremden spricht man mit „Säi", den Bekannten mit „Du" an. Alte Leute sprechen auch mit „Däis" an, während „Er" auch von diesen nur mehr vereinzelt gebraucht wird.

Hans Rohrer.

Digitized by Google

Zur Volkskunst.

Von Professor Dr. Ernst Fehrle, Karlsruhe.

Unter Kunst versteht man[1] „den gestalteten Ausdruck der Beziehungen vom Ich zur Welt". Diese Begriffsbestimmung gilt für die Stilkunst, oder, wie gesagt wird, für die persönliche Kunst. Die Aufnahme des Kunstwerkes und die Aufnehmenden spielen dabei keine Rolle. Anders bei der Volkskunst. Die Volkläufigkeit ist in ihren bisher erforschten Teilgebieten wesentlich. Denken wir an das Volkslied. Berücksichtigt man das unter Übertragung auf die bildende Kunst des Volkes, so könnte man sagen: Erzeugnis der Volkskunst ist der jeweilig formgewordene Ausdruck der Beziehungen eines entweder gruppenweise (kollektiv) bestimmten, oder wenigstens gruppenmäßig empfindenden Ichs zur umgebenden Welt, eine Gestaltung, die dann im Volke heimisch wurde [d. i. bei einer im anreihenden (assoziativen) Häufungs-(komplexen)-Erleben gewohnten Gesamtheit]. Wenn man unter Stil „das in der Mannigfaltigkeit der Kunstformen eines Bereichs durchgängig einheitliche Prinzip, das diesen Bereich definiert" versteht, so müßten doch im Stilinbegriff der Volkskunst, bei dem also von Person, Zeit, Volk und Stamm abgesehen ist, alle jene Merkmale liegen, die man in Volkslied, Sitte und Brauch, Volksglaube, in Märchen und Sage als dem Begriff Volkserleben zugrunde liegend annimmt. Volkskunst müßte also ebensogut wie die genannten Bereiche einer Volkskultur unter den nämlichen Bedingungen entstehen und leben, sie müßte, mit andern Worten, mit zum Lebensstil des Volkes gehören.

Vielleicht lohnt einmal die Aufgabe, allerlei Gegenstände, die als Volkskunst gesammelt wurden, und als solche anerkannt sind, auf die dem Volkserleben zugrunde liegenden Gesetze hin zu untersuchen. Da sich bei Frühkulturvölkern, Kindern und Volk ähnliche Entwicklungen zeigen[2], so liegt nahe, Kinder- und Volkskunst im Bilde untersuchend nebeneinander zu stellen und vielleicht (in Gedanken wenigstens) das Kunstgut weniger entwickelter Völker gelegentlich beizuziehen. Ein Versuch sei auf geringem Raum und mit wenig Quellen gewagt.

Zum „Unterschichtlichen im Volksmenschen an sich"[3] gehört der Mangel an logischem Denken, an bloß logisch-kausaler Verknüpfung, dafür die Tatsache des Sammelerlebens (komplexes Denken)[4]. Als Beispiel

[1] H. Kühn, Primitive Kunst. Ebert, Reallex. d. Vorgeschichte, 10. Band.
[2] A. Spamer, Wesen, Wege und Ziele der Volkskunde, 1928, 12 f.
[3] Ebenda, S. 11.
[4] A. Knabenhans, Schweiz. Archiv f. Volkskunde, 23, 1920/21, 121 ff.

Digitized by Google

Bild 1. Ein Auto verbrennt, von Hanni Berger, Karlsruhe.

diene das Kinderbild: „Ein Auto verbrennt." (Bild 1.) Das Kind gibt keine Zusammenschau, sondern ein Nach- und Nebeneinander in der Form, ähnlich wie ein Botenbericht. Es heißt nicht abstrakt: Eine Masse Menschen war da, sondern Karl, Anna, Hermann, Resi, die Mutter, der Schutzmann ist gekommen, jedes ist einzeln, vollständig sichtbar hingestellt. Wie die Zeichnerin ein jedes kommen sah, eines nach dem andern, so gibt sie alle nacheinander wieder. Das brennende Auto ist nicht Mittelpunkt eines schreckbewegten Menschenauflaufs, kaum drei schauen hin, es ist nur ein Glied in der Ablaufreihe der Erlebniskette. Die Zeichnerin steht nicht außerhalb und sieht das Ganze zusammen, sie steht mitten drunter als eine der vielen Einzelheiten. Nirgends ist eine merklich zwingende Zusammenfassung. Der einzige, der eine Bewegung nach dem Auto hin macht, ist der Schutzmann, die andern sind ohne innere Beziehung zum Mittelpunkt des Geschehnisses. Sie könnten überall anderswo und aus anderem Grund stehen. Daher ist jede Einzelgestalt mit der nämlichen Gründlichkeit und Sorgfalt vom Scheitel bis zur Sohle ausgeführt wie das brennende Auto selbst. Die Farben sind durchaus leuchtend und sonnig, ohne daß sie Schrecken oder Staunen kündigen. Den Maßstab für Länge und Breite — die Tiefe fehlt — trägt jede Einzelfigur in sich, Beziehungen dieser Art fehlen. Der Schutzmann, als der dem Kinde alltäglich — nicht im Bilde — Wichtigste, ist größer als das Auto. Sehr groß ist auch eine andere im

Digitized by Google

Leben gefühlsbetonte Gestalt: die Mutter. Sonst ist alles in gleichwertigem Nebeneinander. Das entspricht in der Wortkunst etwa der Verwendung der Beiordnung in der Volksschilderung. Dort steht auch Hauptsatz an Hauptsatz, kaum einmal erscheint ein Nebensatz. Matthias Claudius hat im „Abendlied" diese Sageweise des Volkes gefunden:

„Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar.
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder,
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon uns, Gott, mit Strafen,
Und laß uns ruhig schlafen!
Und unsern kranken Nachbarn auch!"[5]

Uhland gibt ein Beispiel für die Beiordnung und zugleich eines für die Aufzählung der Reihe nach, die einer Zusammenschau vorausgeht:

„Der Ludel und der Hensel,
Sigel und Oswald,
Der Zirel und der Jörgel,
Casper kam auch bald,
Dieselben guten comper
Die trunken wein on gfär,
Der Lipp schaut in d'kandel,
Er klopfet: sie was lär!
Hupf auf, presinger!"[6]

Den allergrößten Gegensatz zu den gegebenen Bildern der Volkskunst bilden die Bauernkriegsradierungen der Käthe Kollwitz, eine künstlerische Zusammenschau, Ideengestaltung geballtester Art. Nehmen wir das Bild: Bewaffnung. Aus dem Zwielicht einer Folge sich scharf überschneidender Gewölbebogen schießt eine düster-helle Woge steil in's Dunkel auf. Das Bild ist ein hohes, schmales Rechteck, die Woge seine Diagonale. Sensen, Menschenköpfe, Picken, Hände, Sicheln, verzerrte Gesichter, in e i n e drängende Flut gepreßt, stellen diese Woge dar. Grenzenlose Wut, irrsinniges Sichaufbäumen sagen die grünlich-schwarzen Farbflecken in ihrem rasenden Anlauf. Nichts steht für sich, unklar ist jede Einzelheit, unheimlich klar nur der lodernde Massenwille. Man betrachte dagegen die ornamental verwendeten Blumen, Tiere und Sterne auf volkskundlichen Gegenständen. Beziehungsarm wie die Zuschauer beim brennenden Auto stehen die Einzelheiten im Nebeneinander, jede für sich eine abgeschlossene Wirklichkeit, ohne Perspektive, raumlos in reiner Freude am Da-Sein.

[5] M. C l a u d i u s, Werke, herausgeg. v. Hans Frank i. d. Deutschen Buchgemeinschaft, Berlin, o. J., S. 207 f.

[6] Volkslieder Nr. 228.

Digitized by Google

Viele Beispiele aus der Volkskunst ließen sich leicht aufzeigen. Überall werden konkrete Einzelbilder aufgereiht, Stück wird neben Stück gesetzt, aus einem allgemeinen Erfahrungswissen heraus beurteilt, nicht zusammengeschaut. Auch hier ist jede Einzelheit genau gezeichnet, aber nur als Einzelheit genau, im Ganzen (wie in dem Beispiel aus der Kinderkunst) widerspricht die Darstellung der Wirklichkeit, ist abgezogen von jeder Möglichkeit. Eine ganz anziehende Mischung von Wirklichkeitstreue im Kleinen, deren Teile, zusammen gesehen, wirklichkeitsfremd sind. Ein ähnlicher Widerspruch ist im Märchen: „Träger der Märchenhandlung, ihre eigentlichen „Helden" sind zwar so gut wie ausschließlich Menschen. Und zwar überwiegend Menschen gewöhnlicher Art, die auch in die gewöhnliche irdische Umwelt von Mitmenschen, Tieren, Pflanzen, der irdischen Landschaft, in die gewöhnlichen Beziehungen von Zeit und Raum sich hineingestellt finden ... Was dem kritischen Beobachter heute am Märchen in erster Linie auffällt, ist ... der Widerspruch, in dem seine Aussage zur Wirklichkeit steht[7]." Die Einzelheiten sind wirklich, ihre Gesamtwirkung über-außer-un-wirklich.

Zu dem genannten Unterschichtlichen im Volksmenschen gehört sicherlich die Anschauungsnähe des einfachen Erlebens[8]. In den bisherigen Bildern läßt sich auch diese Seite sehr leicht auffinden. Es sollen aber einige neue Beispiele gezeigt werden. Weil der einfache Mensch an der Erscheinung haftet, weil er wie der Künstler nur in Anschauung lebt, meidet er abstrakte Begriffe. Matthias Claudius hat in seinem Wandsbecker Boten seinen Spürsinn für diese sinnliche Welt und äußert sich hart gegen das, was sie unterdrückt: „Die Herren Philosophen, die von Allgemeinheiten gehört haben, die tief in der Natur verborgen liegen sollen und durch Hebammenkünste zur Welt gebracht werden müssen, abstrahieren der Natur das Fell über die Ohren, und geben ihre nakte Gespenster für jene Allgemeinheiten aus, und ihre Zuhörer, die an diese Gespenster gewöhnt werden, verlieren nach und nach die Gabe, Eindrücke von einer Welt zu empfangen, in der sie sind. Alle Haken ihrer Seele, die an die Eindrücke der wirklichen Natur anpacken sollen, werden abgeschliffen, und alle Bilder fallen ihnen nun perspektivisch und dioptrisch in Aug und Herz[9]." Nicht so beim Volk. All dessen massive Redensarten mit ihrem zwingenden Bildgehalt sind dafür Beispiele[10]. Eines soll genügen: „Das Seinige treu tun", pflegte meine Mutter zu sagen, „ist'n Stern, der auf der bloßen Brust sitzt, die andern sitzen nur am Latz[11]." Genau so konkret arbeiten Volk und Kind. Ein Baum besteht aus Stamm, einzelnen Ästen und Blättern, ein Wald aus einzelnen solcher Bäume. Das sieht man an volkskundlichen Darstellungen, das zeigen auch alle Landschaften von Kindern. Der Wald ist, da ja alles einzeln und mit Nachdruck angeschaut wird, ein Nebenein-

[7] Friedrich Panzer, John Meier, Deutsche Volkskunde, 1926, 220 f.
[8] Knabenhans, a. a. O.
[9] M. Claudius, a. a. O., 33 f.
[10] Vgl. August Lämmle, Der Volksmund in Schwaben, schwäb. Volkskunde, 1. Band, 1924.
[11] M. Claudius, 19.

Digitized by Google

ander von Ästen, Stämmen und Blättern, eine belastende Fülle von Einzelheiten, die infolge des Überwiegens der „Beobachtungsintelligenz" und infolge des Mangels an „Verarbeitungsintelligenz" nicht zusammen gesehen werden. Manche Künstler unserer Tage gehen in ihrer sogenannten neuen Sachlichkeit bewußt noch viel weiter als das Kind. Ihre Bilder stellen dann mit zufälligen Einzelheiten überladene, allzu scharf eingestellte Photos dar, oder gleichen alten Öldrucken. Beides macht einen peinlichen Eindruck. Man merkt allzusehr die Absicht, während beim Kind die Sorglosigkeit des Aufzählens und das breite Hersagen unverdächtig sind. Daß auch beim künstlerisch stark veranlagten Kind eine Zusammenschau schon möglich ist, beweist das Aquarell eines Zehnjährigen. Ohne jede Hilfe eines Erwachsenen hat er ein Nikolausbild geschaffen. Der Wald: Eine braungelbe Einheit, die Farben sind auf Tonwerte abgestimmt. Kein Ast, keine Blätter, dafür geheimnisreiche Raumtiefe. Wie die Farben nicht mehr in Vereinzelung auseinanderfallen, so geben auch die rhythmisch bewegten Stammlinien einen wundervoll ruhigen, harmonischen Klang. Tiefes Schweigen rings, keine Einzelheit redet. Im Mittelpunkt der Nikolaus, ihm alles untergeordnet, der gestaltete Raum sein Gewand. Das ist eine ganz eigenpersönliche Leistung, die kaum zu tun hat mit Kinder- oder Volkskunst, eine Leistung, zu der der Kleine sich durchgerungen hat, in zahlreichen Nikolausbildern, von denen aber doch keines Vorstufe ist zu diesem reifen Bild. Man sieht keine Entwicklung. Eine augenblickliche Eingebung hat ihn unbeobachtet das finden lassen, was lange in ihm kreiste, ganz unabhängig von Gruppe und Typ. (Es ist ein Aquarell Hans Bergers, von dem Bild 3 stammt.)

Doch wieder zurück zur Anschauungsnähe, die Seelisches nur körperlich sehen kann. In der Schule wurde die Aufgabe gestellt, ein Bild „Zahnweh" zu malen, also Schmerz. In der Stilkunst würde man versuchen, das Weh in Linie und Farbe umzusetzen, oder in einfache schwarz-weiß Verteilung. Nicht so die Kinderkunst. Die Farben der Bilder einer Klasse sind durchaus lieblich, das Linienwerk ist unbekümmert und sorglos. Die Anschauung auf Grund der Erfahrung genügt vollständig: Einmal das im Bette liegen mit verbundener Backe, oder das auf dem Stuhle kauern mit der Hand an der Wange. Reine Beobachtungsintelligenz. Matthias Claudius verfährt ganz ähnlich in einer Besprechung der Leiden des jungen Werthers[12]: „Weiß nicht, ob's'n Geschicht oder'n Gedicht ist, aber ganz natürlich geht's her, und weiß einem die Tränen recht aus'm Kopf heraus zu holen. Ja, die Lieb' ist'n eigen Ding, läßt sich's nicht mit ihr spielen, wie mit einem Vogel. Ich kenne sie, wie sie durch Leib und Leben geht, und in jeder Ader zuckt und stört, und mit'm Kopf und der Vernunft kurzweilt. Der arme Werther! ... Wenn er doch eine Reise nach Pareis oder Peking getan hätte! So aber wollt' er nicht weg von Feuer und Bratspieß, und wendet sich so lange daran herum, bis er kaput ist ..."

Auf einem Kuchenmodel vom Jahre 1655 (Bild 2) mit der Umschrift: „Man thut mich heißen nieman, ale Ding mus ich zerbrochen han, des

[12] Ebenda, 44 f.

Digitized by Google

Bild 2. Kuchenmodel. Nach D. Baud-Bovy, Schweizer Bauernkunſt. Orell-Füßli-Verlag, Zürich, Leipzig, Berlin 1926, Bild 175.

thruren ich das ich nit kan verantworten mich 1655", iſt noch die mittelalterliche Symbolik in der Schmerzgebärde, die wir aus Bild und Gedicht Walthers von der Vogelweide kennen. Die zerbrochenen Dinge liegen aber nur ſcheinbar wahllos um den Trauernden, in Wirklichkeit bewegen ſie ſich rhythmiſch ornamental um ihren Zerſtörer Niemand. Eine abſtrakte Wahrheit, die nämlich, daß gewöhnlich niemand etwas zerbrochen haben will, iſt trefflich gegenſtändlich gemacht wie das Zahnweh in der Kinderzeichnung. In der Aufzählung aller Einzelheiten entſpricht das Bild ganz dem komplexen Vorſtellen, ſeine Wirklichkeitsnähe kann ebenſowenig bezweifelt werden. Den rhythmiſchen Fluß aber hat eine ſpieleriſche Künſtlerſeele geſchaffen, die gleichzeitig Geſchmack und Seelenlage ihrer Abnehmer wohl kannte, alſo ein gruppenweiſe beſtimmter oder wenigſtens gruppenmäßig

Digitized by Google

empfindender Mensch. Seine Gestaltung ist infolgedessen im Volke heimisch geworden.

Auch das Kind vergegenständlicht in ähnlicher Weise. (Bild 3.) Wie im schweizer Kuchenmodel der allgemeine Begriff „ale Ding" aufgelöst wurde in die Aufreihung der besonderen Dinge, so ist hier die Gesamtschau in ein Nebeneinander von Einzelwirklichkeiten zerlegt, oder vielmehr, vom Kind aus gesehen, zeigen die vier Kaminfeger d e n Kaminfeger. Möglichst viele naturtreue Einzelanschauungen sind also zu einer Gesamtschau verbunden, die durchaus der Wirklichkeit widerspricht. Die Treppen aus dem Innern des Hauses sind auf die Außenseiten und auf das Dach gelegt. Der noch nicht siebenjährige Bub w e i ß ja doch, daß Treppen da sind, warum sie also verschweigen? Er w e i ß auch, daß der Kaminfeger verschiedene Dinge tut, also zeichnet er ihn in den vier, ihm am meisten eindrucksvollen Stellungen: Wenn er kommt, zum Kamin aufsteigt, den Kugelbesen hinab wirft und schließlich in's Haus hineinsteigt. Das Haus hat daher auch zwei Treppen und zwei Schornsteine. Die Aneinanderreihung ergibt d e n Kaminfeger, d a s Haus. Wichtiger als die Gesichtszüge sind die Beigaben: Hut, Leiter, Kugelbesen. Es ist ja auch nicht der Kaminfeger A, sondern der Kaminfeger an und für sich, wie im Märchen d e r König. Das Allemalige (Typische) überwiegt, das Eigenpersönliche (Individuelle) fehlt.

In den meisten der bisherigen Bilder liegen die inhaltstragenden Teile nebeneinander, sind lose aufgereiht. Die Wirkung ist die einer Aufzählung. Nacheinander löst ein Glied das andere aus, die Wirkung erfolgt verlangsamt und in die Breite. Daneben gibt es aber auch Wirkungen, die von einer Mitte aus gehen im Volkserleben, besonders inhaltbeladene Begriffe. Wie z. B. Rose und Nachtigall bereits im frühen Mittelalter dem Formelschatz dichterischen Schaffens angehören, das heißt, bei ihrer Nennung eine Eindrucksfülle entfalten, die eine ganz bestimmte Art von Gefühlswerten auszulösen imstande ist, so ist es z. B. mit dem Begriff Rosengarten[13]. Wenn daher das Wort Rosengarten in einem „zersungenen" Volkslied nicht einwandfrei inhaltlich aus dem Zusammenhang deutbar ist, oder, sagen wir, mit dem Verstande faßbar, dann ist es auf Rechnung dessen zu setzen, daß Rosengarten eine „geballte Ladung" darstellt, also einen gefühlsbeladenen Inhalt aufweist, der Sänger und Hörer sofort in eine bestimmte geistige Umwelt versetzt, in eine Seelenlage bringt, die nach allen Seiten Wege öffnet vom verstandesmäßig Unfaßbaren zum rein zu Erfühlenden. Um solche Stichworte: Herz, Rose, Lilie liegen Gefühlswerte geballt, die gleichzeitig mit der Namensnennung ausgelöst werden und starke Wirkung haben, auch wenn es auf Kosten des Verstandesmäßigen geht. Wie könnten sonst auch gebildete Menschen singen: „Drei Lilien, drei Lilien, die pflanzt ich auf mein Grab", wenn nicht Lilie und Grab solche Gefühlsmitten wären? Oder „Am Rosenhügel zog ich mich empor, wo ich in süßen Träumen mich verlor". So bleibt auch in der Seele des Volkskünstlers gefühlmäßig Wichtiges haften und drängt zur Gestaltung. Er schafft dafür ein volks-

[13] Ernst F e h r l e, Garten, Rose und Rosengarten im deutschen Mittelalter, Heidelberger Diss., 1922 (nicht gedruckt).

Digitized by Google

gültiges Zeichen. Dieses wird überbetont, Unwichtiges weggelassen, oder nebensächlich behandelt, im Maßstab verkleinert. Das gefühlsbetont Wichtige wird zum Mittelpunkt einer geballten Ladung, wird, wenn es ein Geistiges ist, körperlich vergrößert herausgestellt. Darin gleicht der Expressionist dem Volkskünstler.

Die Eigenart, sich durch geballte Ladungen dieser Art in eine gefühlsbeherrschte Seelenlage bringen zu lassen, gehört ebenfalls zum Unterschichtlichen im Volksmenschen. Sie erfassen auch den Gebildeten. Ein gut beobachtetes Beispiel in einem sonst weniger anziehenden Roman, „Prinz Kuckuck" gibt dazu Otto Julius Bierbaum (1906—08). Ein Keilfuchs kommt zum erstenmal zur Kneipe. Was wirkt auf die Gemeinschaft? Hellblaue, silberverschnürte Kneipjacken, orangene Stürmer, andere Mützen mit-

Bild 3. Der Kaminfeger von Hans Berger, Karlsruhe.

kneipender Korpsburschen, Fahnen, Wappen an den Wänden, alles im gelben Lichte zahlreicher, auf alten messingenen Leuchtern stehenden Kerzen, bereits schummerig umnebelt von Tabaksqualm aus langen und kurzen Pfeifen, dazu viel blitzendes Metall von strahlenförmig zusammengruppierten Schlägern, Säbeln und Spießen und das matte Blenden der wie in einer einzigen großen Glasfläche wirkenden, dicht nebeneinander gehängten Photographien und Silhouetten früherer Korpsangehöriger. Soweit die Gruppen schaffenden Augeneindrücke. Gleichlaufend und gleichwertig die Gehörsladungen: Eine geschwollene Rede (die man nicht bloß lesen darf): „Ich habe die Ehre und das Vergnügen als erster Chargierter der Pomerania einen jungen Gast unter uns willkommen zu heißen, der, wie man mir berichtet hat, beabsichtigt, bei Pomerania zu renoncieren . . ." (Erstchargierter, Pomerania, wie man mir berichtet hat, renoncieren, was für gewichtige Worte!) Darauf folgt ein Vergleich zwischen dem Chorstudententum und dem Ordenswesen innerhalb der katholischen Kirche. Die Füchse stören. „Donnerwetter noch mal! Sämtliche Füchse trinken einen Ganzen, desgleichen Sturm, Kuttler, Winkler, Hanke, Karsten! Weiteres behalte ich mir vor!" Es folgen dann Worte wie: Exklusiv, Ehre, Treue zu den Farben orange-blau-silber, Kandarre und zum Schluß ein Salamander. Damit sind wir beim dritten Bindenden angelangt, beim Alkohol. Alles

Digitized by Google

wirkt jetzt einigend: Lieder, Bierjungen, zeremonielle Formen, die prachtvoll sicheren und stolzen, vergnügten Leute, die betrunken sind, aber nie direktionslos, die Haltung bewahren und Witz: „Das Ganze blieb, wie jeder Einzelne, in einer unverrückbaren Form, wie mit Klammern vom Komment gehalten." Tradition! Die Wirkung: Auch der Keilfuchs wird Gruppenmensch, sein eigenpersönliches Geistiges geht unter im Gemeinsamen: „Er war wie benommen von diesen Farben ... Es war schon ein Bild, das einen jungen Fuchs bezaubern konnte. Henry kam es schlechthin märchenhaft herrlich vor ... H. war starr über die Schnelligkeit sowohl wie über die Häufigkeit, mit der hier die Kännchen geleert wurden ... Es imponierte ihm alles ... Auch H. wurde betrunken, aber auch er nahm sich zusammen." Die Gemeinschaft ist jetzt reif, mit Begeisterung ihr Korpslied zu singen. Schlägerschlag auf den Tisch. „Silentium für den ersten Vers!"

Pomerania sei's Panier!
Denn die Pommern pummern.
Jeden Morgen schlemmen wir
Kaviar und Hummern,
Trinken Lichtenhainer Bier
Gilka, Rum und Malvasier.
Denn die Pommern pummern.

„Silentium für den zweiten Vers!"
Pomerania sei's Panier!
Denn die Pommern pummern.
Vormittags da fechten wir
Eins, zwei, drei, vier Nummern.
Hochquart, Hackenquart, Durchziehr,
Krumm der Speer, genannt Rapier,
Denn die Pommern pummern.

„Silentium für den dritten Vers!"
Pomerania sei's Panier!
Denn die Pommern pummern.
Nachmittags da gehen wir
In's Kolleg zu schlummern.
Leibfuchs und das sag' ich dir:
Fleiß ist Tugend und Pläsier,
Denn die Pommern pummern.

„Silentium für den letzten Vers!"
Pomerania sei's Panier!
Denn die Pommern pummern.
Kommt der Abend, lassen wir
Den Komment uns kummern.
Sieben Ganze komm ich dir,
Leibbursch, allerschönste Zier:
Denn die Pommern pummern.

„Ein Prosit dem Dichter und den Sängern."

Digitized by Google

Die Kneipe ist vorbei, die Gruppengeistigkeit löst sich allmählich auf, das Eigenpersönliche kommt wieder zur Geltung. Die Nachwirkung ist aber doch so, daß das Sich-außerhalb-stellen aus der Reihe noch zur Kritik auffordert:

„Ein ganz netter Kerl", sagt einer, als der Keilfuchs betrunken fortgeschafft werden soll, „aber er hat einen Gehirnfehler." „Was?" „Er hat die fixe Idee, daß ein Mensch zum Übernachten vier Zimmer braucht." „Paß auf, Kleiner!" ruft einer dem nach, der den „Neuen" in's Gasthaus bringt, „Du mußt ihn über die Türschwelle zwischen Zimmer drei und vier legen, damit er wirklich etwas von seiner Etage hat."

Die kurze Wegstrecke hat doch wohl gezeigt, daß es sich lohnen würde, einmal näher zum Ziele hin zu suchen, die Volkskunststücke in ihrer Gesamtheit zu prüfen, einzuordnen nach den allgemeinen Gesetzen der philologisch-historischen und psychologischen Lehrweise der Volkskunde.

Benützte Schriften:

Lorenzo Bianchi, Geiler von Kaisersberg und Abraham a S. Clara, Oberd. Ztschr. f. Volkskunde, 3, 137 ff. — Studien zur Beurteilung des Abraham a S. Clara, 1924.

Hans Fehr, Massenkunst im 16. Jahrh. Denkmale der Volkskunst, herausgegeben von W. Fränger, 1924.

Ernst Fehrle, J. P. Hebel, Oberd. Ztschr. f. Volkskunde, 1, 48 ff.; derselbe: Aus Wilhelm Raabes Werk, ebenda, 73 ff.

Eugen Fehrle, Badische Volkskunde, 1, 1924, 36 ff.

Wilhelm Fränger, Jahrbuch für hist. Volkskunde, Bd. 2. Vom Wesen der Volkskunst, 1926.

H. Güthlein und J. M. Ritz, Das Feuchtwanger Heimatmuseum, Führer durch die bayerischen Orts- und Heimatmuseen, Bd. 1, 1929.

Konrad Hahm, Deutsche Volkskunst, Deutsche Buchgemeinschaft, o. J., 1928.

Egon Kornmann, Urkunden der Volkskunst, Starnberg bei München.

H. Kühn, Kunst der Primitiven, 1923.

Edwin Redslob, Deutsche Volkskunst, München. (Landschaftlich abgeschlossene Einzelbände.)

Erwin Schroff, Psychologisches zum Ornament, Oberd. Ztschr. f. Volkskunde, 2, 105 ff.

Adolf Spamer, Um die Prinzipien der Volkskunde, Hess. Bl. f. V., 23, 1924, 67 ff.; Derselbe, Volkskunst und Volkskunde, Oberd. Ztschr. f. Volkskunde, 2, 1 ff.; Derselbe, Wesen, Wege und Ziele der Volkskunde, 1928.

Thurnwald, Primitives Denken, Reallexikon d. Vorgesch., herausgegeben von M. Ebert, 10, 294 ff.

Max Walter, Die Kunst der Ziegler, Oberd. Ztschr. f. Volkskunde, 1, 5 ff.; Derselbe, Die Volkskunst im bad. Frankenlande, Heimatbl. v. Bodensee zum Main, Nr. 33, 1927; Derselbe, Wege zur Erkenntnis der Volkskunst, Oberd. Ztschr. f. Volkskunde, 3, 86 ff.

Digitized by Google

Bäuerlicher Sinn für Ordnung und Gerechtigkeit.

Von Prof. Dr. Eugen Fehrle, Karlsruhe.

Überblicken wir die Geschichte der Menschheit, so ergibt sich, daß geordnetes, zweckmäßiges Denken in großem Ausmaße erst mit dem Entstehen der Bauernkultur aufgekommen ist. Nomadenvölker, Hirten, auch die „Sammler", d. h. die Völker, die im Sommer für den Winter Nahrung sammelten und teilweise zubereiteten, daß sie den Winter über hielt, waren nicht in dem Maße das ganze Jahr über gezwungen, ihre Arbeit bis ins Kleinste zweckmäßig einzurichten, zu verteilen und zu ordnen wie der Bauer.

Er muß zur richtigen Zeit das Erdreich bebauen, bepflanzen, muß darauf achten, wann die Ernte reif ist und wie sie gut heimgebracht und aufbewahrt wird, dann vor allem muß er das Heimgeholte genau einteilen; denn, wenn es ihm vor dem kommenden Sommer ausgeht, muß er mit seinen Haustieren hungern.

Wie im Ganzen größte Ordnung herrscht, ist im Einzelnen alles zweckmäßig eingeteilt. Bauer und Bäuerin haben ihre bestimmt abgegrenzten Arbeitsbereiche. Jeder leitet und arbeitet an seinem Platz, und doch beide für das Ganze. Und dieses Ganze wollen sie erhalten und fördern, wie es die Väter getan und Kinder und noch viele Enkel tun sollen.

Aus ordnungsmäßigem Zusammenarbeiten entwickelt sich immer ein starker Sinn für Gerechtigkeit. Und diesen hat der Bauer allezeit gehabt bis zur Halsstarrigkeit. Wenn er irgendwo sein Recht verletzt glaubt, so prozessiert er bis zur letzten Instanz und bis zur letzten Mark[1].

Das können wir nicht nur an unseren deutschen Bauern heute beobachten, sondern an den Bauern aller Zeiten.

Der erste Dichter in Europa, dessen Persönlichkeit wir kennen und überschauen, ist der Grieche Hesiod. Er lebte um das Jahr 700 v. Chr. in einem kleinen Dorfe in Böotien und hinterließ uns unter anderen Werken eine Dichtung „Werke und Tage". Was darin über Bauernart, Bauernfrömmigkeit und Pflichtgefühl gesagt ist, gilt für alle Zeiten. Denn es entspricht einem Sittlichkeitsempfinden, wie es sich für schollengebundene und in Dorfgemeinschaft lebende Menschen immer wieder ergibt.

Der Bauerndichter Hesiod glaubt unbedingt an die Gerechtigkeit, die zum Schluß überall bei den Menschen und Göttern siege. Mit seinem Sinn für anschauliche Darstellung weiß er diesen Glauben zu verkünden. Dabei bekommen wir zum erstenmal im Schrifttum Europas eine Fabel erzählt[2] (Vers 202 ff.):

[1] In letzter Linie war es in Deutschland seiner Zeit verletztes Gerechtigkeitsgefühl, das zum Bauernkrieg geführt hat. Vgl. W. Andreas, Deutschland vor der Reformation, eine Zeitenwende, 416 ff.

[2] Nach der Übersetzung von Peppmüller, Hesiodos, ins Deutsche übertragen und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen, Halle, 1896.

Digitized by Google

Jetzt eine Fabel, den Herrschern zum Frommen, so klug sie auch selber.
Also sprach die Nachtigall an, die bunte, der Habicht,
Da er gar hoch in den Wolken sie trug mit den packenden Krallen:
Sie, von den krummen Krallen durchbohrt, ließ kläglichen Jammer
Hören: Da sprach er sie an mit dem Worte, bewußt sich der Stärke:
„Beste, was schreiest du so? Ein Stärkerer hält dich gefangen."
Und so schön du auch singst, wie ich dich führe, so gehst du.
Will ich, so halt ich ein Mahl, wo nicht, so werd ich dich lassen.
Töricht, wer sich entschließt, dem Stärkern zuwiderzuhandeln:
Niemals wird ihm der Sieg, zur Schande erduldet er Schmerzen."
Also sprach schnellfliegend der Habicht, die Flügel gebreitet.
Du, o Perses[3], höre das Recht, nicht mehre Gewalttat.
Schaden bringet Gewalttat dem Niedrigen, doch auch dem Hohen
Wird sie zu tragen nicht leicht: laut stöhnt er unter der Bürde,
Wenn ihn Verblendung ergreift: ich lobe den anderen Weg mir,
Der zur Gerechtigkeit führt: Recht geht doch über Gewalttat,
Ist man endlich am Ziel: den Schaden erkennet der Tor auch!

Noch in anderen Versen stellt der Dichter der Gewalt, die unter den Tieren herrscht, das Recht gegenüber, das bei den Menschen Geltung haben soll. Wieder redet er seinen ungerechten Bruder an. (Vers 275 ff.):

Hör der Gerechtigkeit Stimme, vergiß auf immer Gewalttat!
Denn so spricht das Gesetz, das Zeus auf Erden verordnet:
Fische und Tiere des Waldes und schnellbefiederte Vögel
Sollen verzehren einander: denn ihrer waltet das Recht nicht.
Aber den Menschen gab er das Recht, das vor allem das Beste
Sein soll. Denn so jemand Gerechtigkeit kennet und übet,
Wohl entschlossen, so spendet ihm Segen der Donnerberühmte.

Wohl weiß der Dichter, daß im Leben oft das Unrecht Erfolg hat, aber der Mensch soll sich durch solche Fälle nicht beugen lassen, sondern beachten, was zuletzt das bessere sein mag (294). Und Hesiod glaubt an eine Gottheit, die nach Recht entscheidet.

Neben dem feinen Empfinden für Gerechtigkeit ist es der Ordnungssinn, der den Bauern eigen ist. Bei dem altgriechischen Dichter hat er ein eigenes Werk hervorgebracht, die Theogonie, eine Entwicklungsgeschichte der Götter. Die bunte, für den Gerechtigkeitssinn des Bauern unmoralische Göttergesellschaft der homerischen Welt sagte ihm nicht zu; er machte aus dem Nebeneinander ein Nacheinander, entwickelte Stammbäume der Götter, stellte Rechtsgrundsätze auf und brachte so Ordnung in diese willkürliche Welt und begründete zugleich ein sittliches Verhältnis unter den Göttern. So ward der Ordnungssinn dieses Bauerndichters zum Anfang einer Neugestaltung der griechischen Götterwelt.

Diese Bauerneigenschaften, die für das frühe griechische Schrifttum so bedeutungsvoll geworden sind, kann man noch heute überall auch bei deutschen Bauern finden. Jedermann kennt sie und weiß Beispiele aus dem täglichen Leben. Wenn bei uns die Näherin auf der Stöhr war, so stellte sie immer nach dem Kaffeetrinken die Tasse umgestülpt in das Untersätzchen, damit war klar ausgesprochen: „Ich bin fertig." John Meier hat auf

[3] Ein Bruder des Hesiod, der nicht gerne arbeitete und den Dichter um das Erbe bringen wollte.

Digitized by Google

die Änderung hingewiesen, die Eichendorffs Lied „In einem kühlen Grunde" im Volksmund erfahren hat[4]. Bei Eichendorff heißt es:

Im Volksmund:

Ich möcht am liebsten sterben,
da wärs auf einmal still.

Am liebsten möcht ich sterben,
dann stands auf einmal still.

Der Gang des Mühlrades und der des Lebens sind als gleichlaufend nebeneinander gestellt. Solche Nebeneinanderstellungen liebt das Landvolk. Aber den unbestimmten Ausgang, wie ihn das Lied ursprünglich hat, mag es nicht. Das ist ihm kein ordentlicher Schluß. Deshalb läßt es das Mühlrad still stehen, und jedermann weiß aus der Verbundenheit des einen Geschehens mit dem andern, daß nun auch das Leben des Jünglings still steht.

Solche Beobachtungen kann man beim Bauernvolk ständig machen. Der Sinn für Ordnung und Zweckmäßigkeit führt oft bis zu einer starken Nüchternheit. In Heidelberg erzählt man sich, Einheimische hätten einst von einem Verwandten vom Land Besuch gehabt und ihn aufs Schloß geführt. Der Bauer schaute sich zunächst die Ruinen erstaunt an, meinte aber bald, als sie immer wieder zu Ruinen kamen: „Do obe isch jo alles kaputt", und zog es vor, zu einem Schoppen in die Stadt hinunterzugehen.

Diese Nüchternheit, die alles Unzweckmäßige als minderwertig ansieht, schließt aber nicht aus, daß der Bauer sehr gemütstief ist. Doch ist er nicht sentimental oder gar „romantisch"[5].

Seine Gemütstiefe und die damit verbundene Frömmigkeit sind bedingt durch die innige Verbundenheit des Bauern mit der Natur. Er beobachtet bei jedem Gang und bei aller Arbeit das Werden und Vergehen des Lebens und verehrt dabei den Schöpfer dieses Lebens. Schon deshalb werden wir beim Bauernvolk immer eine einheitliche Kultur und ein geschlossenes Bild einer gesunden Lebensanschauung haben im Gegensatz zur wirren Zerrissenheit städtischer Verhältnisse.

[4] Vgl. Fehrle, Bad. Volkskunde, 1, 64.

[5] Ein treffendes Beispiel hierfür bringt Professor v. Geramb in den politischen Monatsheften für das junge Deutschland „Volk und Reich", 2, 1926, 85. Da nur wenige Leser dieser Zeitschrift jenes Heft zur Hand haben werden, schreibe ich die Stelle, die für Bauernart mehrfach bezeichnend ist, aus: „Einmal habe ich in Roseggers Monatsschrift „Heimgarten" einen ganz besonders gediegenen alten Bergbauern zu schildern versucht. Darauf bat mich eine junge, städtische Leserin voll glühender Begeisterung, ich möge sie doch zu dieser „Prachtgestalt bodenständigsten Alplertums" führen. Nach einigem Zögern konnte ich der schönen Bittstellerin nicht widerstehen und wagte es. Der Erfolg war haarsträubend. Als wir in die alte Rauchstube eingetreten waren und ich die junge Dame dem alten Bauern vorführte, schüttelte er zuerst seinen schneeweißen Kopf, blinzelte dann sie und mich listig aus seinen Äuglein an und meinte, indem er ihr einen saftigen Hieb auf ihre Rückseite versetzte: „Haggera! aber schon a sauba gstellts (etwa: prächtig entwickeltes) Mensch (= Mädel) hat a heunt ban eahm (führt er heute mit sich). Der Armen traten vor Verlegenheit die Tränen in die Augen. Da streichelte er sie und sagte begütigend: „Schau, san Söi a so hoakli ban Arsch, mei Olti war a a so hoakli....!" Ich glaube das Mägdlein war für immer von der „Romantik des Bauerntums geheilt".

Digitized by Google

Ein alter Holzpflug aus Feudenheim.

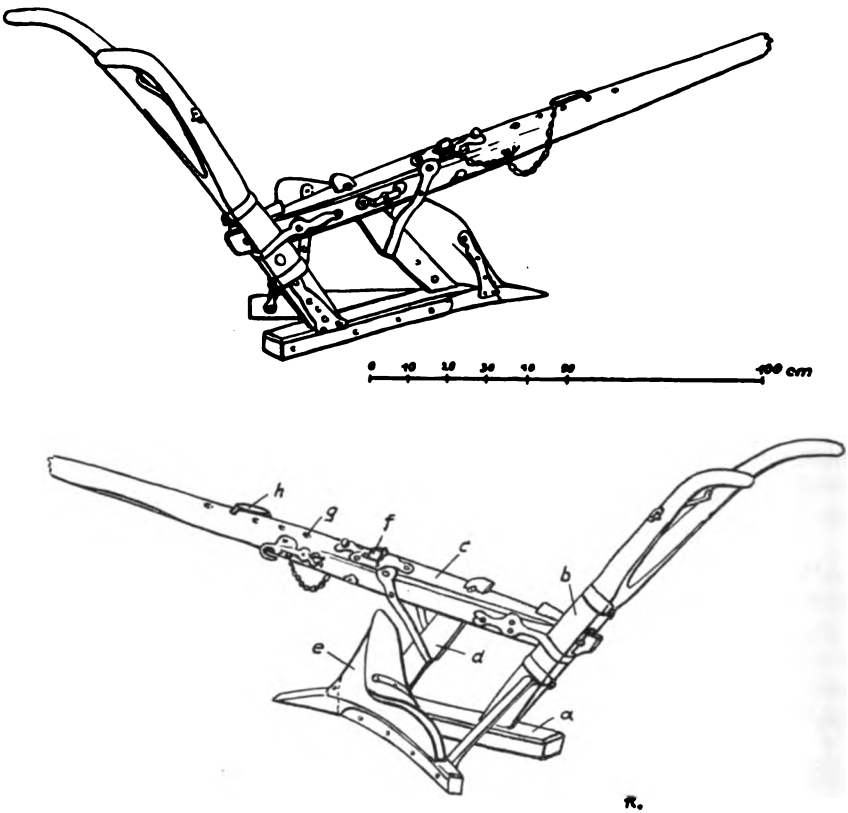
Von Prof. Dr. **Hermann Gropengießer**, Mannheim-Feudenheim.

Vor einigen Jahren gelangte durch Vermittlung des verstorbenen Professors W. Föhner ein fast unversehrter Holzpflug als Geschenk des Landwirts Joh. Bohrmann in Feudenheim in die Sammlungen des Mannheimer Altertumsvereins im Schloßmuseum. Er besteht in allen seinen Teilen aus Holz, die in werkgerechter Arbeit ineinandergezapft und durch Holzpflöcke gesichert sind; nur an den am stärksten beanspruchten Stellen ist eine Sicherung durch Eisenbänder erfolgt. Diese Beschläge sind in glühendem Zustande auf das Holz gebracht, so daß sie fest auf ihrer Unterlage auffaßen, eine Technik, die bekanntlich beim Aufziehen der Eisenreifen auf die Felgen der Holzräder und wohl auch noch sonst geübt wird.

Auf der Sohle (a) sitzt die Sterze (b), deren Gabel durch eine eingezapfte Querstange verbunden ist; an den gebogenen Griffen wird der Pflug geführt. Auf ein Drittel Höhe von unten ist der Grindel (c) daran befestigt, den die Griessäule (d) mit der Sohle versteift und so in gleicher Richtung erhält. Der Grindel ist an seinem vorderen Ende abgebrochen, wird aber wohl bis nahe ans Joch gereicht haben. Auf das spitze Ende der Sohle wurde die Schar aufgesteckt, auch das in glühendem Zustande, wie der Zustand des Holzes zeigt, um ja recht fest zu sitzen. Hinter der Schar wölbt sich gleich das Streichbrett (e) nach vornen; es schiebt die von der Schar abgeschnittenen Erdstreifen zur Seite und wendet sie zugleich um; es sitzt auf der linken Seite, so daß der Pflug ein sog. Linkswender ist. Da es fest und unbeweglich angebracht ist, gehört der Pflug zu den sog. Beetpflügen, mit denen man nach der ersten Furche die zweite nur in der gleichen Richtung setzen kann, so daß in der Mitte des Ackers eine breitere Furche übrig bleibt, die den Acker in zwei „Beete" teilt. Vor der Schar läuft das Sech her (wie lateinisch secare „schneiden", daher oft auch Vorschneider genannt), ein messerartig verbreitetes Eisen mit langem Stiel, der an seinem oberen Ende in eine Öffnung bei f gesteckt und dort mit einem an einer Kette hängenden Eisenstift festgekeilt wird. Der Grindel lief dann noch auf einem Radvorgestell; durch seine Befestigung in einem der fünf Löcher (g) mit dem Zapfen (h) kann je nach der Entfernung von der Schar das Tiefgreifen der Schar geändert werden.

In der Übereinstimmung der wesentlichen Grundformen mit den heute fast allein bei uns üblich gewordenen Metallpflügen stellt er sich also als eine Vorstufe zu ihnen dar, der nur die Herstellung aus Holz in allen seinen Teilen außer der Schar ein höheres Alter zuweist, daß wir damit ruhig bis über hundert Jahre, bis an den Anfang des vorigen Jahrhunderts zurückgehen können. Das ist auch die Meinung eines alten Bauern, des 60jährigen

Digitized by Google



Alter Holzpflug von Feudenheim bei Mannheim, Schloßmuseum Mannheim. Zeichnung von Fritz Rupp.

Joh. G. Ed. Volz in Seckenheim, der einen gleichen besitzt. Verändert hat sich beim Eisenpflug nur die Schar, die jetzt mit dem Streichbrett in eins gearbeitet wird. Aber das Sech bei den heutigen Pflügen hat die gleiche Form behalten, die wir schon bei seinem ersten uns bekannten Vorkommen in römischer Zeit kennen. Das zeigen die Stücke aus Osterburken (im Badischen Landesmuseum in Karlsruhe) und sonstige aus dem römischen Germanien. Wie so oft, haben sich Werkzeuge, nachdem sie in der Hand der römischen Techniker ihre absolut praktische Form erhalten hatten, bis auf unsere Zeit nicht mehr verändert. Erst der Maschinenantrieb unseres Zeitalters hat hier wieder Wandel geschaffen. Fast ebenso verhält es sich mit der eisernen Pflugschar, die zwar nicht mehr erhalten ist, aber in einer Form ergänzt werden muß, die der römischen sehr ähnlich ist. So sieht auch die Pflugschar aus, die etwa im dreifachen der natürlichen Größe nebst einem Sech oben am Rathause von Otterberg bei Kaiserslautern angebracht ist und damit in öffentlichem Sinnbild auf die Entstehung des Ortes durch

Digitized by Google

die Zisterzienser, die Ackerbauern unter den Mönchsorden, hinweist, die in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts die große, ernste Abteikirche dort erbauten. Erinnern also Sech und Schar an römische Formen, so führt uns das Radgestell mit dem Sech noch in vorrömische Zeit zurück; beide haben die Römer in ihrem Kolonialgebiet von den Germanen übernommen, die diese vierseitigen Pflüge mit der festen Verbindung von Sohle, Sterze, Grindel und Griessäule und das Radvorgestell schon kannten. Denn die antiken Kulturländer südlich der Alpen besaßen einen Sohlpflug ohne Räder: so die Ergebnisse der Durchforschung des gesamten zugänglichen Materials auf der bewohnten Erde, die Paul Leser in seinem Buche: Entstehung und Verbreitung des Pfluges, Münster, 1931, gegeben hat.

Neben diesen Alterkümlichkeiten hat unser Pflug, den ein glücklicher Zufall vor der Zerkleinerung zu Brennholz bewahrt hat, eine erhöhte Bedeutung durch sein gewölbtes Streichbrett. Belege dafür sind Leser vor dem 18. Jahrhundert nicht bekannt; es kommt in den nordwestlichen Teilen von Europa noch nicht lange vor und war in Deutschland im Anfang des 19. Jahrhunderts zweifellos noch eine Seltenheit (Leser, S. 443). Denn in der landwirtschaftlichen Literatur dieser Zeit herrscht um die Form des Streichbrettes ein erbitterter Streit, in dem das ältere gerade verworfen und das gewölbte als das demnach neue nicht eindringlich genug empfohlen werden kann. Einen Linkswendet mit gewölbtem Streichbrett aus Holz von 1830 aus der Heidelberger Gegend erwähnt Leser (S. 62 nach K. H. Rau, Über die Landwirtschaft der Rheinpfalz) und in der Pfalz ist es wohl schon im 18. Jahrhundert vorhanden gewesen (Leser, S. 446). Die Anregung zur Wölbung des Streichbretts ist von Belgien ausgegangen, das im 18. Jahrhundert in der Landwirtschaft Deutschland weit voraus war, und nicht viel früher als in den Beginn des 18. Jahrhunderts, in dem seine Verbreitung beginnt, wird auch sein Auftreten in Europa fallen. Denn seine Heimat liegt im fernen Ostasien, wo die in China heimischen Pflüge die gleichen Formen des gewölbten Streichbrettes zeigen, das zudem noch ausgehöhlt ist, wie es nur in Ostasien vorkommt.

Diese Herübernahme aus dem fernen Osten fällt nun in eine Zeit, die als der Höhepunkt der Begeisterung für die chinesische Kultur anzusehen ist. Seit den Tagen Marco Polos im 13. Jahrhundert und dann wieder seit der Renaissance war nur spärliche Kunde von China nach Europa gelangt. Aber die unter Ludwig XIV. stärker zunehmende Jesuitenmission schuf eine immer regere Verbindung mit dem Wunderlande, die dann in helle Begeisterung ausschlug, als nach dem Tode Ludwigs XIV. die Spannung sich löste und das gemessene Barock sich zum unsymmetrischen Rokoko lockerte. Wie stark hier der Einschlag der chinesischen Anregung in Porzellan, Lackwaren, Seidenstoffen, Papiertapeten neben geistigen Einflüssen geht, ist bekannt und von A. Reichwein (China und Europa, Geistige und künstlerische Beziehungen im 18. Jahrhundert, 1923) zusammengefaßt worden. In der allgemeinen Bewunderung für China, die teilweise in Schwärmerei ausartete, hat sich der große Aufklärer Voltaire zu einem so beredten Anwalt dieser Strömung gemacht, daß er in China die Wiege aller Künste sah, dem der Westen alles zu verdanken habe. In Deutschland hat ja der große Philo-

Digitized by Google

soph Leibniz schon vorher sich lebhaft an der Bewegung für China beteiligt. Wenn nun Friedrich der Große, der sonst der Bewegung skeptisch gegenüberstand, in einem Briefe an Voltaire vom 8. April 1776 von dem vorbildlichen Ackerbau der Chinesen spricht (Reichwein, S. 103 f.), wenn gerade zu dieser Zeit der Begründer der physiokratischen Schule Quesnay verkündete, daß der Ackerbau die einzige Quelle des Reichtums sei, und England daraufhin gleich zur Praxis überging und neue Methoden des Landbaues einführte, wenn wir hören, daß Ludwig XV. zur Eröffnung der Frühjahrsbestellung 1756 nach dem Vorbild der chinesischen Kaiser, von Quesnay angeregt, feierlich selbst den Pflug führte, dann verstehen wir die Herübernahme des gewölbten Streichbrettes am Pflug. Damit hat uns der altertümliche Holzpflug eines Feudenheimer Bauers etwas aufbewahrt, was uns heute selbstverständlich dünkt, das aber, so kurz auch seine Geschichte ist, so weit wie möglich von unserer Heimat und unserem Volke wegweist, in die es aber nun seit zwei Jahrhunderten natürlich hineingewachsen und daraus nicht mehr wegzudenken ist. Aus der Stille des Dorfes leuchtet ein schwacher Widerschein von einer Bewegung, die einst die große Welt der Barockkultur in so lautes Entzücken versetzt hatte, und will nun auch dem verehrten Freunde der Wörter einen herzlichen Geburtstagsgruß aus der Welt der Sachen bringen.

Sammlung bildlicher Redensarten des Volkes.

Der Aufruf, den ich vor etwa einem Jahr zur Sammlung bezeichnender Redensarten unseres Volkes erlassen habe, war von gutem Erfolg. Den Einsendern solcher Volksredensarten sage ich herzlichen Dank und bitte um weitere Zusendungen.

Karlsruhe. Eugen Fehrle.

Digitized by Google

Der Jungfernkuß.

Von Prof. Dr. Richard Hünnerkopf, Heidelberg.

In seiner „Vergleichenden Wortkunde" zeigt Othmar Meisinger an einer großen Menge von Beispielen, wie Geschichte und Kultur eines Volkes sich in der Sprache spiegeln, wie der Bedeutungswandel der Wörter uns auf den Wandel in Lebensart, Brauch, Rechtsleben und sonstigen Äußerungen des Volkstums hinweist. Eine reiche Fülle von Anregungen entströmt dem Buche.

Seite 107 heißt es: „Grausen Humor birgt die alte Redensart die Jungfer küssen; die Jungfer war ein mit einer Falltüre versehener Abgrund, in dem man den Verbrecher verschwinden ließ." Nun ist es doch wohl ein erheblicher Unterschied, ob man eine Jungfer küßt oder in einem Abgrund verschwindet. Um diese merkwürdige Gleichsetzung zu verstehen, bedarf es der Aufdeckung der Zwischenglieder.

Jungfrau und Falltüre — diese Gedankenverbindung führt jeden, der die Folterkammer auf der Nürnberger Burg gesehen hat, zu dem merkwürdigen Gebilde, das dort unter dem Namen „Eiserne Jungfrau" zu sehen ist. Es ist ein Kasten in Gestalt eines mit einem langen Mantel versehenen Weibes (Arme sind nicht sichtbar), dessen gesamte Vorderseite einschließlich des Gesichtes sich wie eine Flügeltüre öffnen läßt. An der Innenwand der Flügel befinden sich starke Eisenspitzen. In die Jungfrau hinein — so wird erzählt — habe man den Verbrecher gestellt und dann die Türe geschlossen, so daß ihm die Spitzen in Augen, Brust und Unterleib gedrungen seien. Nach dem Verscheiden des Eingeschlossenen habe man eine Falltüre, die sich unter der Jungfrau befunden, geöffnet, der Leichnam sei in eine Messermaschine gefallen, die ihn zerstückelt habe, und die Stücke seien von einem Bach, der unter der Burg durchgeflossen sei, hinweggeschwemmt worden, so daß keine Menschenseele jemals wieder eine Spur des Verschwundenen gesehen habe.

Wenig bedeuten will zunächst die Tatsache, daß die Jungfrau, die heute in Nürnberg zu sehen ist, 1930 sich als grobe Fälschung erwiesen hat. Ein Zimmermann namens Geißelbrecht in Eibstadt bei Nürnberg hat sie 1867 aus Holz angefertigt im Auftrag des Antiquitätenhändlers Geuder, und der damalige Schmiedemeister in Eibstadt hat die hölzerne Jungfrau mit Blech beschlagen und sie so zur „eisernen Jungfrau" gemacht. Aber es scheint festzustehen, daß eine wirkliche eiserne Jungfrau vormals in Nürnberg war, die später nach Feistritz in Niederösterreich in die Sammlung des Barons Dietrich von Wien gewandert ist[1]. Ähnliche Jungfrauen sollen

[1] P. L. Pearsall, The Kiss of the Virgin (Archaeologia 28, 1838), 229 ff. Abbildungen der Jungfrau (Innen- und Außenansicht) hinter S. 244.

Digitized by Google

auf Grund mannigfacher Berichte gewesen sein in Belvedere in Prag, in Karlsburg in Siebenbürgen, im Schloß Ambras und im Salzburger Schlosse in Sulzbach, im Schlosse zu Berlin, in Mecklenburg-Strelitz[2], im Schloß Königstein bei Frankfurt und in einem Turm der Mainzer Stadtbefestigung[3].

Viel schwerer als die Nürnberger Fälschung wiegt ein anderer Umstand. Schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hegte man da und dort Zweifel an der Wirklichkeit dieses Folterwerkzeuges, und heute hat man festgestellt, daß es solche Jungfrauen zwar offenbar gegeben hat, daß sie aber niemals in Gebrauch gewesen sind[4]. Und dann weiter: der Ausspruch „die Jungfer küssen" weist auf eine Umarmung durch die Jungfrau (vgl. franz. embrasser „umarmen" und „küssen"), während doch diese Figuren überhaupt keine Arme haben; sie scheinen eher der Nageltonne verwandt, die, im Märchen heute noch heimisch, einmal grausame Wirklichkeit gewesen sein mag.

Somit wundern wir uns nicht weiter, wenn im Volke Gerüchte umliefen von einer eisernen Jungfrau, die „zufolge eines inneren Mechanismus den Verurteilten mit aus Schwertern bestehenden Armen umschlossen, an ihre mit Dolchspitzen gepanzerte Brust gepreßt und zuletzt durch eine unter ihr befindliche Fallklappe in ein unterirdisches Gewölbe hinabgestürzt haben soll"[5]. Ein ähnliches Werkzeug soll in einer spanischen Inquisitionskammer als Mater dolorosa gestanden sein[6].

Was ist nun aber geschichtliche Wahrheit? „Ein den verschiedenen Erzählungen über die angeblichen Hinrichtungen durch die eiserne Jungfrau gemeinsamer Zug ist das Versenken oder Hinabstürzen des Inquisiten durch ein Fall-Loch; daraus möchte zu folgern sein, daß die dem Verurteilten bestimmte Todesart keine an und für sich gewaltsame, sondern eine dem zarten Gewissen geheimer Justizpfleger entsprechendere gewesen: Verurteilung zu ewigem Gefängnisse, und zwar zum Hinschmachten in jenen untersten Räumen der Kerker- und Befestigungstürme, die durch keine Treppe zugänglich waren, sondern durch welche der Gefangene durch eine im Gewölbschlusse angebrachte Öffnung mittels eines Zugwerkes hinabgelassen wurde; mit diesem letzteren war dann ohne Zweifel die jungfräuliche Umklammerungsmaschine verbunden, fuhr — den Verurteilten umfangend — in die Tiefe hinab, lüftete — auf dem Fußboden des Verlieses angelangt — ihre Eisenarme, um das unglückliche Opfer loszulassen, und wurde dann leer wieder emporgezogen. Daraus erklärt es sich, daß man auf derlei Verliestürme die Benennung „Jungfernkuß" übertrug, und daß

[2] Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters 3, 1834, 69 ff.

[3] Pearsall 230.

[4] Karl von Amira, Die germanischen Todesstrafen (Abh. Bayr. Ak., phil.-hist. Kl. 31, 3. Abh.) S. 140. Daselbst in einer Fußnote Literatur über die Eiserne Jungfrau.

[5] Föhringer im Oberbayerischen Archiv für vaterländische Geschichte 10, 1848/49, 152.

[6] Pearsall 245 f.

Digitized by Google

bei älteren Lexikographen das französische faire passer par les oubliettes geradezu mit „die spanische Jungfer küssen" verdeutscht ist[7]."

Den Namen „Jungfernkuß" führte einer der sechs Türme der alten Kaiserburg Salzburg[8], ebenso ein runder Turm in der Stadtmauer von Garz an der Oder[9]. „Jungfernturm" hieß ein nunmehr längst abgerissener Mauerturm in München. Bei diesen Türmen war die Eingangstüre ein erhebliches Stück über der ebenen Erde, und nur durch eine Bodenöffnung konnte der Gefangene in das Verlies hinabgelassen werden. Sehr bemerkenswert ist, daß im Münchener Jungfernturm über der Falltüre an der Decke ein eiserner Haken zu einem Flaschenzug angebracht war[10], und auch in Nürnberg befand sich in dem Raume, wo die Hinrichtungen durch die Jungfrau stattgefunden haben sollen, über der Bodenöffnung eine Rolle zu einem Aufzug[11]. Die zwei einzigen beurkundeten Nachweise über die Jungfrau als Strafwerkzeug liegen in Wittenberg und in Berlin vor. 1509 werden in Wittenberger Kämmereirechnungen die Anfertigung neuer „Gelenke" und die Ausbesserung der „Kette" zweier „Jungfrauen" aufgeführt, und in einem Gerätschaftsverzeichnis des Stadthofgefängnisses zu Berlin von 1718 erscheint unter den Folterwerkzeugen eine „eiserne Jungfrau"[12].

Wir gewinnen also von der Jungfrau als Strafwerkzeug etwa folgendes Bild: der Gefangene wurde an einen Pfahl gestellt, und dort umfaßten ihn durch eine besondere Vorrichtung zwei Eisenklammern (ob sie innen mit Spitzen versehen waren, wissen wir nicht); die starke Umklammerung allein mag schon Folter genug gewesen sein; der Hauptzweck war aber wohl, den Angeklagten durch die Falltüre in das Verlies hinabzulassen, von wo wohl kaum einer je wieder ans Tageslicht gekommen ist.

Die Eisenklammern, die den Unglücklichen an den Pfahl preßten, führten also zu dem Vergleich mit einer umarmenden Jungfrau. Gewiß erscheint uns dieses Bild grausig, aber in Sprache und Denken des Volkes hat der Vergleich mit der Jungfrau von jeher eine große Rolle gespielt. Nicht nur, daß in den Berufssprachen und Mundarten „Jungfer" und Zusammensetzungen mit „Jungfer" einen breiten Raum einnehmen zur Bezeichnung von Tieren, Pflanzen, Werkzeugen und Vorrichtungen aller Art[13], auch bei Hinrichtungswerkzeugen hat man sich gerne dieses Bildes

[7] Föhringer 153 f. Vgl. auch ebenda Fußnote 19: „Passer par les oubliettes war in Frankreich eine ... besondere Bestrafungsart, wonach jemand ... verurteilt wurde, gleichsam in Vergessenheit überzugehen, indem er durch eine Falltüre, die Oubliette hieß, in einen tieferliegenden Gefängnisraum hinabmußte, aus welchem er nie zurückkehrte."

[8] Frh. Voit von Salzburg, Die uralte Kaiserburg Salzburg an der Saale, 1833², S. 5.

[9] M. F. Rabe, Die eiserne Jungfrau und das heimliche Gericht im k. Schlosse zu Berlin. 1847. S. 98 (die beiden letzten Belege nach Föhringer).

[10] Föhringer 154.

[11] Pearsall 241.

[12] Föhringer 152, Fußnote 17.

[13] Grimm, Deutsches Wörterbuch unter „Jungfer", Sp. 2383; Fischer, Schwäbisches Wörterbuch 4, 128 ff., Staub und Tobler, Schweizer. Idiotikon 1, 1246 ff.

Digitized by Google

bedient. Französisch demoiselle, lettisch jumprawa ist ein Gerät zum Einschlagen, böhmisch panna „Jungfrau" ist Handfessel und Halsband, auch eisernes Werkzeug der Hinrichtung; im Französischen heißt die Guillotine auch fillette du roi, in Schottland maiden[14], in England the Duke of Exeter's daughter; to kiss the block bedeutet hingerichtet werden[15], ein Folterwerkzeug im Tower in London hieß the Scavenger's daughter (des Straßenkehrers Tochter)[16]; man erinnert sich an des „Seilers Tochter", mit der in J. P. Hebels „Drei Dieben" der Vater der Brüder am Auerbacher Galgen kopuliert war. Außerdem war „Jungfer" die Handschelle und der Halsring, ferner der Stock oder Klotz, an den der Gefangene durch eine Kette angeschmiedet war und den er mit sich im Arme herumschleppen mußte[17], dann auch ein dem Verbrecher um den Hals gehängtes Brett mit einer daraufgemalten Jungfrau[18].

Die kunstvoll ausgeführten eisernen Jungfrauen nach Art des Nürnberger Modells waren also zwar niemals in Gebrauch, aber immerhin hat es sie doch gegeben. Wie ist man dazu gekommen, solche herzustellen? Hier hat das Wortbild den Künstler veranlaßt, eine wirkliche eiserne Jungfrau zu schaffen. Ähnliches ist auch sonst vorgekommen. Die Abflußvorrichtung des Fasses heißt im Deutschen „Hahn". Die Röhre mit dem eingesteckten Querzapfen, der wiederum einen Querriegel hat, erinnert an einen Hahn mit Kamm. Dadurch angeregt, hat man gelegentlich für die Fässer kunstvolle Hähne geschnitzt und bemalt, wie sie im Germanischen Museum in Nürnberg zu sehen sind.

Zum Schluß sei noch bemerkt, daß die Nürnberger „Jungfrau" eigentlich eine solche nicht ist: die Haube auf ihrem Kopf erweist sie als verheiratete Bürgersfrau. Doch — ob Frau oder Jungfrau — wir verabschieden uns nun von dieser so wenig liebenswerten Dame.

---

[14] J. Grimm, Diphthonge nach weggefallenen Konsonanten (Abh. Berl. Ak., phil.-hist. Abt., 1845), S. 187.

[15] Vgl. Th. Fontane, Lied des James Monmouth: „Und den letzten Kuß auf das schwarze Gerüst."

[16] Pearsall 232, Fußnote.

[17] Ein solcher befindet sich im Museum des Schlosses zu Sigmaringen.

[18] Föhringer 152.

Digitized by Google

Flurnamen und Volkskunde.

Von Dr. O. A. Müller, Bühl (Baden).

Flurnamensammlung und Beschäftigung mit Flurnamen mit dem Ziel der Auswertung ist Teil der Volkskunde, befruchtet aber zugleich auch die meisten übrigen Glieder dieser weitverzweigten Familie. Denn da die Flurnamen in ihrer Mehrheit vom Volke geschaffen wurden und selbst bei fremden Einflüssen doch immer wieder dem Volksempfinden angepaßt werden, läßt sich gerade an ihnen besonders gut des Volkes Denken und Fühlen erkennen. Sie fördern unbedingt unsere Kenntnis vom Volke, weil sie auf den verschiedensten Gebieten der Volkskunde zur Klärung wichtiger Fragen beitragen und aufschlußreiche Querverbindungen innerhalb der einzelnen Teilgebiete gestatten. Beziehungen bestehen z. B. zwischen Flurnamen und Sprachgeschichte im allgemeinen, wie zwischen Flurnamen und Mundartenforschung im besonderen. Als Helfer bei der Erforschung und örtlichen Festlegung von Volkssitten und -bräuchen, von Volkssagen, von einzelnen Gegenständen der Volkskunst usw. tun sie gute Dienste. Vor allem beim Studium des Volkscharakters wird man die Flurnamen, die doch eine Ausdrucksform des Volkes und in vielen Fällen auch Ausdruck der Volksseele sind, nicht entbehren können.

Umgekehrt wird auch die Flurnamenforschung von einer Verbindung mit den anderen Teilgebieten der Volkskunde immer Nutzen ziehen. Der Flurnamensammler wird sich mit mancherlei Fragen der Volkskunde beschäftigen müssen. Dadurch wird auch die Auswertung der Volkskunde gefördert. Viele Sammler werden zu den Fragen der Volkskunde hingeführt, und wenn sie durch die harte Schule gewissenhafter Flurnamensammlung gegangen sind, werden sie oft selbständig arbeiten lernen oder doch zum mindesten gute Helfer für die Beantwortung von volkskundlichen Einzelfragen werden[1].

Sprachgeschichte, wie Mundartenforschung werden durch Belege aus Flurnamensammlungen wertvolle Bereicherung erfahren. Und umgekehrt wieder muß bei Flurnamendeutungen unbedingt das Verbreitungsgebiet bestimmter Worte durch Mundartarbeiten festgelegt sein, weil ja der gleichen Wortform verschiedene Bedeutungen zugrunde liegen oder wieder verschiedene Wortformen gleiche Bedeutung haben können. Je nach dem Lautstand bestimmter Mundarten werden z. B. die Flurnamen lache (ahd. lacha) = Pfütze, Wasseransammlung; lache, lâch, lôch (ahd. labha) = Grenzzeichen; loch = Loch, Höhle; lôh, lôch pl. löher, leher, lehen usw. = Gebüsch, Wald; le (ahd. hlêo) = Grab-, Grenzhügel; lehen,

[1] Ist doch z. B. heute der Flurnamensammler des Ortes oft auch Bearbeiter der Fragebogen für den deutschen Volkskundeatlas.

Digitized by Google

lehn = Lehen; lohe = Gerberlohe und loh = Laug (Sumpf) nach Wortform und Wortbedeutung die verschiedensten Verbindungen eingehen. Während die „Rote Lache" bei Baden-Baden und der „Hoh Lôche" bei Steinach i. K. (Baden) Grenzbezeichnungen sind, handelt es sich bei mancher Bezeichnung „Lochwald" nicht um einen Wald im Grund, in einem Loch, sondern um eine Doppelsetzung (Tautologie).

Beobachtungen der allgemeinen Sprachgeschichte lassen sich in verschiedenster Weise auch bei den Flurnamen machen. Der frühere „Hägenichwald" bei Bühl (Baden) heißt im Volksmund heute „heini". Brunbach wurde zu Brombach, Rietbur zu Rüppur. Das „Taubenried" (Lichtenau) entstand aus älterem im taubenried. Abschwächungen im zweiten Wortbestandteil (Familiennamen Melhart [1497, Steinach i. K.] zu Mellert, Brosamer zu Brosemer, Brosmer usw.) sind in Flurnamen so häufig, daß Belege überflüssig[2]. Bemerkenswert ist aber das Wechselspiel der Formen in den einzelnen Urkunden oder oft sogar in dem gleichen Schriftstück: Riggarten 1729, Ridgarten 1740, Rüggarten 1837, de riigarde (Mundart) Hildmannsfeld[3]; die Angelwies 1785, d'angerwiis (Mundart) Gutmadingen[4]. (Hochalemannisch Kirche zu Kilche.)

Wertvoller als auf dem Gebiete der Sprachgeschichte und Mundartenforschung, wo die Flurnamen nur die Zahl der Belege vermehren, ist ihre Hilfe für die Erkenntnis des Volkscharakters, da ihnen doch hier oft ausschließliche Beweiskraft oder doch größeres Gewicht zukommt. Namen, die vor vielen Jahrhunderten geprägt wurden, werden mitgeschleppt, wenn auch niemand sie mehr versteht. Sie lassen die Zähigkeit des Bauern erkennen, der unbeirrt am Alten festhält. Wechsel der Kulturart und sonstige Veränderungen überdauert der Flurname. Die „Hard" mag lange schon Ackerland oder Weidfeld sein, aus der „schwaigmatt" (ahd. sweiga = Viehhof) eine Matte oder ein Acker geworden sein, „Die Rotreben" längst wieder aufgeforstet sein, der alte Name haftet noch am Gewann. Der Hof mag längst verschwunden sein, ein „Hofacker", eine Bezeichnung „Oberhof" erinnert daran.

Die Gleichförmigkeit des bäuerlichen Lebens der verschiedensten Gegenden, die Gleichartigkeit des bäuerlichen Empfindens auch bei verschiedenen Stämmen, spricht aus den vielen gleichen Flurbezeichnungen, die wir in weit auseinanderliegenden Landesteilen feststellen können.

Ganz besonders wertvoll für die Charakteristik des Volkes sind die zahlreichen treffenden Flurbezeichnungen. Das Volk empfindet natürlich und drückt sich natürlich aus. Es beobachtet gut und scharf, selbst wenn es nicht bewußt schaut. Einfach und schlicht ist seine Sprache. Seine Be-

[2] Hier, wie auch in späteren Fällen sei auf die entsprechenden Flurnamenbücher verwiesen, z. B. Buck, Oberdeutsches Flurnamenbuch², 1931; R. Vollmann, Flurnamensammlung², 1924; Keinath, Württemb. Flurnamenbuch, 1926.

[3] E. Huber, Die Flurnamen von Hildmannsfeld, S. 20: Badische Flurnamen, im Auftrag des Bad. Flurnamenausschusses herausgegeben von Eugen Fehrle. Bd. I, Heft 2, Heidelberg, 1932.

[4] K. S. Bader, Die Flurnamen von Gutmadingen, S. 14, Bad. Flurnamen, Bd. I, Heft 1. 1931.

Digitized by Google

nennungen jedoch sind oft sehr plastisch und voll Bildkraft. Nach einer Fahrt durch das düstere „Höllental" im südlichen Schwarzwald, öffnet sich auf einmal der Ausblick in eine weite, lichtüberflossene Ebene; diese heißt „Himmelreich". Und wenn auch in der Bezeichnung „Hölle" meist eine Umdeutung eines älteren hole (Hohlweg), hel oder auch halde, helde (z. B. Hellberg, Hellhof bei Ettlingen) vorliegt, der Volksmund erfaßt mit solchen Umprägungen meist ganz den Stimmungsgehalt, die Seele einer Landschaft. Wenn man z. B. das Bild in dem Aufsatz „Zur Geschichte der Kinzigflößerei" von O. Beil[5] betrachtet — benannt ist es „Fahrt durch die Hölle" — erkennt man, daß die „Hölle" bei Heubach (Gem. Kinzigtal, A. Wolfach, Baden) wirklich ihren Namen verdient. Ebenso ruht die Bezeichnung Himmelreich oder Paradies meist auf Feldteilen, die auch ohne den Gegensatz „Hölle" unwillkürlich eine solche Benennung aufdrängen. So ist das „Himmelreich" in Steinach i. K. ein besonders idyllisches Plätzchen, sonnig, windgeschützt, am halben Hang gelegen, mit schönem Ausblick ins Tal. Doch auch hier heißt es 1632 von einem Flurstück „liegt vor dem Himmelreich oder Höllenstein gegen Wald an der Kintzig", so daß man nach dem häufigen Zusammentreffen solcher Namen eine gegenseitige Beeinflussung annehmen darf[6].

Solche Bezeichnungen in der Flur sind nicht nur Ergebnis einer guten Beobachtungsgabe, sondern auch Ausdruck innerer Verbundenheit. Besteht doch zwischen Bauer und bebautem Boden ein gewisses persönliches Verhältnis. Der Bauer sieht das Feld manchmal gleichsam als ein lebendes Wesen, belegt es mit Namen, wie er sie vielleicht in Unmut oder Scherz einem Menschen geben würde. An Deutlichkeit lassen solche Bezeichnungen oftmals nicht zu wünschen übrig. Bei Benennung fremder Felder und Wiesen geht Grundstück und Besitzer gern ineinander über. Man nennt z. B. den Besitzer, meint aber in Wirklichkeit den Besitz[7]. „s'horcherle",

[5] Mein Heimatland, Badische Blätter für Volkskunde usw., 13, 109 ff.

[6] Die Bezeichnung „Himmelreich" findet sich für Steinach i. K. schon 1575; dagegen heißt der „Höllenstein" 1749, wo wieder „Himmelreich" vorkommt, der „hole Stein". Alte Bezeichnungen finden wir bei O. Heilig, Alte Flurbenennungen aus Baden, Zeitschrift für deutsche Mundarten, 1906, S. 27: hell, hellgassen, Schöllbronn 1576; derf. 1908, S. 222: Helberg, Hügelsheim (14. Jahrh.); S. 223 himelrych, Obereschach 1553. Th. Zink, der Hölle als eine Entstellung aus halde oder hel wertet und Himmelreich in Zusammenhang mit himmelhoher Berg bringen will, verzeichnet in den „Beiträgen zur Landeskunde der Rheinpfalz", 4. Heft, 1923, in seiner Arbeit „Pfälzische Flurnamen", verschiedene Belege auch aus der Pfalz; S. 172, Himmelreich: Otterbach bei Kaiserslautern, Littweiler 1617, Herxheim, Odernheim usw.

[7] Vgl. dazu die Ausführungen J. Miedels im „Nachrichtenblatt für deutsche Flurnamenkunde" (Nr. 1, 1932, 5 ff.). Die Ergänzung einer ursprünglichen Bezeichnung Wiese, Wald, Acker ist demnach nicht nötig. Doch kann man auch nicht von einer unbedingten Personifikation sprechen, sondern eher von einer Verselbständigung. An dieser Stelle werden auch Beispiele aus dem Mittelalter genannt: 1256 Waldwiese „Die Hornaerin"; 1353 eine Wiese „Die Schreiberinne"; Bezeichnung nach Lage: „ein Weglanger, die Birenbäumin", 1421; „die Bachheimerin", 1415.

Digitized by Google

ein kleines Ackerstück in Hildmannsfeld, war früher wohl im Besitz einer Familie Horcher[8]; „d'heimbiri" ist eine Wiese, die an den Fünfheimburger Wald[9] erinnert. Das Flurstück „Im Schwander" in Eschbach, A. Waldshut, war wahrscheinlich im Besitz einer Familie namens Schwander, die verschiedentlich in jener Gegend nachzuweisen ist[10].

Humorvoll sind viele dieser Bezeichnungen — manchmal ist es aber mehr Galgenhumor. Beißender Spott und derber Witz zeigt sich bei andern. In Hildmannsfeld kennt man z. B. eine „Bettelmannsrötz", ein „Bowollgässel". So hat man einen schlechten, oft aufgeweichten Weg getauft. Nach der Form bekam seinen Namen „de hoseschenkel", der nach der Verkleinerung durch die Feldbereinigung „nu no an d'knie" geht. Ähnlich verhält es sich mit dem „kochleffel". Eine gewisse Bitterkeit spricht trotz der witzigen Form aus den Namen „d'millionenmadd" und „d'ölmüll". Für eine Million wurde die Matte in der Inflationszeit gekauft. Die „Ölmühle" aber ist ein besonders kleines Ackerstück, auf dem beim Pflügen immer gewendet werden muß, so daß die Tiere im Kreis gehen wie im Göppel einer Mühle[11]. Wie Galgenhumor mutet eine Bezeichnung „de bees bue" an. Es ist ein großer Acker in Gutmadingen, der steil am Abhang des Wartenberges liegt und sehr schwer zu befahren ist. Die „kniibrächi" aber ist ein äußerst steil abfallender Fußpfad auf der gleichen Gemarkung[12], der Name eine neuzeitliche, volkstümliche Form des bekannten Bergnamens Kniebis (ahd. kniobuoze = Kniebreche).

Trotz scheinbarer Klarheit wird es jedoch gerade bei diesen Erklärungen volkstümlicher Namenformen sicher noch manche Überraschung geben, wenn einmal die Flurnamensammlungen in ganz Deutschland vorliegen und genaue, vergleichende Untersuchungen möglich sind. Denn den Volkskundler, der wirklich mit des Volkes Art vertraut ist, wird manche bisherige Deutung nicht befriedigen. So ist z. B. die Ausdeutung der Flurnamen, die mit Hund — und Katz — zusammengesetzt sind, noch stark umstritten. Es ist noch keine restlos befriedigende Erklärung gefunden worden. Negativ höchstens kann man sagen, daß kein Zusammenhang mit den betreffenden Tieren besteht[13]. W. Schoof[14] gibt eine Reihe von Beispielen, sucht für Katze Zusammenhänge mit nieder- und mitteldeutschem Katt, Katten, will einem Katzenberg über die Form Kastenberg beikommen, wobei er Kasten als Nebenform zu Kaspen, Karspen, Karspel, Kar—Espan = „Gemeinschaft

[8] Huber a. a. O. S. 17, Familie Horcher 1758 genannt.

[9] Huber a. a. O. S. 16.

[10] Petrus dictus Swander burgensis de Mulnhusen 1266, Swanderer zu Freiburg (14. Jahrh.), Swendler 1354 in Waldshut. (Vgl. A. Götze, Familiennamen im badischen Oberland, Neujahrsblätter der Badischen Historischen Kommission N. F. 18, 22.)

[11] Huber a. a. O. S. 17, 18, 19.

[12] Baader a. a. O. S. 17 und 23.

[13] Auch nicht mit Wildkatze, wie R. Vollmann S. 38 und W. Keinath S. 38 (neben anderen Erklärungen) noch annehmen.

[14] Deutsche Flurnamenstudien, Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 1917, 149/50.

Digitized by Google

aller an der Weide Berechtigten" anspricht[15]. Beziehungen zur Weidewirtschaft glaubt er auch bei den Zusammensetzungen mit Hund — (z. B. Hundsrück) herstellen zu können. Von einem germ. hûn = hoch ausgehend, erklärt er Hundsrück als Höhenrücken, als Bergvorsprung und Höhenweideplatz, als eingehegtes Nachtquartier für das Vieh[16]. Schoof hat wohl recht, wenn er viele Flurnamen auf Bezeichnungen für Weide zurückführt. Wald, Weide und Sumpf beherrschten das Landschaftsbild vieler Gegenden der Frühzeit und des Mittelalters. Richtig ist wohl auch seine Ansicht, daß viele Berg- und Bachnamen (also z. B. auch Hundsbach) von einzelnen Stellen des Berges oder des Wasserlaufs herstammen. Der Name einer bestimmten Stelle, oft sogar einer kleinen Stelle, wurde eben auf die ganze Fläche ausgedehnt[17]. Da er aber diese an und für sich richtigen Beobachtungen zu sehr verallgemeinert, wird er in einer Reihe von Fällen falsche Ergebnisse bekommen[18].

Buck[19] gibt für die Deutung der Flurnamen mit Hund — und Katz — eine Reihe von Möglichkeiten an, ohne zu überzeugen. Einige wie z. B., die Ableitung von den Tieren oder bei Katze von einer vordeutschen Wurzel (ir. caise = Bach; sanskr. Wurzel kas = gehen ...) sind ganz abwegig, andere (Hund = Umdeutung von älterem Und = Wasser; Hund—Hun = Hüne; Hund = Amtsname: Centenarius) sehr unwahrscheinlich und unklar. Möglich wäre noch ein Zusammenhang mit entsprechenden Personennamen.

Viel ansprechender ist eine Erklärung, die R. Vollmann neben verschiedenen der früher genannten Deutungsmöglichkeiten gibt[20]. Hund und Katze dienen als Bezeichnung des Unechten, Minderwertigen, Schlechten[21]. Diese Erklärung entspricht der Ausdrucksweise und Einstellung des Bauern, der bei Bezeichnungen gern zu einem kräftigen Ausdruck greift und ungeschminkt auch seinen Unmut, seine Mißachtung äußert. Stinkveilchen oder Hundsveilchen nennt man in vielen Gegenden Mittelbadens die unechten Veilchen. In Kappelrodeck (A. Bühl) bezeichnet man sie als Katzenveilchen. Die Bedeutung des Katzensilbers ist wohl allgemein bekannt. Aufs Katzenbänkchen, ans Katzentischchen — abseits von den Erwachsenen — mußten wir Kinder sitzen, wenn wir nicht gehorchen wollten. Hundsblasen sind in Balzhofen (A. Bühl) Blasen, die im Wasser aufsteigen[22]. Auf Flur-

[15] Deutsche Flurnamenstudien, Korrespondenzblatt 1918, 214 ff.

[16] Hessische Blätter für Volkskunde XI (1912), 227ff. „Der Name Hundsrück."

[17] W. Schoof. „Deutsche Flurnamenstudien", Korrespondenzblatt 1917, 24 ff. und „über Flur- und Flußnamengebung", ebda. 77 ff.

[18] Schoof scheint später manches selbst wieder aufgegeben zu haben. Vgl. Beschorner „Zu den Fortschritten der Flurnamenforschung in Deutschland bis 1912", 5. Flurnamenbericht, Korrespondenzblatt 1918, 53 ff.

[19] Buck a. a. O. S. 118 und 133.

[20] R. Vollmann a. a. O. S. 37. Annehmbar wäre auch für Einzelfälle z. B. für Katzbach die Ausdeutung als Katbach (mdh. das Kat, mhd. kât, quât = Kot, Schmutz).

[21] Auch Th. Zink sucht auf gleiche Weise zu erklären und bringt zahlreiche Beispiele (a. a. O., S. 42, 171, 172).

[22] Man vgl. dazu noch Ausdrücke wie Hundewetter, hundsgemein, es ist etwas für die Katz.

Digitized by Google

bezeichnungen übertragen, entsprechen solche Bezeichnungen Feldteilen, die klein sind, schlechten Boden haben, schlecht zu bestellen oder schlecht zu erreichen sind. Die „Hundsmatt" in Balzhofen (A. Bühl) z. B. ist der kleinste und schlechteste Teil des „Mürich". Die „Katzenmatt" in Steinach i. K. ist eine kleine Matte; ein kleiner Felsblock bei Steinach wird „Katzenstein" genannt. Der „Hundsbühl" ebenda ist ein schmaler Hügelstreifen mit schlechtem Wald. „Katzbach" nennt man ein kleines Bächlein in Oberbühlertal (A. Bühl) usw.[23].

Vom Landvolk werden übrigens solche Ausdrücke gar nicht als so derb empfunden, wie sie vielleicht auf den Menschen der Großstadt wirken. Sie sind durchaus gangbare Münze; man kennt vielleicht gar keine andere Wortform. Denn viele dieser Ausdrücke sind ja nichts weiter als alte Sprachformen, die sich im Volksmund unverändert oder doch nur wenig verändert, erhalten haben[24].

In andern Fällen sind allerdings oft starke Veränderungen der alten Wortformen vorgenommen worden. Solche Flurnamen, bei denen die Volksdeutung (Volksetymologie) die Umformung verursacht hat, sind nicht nur sprachlich von Bedeutung, sondern vor allem darum, weil sie oft Einblick in des Volkes Denken und Fühlen geben. Wie einfach ist doch manchmal die Gedankenführung bei solchen Ausdeutungen, wie reich aber wieder in anderen Fällen das Rankenwerk, das rege Phantasie um solche Namen windet. Es lassen sich zwar durch lange Beobachtung und durch vergleichende Betrachtungen gewisse Gesetze aufstellen. Die Wege bis zum Ergebnis der Deutung sind auch häufig feststellbar. Doch gar manchmal wieder reicht alle Erfahrung und Kenntnis aus verwandten Fällen nicht aus, gewisse Flurnamenrätsel zu lösen. Die bunte Mannigfaltigkeit der Formen und der Probleme wird den Volkskundler dann immer wieder reizen, Untersuchungen anzustellen.

Wie erklären sich aber die vielen Volksdeutungen in Flurnamen? Das Volk ist eben allem Abstrakten feind. Es will sinnfällige Formen, klar Erkennbares oder Greifbares. Wo bei den vertrauten Dingen der Umgebung etwas leer und unverständlich ist oder scheint, wird man versuchen, ihm Inhalt zu geben, es den Formen der eigenen Gedanken- und Vorstellungswelt anzupassen. Namen sind für das Volksempfinden nicht bloß „Schall und Rauch". Flurnamen aber, die doch in ständigem Gebrauch sind, die dem Bauersmann vertraut sind wie sein Handwerkszeug, dürfen nichts

[23] Weitere Belege anzuführen erübrigt sich, da ja fast jede Gemarkung Flurnamen ähnlicher Art aufweist.

[24] So entspricht die Bezeichnung „Seichkachel" in Steinach i. K. z. B. wirklich der Beschaffenheit des Geländes. Man braucht darum gar nicht zu vermuten, daß bei dieser Benennung die Absicht bestand, etwas verächtlich zu machen, daß man darum diese Wortform bewußt prägte. Es handelt sich hier um eine von steilen Hängen eingeengte Mulde, wo das Wasser langsam heruntertröpfelt und dann träg versickert oder abfließt. (Ahd. sihan = seihen, leise tröpfelnd fließen; sigen = niedertröpfeln, fallen; ahd. seichan = harnen, Faktitivbildung von ahd. sihan. Vgl. genauer: Weigand, Deutsches Wörterbuch[5], 1910, 835 und 838 und Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache[5], 344/45.)

Digitized by Google

Fremdes, Unfaßbares, Unklares an sich haben. Man wird sie eben klar machen, sei es, indem man logisch denkend nach dem Ursprung sucht, sei es — was häufiger ist —, daß man klärt und erklärt, indem man eben die Wortform gewaltsam oder unbewußt an laut- und scheinbar sinnähnliche, bekannte Formen anpaßt.

Bei Flurnamen ergeben sich derartige Veränderungen darum häufig, weil sie oft besonders alte Sprachformen haben. Vielfach waren sie dann schon in Zeiten, wo sie in Urkunden zum erstenmal schriftlich festgelegt wurden, nicht nur dem Schreiber, sondern auch dem Landmann unverständlich geworden, weil sie durch einen Wechsel in der Kulturart und Bodenbeschaffenheit inhaltsleer geworden waren. Auch wurde gelegentlich durch Besitzwechsel alte Überlieferung unterbrochen. Oft haben außerdem schon früh der Mundart unkundige Schreiber falsch verstandenen Namen durch ihre Niederschrift amtlichen Charakter gegeben. Diese Formen wurden dann dem Bauern allmählich geläufig. Da sie ihm aber unklar sein mußten, suchte er sich wieder eine faßbare Erklärung. Es wird dabei nicht immer leicht sein festzustellen, ob das Volk oder der Schreiber an falschen Formen schuld, oder ob beide Teile. Auf das Konto des Schreibers sind unbedingt zu setzen ein „Weingraben" (Steinach) statt eines „Wünngraben", ein „Römerweg", statt eines Roigheimer Weges[25]. Ebenso hat die falsche Schreibung zahlreiche Wald—orte, die auf Walch — Welsch — als Bezeichnung für nicht germanische Siedler[26] zurückgehen, in Beziehung gebracht zu wirklichen Wald—orten. Einem Waldmatt (A. Bühl) stehen z. B. an solchen Welschorten u. a. in Mittelbaden gegenüber: Waldsteg (Neusatz), Waldulm, Walzfeld, Sasbachwalden usw. Die Mundart hat gegenüber der amtlichen Bezeichnung dann meist die alte Form beibehalten. Wenn das Volk heute noch „Saschwalle" sagt, so blieb hier die Erinnerung an mittelalterliches Sasbachwalhen (14. Jahrh.) wach[27]. Und wenn die Karte bei Legelsburst (A. Kehl) ein amtliches „Wässerort" verzeichnet, so heißt die mundartliche Form heute noch „Wesseroth", weil sie die Stelle zeigt, wo bis zum 16. Jahrhundert der Hof „Wesenrode" stand.

In vielen Fällen jedoch braucht man nicht den Schreiber oder den Geometer als den Schuldigen heranzuschleifen, sondern der Bauersmann hat selbst für alte, unverstandene Bezeichnungen konkrete, plastische Ausdrücke gesucht. Wenn aus einem urkundlichen Fentschenberg (Bollen-

[25] In einer Urkunde von 1575 „fährt" der Hirte durch den „Weingraben". Wunnia = wünne oder winn (Weide) verwechselt mit win = Wein. Vgl. O. A. Müller, Spuren alten Rebbaus in Flurnamen, Mein Heimatland, 1927, 233—36 und zu „Römerweg", O. A. Müller, Flurnamen als Wegweiser für Vorgeschichte, Römerzeit und Frühgeschichte, Die Ortenau, 1928, 10—31.

[26] Ob es keltische, römische oder vorgermanische Siedler waren, bleibe dahingestellt. Wirklich vorgermanische Formen in Flurnamen sind selten. In Mittelbaden z. B.: Pfaus, Gürtenau, Fannis (Mühlenbach bei Haslach i. K.), Klettner (Welschensteinach, A. Wolfach), Ullerst (Hofstetten bei Haslach) und der Flurname Mullierst (Sasbachwalden, A. Bühl).

[27] Vgl. A. Krieger, Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden II, 197. Auch für die übrigen Namen sind dort die Belege zu suchen.

Digitized by Google

bach i. K.), einem etwas düsteren, bewaldeten Berg, im Volksmund ein „Finsterberg" wurde, so ist hier deutlich der Drang zu spüren, leere Form mit entsprechendem Inhalt zu füllen; ebenso wenn „Strittmatten" (Steinach) als „Streitmatten" angesprochen werden[28], oder ein Flurname Dotenberg (1632) seit 1824 Trottenberg heißt (Steinach i. K.). Man hat das nicht mehr verstandene Doten—, das wohl aus einem Personennamen entstand[29], mit der geläufigen Vorstellung Trotte = Kelter in Verbindung gebracht. Die Trotte stand aber im Dorf, und eine Beziehung zu Trotte ist schon nach der Lage des Flurstückes ganz unmöglich. Besonders deutlich wird das Ringen nach einem verständlichen Ausdruck bei dem Flurnamen „Epfenberg" (Steinach). „Am Epfenberg" heißt es 1575 und 1632; „am Epfelberg" im 18. Jahrhundert, „am Apfelberg" um 1800.

Nicht weniger häufig wie diese Deutungen des Volkes sind die Flurnamen mit Doppelsetzung des gleichen Begriffs (Tautologie). Der erste Teil des Wortes enthält die alte eigentliche Bezeichnung, die aber, obwohl unverändert erhalten, unterdessen unverständlich geworden war. Wenn nun die Verhältnisse, die zur ursprünglichen Benennung geführt hatten, auch in späteren Zeiten die gleichen geblieben waren, fügte das Volk eben in dem zweiten Wortbestandteil, ohne daß es darum wußte, nochmals die gleiche Bezeichnung in neuhochdeutscher Sprache an. So entstanden Flurnamen wie Hardtwald, Lohwald usw., die jedoch so häufig sind und in zahlreichen Beispielen in den einzelnen Flurnamenbüchern sich finden, daß hier nicht weiter darauf eingegangen zu werden braucht.

Besonders starke Veränderungen im Landschaftsbild ergaben sich durch das Verschwinden vieler Sumpfgebiete und vieler Weideflächen. Da sie sicher einen großen Teil der Flurfläche ausmachten, entsprechend auch zahlreiche Flurnamen dieser Art in den verschiedenartigsten Bezeichnungen vorhanden waren, die dann durch die Veränderung in der Kulturart und Bodenbeschaffenheit inhaltsleer wurden, ergab sich gerade hier ein gutes Betätigungsfeld für die Volksdeutung. Solche alte Bezeichnungen für Weidegebiet sind u. a. die Flurnamen und die Wortbestandteile in Flurnamen wie Espen, Aspe, Anspann[30], Atz—, Etz—, Etzel—, vielleicht auch Esel—, die aus almeinde sich ergebenden Formen wie Alme, Elme, Ulm[31], die Unter—, Unger—, Hunger—, Wunder—, Senne—, Sand— vielleicht auch Sang—[32], ein Winne—, Wonne—, und auch manche Wein—. Ob allerdings auch alle angeblichen Weiterbildungen wie Singerberg, Singersberg, Sandbach, auf dem Sand, Simmelsberg, Simmelsrück, Wenge, Win-

[28] Manche Forscher wollen zwar Streit = Hader gelten lassen; doch hier ist wie in vielen Fällen wohl ein struot, struet, strüt = Gebüsch anzunehmen.

[29] In einer Urkunde vom 30. Mai 1474 über Zeugenaussagen hinsichtlich der Banngrenzen im Gericht Bühl wird z. B. ein „marhknecht" namens „Tottenheinrich" genannt.

[30] Aspe, Anspann gehören nach Beschorner, Zu den Fortschritten... K. Bl. 1918, Heft 66, S. 63, zu Espann, Esban = Weideanger, Gemeindewiese.

[31] Schoof, über Flur- und Flußnamengebung, K. Bl. 1917, 84.

[32] Schoof, Der Name Hundsrück, Hessische Blätter f. Volkskunde XI, 225 ff.

Digitized by Google

den, Windberg, Winterberg, Winterbach usw.[33] noch hierher zu rechnen sind, ist sehr fraglich. Vorsicht wird trotz der Ausführungen Bucks[34] und Keinaths[35] unbedingt bei Flurbezeichnungen wie Weinspfad, Weingraben, Weinau am Platze sein (vgl. auch Anm. [25]). Ein Flurname „Weinhalde" auf Gemarkung Überrauchen bei Villingen, einer der kältesten Gegenden Badens, wird doch wohl eher aus wünne (mhd. wunne, wünne = Weide) als aus Wein (mhd. wîn) zu erklären sein.

Die Deutungen bei den Flurbezeichnungen mit Etz— und Atz—, ebenso auch wohl bei denen mit Essig— dürfen als gesichert gelten (mhd. êtzen = zu essen geben, abweiden lassen). Wie steht es aber mit den verschiedenen Flurnamen, die den Bestandteil E s e l — enthalten? Ich erinnere z. B. an Esselshalde (Friesenheim), Eselächer, 1540 und 1761 (Steinach am Kocher), Eselsdamm— (Weiher, A. Bruchsal), Eselspfad (Spessart und Walprechtsweier, A. Ettlingen), Eselsrain (Waldwimmersbach)[36]. Viele Namen mögen mit dem Tier in Zusammenhang gebracht werden können, doch wird eine Umdeutung aus âtzen = äsen, weiden bei andern nicht von der Hand zu weisen sein. So ist der oben genannte Eselsrain ein öder Hang, an dem früher die Esel der benachbarten Mühle weideten. Der Flurname „Auf dem Esel" (Gutmadingen)[37] haftet an dürren Wiesen. Sie heißen zwar nach der Volksmeinung so, weil das Feld wie ein „uugwäschener esel" aussieht. Doch ist diese Erklärung sehr gezwungen. Zu beachten ist auch eine Flurbezeichnung „Heideneselʼ", wo die Tierbezeichnung nur schwer in Beziehung zur Heide gebracht werden kann[38]. Genaue Nachforschungen[39] über die Namen Eselskopf, Eselsattel, Eselweg, Eselsbrunnen, die sich zwischen Oberkirch (Renchtal) und der Klosterruine Allerheiligen finden, brachten zwar auch kein sicheres Ergebnis, vermehrten aber doch die Zweifel, ob diese Flurteile wirklich, wie allgemein angenommen, nach den Eseln genannt wurden, die auf schmalen Pfaden Traglasten nach Allerheiligen gebracht hätten[40]. Alte Bezeichnungen konnten nicht festgestellt werden. Auffällig ist aber, daß der Eselsbrunnen in den Atzelbach fließt; die Atzelbachquelle selbst ist unweit des Eselsbrunnens. Bei ihr ist heute noch Weidegebiet (Sohlberghöhe). Weidebrunnen soll allerdings nach der Überlieferung der Kaltenbrunnen gewesen sein. Das Gebiet, das über dem Eselsbrunnen liegt, wird Eselskopf genannt, heißt aber im Volksmund „s'Gfäll". Auch dieser Teil war nach Aussage des Braunbergbauers — nach dem in der Nähe liegenden Braunberg führt der Eselsteig — Weideland. Für eine

[33] Schoof ebenda.
[34] Buck will sie zu „Wein" stellen, a. a. O. S. 297.
[35] Ebenso Keinath a. a. O. S. 50.
[36] Mitteilungen des Bad. Flurnamenausschusses.
[37] Baader, a. a. O., S. 18.
[38] Rommel „Von unseren Flurnamen", Wertheimer Zeitung 1925, Nr. 86 und 91, erklärt Esel als Umdeutung von „äsen".
[39] Auf meine Bitte hat sie Hauptl. H. Heid, Lautenbach, angestellt.
[40] Auch in der Gründungssage von Kloster Allerheiligen spielt ein Esel eine Rolle. Am Eselsbrunnen ist übrigens eine bildliche Darstellung der Szene aus dem 18. Jahrhundert angebracht.

Digitized by Google

sichere Beweisführung, daß die Bezeichnung Esel— mit Bezeichnungen für Weide zusammenhängt, reichen, wie schon gesagt, diese Feststellungen zwar nicht aus. Vielleicht läßt sich aber in anderen Gegenden Deutschlands genaueres Material zusammenstellen, so daß eine Entscheidung getroffen werden kann.

Auch über die Ausdeutung der zahlreichen Flurnamen mit Hunger— werden erst genaue Untersuchungen Klarheit bringen[41]. Bucks Ansicht[42], daß diese Flurnamen als Stellen zu erklären sind, wo das Vieh, welches zu gewissen Zeiten dort zusammengetrieben wurde, hungern mußte, ist überholt. Auch die andere Erklärung, daß Hungerbrunnen, Hungerbäche nur in Hungerjahren (nassen Jahren) fließen, ist nicht recht klar. Schon eher könnte eine Deutung Vollmanns[43], der übrigens auch die beiden anderen erwähnt, für viele Fälle zutreffen: Es seien Bezeichnungen für Flurteile mit schlechtem Boden, die bei Dürre austrocknen. Schoof[44] vertritt nun die an sich sicher richtige Ansicht, daß bei den Zusammensetzungen mit Hunger— ein sich häufig findender Flurname Unter- oder Unner-Platz, wo der Hirt mit seiner Herde am Mittag rastet, zugrunde liegt[45]. Da in manchen Gegenden nd, nt. > ng wird, ergibt ein Unterbaum (Baum auf dem Weideplatz) einen Ungerbaum, ein Underberg einen Ungerberg, Formen, die in Angleichung an ein lautähnliches Wort zu Hungerbaum, Hungerberg, Hungerbach usw. werden. Ja, Schoof geht noch weiter und entwickelt daraus Namensformen wie Wunderbaum, Wunderberg, Honigbaum, Kinder—, Königsbaum. Zink[46] sagt dazu: „In Hunger steckt nicht nur die natürliche Bezeichnung für armes Land, sondern Unter, das unter Einfluß der Volkssprache zu Unger wurde wie in der Kindersprache hinter zu hinger, Kinder zu Kinger wird." Er bringt für Unger und Unter eine Reihe Belege[47].

[41] Hungerberge finden sich so zahlreich, daß sie fast in jeder Gemarkung nachzuweisen sind. In Mittelbaden z. B. in Bühlertal, Baden-Baden, Eisental (schon 1598), Nesselried, Gaisbach, Haueneberstein; ein Hungerbosch findet sich bei Eisental (A. Bühl), ein Hungerfeld bei Neufreistett (A. Kehl), ein Hungerbühl bei Altdorf (A. Lahr). „In Hungerlachen" heißt eine Matte in Gutmadingen schon 1481. Auch Heilig a. a. O. 1908, S. 223, weist alte Bezeichnungen nach: Hungeracker (Sexau b. Emmendingen); Hungerberg (Zeismatt bei Emmendingen), 14. Jahrh., Hungerbom (Freiburg) 1446 usw. Weitere Namen in Baden nach Mitteilungen des Bad. Flurnamenausschusses: Hungerwiesen (Zimmerholz, A. Engen), Hungerquelle (Stein a. Kocher), Hungerberg (Villingen, Gelände jetzt Jungviehweide), Hungerbrunnen (Zarten, A. Freiburg und Stein, A. Pforzheim), Hungerbühl (Aasen).

[42] A. a. O. 119.

[43] A. a. O. 26, 43, 44. Keinath, a. a. O. 1, 9, 54, 57, bringt nichts Neues.

[44] K. Bl. 1917, 225, 26.

[45] Mhd. untern, undern, undarn, untarn: Mittag, Mittagessen, Vesperbrot. Undezit (Markgräflerland) = Vesperzeit.

[46] A. a. O. 13. Vgl. Fehrle, Bad. Volkskunde 1, 89.

[47] A. a. O. 139, „Solche Unterplätze mit Tränke oder Brunnen sind im Walde noch zu sehen." Südpfalz kennt Unger z. B. Lambrecht, Annweiler. Annweiler: Schwedischunger; daher bei Merzalben „An dem Altenborn aber solle für die Viehtränk eine genügliche Trift und Unger offengelassen werden" (Pfälzerwald 1911, S. 207); Unter: Kaiserslautern usw.

Digitized by Google

Der Bühler Bezirk und seine Umgebung, wo ich die Frage nach der Deutung der Bezeichnung „Hunger" nachzuprüfen suchte, gehört nun zu den Gebieten, wo nd, nt wie ng gesprochen wird[48]. Es lassen sich ja auch, wie schon früher angeführt, verschiedene Hungerberge feststellen. Wir haben außerdem auf Gemarkung Helmlingen (A. Kehl) die Flurnamen „Unger" (Gewann heute Allmende), bei Lichtenau (A. Kehl) „die Ungerschlut". In Lichtenau wie in Helmlingen bleibt aber nd, nt erhalten[49]. Umgekehrt konnte ich in Sandweier, wo Schlager besonders viele Beispiele für ng bringt, die Bezeichnung „Kühunner" feststellen, und in Hildmannsfeld, das ebenfalls in dieses Gebiet gehört[50], weist Huber ein Gewann „Unter" nach. In Vimbuch findet sich ein Gewann „Hungerzelgen", das schon 1523 als Ackerland bei dem Oberhof, einem Hof des Klosters Schwarzach, der längst abgegangen ist, genannt wird, und ein Gewann „Unter", das schon in Gemeinderechnungen von 1781, 84, 93, 1801 nachzuweisen ist[51]. Beide Gewanne sind schon ihrer Lage nach nicht miteinander in Verbindung zu bringen. Bemerkenswert ist weiterhin, daß das Wort „Untern" heute noch in Vimbuch bei alten Leuten in der Bedeutung von „ausruhen, vor allem nach dem Essen" gebraucht wird (in Sandweier z. B. nicht mehr geläufig), sonst aber immer ng gesprochen wird, z. B. Ingerdorf = Unterdorf, hunge = unten, abgefunge = abgefunden, ring = Rhein, ming = mein. Noch auffälliger ist es, daß im Lagerbuch des Amtes Bühl von 1597/99 verschiedentlich in Bühlertal ein „Hungerberg" in der Liechenbach und unterhalb der Schönbüch genannt wird, in der gleichen Urkunde aber auch ein „Underberg" auf dem „Hagenberg"[52].

Als Ergebnis dieser genauen Einzelbeobachtungen auf einem begrenzten Raum wäre festzustellen, daß die an und für sich vielleicht richtige Deutung Hunger—, Under = „Rastplatz für das Vieh" wohl doch n i c h t

[48] n vor Dental ng; Genaueres bei F. Schlager „Die Mundarten im fränk.-aleman. Grenzgürtel Badens" in „Bausteine zur Volkskunde und Religionswissenschaft, herausgegeben von E. Fehrle, Heft 3, 42/43 und 56/57. Schlager spricht von einem „wing" Gebiet.

[49] Nach eigenen Feststellungen und nach Schlagers Karte. Allerdings grenzt die Ulmer Gemarkung, wo ng gesprochen wird, unmittelbar an die „ungerschlut", und Helmlingen liegt ja auch unweit der Grenze. Andererseits wurden aber früher z. B. ein „Hungerberg" bei Baden-Baden, ein „Hungerfeld" bei Neufreistett genannt. Beide Orte liegen aber außerhalb des „wing Gebietes".

[50] A. a. O. 21. Gemeinderechnung 1785, „Ausg. für Tränkeimer a. d. Unter." 1792 „für Brunnentrog im Viehunter". (Vgl. ebenda: Unter- oder Ingerbrot = Vesperbrot.)

[51] Einmal ist der „unter Bronnen auszuButzen" (1793), dann wieder muß ein neuer „Bronneneymer auf die Kühunter" (1801), oder ein „Eimerboden zum Unter- und Seebronnen" gemacht werden (1781). Alle Mitteilungen für Vimbuch sind von Hauptl. Wehrle, Vimbuch.

[52] „Der Hungerberg" ist der nächste Bergrücken nach dem „Hagenberg", dem heutigen „Haaberg". Im Familienbuch der Pfarrei Bühlertal — begonnen 1812 — wird der Hungerberg als Zinken mit 3 Häusern angeführt. Der nächste Bergrücken heißt der „Hagberg". Die Nachforschungen für Bühlertal hat Fortbildungsschulhauptlehrer Duffner, Bühlertal, durchgeführt.

Digitized by Google

verallgemeinert werden darf, zum mindesten noch genaue Nachprüfungen in Einzelfällen nötig sind. Denn es hat sich gezeigt, daß selbst in einem Gebiet, das durch das Vorhandensein des ng besonders geeignet für eine Umwandlung wäre, solche Umformungen teilweise nicht vorgenommen wurden. Wie weit dabei Beeinflussung z. B. durch amtliche Schreibung in Urkunden und Katastern vorliegen könnte, kann hier nicht entschieden werden. Als möglich kann die Umwandlung in Unger—, Hunger— bei Flurbezeichnungen angenommen werden, die Unter— als Gegensatz zu Ober— enthalten. Das eigentliche Unter, Under aber hat sich, soweit es überhaupt noch im Gebrauch ist, in seiner alten Form erhalten, oder ist zu „Unner" geworden. So findet sich in Hildmannsfeld z. B., wie schon oben erwähnt, neben Ingerbrot auch Unterbrot.

(Fortsetzung folgt im 2. Heft 1933.)

Zur Geschichte der technischen Ausdrücke der Wahrsagekunst.

Von Professor Dr. **Friedrich Pfister**, Würzburg.

Othmar Meisinger, dem diese Arbeit gewidmet ist, ist ebenso wie der Herausgeber dieser Zeitschrift und wie der Verfasser dieses Aufsatzes, alter Heidelberger Überlieferung folgend, wie sie von Erwin Rohde, Otto Crusius, Albrecht Dieterich und Franz Boll vertreten wurde, von der klassischen Philologie ausgegangen und hat von hier aus, wie wir, Streifzüge in das Gebiet der deutschen Volkskunde gemacht, zum Nutzen für beide Wissenschaften und zum Nutzen auch für die Schule, der er sein Leben gewidmet hat. Daher darf ihm zu seinem 60. Geburtstag ein kleiner Aufsatz dargebracht werden, der ein Gebiet betrifft, auf dem beide Wissenschaften sich vereinen, die Philologie und die Volkskunde.

Dem eifrigen Leser des Handwörterbuchs des deutschen Aberglaubens fallen die vielen von unserm trefflichen Fritz Boehm, gleichfalls einem klassischen Philologen, ausgezeichnet bearbeiteten Artikel[1] auf, deren Stichwort durchweg aus griechischen Wörtern besteht, die alle auf -manteia (Wahrsagung) endigen wie etwa Aëromanteia, Alektryomanteia, Aleuromanteia usw. Durch den ersten Bestandteil dieser zusammengesetzten Wörter wird jeweils die Art der Wahrsagung genauer bestimmt. Diese der äußeren Form nach griechischen Kunstausdrücke der Mantik, von denen mir etwa 125 bekannt sind, sind aber zum größten Teil nicht antik, sondern stammen aus ganz verschiedenen Zeiten, zum Teil sind es sogar moderne Neubildungen. Ihre Herkunft soll im folgenden im einzelnen nachgewiesen werden: Wir werden hierbei auf das Gebiet der „wissenschaftlichen Mantik"

[1] Besonders auf den ausführlichen Artikel Hydromantie verweise ich, wo sich auch viel humanistische Literatur findet. Ich konnte die Artikel bis zum Buchstaben K benützen.

Digitized by Google

geführt, einer Schöpfung der helleniſtiſchen Zeit, ja wohl der griechiſchen Sophiſtenzeit aus dem Ende des 5. Jahrhunderts v. Chr., die durch das Mittelalter hindurch bis in die Neuzeit weitergelebt hat und die, obwohl ſie „Literatur" war, doch auch für den Erforſcher des Volksglaubens von Wert iſt. Wir lernen hierbei den Zuſammenhang mittelalterlicher und humaniſtiſcher Mantik mit dem Altertum kennen.

Zunächſt iſt feſtzuſtellen, daß in der griechiſchen Literatur vor dem Beginn unſerer Zeitrechnung überhaupt keine mit -manteia (Wahrſagung) gebildeten techniſchen Ausdrücke vorkommen, ſondern nur ſolche, die mit -mantis (Wahrſager) zuſammengeſetzt ſind. Und von dieſen letzteren ſind diejenigen auszuſcheiden, die mit Vorliebe von den Dichtern des 5. Jahrhunderts angewandt wurden[2], und die den Seher in irgend einer Weiſe näher kennzeichnen wollen; denn ſie ſind ihrer Natur nach nie zu techniſchen Termini geworden, ſondern ſind ſchmückende Beiwörter der Dichtung. Eine Ausnahme machen nur Oneiromantis[3], der aus Träumen wahrſagt, und Sternomantis[4], aus deſſen Bruſt ein Geiſt redet. Erſteres Wort kehrt in einem Zauberpapyrus[5] und in der byzantiniſchen Literatur[6] wieder und ſcheint dann erſt in der Neuzeit wieder in die Mantik Aufnahme gefunden

[2] Solche Wörter kennzeichnen den Seher als den Verkünder von Böſem (κακόμαντις Aiſch. Sept. 722; Perſ. 10; vgl. πρόμαντις ἄλγεων Eur. Hel. 338), von Wahrem (ἀληθόμαντις Aiſch. Ag. 1241), von Richtigem (ὀρθόμαντις Pind. Nem. 1, 91) oder von Falſchem (ψευδόμαντις Aiſch. Ag. 1195, vgl. Herod. IV, 69), oder ſie enthalten ſonſt ein Lob wie ἀριστόμαντις (Soph. Phil. 1338), σεμνόμαντις (Soph. Öd. Tyr. 556), πρωτόμαντις (Aiſch. Eum. 2), oder ſie drücken aus, daß der Seher aus ſeiner eigenen Bruſt, ohne göttliche Eingebung, ſpricht (θυμόμαντις Aiſch. Perſ. 229), oder ſie bezeichnen den Kreis, an den der Seher ſich wendet (στρατόμαντις Aiſch. Ag. 122; Θουριόμαντις Ariſtoph. Nub. 332; Πυθόμαντις Aiſch. Choeph. 1030; Soph. Öd. Tyr. 965), oder das, was er vorausſagt, etwa den Regen, wie Euphorion (Meineke, An. Al. 105) die Krähe ὑετόμαντις nennt, oder ſie bezeichnen ihn zugleich als Arzt (ἰατρόμαντις Aiſch. Suppl. 263; Ag. 1623; Eum. 62). Aus byzantiniſcher Zeit kommt φενακόμαντις (der trügeriſche Seher, Niketas Choniates II, 9 p. 441 ed. Bekker) hinzu. Von allen dieſen poetiſchen Wortbildungen iſt natürlich keine in die ſpätere mantiſche Terminologie übergegangen. Von ſonſtigen mit -mantis zuſammengeſetzten Wörtern, die ebenfalls in der Divinationsliteratur als Terminus keine Rolle ſpielten, nenne ich noch das häufig (auch inſchriftlich) bezeugte πρόμαντις, προμαντεία und φιλόμαντις (Lukian, Char. 11; aſtrol. 27). Bei chriſtlichen Autoren tritt dann wieder das alte ψευδόμαντις, ψευδομαντεία auf: Cyrill. Al. c. Julian. VI (Migne, Gr. 76, 804); Euſeb. in Iſai. 45 (Migne, Gr. 24, 417); Georg. Hamart. Chron. II, 60 (Migne, Gr. 110, 289); Johannes von Jeruſalem p. 484 Bonn.

[3] Aiſch. Choeph. 32.

[4] Sophokles frg. 59 Pearſon; Pollux II, 162; Heſych s. v. v. ἐγγαστρίμυθος. ἐν στερνομαντίαις, στερονόμαντις. Suid. s. v. ἐγγαστρίμυθος. Danach gebrauchte Sophokles Sternomantis im Sinn von Engaſtrimythos oder Engaſtrimantis.

[5] Pap. Lond. 121 (Pap. Gr. mag. VII, 795).

[6] Nonnos ad Greg. Naz., Migne, Gr. 36, 1021.

Digitized by Google

zu haben[7]; letzteres findet sich in byzantinischen Wörterbüchern ebenso wie das davon gebildete Sternomanteia und taucht dann im 16. Jahrhundert bei Rabelais wieder auf. Weiterhin spricht Plato[8] von einem Theomantis, dem Seher, der mit göttlicher Inspiration weissagt; daraus wurde dann der Terminus Theomanteia geschaffen, der einmal in der antiken Literatur vorkommt[9] und dann wieder bei Del Rio Verwendung findet. Die Literatur des 3. Jahrhunderts bietet uns zwei neue Worte, Koskinomantis[10], der aus dem Sieb weissagt, und Nekromantis[11], der Totenorakel gibt. Beide sind in die spätere mantische Terminologie aufgenommen worden. Ferner sind die lykischen „Fischwahrsager" (Ichthyomantis) zu nennen[12] und die Göttin Brizo auf der Insel Delos, die den Beinamen „Traumwahrsagerin" (Enhypniomantis) führte[13]. Dies ist alles, was ich aus der griechischen Literatur vor Christi Geburt nachweisen kann: also nur je drei Termini aus der klassischen und der hellenistischen Literatur; denn Enhypniomantis ist nicht zu einem technischen Ausdruck geworden. Selbstverständlich ist jedoch ein Teil der im folgenden genannten mantischen Ausdrücke auch in der älteren, uns jedoch nicht mehr erhaltenen griechischen Literatur gebraucht worden.

Technische Ausdrücke auf -manteia selbst treten erst in der systematischen Divinationsliteratur auf, für uns zum erstenmal bei Varro im 1. Jahrhundert v. Chr. bezeugt. Varro[14] teilte die verschiedenen Arten der Wahrsagung nach den vier „Elementen" Feuer, Wasser, Luft und Erde ein und nannte diese vier Hauptarten Pyro-, Hydro-, Aëro- und Geomanteia. Auch der Ausdruck Nekyomanteia für das Totenorakel kam bei ihm vor. Diese

[7] Die nachmittelalterlichen Belege findet man unten im alphabetischen Verzeichnis.

[8] Apol. 22 C; Menon 99 C; vgl. Aristid. II p. 250 Ddf.; Galen XV 442 K.

[9] Cass. Dio 62, 18; vgl. Pollux I, 19: θεομαντέω. Pap. Gr. mag. XII, 152: θεομαντεῖον.

[10] Philippides frg. 37 ed. Kock, vol. III; Theokrit 3, 31; vgl. Artemidor II, 69; Pollux VII, 188.

[11] Lykophron 682; vgl. Clem. Rom. Hom. 1, 5 (Migne, Gr. 2, 60); Recogn. 1, 5 (Migne, Gr. 1, 1209); Hesych s. v. νεκυομαντεία; Delatte, Anecd. I, 57, 19; Eustath. ad Od. 11, 1 p. 1670, 23; Isid. Et. VIII, 9, 11. — Die Form Nekyomantis und Nekyomanteia: Artemid. II, 69; Jamblich. Erot. I, 224, 39 ed. Hercher; Euseb. in Isai. 45 (Migne, Gr. 24, 417); Cyrill. c. Julian. VI, Migne, Gr. 76, 804; Zonaras XV, 5, 1 p. 264, Bonn; Delatte I, 403, 4; Plin. 35, 132. Beide Formen bei Augustin. De civ. VII, 35. — Später tritt auch die Form Nigromantia auf, so (nach Vorgängern) beim Ackermann und bei Hartlieb; vgl. Catal. cod. astrol. VIII, 4, 256, 13, wo die Handschrift Negromantia bietet.

[12] Athen. VIII, 333 D, nach Polycharmos.

[13] Athen. VIII, 335 A, nach Semos von Delos; vgl. Hesych s. v. βριζόμαντις. Hier wird also die Göttin selbst so genannt, wie anderswo (Hesych s. v. ἀλευρόμαντις) Apollo Aleuromantis.

[14] Serv. Verg. Aen. III, 359; Augustin. l. c.; vgl. Isid. Et. VIII, 9. Varro hatte dies in seinem Loghistoricus Curio, de cultu deorum auseinandergesetzt.

Digitized by Google

varroniſche Einteilung wurde dann vom Mittelalter übernommen[15], wo uns dieſe fünf Termini häufig begegnen. Einen Niederſchlag dieſer gelehrten Studien finden wir auch bei Cicero[16], der die Pſychomanteia nennt, und bei Plinius[17], bei dem die Axinomanteia (Wahrſagung aus der Axt) und die Selenomanteia (aus dem Mond) neu hinzutreten. Dionyſios von Halikarnaß fügt den Oionomantis als Überſetzung von Augur (Arch. III, 69, 3) hinzu, ſein Zeitgenoſſe Strabo (XVI, 762) den Lekanomantis, der aus der Schüſſel wahrſagt. Zwei Liſten ſolcher Ausdrücke liefern uns im 2. Jahrhundert n. Chr. Artemidor in ſeinem Traumbuch (II, 69), der den Aſtragalo-, Tyro-, Gyro-, Koskino-, Lekano- und Nekyomantis nennt, und Pollux in ſeinem Wörterbuch (VII, 188), bei dem der Alphito-, Aſtro-, Nykto-, Sterno-, Sphondylo-, Aleuro- und Koskinomantis namhaft gemacht werden, und der an anderer Stelle (II, 168) noch den Engaſtrimantis und (II, 182) den Cheiromantis hinzufügt. In den Zauberpapyri ſchließlich treten neu hinzu die Heliomanteia[18], die Eisoptromanteia[19], die Lychnomanteia[20] und die Phialomanteia[21], und auch die aus der älteren Literatur bekannte Lekanomanteia[22] wird hier beſchrieben. So haben wir alſo in der uns erhaltenen antiken Literatur 30 derartiger Termini auf -mantis oder -manteia. Dazu kommen nun in der frühchriſtlichen und byzantiniſchen Literatur noch weitere 15 ſolcher Bildungen, von denen natürlich einige ebenfalls bereits antik ſein können. Es ſind dies folgende:

Alektoromanteia (mit Hähnen): Zonaras XIII, 16; Kedrenos I, 548 ed. Bonn.

Belomanteia (mit dem Pfeil): Hieronymus zu Ezech. 21, 26 (Migne, Patr. lat. 25, 125). Die Überſchrift Βελομαντεία bei Delatte, Anecdota Athen. I, 509 iſt Zuſatz des Herausgebers und ſteht nicht in der Handſchrift.

Daktyliomanteia (mit dem Ring): Cod. Paris. 2419, saec. XV, bei Delatte, An. Ath. I, 458.

Empyromanteia (durch Feuer): Cyrill. Al. c. Julian. VI (Migne, Gr. 76, 804).

Enoikomanteia: Fabricius, Bibliogr. ant. 604 gibt an: ἐνοικομαντειῶν mentio in S. Basilii formula exorcismi, was ich nicht näher nachweiſen kann.

[15] Zunächſt von Iſidorus von Sevilla a. a. O., dann nach dieſem von Hrabanus Maurus, De magicis artibus (Migne, Lat. 110 p. 1098), De universo XV, 4 (Migne, Lat. 111 p. 423); weiteres bei Bernt und Burdach, Der Ackermann aus Böhmen (Vom Mittelalter zur Reformation III, 1, 1917) 343 ff.

[16] Cic. de div. I, 58, 132; vgl. Heſych. s. v. θυμόμαντις.

[17] Plin. 36, 142; 37, 164. Den Arten der Magie, die Plinius (28, 104 und 30, 14) aufzählt, entſprechen ebenfalls Termini auf -manteia mit Ausnahme der durch pila bzw. sphaeris bezeichneten.

[18] Pap. Gr. mag. XIII, 751.

[19] A. a. O. 752. Damit iſt der Spiegelzauber gemeint, der ſeit Cardanus Katoptromanteia heißt.

[20] Pap. Gr. mag. VII, 540, 561.

[21] Pap. Gr. mag. IV, 3210, 3243.

[22] Pap. Gr. mag. IV, 154 ff., ohne daß jedoch der Name genannt wird. In der ſpäteren Literatur wird die Lekanomanteia oft angeführt; vgl. Pauly-Wiſſowa XII, 1879 ff.

Digitized by Google

Diese Wahrsagungsart wird als οἰκοσκοπικόν beschrieben bei Nonnos ad Greg. Naz. in Julian. I, 72 (Migne, Gr. 36, 1024); danach Georg. Hamart. Migne, Gr. 110, 120; danach Suidas s. v. οἰώνισμα.

Hygromanteia (wie Hydromanteia aus dem Wasser): Catal. cod. astr. VIII, 2, 143; Delatte Index s. v.

Korakomanteia (mit Raben): Eustath. ad Od. 14, 327 p. 544.

Krithomanteia (aus Gerstenkörnern): Clem. Al. Protr. 2; Euseb. Praep. ev. V, 35; Joh. Chrysost. in Jerem., Migne, Gr. 64, 741. (Bei Migne ist das Wort zwar durch ein Versehen ausgefallen; es steht aber in der lateinischen Übersetzung dieser Ausgabe, ferner bei Georg. Hamart. Chron. II, 60, Migne, 110, 289, der hier auf Joh. Chrysost. beruht und bei Suidas s. v. προφητεία, der aus Georg. Ham. schöpft.)

Krystallomanteia (aus Kristall): Cod. Mediolan. H 2 inf. (saec. XV) bei Delatte I, 499.

Libanomanteia (aus Weihrauch): Schol. Il., 24, 221; Eustath. z. d. St. 1346, 40.

Phyllomanteia (aus Blättern): Psellos, De op. daem. p. 42 ed. Boiss.; Catal. des mss. alch. VI, 129.

Pibaktoromanteia (aus einem Gefäß): Delatte I, 37; Phil. Woch. 1929, 10.

Psammomanteia: Du Cange, Gloss. Graec. Append. p. 212 nennt nach einer Handschrift ohne nähere Angabe: ῥαβούλιον ἤτοι ψαμμομαντεία (Sandwahrsagung). Möglicherweise ist auch bei Ps.-Kall. I, 4 ἀμμομάντεις zu lesen.

Rhabdomanteia (aus einem Stab): Hieron. zu Ezechiel 21, 26, Migne, Lat. 25, 125.

Symbolomanteia (aus Zeichen): Gregor. Nyss. De Pythonissa (Migne. Gr. 45, 109); Anna Comnena X, 284, p. 30, Bonn.

Diese rund 45 mit -mantis oder -manteia zusammengesetzten Namen, durch welche Divinationsarten bezeichnet werden, sind aus der antiken oder der byzantinischen Literatur bekannt. Von ihnen treten einige auch in der abendländischen Literatur des Mittelalters, die meisten dann wieder in der Literatur der Renaissance und des Humanismus auf. Und zwar war es im Mittelalter die varronische Fünfzahl, welche immer wiederkehrt, seitdem Isidorus von Sevilla, einer der Hauptvermittler antiken Gutes an die Zeit vor der Renaissance, eine kurze Darstellung der Divinationsarten gegeben hatte. Er beruht auf den kurzen Auszügen des Augustinus und des Servius aus dem varronischen Werk. Aus Isidorus schöpft dann Hrabanus Maurus und nach ihm viele andere bis zu Johannes von Salisbury im 12. und Thomas von Aquino im 13. Jahrhundert (s. o. Anm. 15). Außerhalb dieser Reihe steht nur der griechische Libellus memorialis des Josephus[23], dessen Zeit freilich noch nicht näher bestimmt ist — (er gehört vielleicht erst dem 11. Jahrhundert an) —, der eine reichhaltige Zusammenstellung[24] unter der Überschrift „Liste der heidnischen Wahrsagungsarten" gibt, und dessen Quellen uns ganz unbekannt sind.

[23] Bei Migne, Graec. 106 p. 160. Termini auf -manteia finden sich aber hier nicht.

[24] Solche listenartige Zusammenstellungen von Divinationsarten, freilich sehr viel kürzer, finden sich auch in der älteren Literatur. Artemidor und Pollux sind bereits genannt; s. etwa noch Aelian, an. nat. VIII, 5; Ps.-Kall. I, 4; Jamblich

Digitized by Google

Dies eintönige Bild der mittelalterlichen Ausführungen über die Divinationsarten beginnt um 1400 zum erstenmal etwas bereichert zu werden durch den deutschen „Ackermann aus Böhmen", einem Zwiegespräch zwischen dem Ackermann und dem Tod[25]. Hier finden wir in Kap. 26 zunächst auch die vier varronisch-isidorischen Termini Geo-, Pyro-, Ydro- und Nigromancia — (die Aëromantia fehlt) — dazu treten aber neu hinzu die Pedomancia (Eingeweideschau mit Kindern), die Ornomancia (Wahrsagung mit Vögeln) und die Chiromancia (aus den Händen). Der Cheiromantis ist uns aus der antiken Literatur[26] bereits bekannt, die beiden andern Ausdrücke sind aber Humanistenbildungen, und zwar die ersten, die wir auf diesem Gebiet antreffen. Sie scheinen aber bald wieder verschollen zu sein; wenigstens vermag ich Orneomantia nur bei Bodin, Paedomantia nur bei Fabricius nachzuweisen. So beginnt also jetzt um 1400 die Wiederaufnahme griechischer und byzantinischer Termini und ebenso auch völlige Neuschöpfungen.

Ein halbes Jahrhundert später, 1456, schrieb der bayerische Hofarzt Johannes Hartlieb[27] sein „Buch aller verbotenen Kunst", in der außer den fünf varronischen Divinationsarten noch die Chiromancia wie im Ackermann und, neu, die Spatulamancia (Weissagung aus dem Schulterblatt [28] und überhaupt aus Tierknochen) genannt und beschrieben werden. Um 1510 verfaßte Agrippa von Nettesheim sein großes Werk über die geheime Wissenschaft (De occulta philosophia), eine systematische Darstellung und Begründung der Magie auf neuplatonischer Grundlage (gedruckt erst 1533) und hier[29] werden im ersten Buch die vier varronischen Elementardivinationsarten, dazu die Lekanomantie und, hier zum erstenmal auftretend, die Kapnomanteia (Wahrsagung aus dem Rauch) besprochen. Reichhaltiger ist die Auslese in der 1531 edierten Schrift In Plinii Libri XXX. cap. I. et II. commentarius, die auch unter des Agrippa Namen geht. Da[30] finden wir von antikem Gut die fünf Arten des Varro, dazu

ed. Hercher, Erot. I, 224, 35 ff.; Ps.-Manethon IV, 210 ff. ed. Köchly; Joh. Chrysost. in Jerem. (Migne, Gr. 64. 741), danach Georg. Hamart. Chron. II, 60 (Migne, Gr. 110, 289), danach Suidas s. v. προφητεία. Ferner Cyrill. Al. c. Julian. VI (Migne, Gr. 76, 804); Nonnos ad Greg. Naz. in Julian I, 72 (Migne, Gr. 36, 1024), danach Georg. Hamart. l. c. p. 120.

[25] Ausg. mit Kommentar von Bernt und Burdach a. a. O.

[26] S. noch Catal. cod. astrol. VII, 236 ff.; Luise Kröger, Oberd. Zeitschr. f. Volksk. IV (1930), 32 ff.

[27] Herausgegeben von Dora Ulm, Johann Hartliebs Buch aller verbotenen Kunst, 1914.

[28] Michael Psellos hat ein Werk über die Omoplatoskopia geschrieben; Text bei Hercher, Philol. VIII (1853), 165 ff.; vgl. Delatte, Anecd. I, 206 ff.; Soyter, Phil. W. 1927, 1087.

[29] De occulta philosophia lib. I cap. 57 (S. 39 f. der Ausgabe von 1541; S. 86 f. der in der folgenden Anm. genannten Ausgabe).

[30] In Agrippae Opera, Lugduni (o. J.) per Beringos fratres I, S. 510 ff. In der Ausgabe von 1541 (s. Anm. 29) findet sich auch ein Abschnitt De goëtia et necromantia, S. 188 f.

Digitized by Google

die Chiro- und die Lekanomanteia und aus Plinius die Axinomantia, ferner die auch in der Occulta Philosophia genannte Kapnomantia und, ganz neu eingeführt, die Botano-, Klero-, Gastro[31], Skio-, Litero- und Umbilicomantia.

Kurz nach Agrippa schreibt Hieronymus Cardanus sein Werk De sapientia, das 1544 gedruckt wurde. Unter den 24 hier[32] erwähnten Namen finden wir hier zum erstenmal Anthropo-, Katoptro-, Onycho-, Kero-, Charto-, Kephaleono-, Tephra-, Syko-, Ono- und Arithmomanteia. Zwei Jahre später, 1546, erschien das dritte Buch des Romans Gargantua von Rabelais, und hier ist das gesamte Namenmaterial von Cardanus (in Kap. 25) übernommen mit Ausnahme von Arithmo- und Chartomanteia. Dazu fügt Rabelais die von Cardanus an anderer Stelle[33] erwähnte Chiromantie und bildet aus der ebenda sich findenden Metoposcopia[34] den Terminus Metopomantia; dem Agrippa verdankt er die Skiomantia. Außerdem nennt der französische Dichter die aus der antiken Literatur ihm bekannten Alphito-, Aleuro- und Sternomantie (aus Pollux), die Astragalo-, Tyro- und Gyromantie[35] (aus Artemidor) und die aus der byzantinischen Literatur stammende Alektryomantie und fügt ganz neu hinzu die Choiro- und Stichomantie.

Mit Benützung des Cardanus schreibt dann der Schüler des Agrippa, Georg Pictorius, seine Schrift De speciebus magiae caeremonialis[36], deren 21 ersten Kapitel jeweils einem solchen Terminus auf -mantia gewidmet ist; sie sind alle dem Cardanus, nur Skiomantia dem Agrippa entnommen. Auch der Anonymus Moncalvariensis[37], der um 1570 geschrieben haben mag, beruht auf Cardanus; bei ihm tritt zum erstenmal der Terminus Clidomantia (Schlüsselwahrsagung) auf.

Erwähnenswert ist weiterhin das Werk des Johannes Bodinus, De magorum daemonomania, 1580 erschienen, der zum erstenmal die griechischen Termini auch in richtiger Form mit griechischen Buchstaben schreibt[38]. Er führt aus der griechischen Literatur wieder die Ausdrücke Astro- und Rhabdomanteia ein, und neu treten hier auf Pago-, Litho-, Daphno- und Xylomanteia. Wenn er an anderer Stelle (I, 7 p. 193) von

[31] Weissagung mit der γάστρη, einem bauchigen Gefäß. Bei Delatte, An. I. 429 steht der Titel nicht in der Handschrift; vgl. Phil. Woch. 1929, 11; Pauly-Wissowa XII, 1879; Delatte, La catoptromancie, 1932, 8, 1.

[32] Hieron. Cardani Opera Tom. I (1663), 562 ff., im 4. Buch.

[33] De libris propriis in Op. Tom. I, 144.

[34] Der Ausdruck metoposcopus findet sich bereits bei Plinius 35, 88 und Sueton, Tit. 2.

[35] Rabelais leitet Gyromanteia mit Recht von γῦρος ab, nicht wie Passow und Liddell-Scott von γῦρις (Weizenmehl).

[36] Das Schriftchen ist abgedruckt in der in Anm. 30 genannten Sammelausgabe des Agrippa I, 463 ff.

[37] Abgedruckt ebenda I, 662 ff.

[38] Lib. I cap. 6, S. 181 ff. der Ausgabe von 1590; ferner II, 1, S. 213 ff.; II, 2, S. 227 ff.; II, 3, S. 259; 276.

Digitized by Google

der Orneomantia spricht, so erinnert dies an die Ornomancia des Ackermanns aus Böhmen.

Mit den sechs Büchern Disquisitiones magicae des Jesuiten Del Rio[39], erschienen 1589—1600, sind wir am Ausgang des 16. Jahrhunderts angelangt. Wir finden etwa 60 mit -manteia gebildete Namen bei ihm, darunter folgende, die uns aus der bisher genannten Literatur nicht bekannt sind: Amnio-, Aspido-, Kybo-, Lampado-, Oino-, Omphalo-, Oo-, Ornitho-, Partheno-, Palo-, Petti- und Spodonomanteia. Wenn er auch „Styromanteis" nennt, so ist dies ein Versehen; es ist Sternomanteis (s. o.) dafür zu schreiben, und wenn in der Ausgabe von 1612, S. 557 nochmals Omphalomanteia steht, so ist Parthenomanteia dafür zu setzen, wie aus dem Index, S. 675 hervorgeht. —

Auch die folgenden Jahrhunderte haben noch manchen derartigen Terminus geschaffen bis in die neueste Zeit[40]. Aus dem unten folgenden Verzeichnis lassen sich die Neuschöpfungen leicht aussondern. Dies Verzeichnis stellt alles mir bekannte Material zusammen und zwar in der Weise, daß bei jedem Wort sofort ersichtlich ist, ob es in der antiken oder byzantinischen — (einschließlich der frühchristlichen) — oder abendländisch-mittelalterlichen — (durch Isid. bezeichnet) — Literatur bereits vorkommt, oder ob es eine Humanistenbildung ist oder aus noch späterer Zeit stammt. Für die nachmittelalterliche Zeit ist für jeden Terminus nachgewiesen, ob er bei folgenden Autoren und Werken sich findet: Ackermann, Hartlieb, Agrippa, Cardanus, Rabelais, Pictorius, Anonymus Moncalvariensis, Bodinus, Del Rio, Fabricius. Wenn also etwa bei Chartomanteia nur Cardanus genannt ist, so besagt dies, daß dies Wort sich bei den andern neun nicht findet. Die Werke von Peucer, Bulenger und Potter sind aber nur dann angeführt, wenn bei ihnen das betreffende Wort zum erstenmal (überhaupt oder seit dem Mittelalter) steht. Bei den Bezeichnungen „Antik" oder „Byzant." sind die ältesten Belegstellen oben im Text nachzusehen.

*

Verzeichnis

der in der folgenden Liste abgekürzt angeführten Literatur in der historischen Folge der Erscheinungsjahre der betr. Werke, die meist oben schon genannt sind:

Isid. = Isidorus von Sevilla, Etymologiae, ed. Lindsay, VIII, 9.
Ackerm. = Ackermann von Böhmen: um 1400.
Hartl. = Joh. Hartlieb: 1456.

[39] Disquis. mag. lib. IV cap. 2, quaest. 6, S. 534 ff. der Ausgabe von 1612; ebenda quaest. 7, S. 549 ff.; cap. 3 quaest. 5, S. 584 ff.: De Chiromantia.

[40] Bei diesen sprachlichen Neuschöpfungen der Humanistenzeit und der späteren Zeit wird natürlich fast durchweg an die antike oder byzantinische Überlieferung oder an die der eigenen Zeit angeknüpft. Wenn etwa Bodinus II, 1 p. 217 sagt: Meminit (scil. Jamblichus) λιθομαντείας, ex lapidibus, nec eam explicat, so hat Bodinus selbst diesen Terminus wie auch die Namen Rhabdomanteia und Xylomanteia nach Jamblich. de myst. III, 17 p. 141 ed. Parthey geprägt, wo lediglich λίθοι, ῥάβδοι und ξύλοι als zur Mantik geeignet genannt werden.

Digitized by Google

Agr. = Agrippa von Nettesheim (1487—1535).
Card. = Hieron. Cardanus (1501—1576): 1544.
Rab. = Rabelais (1483—1553): 1546.
Peuc. = Kaspar Melchior Peucer (1525—1602): Commentarius de praecipuis divinationum generibus, 1553.
Pict. = Georgius Pictorius: 1559.
Monc. = Anonymus Moncalvariensis: um 1570.
Bod. = Joh. Bodinus (gest. 1596): 1580.
Del. = Delrius (1551—1608): 1589—1600.
Bul. = Jul. Caesar Bulengerus (1558—1628). Einiges in Graevius, Thes. V. 361ff. Seine Varia Opuscula I (1621), mir unzugänglich, zitiere ich nach Fabricius.
Potter = Potter, Archäologia Graeca (1698) in Gronovius, Thes. XII, 312 f., 323 ff., 336 ff.
Fabr. = Joh. Alb. Fabricius, Bibliographia antiquaria (1760) 591 ff.

Selbstverständlich stellen diese Werke nur eine Auswahl der überaus zahlreichen Bücher dar, die sich seit dem Beginn der Humanistenzeit mit diesem Stoff befaßten. Aber fürs erste genügt dies Herausheben einiger besonders wichtiger Arbeiten, zumal diese Literatur nicht immer leicht zu beschaffen ist. Bei der Lückenhaftigkeit meiner Literaturbenützung ist natürlich immer mit der Möglichkeit zu rechnen, daß das erste Auftreten eines Terminus bei einem Autor der Humanistenzeit bei weiterem Durcharbeiten dieser Literatur noch auf einen älteren als den von mir genannten zurückgeführt werden kann.

Verzeichnis der mantischen Termini.

Aeromanteia: Antik. Byzant. Isid. Hartl. Agr. Card. Rab. Pict. Monc. Del. Fabr.
Aigomanteia: Bulenger, Opusc. I (1621), 215. Fabr.
Alektoromanteia, Alektryomanteia: Byzant. Rab. Bod. Del. Fabr.
Aleuromanteia: Antik. Byzant. Rab. Bod. Del. Fabr.
Alphitomanteia: Antik. Byzant. Rab. Bod. Del. Fabr.
Amniomanteia: Del. Fabr.
Anthropomanteia: Card. Rab. Pict. Del. Fabr.
Arithmomanteia: Card. Monc. Bod. Del. Fabr.
Artomanteia: Joh. Praetorius (gestorben 1680; vgl. Hayn, Zeitschr. f. Bücherfreunde XII, 1, 1908, 86). Fabr.
Aspidomanteia: Del. Fabr.
Astragalomanteia: Antik. Rab. Bod. Del. Fabr.
Astromanteia: Antik. Bod.
Azinomanteia: Antik. Agr. Card. Rab. Pict. Monc. Bod. Del. Fabr.
Belomanteia: Byzant. Del. Fabr.
Botanomanteia: Agr. Card. Rab. Pict. Monc. Bod. Del. Fabr.
Brechomanteia: Fabr., der einen Anonymus, Remarques ou reflexions critiques, Paris, 1690, zitiert.
Brephomanteia: Fabr. Bei Zonaras XIII, 1, p. 3, Bonn und Theophanes, Chron. p. 10, Par. kommt der Terminus selbst nicht vor.
Brontomanteia: Modern? Pauly-Wissowa XIV, 1278, 26.
Caffemantia: Fabr., der La Bagatelle III p. 181 zitiert.
Charakteromanteia: Moller et Rüdel, Diss. de characteromantia. Altorf, 1693.
Chartomanteia: Card.
Cheiromanteia: Antik. Byzant. Ackerm. Hartl. Agr. Card. Rab. Pict. Monc. Del. Fabr.

Digitized by Google

Choiromanteia: Rab. Fabr.
Daimonomanteia: Del. Fabr.
Daktyliomanteia: Byzant. Peuc. Bod. Del. Fabr.
Daphnomanteia: Bod. Del. Fabr.
Eisoptromanteia: Antik.
Elaiomanteia: Ölwahrsagung. Modern? Hdwbch. II, 753. ἐλαιοσκοπία von ἐλαία (Muttermal): Delatte, Anecd. Ath. I, 627.
Empyromanteia: Byzant.
Engastrimanteia: Antik. Byzant. Del.
Enoikomanteia: Byzant. Fabr.
Gastromanteia: Agr. Card. Rab. Pict. Bod. Del. Fabr. Die von Fabr. 597 erwähnte Castronomantia des französ. Anonymus von 1690 ist wohl mit der G. identisch.
Geomanteia: Antik. Isid. Ackerm. Hartl. Agr. Card. Rab. Pict. Monc. Bod. Del. Fabr.
Gyromanteia: Antik. Rab. Fabr.
Halomanteia: Anonym. 1690. Fabr.
Heliomanteia: Antik.
Hieromanteia: Bei Agr. im Index der Ausg. 1541 s. v. Geomantia steht irrtümlich H. statt Aëromantia. Potter 309: ἱερομαντεία aut ἱεροσκοπία. Del. 549 ff. Fabr. 601. — Bod.: Hieroskopia (vgl. Diod. I, 73, 4; Galen XV, 441 K.).
Hippomanteia: Fabr.
Hydromanteia: Antik. Byzant. Isid. Ackerm. Hartl. Agr. Card. Rab. Pict. Monc. Bod. Del. Fabr.
Hygromanteia: Byzant.
Ichthyomanteia: Antik. Card. Rab. Pict. Del. Fabr.
Kapnomanteia[41]: Agr. Card. Rab. Pict. Monc. Bod. Del. Fabr.
Katoptromanteia: Card. Rab. Pict. Bod. Del. Fabr.
Kephaleonomanteia: Card. Rab. Bod. Del. Fabr.
Kephalomanteia: Fabr.
Keromanteia: Card. Rab. Pict. Del. Fabr.
Kledonomanteia: Modern.
Kleromanteia: Agr. Card. Rab. Monc. Bod. Del. Bei Delatte, An. Ath. I, 392 ff. ist der Terminus handschriftlich nicht bezeugt. Auch Hermes Kleromantis ist moderne Erfindung.
Kleidomanteia: Monc. Del. Fabr.
Konchyliomanteia: Modern? Delatte, La Catoptromancie, 139.
Korakomanteia: Byzant. Potter. Fabr. 612 s. v. Tripudium.
Koskinomanteia: Antik. Card. Rab. Pict. Monc. Bod. Del. Fabr.
Kraniomanteia: Fabr. Pauly-Wissowa XIV, 1287, 3.
Krithomanteia: Byzant. Del. Fabr.
Krystallomanteia: Byzant. Peuc. Bod. Del. Fabr.
Kyathomanteia: Fabr.
Kybomanteia: Del.
Kyklomanteia: Fabr.
Kylikomanteia: Modern? Hdwbch. IV, 558.
Lampadomanteia: Del. Fabr. Abb. bei Delatte, An. Ath. I, 577, 579.

[41] Im Hdwbch. I, 6 steht: Capitomantie s. Kapitomantie; da dieser letztere Artikel fehlt und auch sonst Kapitomantie nicht bezeugt zu sein scheint, handelt es sich wohl um einen Druckfehler für Kapnomantie. — Erwähnt sei auch noch die Konjektur von Salmasius, der bei Plin. 36, 142 für axinomantia das sonst nicht bezeugte causimomantia einsetzen wollte.

Digitized by Google

Lekanomanteia: Antik. Byzant. Agr. Card. Rab. Pict. Monc. Bod. Del. Fabr.
Libanomanteia: Byz. Card. Rab. Pict. Del. Fabr.
Liferomanteia: Agr.
Lithomanteia: Bod. Del. Fabr.
Lychnomanteia: Antik. Potter 340. Fabr.
Margaritomanteia: Anonym. 1690 bei Fabr.
Metopomanteia: Rab. — Metoposcopus: Antik. Metoposcopia: Card. Monc. Del. Fabr. Gräße, Bibl. mag. 104 ff.
Molybdomanteia: Potter 339. Fabr.
Naevo- oder Neomanteia: Nic. Spadon nach Hdwbch. II, 755.
Nekro-, Nekyo-, Nigromanteia: Antik. Byzant. Isid. Ackerm. Hartl. Agr. Card. Rab. Pict. Monc. Bod. Del. Fabr.
Nephomanteia: Modern? Pauly-Wissowa XIV, 1278, 29. Vgl. Fabr. 603.
Nyktomanteiat Antik.
Oculinomanteia: Anonym. 1690 bei Fabr.
Oinomanteia: Del. Fabr.
Oionomanteia: Antik. Del.
Ololigemanteia: Anonym. 1690 bei Fabr.
Omphalomanteia: Del. Fabr.
Oneiromanteia: Antik. Byzant. Das Wort scheint in späterer Zeit wenig gebraucht worden zu sein. Gräße, Bibl. mag. 107 erwähnt: Anleitung zu den curiösen Wissenschaften, nemlich der ... Oniromantie ... 1717.
Onomatomanteia, Onomanteia: Card. Rab. Pict. Monc. Bod. Del. Fabr.
Onymanteia, Onychomanteia: Card. Rab. Pict. Bod. Del. Fabr. Bei Delatte, An. Ath. I, 579 steht der Name nicht in der Handschrift, auch handelt es sich hier um eine Lampadomanteia. Ebda. S. 57 ist eine O. beschrieben, aber ohne diesen Terminus.
Oomanteia: Del. Fabr. — Der Name steht bei Delatte, An. Ath. I, 581 und 596 nicht in den Handschriften. — Ooskopia: Antik. Byzant. und später.
Ornеomanteia: Bod. — Ornithomanteia: Del. — Ornomancia: Ackerm.
Pagomanteia: Bod. Del. Fabr.
Paidomanteia: Ackerm. Fabr.
Palmomanteia: Modern? Das Wort scheint in der antiken Zuckungsliteratur nicht vorzukommen; hier nur παλμοσκοπία. Vgl. aber auch Delatte, Anecd. I, 387.
Palomanteia: Del.
Parthenomanteia: Del. Fabr.
Peleiomanteia: Potter 271, der Eustath. Od. 14, 327 p. 544 zitiert, wo aber der Terminus nicht gebraucht wird.
Pettimanteia: Del. Potter.
Phialomanteia: Antik.
Photomanteia: Modern? Bei Delatte, Anecd. I, 576 und 577 steht der Name nicht in den Handschriften!
Phyllomanteia: Byzant. Fabr.
Phyllorhodomanteia: Anonym. von 1690 bei Fabr.
Pibaktoromanteia: Byzant.
Podomanteia: Fabr.
Psammomanteia: Byzant. Fabr.
Psephomanteia: Bulenger. Fabr.
Psychomanteia: Antik. Byzant. Del. Fabr.
Pullomanteia: Fabr.
Pyromanteia: Antik. Isid. Ackerm. Hartl. Agr. Card. Rab. Pict. Monc. Bod. Del. Fabr.

Digitized by Google

Rhabdomanteia: Byzant. Bod. Del. Fabr. — G. Gerhard, De Rhabdomanteia h. e. divinatio ex baculo, 1700; Gräße, Bibl. mag. 37 f. — Bei Delatte, An. Ath. I, 585 steht der Name nicht in den Handschriften!

Rhapsodomanteia: Potter. Fabr. Pauly, R.-E. II, 1154.

Selenomanteia: Antik.

Sideromanteia: Potter 339. Fabr.

Skapulimanteia: Modern.

Skiomanteia: Agr. Rab. Pict. Del.

Skyphomanteia: Modern? Pauly-Wissowa XIV, 379, 68; vgl. Pap. Gr. mag. IV, 1930 ff.

Spathomanteia: Modern? Delatte, Catoptrom. 8.

Spatulamanteia: Hartl. Del.

Sphondylomanteia: Antik.

Splanchnomanteia: Modern.

Spodonomanteia: Del. Fabr.

Sternomanteia: Antik. Byzant. Rab. Bod. Fabr.

Stichomanteia: Rab. Potter.

Stoicheimanteia: Del. Fabr.

Sykomanteia: Card. Rab. Pict. Bod. Del. Fabr.

Symbolomanteia: Byzant.

Tephramanteia: Card. Rab. Pict. Bod. Del. Fabr.

Theomanteia: Antik. Del. Potter II, 12, S. 297 ff. ist De Theomantia betitelt.

Trapezomanteia: Modern? Pauly-Wissowa XIV, 1286, 67.

Tympanomanteia: Fabr.

Tyromanteia: Antik. Rab. Del. Fabr.

Umbilicomanteia: Agr. Monc.

Xylomanteia: Bod. Del. Fabr. p. 608 s. v. Rhabdomantia.

Vorzeichen aus dem Frankenlande.

Wenn ein Mädchen in der Thomasnacht nackt die Stube von der Türe her rückwärts gegen den Spiegel hin auskehrt, kann es bei raschem Herumdrehen in diesem den Zukünftigen erblicken.

Hängende Zöpfe verraten, daß der Bräutigam des Mädchens hinken nach kommt.

Wenn jemand das Brot schief schneidet, so läßt dies erkennen, daß das Betreffende gelogen hat.

Heimlich verborgenes Geld fängt nach dem Tod des Besitzers an zu klimpern, weil dessen Geist daran rüttelt.

Wenn am Mittwoch das Kirchhoftor offen steht, stirbt jemand in der Gemeinde.

Wenn eine herabfallende Schere, Gabel, Schreibfeder oder ein Messer mit der Spitze im Fußboden stecken bleibt, oder wenn sich die Katze mit den Pfoten über die Ohren streicht, bekommt man Besuch.

Karlsruhe. Gottlieb Graef.

Digitized by Google

Ein glückbringender und übelabwehrender Sattelaufsatz.

Von Dr. Ferdinand Herrmann, Heidelberg.

Alles, was dem Menschen wertvoll erscheint, sucht er zu schützen. Da er nicht nur körperliche Feinde fürchtet, sondern auch übernatürliche Einflüsse, genügen ihm nicht die gewöhnlichen Schutzmaßnahmen, und er greift zu den magischen Mitteln. Dem Landwirt, der um seinen Viehbestand natürlicherweise sehr besorgt ist, reicht es nicht, wenn seine Tiere nur durch einen gedeckten Stall gegen Witterungseinflüsse und durch eine gut verriegelte Tür gegen Diebstahl geschützt sind; er fürchtet noch, sie könnten behext oder von irgendwelchen bösartigen Mächten behelligt werden, und bringt daher über der Türe des Stalles schützende Zeichen und Mittel an und hängt im Stalle selbst solche Schutzmittel auf. Ja, er stellt die Tiere unmittelbar dadurch in Schutz, daß er einmal an gewissen Tagen sie segnen läßt, sie einem Heiligen anempfiehlt, oder daß er ihnen gewisse magische Schutz- und Abwehrmittel anhängt. Mitunter wird, um die Abwehrkraft zu verstärken, beides getan, denn gerade das Volk liebt Verstärkung des Zaubers oder Segens.

Sattelaufsatz aus Messing.
(Aus der Sammlung der von Portheim-Stiftung in Heidelberg). Gesamthöhe des Aufsatzes 16,5 cm, Höhe der Messingfigur (ohne Eisenbolzen) 10 cm.

Bei den verschiedenen Völkern finden wir nun das Bestreben, die Tiere durch magische Schutz- und Abwehrmittel zu feien. Es haben sich damit im Laufe der Zeit bestimmte, bei den einzelnen Völkern und Stämmen oft ganz verschiedene Arten von Tieramuletten herausgebildet. Schon im Altertum hängte man den Pferden zum Schutze bronzene Halbmonde um, wie aus Grabfunden und erhaltenen Darstellungen hervorgeht. Im heutigen Griechenland findet man häufig Zechinen um den Kopf der Pferde und Mauleselinnen gebunden. In Indien befestigt man am Hals der Kühe und an den Hörnern der Büffel eiserne Ringe. In Ägypten

Digitized by Google

tragen die Pferde des öfters kleine Beutel mit zauberkräftigem Inhalt. Um nur einige Beispiele anzuführen.

Auch in Italien, das überhaupt keinen Mangel an Amuletten und Talismanen hat, kennt man zahlreiche Tieramulette gegen böse Einflüsse, vor allen Dingen gegen den bösen Blick. So erfreuen sich scharlachrote Bänder, die am Kopf der Tiere gegen den bösen Blick angebracht werden, allgemeiner Beliebtheit. In Süditalien sollen die roten Quasten an den Ringen der Ochsen gegen den bösen Blick schützen und in der Provinz Belluno befestigt man an den Hörnern der Tiere einen kleinen Beutel mit Fenchel, Ahornblätter und anderen Pflanzen[1].

Recht merkwürdig sind die Schutz- und Abwehrmittel, mit denen die neapolitanischen Besitzer von Zugtieren, namentlich von Mauleseln, von diesen Tieren böse Einflüsse fernhalten möchten und von denen hier eines besprochen werden soll. Man hat diesen Amuletten bisher — soweit ich sehe — wenig Beachtung entgegengebracht[2]. Diese Amulette deuten schon in ihrer äußeren Form darauf hin, daß sie auf dem Sattel befestigt werden, denn an dem aus Messing oder Kupfer bestehenden Hauptteil ist unten ein Eisenbolzen angebracht, mit dem die Stücke in das dafür im Sattel hergestellte Loch gesteckt werden. Der Sattelaufsatz, dem unsere Aufmerksamkeit hier gilt, stellt einen Delphin dar[3].

Auf die bedeutende Rolle, die der Delphin im Altertum spielte, kann im Rahmen dieser Arbeit nur anmerkungsweise eingegangen werden[4]. Zahlreich sind die Märchen und Sagen, die von ihm handeln, z. T. läßt

[1] Wegen dieser Beispiele vgl. S. Seligmann, Der böse Blick, Berlin, 1910, II 9, 22, 100, 138 und 252.

[2] In den beiden grundlegenden Werken des verstorbenen Hamburger Augenarztes S. Seligmann über Amulette, dem schon erwähnten zweibändigen Werke „Der böse Blick und Verwandtes" und dem anderen über „Die magischen Heil- und Schutzmittel" aus der unbelebten Natur, Stuttgart, 1927, sind diese neapolitanischen Sattelamulette weder beschrieben noch in Abbildungen festgehalten. Wir finden nur die allgemeine Bemerkung: „In Neapel tragen die Pferde der Mietswagen und die von den Bauern gebrauchten Zugtiere auf dem Rücken und auf der Brust Zieraten aus Kupfer gegen den bösen Blick." Auch in den Veröffentlichungen des besten Kenners der italienischen Amulette, des verstorbenen Professors Giuseppe Bellucci suchen wir vergebens nach einer näheren Beschreibung oder Abbildung der genannten Sattelzieraten. (Gli amuleti, Perugia, 1908; Amuleti italiani e contemporanei, Sugli amuleti, Atti del primo Congresso di Etnografia italiana, Perugia, 1912, S. 121 ff.; Parallèles ethnographiques, Amulettes, Perouse, 1915, Il Feticismo primitivo in Italia. Perugia, 1919.) — Einige wertvolle Hinweise über die Sattelaufsätze gab mir Herr Prof. Raffaele Corso, Neapel, dem ich auch an dieser Stelle danken möchte.

[3] Der Sattelaufsatz befindet sich in der Amulettensammlung der v. Portheim-Stiftung in Heidelberg, wo noch mehrere dieser merkwürdigen Stücke auf eine wissenschaftliche Bearbeitung warten.

[4] Die wesentlichen Quellen und Belegnachweise sind in Pauly-Wissowa's Realenzyklopädie IV², 2504 ff. verzeichnet. Vgl. auch Ersch und Gruber. Allgemeine Realenzyklopädie der Wissenschaften und Künste, I 22/23, 407.

Digitized by Google

es sich nachweisen, daß sie von Griechenland nach Italien übertragen wurden[5]. Ebenso zahlreich sind auch die künstlerischen Darstellungen des Delphins[6].

Daß diesen vielen Darstellungen des Delphins im Altertum oft magische Bedeutung zukommt, ist sehr wahrscheinlich. Bei einigen können wir ohne weiteres mit Sicherheit behaupten, daß sie Amulette oder Talismane waren. In den Sammlungen der von Portheim-Stiftung befindet sich ein solches Delphin-Amulett aus Ägypten; der Delphin ist hier auf dem Kopfe einer weiblichen Gestalt liegend dargestellt[7]. An einem griechischen Halsband diente ebenfalls seine Darstellung als Amulett. Seine glückbringende Bedeutung mag auch dazu geführt haben, ihn als Wappenbild in vielen Städten, namentlich in Seestädten, und ihn als Schildzeichen — Stesichoros gibt ihn z. B. dem Odysseus als Schildzeichen — zu erwählen. Wie sehr man sich stets dieser glückbringenden Bedeutung im Altertum bewußt war, geht auch aus einem Liebesamulett hervor, einer antiken Gemme, auf der er zusammen mit einem Schmetterling dargestellt ist und die Inschrift trägt: „Sei glücklich."[8]

[5] Vgl. Aug. Marx, Griechische Märchen von dankbaren Tieren und Verwandtes. Inaug. Diss. Heidelberg. Stuttgart, 1889. In den Märchen und Sagen wird immer wieder von der Dankbarkeit des Tieres, seiner Hilfsbereitschaft und Liebenswürdigkeit zu den Menschen berichtet. Bei Schiffbruch soll er sich häufig als Retter erwiesen haben, ein Zug, der sowohl in den Mythen wie auch in den Märchen wiederkehrt: Taras und Phalanthus, Melikertes und Arion wurden durch einen Delphin gerettet. Seine Klugheit führte die Sage darauf zurück, daß er ursprünglich ein Mensch war und erst durch Verwandlung Tierform angenommen hat. Daß sich die Menschen schon immer und sehr eingehend mit dem Tier beschäftigten, wird man wohl dem eigenartigen Aussehen des Delphins, seinem besonders lebhaften Benehmen im Wasser und auch der gegen die Mehrzahl der Wasserbewohner abstechenden Eigentümlichkeit, lebende Junge zu werfen, zuzuschreiben haben.

[6]) Vgl. O. Keller, Tiere des klassischen Altertums in kulturgeschichtlicher Beziehung. Innsbruck 1887. S. 211 ff. Nach Keller ist der Delphin „unter allen regelmäßigen Bewohnern der griechischen-italienischen Meere weitaus der bedeutendste" (212). In welch vielfacher Art die künstlerische Darstellung des Delphins Verwendung fand, wird von Keller ausführlich aufgezählt (216 f.). Vorzugsweise wird der Delphin in Begleitung der Schutzgötter des Meeres dargestellt, so also namentlich zusammen mit Poseidon, Dionysos und Apollon Delphinos. Sehr früh genoß er Beliebtheit wegen seiner Liebe zur Musik und seiner Glücksbedeutung in Liebesangelegenheiten. Er ist daher auch im Gefolge der Liebesgottheiten auf antiken Kunstwerken anzutreffen: Aphrodite, Eros, Amoren und Nereiden werden gern auf Darstellungen in Beziehung zu ihm gebracht.

[7] Über ägyptische Amulette wird bald Frl. Corten berichten und dabei auch dieses Amulett besprechen.

[8] O. Keller, a. a. O. 224. Der Schmetterling nimmt in griechischen Kunstwerken überhaupt oft den nämlichen Platz ein wie der Delphin. Der griechische Eros wird nicht nur auf dem Delphin, sondern auch häufig auf dem Schmetterling reitend dargestellt. De Gubernatis (Die Tiere in der indogermanischen Mythologie, Leipzig, 1874, S. 600) bringt dies mit der phallischen Bedeutung in Zusammenhang, die sowohl dem Schmetterling wie auch dem Fisch gemeinsam ist. Die Rolle des Delphins in Liebesangelegenheiten mag z. T. auch mit seiner oft ziemlich stark geschlechtlichen Seite in Beziehung stehen.

Digitized by Google

Der Ruf des Tieres, Glück zu bringen, und die in so vielen Geschichten, Erzählungen und Märchen behandelten Eigenschaften, wie Menschenfreundlichkeit, Wohltätigkeit, Hilfsbereitschaft, sein Bestreben, die Menschen zu schützen und ihnen aus Dankbarkeit zu dienen, haben ohne Zweifel auch bei der Darstellung des Delphins auf unserem Sattelaufsatz beeinflussend mitgespielt. Da Neapel am Meere liegt und er hier als Mittelmeertier den Bewohnern wohlbekannt ist, war es recht naheliegend, neben anderen Dingen, die hauptsächlich wegen ihrer übelabwehrenden magischen Fähigkeiten berühmt waren, ihn, den „Glückbringer", zu benutzen, wobei noch zu bedenken ist, daß im Bewußtsein des magisch denkenden Menschen, der Glückbringer zugleich als Übelabwehrer betrachtet wird, also die Scheidung zwischen nur glückbringend und nur übelabwehrend sich nie ganz durchführen läßt.

Doch selbst wenn wir in der Darstellung des Delphins bei unserem Sattelaufsatz nur ein Glückszeichen sehen wollen, so ist der Besitzer trotzdem sicher, daß sein Maultier gegen den bösen Blick geschützt ist, da dieser Sattelaufsatz ja aus Messing besteht. Messing und Kupfer sollen nämlich — wie auch Gold und Silber — gegen den bösen Blick schützen. Daher tragen, wie schon erwähnt, in Neapel nicht nur die Maulesel, sondern auch die Pferde der Mietswagen Amulette aus Kupfer und Messing. Und auch in anderen Ländern stehen diese beiden Metalle im Rufe, wirksame magische Schutz- und Abwehrmittel zu sein, wie überhaupt bereits im Altertum der Glaube herrschte, Erz bräche jeden Zauber*. Deshalb benützte man auch, wie aus dem anfangs angeführten Beispiel hervorgeht, schon im Altertum Stücke aus Bronze als Tier-Amulette. Was heute vielfach nur als reiner Schmuck der Tiere angesehen wird (beim Schmuck der Menschen ist es übrigens ähnlich), hatte ehemals häufig Amulettbedeutung. Dem glänzenden Messingzierat mit den bunten Troddeln unserer Zugtiere wurde in früheren Zeiten wahrscheinlich ebenfalls übelabwehrende magische Kräfte zugeschrieben. Die Ursache, warum gerade Metalle wie Gold, Silber, Kupfer und Messing als Amulette Ansehen erlangten, wird man einmal in ihrem Glanz, dann aber auch, was vornehmlich von den Edelmetallen gilt, in ihrem verhältnismäßig seltenen Vorkommen und ihrem Wert suchen dürfen.

*) S. Seligmann, Die mag. Heil- und Schutzmittel, S. 169.

Digitized by Google

Rechtliche Volkskunde.

Von **Eberhard Freiherr v. Künßberg**, Heidelberg.

Das römische Recht erklärt: Jurisprudentia est scientia omnium rerum humanarum ac divinarum; das heißt: die Rechtswissenschaft ist die Kenntnis aller menschlichen und göttlichen Dinge. Eine ähnlich umfassende Begriffsbestimmung können wir von der Volkskunde aufstellen, denn sie kümmert sich um das ganze Leben und Denken des Volkes in Vergangenheit und Gegenwart, um die Volksseele, um das Volkstum. Demnach sind es weite Strecken und viele Punkte, an denen sich die Erforschung des Rechtes und die des Volkstums berühren oder sogar decken. Dabei ist aber kein Streit um die Herrschaft in diesem Grenzgebiete; sondern jeder Nachbar freut sich, wenn der andere viel und gründlich in seiner Art den Boden nützt und Früchte zieht. Kommen doch die Früchte in gleicher Weise auch dem Anrainer zunutze. Durch solche wissenschaftliche Zusammenarbeit vermeidet man die Gefahr des Verdorrens. Auch Wissenschaften kommen durch Inzucht herab und werden durch richtig gewählte Pfropfreiser veredelt.

Wir können die volkskundliche Arbeit einteilen in drei Stufen: Sammlung, Erforschung und Pflege des Volkstums. Immer wird dabei Rechtliches eine Rolle spielen.

1. Bei der Sammlung des volkskundlichen Stoffes bieten die rechtsgeschichtlichen Quellen eine wertvolle Fundgrube; sei es daß in einer Rechtsordnung ein Volksbrauch rechtlicher Art geregelt wird — z. B. das Freisprechen eines Handwerksgesellen in einer Zunftordnung — oder aber, daß ein Volksbrauch verboten wird, — denken Sie an die Unzahl von unterdrückten Volksbräuchen in der Aufklärungszeit und im fürsorglichen, ängstlichen Polizeistaat, als selbst Spinnstuben, Maifeste, ja sogar der Weihnachtsbaum verboten wurde. Häufig sind Dinge des volkstümlichen Lebens in Rechtsquellen nebenbei erwähnt: Hochzeitsgebräuche, Trachten usw. Wie wichtig sind für unsere Kenntnis des Aberglaubens die Hexenprozeßakten! Wie lebendig sind die Wechselbeziehungen zwischen Volksdichtung und Rechtstexten! Es ist keineswegs ein Ausnahmefall, wenn Sagenmotive in ernsten Rechtsquellen auftauchen. Auch der Sachsenspiegel enthält solche. Volkstümliche Verse, die einen nüchternen Rechtstext unterbrechen, habe ich kürzlich eine ziemliche Anzahl veröffentlichen können. Eine Hauptquelle für die Sammlung geschriebener volkskundlicher Nachrichten sind die bäuerlichen Weistümer, die zum großen Teile von einer herzerquickenden Volkstümlichkeit sind. Sie waren die Lieblinge Jakob Grimms. Und wenn wir heute auch weniger romantisch denken wie er, so können wir doch immer wieder aus den Weistümern wertvollste volkskundliche Anregungen schöpfen und Stoff sammeln. Nebenbei möchte ich allerdings bemerken, daß dabei auch Abweichungen von der sonstigen Überlieferung zu beobachten sind. Die Grenzfrevelsagen z. B. und die sagenhaften Strafen für Grenzfrevel in

Digitized by Google

den Weistümern decken sich keineswegs! Aber nicht bloß die schriftlichen Rechtsdenkmäler verdienen volkskundliche Beachtung, sondern auch die ungeschriebenen Gewohnheiten des Marktes, des Gesinderechtes usw.; ganz besonders aber die sachlichen Rechtsdenkmäler, die Rechtsaltertümer im engeren Sinne, die Rechtsgegenstände. Hierher gehören die beweglichen Rechtssymbole, Würde-, Macht- und Rechtszeichen, wie Stab, Krone, Kerbholz, Hausmarke und dergleichen. Ferner Gegenstände der Rechtspflege, wie Richterstühle, Strafgeräte, Normalmaße und anderes mehr. Schließlich gibt es noch mancherlei unbewegliche Rechtsaltertümer, wie Rolandsäulen, Pranger, Galgen usf.

2. Die zweite Stufe volkskundlicher Arbeit ist die Erforschung und Ausdeutung des Stoffes. Hier wird die Rechtsgeschichte vor allem große Dienste leisten. Selbstverständlich zunächst da, wo ein offensichtlicher Rechtsbrauch, eine reine Volksüberlieferung volksmäßiger Art geklärt werden soll. Geschichtliches Recht kann einen abgestorbenen oder einen noch lebenden Volksbrauch erhellen. Das einstige Rechtselement ist dabei oft nicht mehr ohne weiteres ersichtlich. Denken Sie etwa an das Pfänderspiel. Nur der Rechtshistoriker wird darin den Spiegel einer germanischen Gerichtsversammlung sehen. In der volkstümlichen Überlieferung, in Sage, Märchen und Legende steckt viel Rechtliches. Rechtsschutzsagen, Rechtsgründungssagen, Rechtsdenkmalsagen sind sehr häufig. In Sagen und Märchen sind oft alte Rechtsgedanken erhalten, die heute längst überholt sind in der Rechtsentwicklung. Daß natürlich fremde Märchenmotive auch fremdes Recht enthalten können, ist selbstverständlich, z. B. orientalisches Königtum. In Legenden gilt es erst recht, Heimisches und Fremdes auseinanderzufinden.

Was im Gebiete religiöser Vorstellungen der Aberglaube ist, Trümmer überwundenen, verschwundenen Glaubens, das ist im Bereich des Rechts das Aberrecht, das vermeintliche Recht. Ebenso wie der Aberglaube ist das Aberrecht in besonderem Maße der Änderung durch die ungehemmte Phantasie ausgesetzt. Und es muß hier gesagt werden, daß es keineswegs nur die Volksphantasie ist, die die Überlieferungen entstellt, sondern nachweisbar auch die literarische Überlieferung; sind doch auch die sogenannten Volksetymologien, die abirrenden Worterklärungen, durchaus nicht immer dem Volksmunde entsprungen. An der volkstümlichen falschen Vorstellung von den Femgerichten z. B. sind großenteils die Ritterromane und dramatischen Darstellungen schuld, die ihrerseits wohl wieder aus literarischen Vorlagen geschöpft haben.

Ein eigenes Wort muß hier dem Humor im Recht gewidmet werden. Volkstümliche Überlieferungen mündlicher oder gegenständlicher Art reizen oft zunächst durch ihre Wunderlichkeit und Verschrobenheit zum Lachen; eine gründliche Untersuchung aber hat meist ein durchaus ernstes Ergebnis. Auch bei dem in Zeitungsartikeln unter dem Strich so beliebten Humor im Recht ist es nicht anders. Meist liegen schwer verständliche oder ganz sinnlose Entstellungen vor. Da liest man immer wieder von dem Richter von Soest, der sich alles 123mal überlegen muß. Wie nüchtern klingt die Lösung: Er soll sich alles ein-, zwei-, dreimal überlegen. Oder: Wer Bescheid weiß um den Fruchtbarkeitszauber des Brautlagers auf dem Felde, der wird die

Digitized by Google

bekannte Weistumsstelle von der Liebe auf freiem Felde nicht mehr nur scherzhaft auffassen. Nun will ich damit beileibe nicht behaupten, daß es keinen gewollten Humor in den Rechtsquellen gäbe. O ja! sogar recht handgreiflichen. In einer niederrheinischen bäuerlichen Ordnung kommt die Bestimmung vor: Der Wirt darf den Rock des Gastes pfänden und in den Keller werfen. Wenn der Gast noch im Rocke steckt und mit hinunterfällt, so haftet der Wirt nur dann, wenn der Gast sich dabei den Hals bricht. — So wie mit dem Humor, so steht es auch mit den rechtsgeschichtlichen Greuelmärchen, mit den sagenhaften furchtbaren Strafen, bei denen man eine so schöne Gänsehaut bekommt, z. B. wenn man von der Strafe des Ausdärmens liest. Die geht auf die Legende vom heiligen Erasmus zurück. — Wohl jedem von uns sind Fälle bekannt, wo die volkstümliche Erklärung eines Flurnamens oder eines Denkmales der Vergangenheit irrig ist. Da werden allerlei Hügel zu Gerichtshügeln, jede Ruine zu einer Raubritterburg usf. Ein besonders drastisches Beispiel dieser Art steht mitten im Odenwald, in Hainhaus. Da sind auf einer kleinen Anhöhe, zu der sechs Stufen hinaufführen, sechs steinerne Sitze, je drei einander gegenüber, unter einem mächtigen Baume. Die Ansichtskarte spricht vom Römerfemgericht. Wer aber weiß nicht, daß die Römer mit dem Femgerichte nichts zu tun hatten? Bei näherer Untersuchung erweisen sich denn auch die Stühle als Stücke aus dem 18. Jahrhundert, die einer fürstlichen romantischen Laune ihre Entstehung verdanken.

3. Die dritte Aufgabe der Volkskunde und zwar die wegen ihrer Verantwortung für die Zukunft schwerste und edelste, ist die Pflege der Volksbräuche und Überlieferungen, ihre Erhaltung, nötigenfalls ihre Wiederbelebung und ihr Ausbau. Ins Gebiet der rechtlichen Volkskunde kommen wir z. B. da, wo ein Rechtsbrauch durch Behörde oder Gesetzgeber gefördert, geleitet oder sogar angeordnet wird. So kann aus einem Volksbrauch ein Rechtsbrauch werden. Das große allgemeine Erntefest vom Oktober 1933 ist ein gutes Beispiel derartiger Volkstumspflege. Es ist zugleich ein Beispiel, wie man modernste Verkehrs- und Nachrichtentechnik mit urtümlichstem Brauche verbinden kann. Auch die Beeinflussungen der Volksseele durch Gesetzgebung und Rechtspflege sind Gegenstand der rechtlichen Volkskunde. Der weise Gesetzgeber versteht es, die edlen Regungen der Menschenseele zu fördern, denn er weiß, wie gar leicht die niederen Triebe geweckt sind. Man denke etwa an die unserem Volke ursprünglich fremden Volksfesthinrichtungen des 17. und 18. Jahrhunderts! Und wie hat nicht die Fürsorge für die Volksseele, die Volkstumspflege im höchsten Sinne, versagt im Falle der Hexenprozesse. Wohl sind einige Bestandteile des Hexenwahns altem Volksglauben entsprungen. Aber sie waren harmlos gegenüber dem giftigen Gemisch von religiöser Unduldsamkeit, leidenschaftlicher Gründlichkeit, unsauberer Phantasie und Geldgier. Und leider war es ein Werk deutschen Fleißes und deutscher Gründlichkeit, das die Raserei am meisten stärkte, der Hexenhammer. Es hat Jahrhunderte gedauert, bis dieser von Weltlichen und Geistlichen gepflegte Wahn durch mutige Männer überwunden wurde und nur mehr im Volksglauben und im Kinderspiel leise Erinnerungen zurückblieben; Narben aus jener bösen Zeit.

Digitized by Google

Aber es ist nicht nur der Rechtsgeschichtler, für den volkskundliche Kenntnisse unerläßlich sind, sondern auch der praktische Jurist. Geradeso wie der Geistliche und der Lehrer, so hat auch der Jurist seinen Beruf verfehlt, wenn er volksfremd ist. Er muß die Rechtsanschauungen des Volkes kennen, seine ungeschriebenen Rechtsgewohnheiten, abergläubischen Meinungen, die sich auf Rechtsverkehr und Rechtspflege beziehen, z. B. Meineids- und Scheineidsbräuche und dergleichen mehr. Dem Juristen sollte die volkstümliche Literatur so geläufig sein wie die Mundart. Diese Kenntnisse sind zu erwerben im lebendigen Umgange mit dem Volke und zu festigen durch Studium, Vorlesungen und Übungen. Immer aber sollte über dem Dreiklang des volkstümlichen Lernens, Forschens und der Pflege des Brauchtums der Leitspruch stehen:

Mit Kopf und Herz und Hand
Für Volkstum, Recht und Vaterland!

Dieser Vortrag wurde auf dem 2. deutschen Volkskundetag zu Weimar am 9. Oktober 1933 gehalten. Als Schrifttum ist zu nennen: J. Grimm, Rechtsaltertümer, 4. Ausgabe, von Hübner & Heusler, 1899. — v. Künßberg, Rechtsgeschichte und Volkskunde (im Jahrbuch für historische Volkskunde 1, 1925); Rechtsbrauch und Kinderspiel, 1920; Flurnamen und Rechtsgeschichte (in der Zeitschrift für Rechtsgeschichte, germanistische Abteilung 64, 1931); Rechtsverse (in den Neuen Heidelberger Jahrbüchern 1933). v. Schwerin, Volkskunde und Recht (in: Volkskunde und ihre Beziehungen zu Recht, Medizin und Vorgeschichte, 1928). John Meier, Alter Rechtsbrauch im bremischen Kinderspiel, 1928. Mailly, Deutsche Rechtsaltertümer in Sage und Brauchtum, 1929. — Weiteres Schrifttum: Schröder-v. Künßberg, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte, 7. Auflage, 1932, S. 1027 f.

Digitized by Google

Fragen zur musikalischen Volkskunde.

Von Dr. Richard Wolfram, Wien.

Auf zwölfjährigen Fahrten durch die Mehrzahl der Länder Europas zum Studium der Volkstänze ist es mir so recht zu Bewußtsein gekommen, wie schwer es ist, Tänze allein nach ihrem Figurenschatz gewissen Völkern oder Stammesgruppen zuzuordnen. Was man bisher als einziges und ausschlaggebendes Kriterium ansah[1], ist vielfach Wandergut, das man wohl in manchen Fällen lokalisieren kann, wozu das Figurale allein aber in den seltensten Fällen genügt. Was das Unnachahmliche und Eigenartige ausmacht, ist zunächst die besondere Führung des Körpers, der Bewegungsstil. Ein hoffnungsloses Unterfangen, ihn beschreibend aufs Papier zu bannen. Hier müßte der Tonfilm als Hilfsmittel des Volksforschers in sein Recht treten und zwar bald; denn die Alten, bei welchen jener Stil noch am deutlichsten zu erkennen ist, sterben rasch ab. Dann aber scheint mir völkische Eigenart vor allem auch im Musikalischen und Rhythmischen zu liegen. Nach dieser Richtung hin sind die Untersuchungen aber noch viel zu wenig geführt worden. Dies wurde mir bei der Bekanntschaft mit den norwegischen Spielmännern klar. Schon vom Neolithikum an scheint die germanische Kunst nach immer gleichen inneren Gesetzen organisch zu wachsen[2], um im abstrakten Spiel der bewegten Linie in der Völkerwanderungs- und Wikingerzeit eine ganz besonders klare Ausprägung zu erfahren, die sich als deutliche Sonderleistung von den anderen Völkern abhebt. Die gleiche Anlage scheint auch in späteren Zeiten immer wieder durchzubrechen (z. B. Rokoko). In der Stabreimdichtung sahen Panzer und Naumann ein ähnliches Gestaltungsprinzip. Nun hörte ich die norwegischen Spielleute auf der Hardangervioline. Dieses Instrument, welches um 1670 fertig ausgebildet war[3], hat einen flachen Hals, so daß gleichzeitiges Spiel auf mehreren Saiten leicht möglich ist. Außer den vier Stahlsaiten, auf welchen gespielt wird, besitzt die Hardangervioline noch vier mitklingende Resonanzsaiten, welche aber wieder anders gestimmt sind. Die Kunst des Spielens auf diesem Instrument ist bei den norwegischen Bauern außerordentlich hoch entwickelt. Nicht weniger als 18 verschiedene Arten die Saiten zu

[1] Noch P. J. Bloch hielt sich in einer materialreichen aber in den Ergebnissen verfehlten Arbeit („Die deutschen Volkstänze der Gegenwart", Hessische Blätter für Volkskunde, 1926 und 1927) ausschließlich an die Figuren. Vgl. dazu meine Erwiderung „Volkstanz — nur gesunkenes Kulturgut?" Zeitschrift für Volkskunde, N. F., III, Berlin, 1931.

[2] Vgl. z. B. A. v. Scheltema, Die altnordische Kunst, Berlin, 1924, und die Arbeiten von J. Strzygowski. In meinem in Vorbereitung befindlichen Buche „Schwerttanz und Männerbund" versuche ich dieses Gestaltgesetz auch auf anderen Gebieten zu verfolgen.

[3] Torleiv Hannaas, Hardingfela, Bergens Museums Aarbok 1916 bis 1917, Hist.-Antikv., Raekke, Nr. 1.

Digitized by Google

stimmen hat man gefunden! Jede dieser Stimmungen hat einen besonderen Namen, von denen die sogenannte „Trollstimmung" (Zauberstimmung) die berühmteste ist. Die mitklingenden Saiten sowie das sehr häufige gleichzeitige Spiel auf zwei Obersaiten ergibt eine wunderliche Mehrstimmigkeit, aus der man die Melodie zunächst überhaupt nicht heraushört. Dazu kommen die zahllosen Schmuckfiguren und Triller. Es ist eine ganz eigenartig abstrakte Musik. Die Motive werden mit der größten Kunstfertigkeit der Variation in immer neuen Zieraten und Verschlingungen ins Unendliche weitergesponnen und durchdringen einander in einer ganz merkwürdigen Architektonik. Ich wüßte keine Musikübung, welche der altgermanischen Zierkunst auf musikalischem Gebiet mehr entspräche, als das Spiel der norwegischen Bauern. Diese Erkenntnis kam blitzartig, als ich wochenlang täglich dieses Spiel hörte und die musikalischen Linien verfolgen lernte. Sollte hier nicht abermals das Gestaltgesetz wirksam sein, das für den germanischen Menschen kennzeichnend zu sein scheint? Und würde R. Wagners unendliche Melodie von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet nicht einen ganz neuen Sinn gewinnen? Wir sehen, wie weit sich solche Probleme spannen können.

Die ersten Versuche nach nationaler Abgrenzung in der Musik sind ja schon alt. 1907 versuchte Cecil Sharp, der Sammler der englischen Volkslieder und Tänze, in einem ausgezeichneten Buche[4] zu sicheren Ergebnissen zu gelangen und stellte tatsächlich rhythmische Eigenheiten und melodische Figuren fest, welche die englischen Tanzmelodien von denen aller anderen Völker abheben. Natürlich spielen die verschiedenartigsten Einflüsse dabei eine Rolle. Nicht zu übersehen ist z. B. die Sprach- und Satzmelodie einer bestimmten Sprache. Sie kann zur Bildung besonderer melodischer Phrasen beitragen. Dies fiel mir besonders an der finnischen Musik auf[5]. Da ich jedoch auf musikalischem Gebiet nicht Fachmann bin, möchte ich mich darauf beschränken, aus meinen volkskundlichen Erfahrungen eine Reihe von Beobachtungen mitzuteilen, welche vielleicht zu einer vorsichtigeren Auffassung mancher Probleme führen und die Aufmerksamkeit auf bisher übersehene Fragen lenken können.

Ein durchaus musikalischer Österreicher, der 20 Jahre unter rumänischen Bauern gelebt hatte, teilte mir mit, das es ihm unmöglich gewesen sei, auch nur eine der unglaublich figurierten rumänischen Melodien richtig nachzusingen. Ich kann diese Erfahrung nur bestätigen. Sie gilt aber nicht etwa bloß für ein unserer Musikalität so fernliegendes Gebiet. Auch Cecil Sharp stand vor diesem Problem. Ein Mann aus Somerset sang ihm einmal eine Robin Hood Ballade vor. „Ich sah bald, daß es völlig unmöglich war, die Melodie aufzuschreiben", erzählt Sharp. „Der Sänger sang gut und nach der echt volklichen Singweise. Er hielt sich außerdem an eine Tonart, die mixolydische. Seine Phrasen waren ebenfalls durchaus rhythmisch und beachtenswert und den Worten der Ballade gut angemessen. Doch die Melo-

[4] English Folk-Song, some Conclusions, London, 1907.

[5] Vgl. auch Tobias Norlind, Om Språket och musiken, Lund, 1902.

Digitized by Google

die als Ganzes war unbestimmt; sie veränderte sich bei jedem Vers und wanderte von Phrase zu Phrase nach der Art einer sehr freien Improvisation. Bei einem Sänger in Gloucestershire erlebte ich das gleiche. Er sang ungefähr in derselben Weise wie der Mann aus Somerset, nur war sein Lied ‚The Golden Vanity' und seine Melodie dorisch[6]." Hier ist klar ausgesprochen, worin die Hauptschwierigkeit liegt. Wir denken bei jeder Melodie unweigerlich Harmonien dazu. Bei der „linearen" und noch nicht im akkordischen Denken befangenen Gesangsweise, wie sie Sharp hier antraf, finden wir aber noch die freie Variation innerhalb eines gegebenen Rahmens. Der Sänger ist nicht bloß reproduzierend, sondern das Singen ist in jedem Augenblick ein freies künstlerisches Schaffen! Diesem Lebendigen und sich ständig Veränderndem gegenüber ist der Aufzeichner, der nur mit Bleistift und Papier ausgerüstet ist, natürlich völlig hilflos. So blieben denn auch solche Melodien wie im Falle Sharp unaufgezeichnet. Eine der allerwichtigsten Tatsachen volklichen Singens wurde damit von der Forschung aus Unvermögen beiseite geschoben. Gerade auf diese freie Form kommt es aber an, wenn man die Frage nach der Schöpferkraft des Volkes erhebt[7]. Häufig fand man einfach, der Gewährsmann singe falsch und zwängte bei der Aufzeichnung und Bearbeitung das Lied in ein starres, regelmäßiges System (darauf bezieht sich der bekannte Streit zwischen den dänischen Forschern A. P. Berggren und E. Tang Kristensen); so bekam man ein Gerippe statt des Lebens. Die freie Art des Singens ist aber noch viel allgemeiner, als man bisher annahm. Mir ist in Norwegen und Schweden ganz ähnliches untergekommen und ich bin überzeugt, daß eine Untersuchung besonders archaischer Formen wie der Almschreie und Jodler auch bei uns höchst bedeutsames Material zutage fördern wird[8]. In unserer alpenländischen Volksmusik ist ja die Mehrstimmigkeit herrschend und zu hoher Kunst entwickelt. Auch hier finden wir aber trotz der viel stärkeren, durch die Mehrstimmigkeit bedingten Bindung die Möglichkeit freien Schaffens in der besonderen Art der Stimmführung, die für ganze Provinzen (z. B. Kärnten), aber auch für einzelne Dörfer und Personen charakteristisch sein kann. Ein und derselbe Jodler kann trotz seiner feststehenden Melodie-

[6] Sharp, a. a. O., S. 14.

[7] Die Musik kann meines Erachtens entscheidendes Material für das Verhältnis von gehobenem Volksgut und gesunkenem Kulturgut beibringen. Sogar bei der Kirchenmusik ist der volkliche Einfluß oft mit Händen zu greifen. Es erweist sich z. B., daß Notker bei der Erfindung des Kompositionsprinzipes seiner Sequenzen einfach das Vorbild der alpenländischen Volksmusik — die stilisierten Jodler — nachahmte und auf die geistliche Musik übertrug. Vgl. darüber R. Lach, Die Tonkunst in den Alpen, in Die österreichischen Alpen, herausgegeben von H. Leitmeier, Wien, 1928, S. 337, 341 f.

[8] Im Herbst 1933 stieß ich beim Besuche einer deutschen Sprachinsel in Karpathorußland auf die gleiche Schwierigkeit und mühte mich vergebens, die Sternsingerlieder aufzuschreiben, welche noch rein in Kirchentonarten, aber mit freier Variation gesungen wurden. Dabei handelte es sich um Kolonisten, welche 1775 aus der Gegend von Ischl im Salzkammergut ausgewandert waren.

Digitized by Google

stimme an verschiedenen Tagen ganz anders klingen, wenn etwa ein neuer Sänger mit seiner besonderen Stimmführung dazukommt. Der starre vierstimmige Volksliedsatz, der so häufig in den Darbietungen der Gesangsvereine herrscht, ist da nur eine sehr dürftige Reproduktion dessen, was in ursprünglicher Gestaltungskraft noch beim Volke zu finden ist.

Wie können wir nun solch freier Form wissenschaftlich beikommen? Völlig werden wir das Lebendige nie in Fächer und Schubladen zwingen und das wäre auch traurig anders. Doch will es mir scheinen, als ob wir dieser freien Gestaltung wohl einige Geheimnisse ablauschen könnten, freilich mit dem gleichzeitigen Geständnis unserer Unfähigkeit. Denn an diesem instinktsicheren Schaffen aus gewachsener, in Fleisch und Blut übergegangener Form haben wir nicht mehr Teil. Methodisch muß wohl so vorgegangen werden, daß man das ganze Lied phonographisch aufnimmt und nicht nur einzelne Strophen, wie dies früher geschah. Da haben z. B. die Versuche Prof. Brailoiu's in Bukarest[9] sehr beachtenswerte Ergebnisse gezeitigt. Er schreibt nämlich nach der phonographischen Aufnahme zunächst die Melodie auf. Dann schreibt er darunter in Zeilen den ganzen Text. Wo sich die Melodie änderte, wurde dies auch in Notenschrift eingesetzt. Wo sie gleich blieb, steht nur der Text. Dadurch wird ein übersichtliches Bild geschaffen. Und nun zeigt es sich, daß gewisse Teile der Melodie immer fest bleiben, während andere variiert werden. Wenn auch diese Variationen als solche wechselten, so ergab sich doch das Bild eines geschlossenen architektonischen Aufbaues bei dieser scheinbar regellosen Gesangsweise! Es wäre lehrreich, bei allen europäischen Völkern, wo sich noch Reste dieser Gesangsweise finden, Untersuchungen in dieser Richtung vorzunehmen. Vielleicht müssen wir die gesamten Anschauungen von der „linearen" Gesangsweise revidieren. Jedenfalls erhellt aus diesen Ergebnissen, daß vielfach noch nicht mit der nötigen Feinheit bei der Aufzeichnung und Untersuchung gearbeitet wurde.

Ein Problem für sich sind die sogenannten Vierteltöne. Daß die Naturtonreihe und damit auch das Alphorn einen Ton zwischen F und Fis besitzt (das sogenannte Alphorn Fa) ist bekannt. Ebenso, daß dieses musikalische Empfinden vom Instrument ausgehend auch in der Tanzmusik wie in den Jodlern zu finden ist, wo es nicht mehr an die Notwendigkeiten dieses Instrumentes gebunden ist[10]. Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse z. B. in Norwegen mit den Luren und der Seljeflöte[11]. Was aber nicht bekannt ist, sind richtige Vierteltonsysteme, die an den alten Langeleikar nachgewiesen werden können[12]. So gibt es z. B. derartige Instrumente, die überhaupt nur Dreivierteltöne enthalten! Wir stehen hier vor einem akustischen

[9] Vgl. C. Brailoiu, Esquisse d'une méthode de folklore musical. Paris, Librairie Fischbacher.

[10] Kuhn-Wyß, Schweizer Kuhreigen und Volkslieder, 1818, 1824; A. Tobler, Das Volkslied im Appenzellerlande, Zürich, 1903; R. Zoder, Montafoner Volkstänze aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts, Zeitschrift für Musikwissenschaft, Leipzig, 1928.

[11] Eivind Groven, Naturskalaen, Skien, 1927.

[12] Eirik Eggen, Skalastudier, Oslo, 1923.

Digitized by Google

Faktum, das nicht wegzuleugnen ist, denn die Töne sind am Instrument angezeichnet. Wenn ich schwedische Spielleute, die in der D-Mollskala einen Ton zwischen C und Cis spielten, darauf aufmerksam machte, sagten sie: ganz recht, das muß so sein. Sie hörten also diese Zwischentöne ganz genau und spielten mit Absicht so[13]. Wie man sich mit all diesen Tatsachen abfinden will, ist eine andere Frage. Ob das alles auf orientalischen Einfluß zurückgeführt werden darf, scheint mir doch recht zweifelhaft. Jedenfalls darf man nicht alles, was unserem Ohre ungewohnt oder falsch klingt, von vornherein als Unvermögen auffassen und verbessern. Hier ist viel gesündigt worden und ein Großteil unserer älteren Aufzeichnungen bietet nur unzuverlässigen Stoff. Wenn Hjalmar Thuren, der Aufzeichner der färöischen Singtänze sagt, daß eine Melodie „ungefähr" so klang[14], oder K. Elling[15], einer der bedeutendsten Aufzeichner Norwegens, mit bestimmten modernen Voraussetzungen an die Melodien herangeht („eine Melodie, die nicht richtig auf den Beinen steht, ist ein Unding", weshalb er die Melodien nach seinem Gefühl umgießt), so verstehen wir das Unzureichende der Methode. Seit mehr als 100 Jahren klagt man über das Mißverhältnis von Volksmusik und Notensystem. Es ist Zeit, dem allgemein Rechnung zu tragen. Groven hat bereits eine neue Notenschrift hierfür vorgeschlagen. Schon 1813 schreibt der Norweger Steenbloch: „Außerdem ist es höchst schwierig, jene Töne aus alter Zeit nach dem nun gebräuchlichen Musik-System zu Papier zu bringen; auch bei der Behandlung durch den einsichtsvollsten Künstler wird dabei viel verloren gehen, da sie oftmals gänzlich abweichen in der Tonart, in die sie zu gehören scheinen und sich nicht leicht in die fremde Form zwingen lassen." Ähnlich schreiben viele andere aus den verschiedensten Gegenden unter ausdrücklicher Hervorhebung von Vierteltönen, die nicht in unser Ganz- und Halbtonsystem

[13] In seiner monumentalen Ausgabe schwedischer Spielmannsmusik „Svenska Låtar" schreibt Nils Andersson vom Spielmann Timas Hans Hansson (I, 8): „In seiner Skala hatte er, vollkommen bewußt, ebenso wie viele andere Spielleute sogenannte Vierteltöne, z. B. Töne, welche zwischen g und gis, zwischen f und fis, zwischen b und h usw. lagen. Diese Vierteltöne konnten nicht auf der Schwierigkeit beruhen, die Finger zu exakten Griffen auf den Saiten zu biegen oder zu strecken, auch nicht auf schlechtem Gehör, denn solche Schwierigkeiten gab es für Timas Hans nicht, welcher ein feines Ohr hatte. Außerdem kamen die Vierteltöne nur in gewissen Stücken vor und der Ton zwischen, z. B. f und fis war da immer unveränderlich der gleiche, ob er nun auf der E- oder A-Saite gegriffen wurde. Bei meinen Experimenten mit ihm wegen dieser Vierteltöne konstatierte er immer unfehlbar, wenn ich den rechten Ton traf: ‚Gerade so dazwischen soll es sein', erklärte er."

[14] Folkesangen paa Faeröerne, F. F. Publications, Northern Series Nr. 2, Kopenhagen, 1908, S. 195. Übrigens ist auch Thuren gezwungen, besondere Zeichen dafür einzuführen, wenn ein Ton so „unrein" war, daß er zwischen unseren Notenwerten lag.

[15] Vore Kjaempeviser belyst fra musikalsk synspunkt, Videnskabesselskapets Skrifter. II. Hist.-Filos. Kl., Kristiania, 1914, S. 130. Groven kann auch darauf hinweisen, daß Ellings Aufzeichnungen von den phonographischen Aufnahmen derselben Melodie gewaltige Abweichungen zeigen, vgl. Groven, a. a. O., S. 31.

Digitized by Google

passen[16]. Um nur einige Beispiele zu nennen: Haeffner, L. Lindeman u. a. über Schweden, B. Jónsson von Island, Gagnon von französischen Liedern in Kanada, J. Tiersot von den Basken, L. Spohr über Deutschland usf. Wir werden hier umlernen müssen.

Auf eine köstliche Art rein musikalischer Erzählung, die mir bei verschiedenen Völkern auffiel, möchte ich auch bei dieser Gelegenheit aufmerksam machen. Ein rumänischer Hirt aus Arpaschul de jus spielte beispielsweise auf seiner Flöte eine ganze Geschichte. Er schilderte den Verlust seiner Herde, das Rufen und Suchen und endlich das Wiederfinden und den sich daran anschließenden Freudentanz, alles ausschließlich in Tönen. Ganz ähnliche Dinge gibt es in Schweden. Dort geigte ein Spielmann folgende Geschichte: Der Teufel kam zu einem großen Markt und es gelang ihm das selbst für einen Teufel nicht leichte Kunststück, einen Roßhändler zu betrügen, worüber er sich mächtig freute. Doch die Sache wurde entdeckt und der Teufel mußte vor dem Zorn des Roßhändlers und seiner Kumpane flüchten. Er erreichte das Seeufer, fand einen Kahn und ruderte nun aus Leibeskräften (genau in der Musik zu hören). Abermals lachte er sich ins Fäustchen, daß er seinen Verfolgern entronnen war, doch die Durklänge seiner Freude wandelten sich bald in klagendes Moll, denn das Boot hatte ein Leck und das Wasser strömte herein. Derlei Dinge sind nicht bloß Ausnahmen, sondern richtige Kunstübung. Meines Wissens hat man bei uns noch kaum nach solch musikalischer Novellistik, die freilich nicht mit „Salonstücken" verwechselt werden darf, gefragt. Auch solche „primitive Programmusik" wird wichtig als Zeugnis wahrhafter Schöpferkraft des Volkes, die der feineren Sonde allenthalben spürbar wird.

Eine Frage, die im Zusammenhang mit der Volksmusik immer wieder gestellt wird, ist die der Tonsysteme und eventueller völkischer Bedingtheiten. Überschauen wir ein Feld von historischen Entwicklungsformen, welche nur wie Horste in verschiedenen Rückzugsgebieten festgehalten werden, oder dürfen wir von Wesensausdruck sprechen? (wobei wir uns allerdings klar sind, daß ein „Volk" ebensosehr geschichtlich wie blutmäßig be-

[16] Eggen, a. a. O., S. 11, berichtet von einem Sänger auf Island, welcher ihm uralte „Rimur" vorsang, wobei er Dreivierteltön-Abstände benützte. Vom Falschsingen kann hier keine Rede sein, denn neuere Lieder sang derselbe Mann glockenrein nach unserem Tonsystem. Daß die volkliche Sangesweise von alters her ein System mit anderen Tonabständen als der moderne Kunstgesang verwendete, geht aus vielen ergötzlichen Berichten über den Wettstreit beider Sangesweisen in der Kirche hervor. In seiner Einleitung zum 3. Band von „Svenska Folkvisor", herausgegeben von Geijer und Afzelius, erklärt Haeffner, daß der Choralgesang nach eigener Skala mit dem Abstand von den Städten an Reinheit zunehme, am besten dort, wo keine Orgeln vorhanden sind. In Schweden und Deutschland konnte er diese alte Sangesweise feststellen. In Norwegen setzte sich die Gemeinde beim Kirchengesang vielfach zur Wehr, als die seminaristisch ausgebildeten Lehrer und Kirchensänger den neuen Choralgesang einführen wollten. Wenn der Kirchensänger den Psalm auf seine Weise zu singen begann, stimmte ihn die Gemeinde aus vollen Lungen auf ihre Weise an und trug nicht selten den Sieg davon. Von solchem Psalmenstreit erfahren wir auch verschiedentlich aus Island. Auch die Geistlichen sangen dort noch auf die alte Weise (um 1860 noch).

Digitized by Google

dingt ist). Hat es etwa tiefere Gründe, wenn z. B. das westnorwegische Bergland ebenso wie unser Alpengebiet überhaupt nur in Dur zu denken vermag? Wenn wir einen Molljodler, wie er von einer im Fremdenverkehrsdienst stehenden Preisjodlerin einmal zu hören war, als Unding empfinden? Wenn westnorwegische Spielleute bei einer Spielmannszusammenkunft in eine ostnorwegische Mollmelodie einstimmten, wobei sie aber fröhlich Dur spielten? Man war ja früher mit dem nationalen Stempel sehr rasch bei der Hand (Pentatonik — keltisch usf.). Der Rückschlag konnte nicht ausbleiben. Ob darum völlige Resignation das Feld behalten muß? Vielleicht ist unsere Fragestellung falsch. Die Erkenntnis, daß ich z. B. kühn oder feig auf sehr verschiedene Art sein kann, hat zur Begründung einer neuen Psychologie geführt, die sich methodische Instrumente schafft, neben dem „Was" auch das „Wie" zu erfassen. Es will mir scheinen, als ob auch die Volkskunde heute an dem Punkte steht, wo sie mit verfeinerten arteigenen Methoden auf das Letzte dem ringenden Menschengeist noch Erfaßbare zielen kann, hinter dem es nur mehr schöpferische Geheimnisse gibt.

Sitten und Gebräuche aus Heinstetten (A. Meßkirch, Baden).

1. Wenn ein kleines Kind zum erstenmal zu Besuch in ein Haus kommt, schenkt ihm die Hausfrau ein Ei, damit es leichter „zahne".

2. Bei der Fronleichnamsprozession tragen die Mütter ihr kleinstes Kind mit und setzen es nach dem sakramentalen Segen auf den Altar, an die Stelle, wo die Monstranz stand; dadurch lernen die Kinder bälder gehen.

3. In der Karwoche soll man keine große Wäsche machen, sonst wäscht man jemand zum Haus hinaus (es stirbt ein Familienglied) — oder — „sonst hängt man bald eine Haut auf", das heißt, es geht eine Kuh zugrunde.

4. Nach dem Versehen eines Sterbenden setzt man das kleinste Kind auf den Versehtisch (ähnlich wie bei Fronleichnamsprozession).

Sage:

1. In der heiligen Nacht sprechen die Tiere. Da sprach einmal der Ochs zur Kuh:

„Kuhhorn, Einhorn, was machen wir morn?"
„Den Bauer auf den Kirchhof ziehen."

2. In der Nacht während der Geisterstunde wurde schon manchem Pferd die Mähne geflochten, so daß man sie kaum mehr auseinanderbrachte. Will man den Geist an diesem Tun verhindern, so muß man einen Stallbesen aufrecht vor die Stalltüre stellen und dabei die drei heiligsten Namen aussprechen. —

3. Ein Bauer erzählt mir: Als er ein kleiner Bub war, fuhr er mit seinem Vater am Haus der Marenn (Marianne) vorbei, die es soll mit dem Teufel gehabt haben. Die Marenn schaute heraus und sah das schöne Pferd, mit dem die beiden fuhren und rief: „Das ist aber ein schönes Pferd." Als die beiden heimkamen, bekam das Pferd sofort furchtbare Schmerzen, und um es nicht eingehen zu lassen, wurde der Bub sofort zur Marenn geschickt, daß sie komme und das Pferd mit Weihwasser besprenge. Sie kam auch sogleich und tat es, und augenblicklich war das Pferd wieder gesund.

Der Erzähler weiß das ganz genau, sagt jedoch, erklären könne er es sich nicht, und was davon zu halten sei, wisse er auch nicht, aber wahr ist es. —

Rötenbach. Elisabeth Walter.

Digitized by Google

Mitteilung.

Othmar Meisinger

konnte am 29. November 1932 den 60. Geburtstag feiern. Zu diesem Tage wurden ihm Aufsätze des vorliegenden Heftes mit einigen anderen im Auftrage der philologisch-historischen Verbindung Cimbria in Heidelberg, der Meisinger angehört, als Sonderdruck überreicht.

Meisinger ist aus innerem Drang zur Volkskunde gekommen. Er sah in dieser Wissenschaft wertvolle Kräfte für unsere Kultur und war berufen, sie zu pflegen und über sie zu lehren. In Meisingers Leben und Wirken sind Mensch und Wissenschaft zu einer Einheit verbunden.

Auch an dieser Stelle wünsche ich dem gefeierten Forscher und Lehrer unserer Wissenschaft Frische und Freude zu weiterem Schaffen.

Eugen Fehrle.

Bücherbesprechungen.

Othmar Meisinger, **Vergleichende Wortkunde.** Beiträge zur Bedeutungslehre. XII, 201 Seiten, 8°, München, 1932. C. H. Beck. Geheftet 4 Mk., in Leinen gebunden 5,80 Mk.

Das schöne Buch, aus der Praxis des Sprachunterrichts hervorgegangen, enthält, was der Titel nicht ohne weiteres angibt, eine reiche Sammlung von Belegen für den sogenannten „Bedeutungswandel"; die „Vergleichung" besteht darin, daß ähnliche Bedeutungsentwicklungen bei Wörtern verschiedener Sprachen und aus verschiedenen Zeiten und Kulturen nebeneinandergestellt sind. Es handelt sich also um semasiologische Parallelen, nicht um historische Zusammenhänge. Ohne sich mit der tieferen Problematik des Wesens der Wortbedeutung auseinanderzusetzen (vgl. L. Weisgerber, Germ.-roman. Monatsschr., XV, 1927, 161 ff.), bietet das Buch aus dem Gebiet der alten und neuen Schulsprachen eine sehr nützliche Beispielsammlung, die nach dem äußeren Verlauf der Bedeutungsveränderungen klar und übersichtlich geordnet ist. Besonderen Reiz erhält die Darstellung durch häufige Heranziehung mundartlicher Wörter und durch volkskundliche oder kulturgeschichtliche Hinweise. So wünscht man dies Buch, das dankenswert wissenschaftliche Forschungsergebnisse an weitere Kreise vermittelt, in die Hand jedes Sprachlehrers, und auch dem Forscher reicht es ein bequemes Material dar zu weiterer Untersuchung auf diesem Gebiet, das noch einer tieferen historischen und psychologischen Vertiefung bedarf. Die Schrift sei auf das beste empfohlen.

Heidelberg. Hermann Güntert.

Digitized by Google

Richard Eichenauer, **Musik und Rasse.** München, J. F. Lehmann, 286 S., mit vielen Bildern und Notenbeispielen.

In einer Zeit, die dem Problem der Rassenforschung eine bis jetzt noch nicht dagewesene Aufmerksamkeit zuwendet, muß ein Buch wie das Eichenauersche besonderes Aufsehen erregen.

Der Gedanke, daß der musikalische Schöpfungsakt nicht weniger durch Art und Rasse des Künstlers beeinflußt wird als dies bei der leiblichen Abstammung des Individuums der Fall ist, wird ohne weiteres einleuchten müssen. Und wenn Eichenauer, soweit bekannt als erster, diesen Gedanken in seinem Buche mit großer Folgerichtigkeit entwickelt und, soweit dies überhaupt schon möglich, zu Ende führt, dann erscheint dabei nur das eine merkwürdig: daß nicht schon früher die Frage nach einer Zusammengehörigkeit von musikalischem Schaffen und Rassen-Einwirkung aufgeworfen wurde.

Der Verfasser gibt trotz der Überfülle des Stoffes ein knapp gefaßtes Entwicklungsbild der Musikgeschichte von den für uns erkennbaren Anfängen bis auf unsere Tage, ausgehend von dem Grundsatze: „Man muß die Stilmerkmale musikalischer Werke und den seelischen Gesamteindruck, den sie hinterlassen, mit den Rasseseele-Bildern vergleichen, die uns verschiedene Forscher schon gezeichnet haben und die Zukunft noch sicherer und feiner zeichnen wird, und aus vielen solchen Vergleichen muß man feste Beziehungen zwischen musikalischer Artung der Werke und seelischer Artung der Rassen abzuleiten versuchen."

Auf solche Weise gibt uns Eichenauer einen klaren Überblick über das Art-Wesen der Musik ganzer Völkerschaften und Zeitabschnitte, z. B. „Asiatische Gegensätze", die Tonkunst der Griechen, den gregorianischen Gesang, die Zeit der Polyphonie, die Periode der musikalischen Renaissance, die Romantik. Von besonderem Werte ist ein Kapitel über „Minnesang und Volkslied", die sich unabhängig, ja oft in starkem Gegensatze zur Herrschaft der kirchlichen Tonkunst erhalten haben und für die Entwicklung einer volkhaften Kunst von großer Wichtigkeit sind. Nicht weniger fesselnd sind seine Untersuchungen über die rassische Eigenart der einzelnen Großmeister der Tonkunst. Einzelne von diesen kann man sich kaum in kurzen Zügen feiner charakterisiert denken (z. B. Haydn oder Schubert) als dies hier der Fall ist, während allerdings sein Urteil über andere, wie beispielsweise über Max Reger auf berechtigten Widerspruch stoßen wird. Bemerkenswert erscheint mir auch seine Beurteilung der in unserer Zeit wirkenden atonalen und sonstigen „Gegenkräfte", d. h. die negierenden Strömungen, die unzweifelhaft bestrebt sind, das Kunstideal von Jahrtausenden zu stürzen.

Man braucht mit dem Verfasser nicht in allem und jedem übereinzustimmen, wird aber auf jeden Fall sein Buch mit gesteigerter Spannung lesen und mit dessen Inhalt sich so oder so auseinandersetzen müssen.

Heidelberg. Otto Selig.

Steirisches Trachtenbuch, begonnen und begründet von Konrad Mautner, weitergeführt und herausgegeben von Viktor Geramb. 1. Lieferung: **Urtrachtliches Gut in Steiermark.** Von Viktor Geramb. Mit 52, darunter 9 farbigen Bildern. Verlag Leuschner & Lubensky, Graz, 1932.

Wenngleich die zahlreichen Abhandlungen und Darstellungen zur Trachtenkunde vorliegen, die in letzter Zeit noch durch einige bemerkenswerte Neuerscheinungen ergänzt wurden, so stehen wir doch erst am Anfange einer gründlichen Trachtenforschung. Wegweisend und vorbildlich für diese noch vor uns liegende Forschungstätigkeit wird — wenn man aus der 1. Lieferung und aus dem darin entworfenen Plan schließen darf — Gerambs Steirisches Trachtenbuch

Digitized by Google

sein. Die erste Anregung und den äußeren Anlaß zu dem Werke gab Hofrat M. Haberlandt in Wien. Sie fällt noch in die Vorkriegstage und liegt heute etwa 20 Jahre zurück. Seine Aufforderung zur Darstellung der Geschichte der „innerösterreichischen Bauerntrachten" erging damals an Konrad Mautner, dem wir auch die frühesten Grundlagen zu diesem schönen Buche verdanken. Er sammelte das erste Material, opferte viel Zeit und Mühe an diese Arbeit, die er mit ausnehmender Liebe pflegte, bis ihn mitten im blühenden Leben der Tod abrief. Sein Freund, der um die Volkskunde so verdiente Universitätsprofessor Viktor Geramb in Graz, mit dem zusammen er das Buch herausgeben wollte, setzte die mit Mautner begonnene Arbeit nun allein fort und legte jetzt das erste Hauptstück des Werkes vor.

Aus dem ursprünglich viel kleiner gedachten Rahmen ist die Arbeit immer mehr herausgewachsen, und im Laufe der Zeit ist daraus durch das unerwartete Anschwellen des Stoffes und die ebenso „unerwartete Ergiebigkeit der archivalischen Quellen" ein umfangreiches, zwei Bände umfassendes Werk geworden. „Durch das Hinzutreten des ersten, ursprünglich gar nicht beabsichtigten Bandes hat das gesamte Werk einen neuen Aufbau erhalten. Der erste Band wird die „Urtrachten" und die ganze quellenmäßig erreichbare Entwicklung volkstümlicher Gewänder innerhalb unseres Landes von der Römerzeit bis zum Ende des 18. Jahrhunderts darstellen." Im zweiten Band sollen dann die steirischen Volkstrachten behandelt werden, also jene Trachtenformen, die sich erst in den letzten Jahrhunderten entwickelten und an die man bei der Bezeichnung „Volkstracht" zunächst denkt. So daß die beiden Bände zusammen „die gesamte Kulturgeschichte des volkhaften Bekleidungswesens eines Landes" aufrollen.

Wer jemals sich mit Trachten- und Kostümkunde befaßt hat, weiß, wie wichtig für eine ergebnisvolle Forschung auf diesem Gebiete gerade die Kenntnisse des Materials und seiner Verarbeitung sind, er weiß aber auch, wie schwierig es ist, sich diese Kenntnisse anzueignen. So wird gerade die vorliegende erste Lieferung zu einem sehr schwierigen Teile des Werkes und zugleich zum Prüfstein der Leistung Gerambs. Denn Geramb behandelt hier — die grundlegende Bedeutung, die dem Material bei einem Trachtenwerk zukommt, erkennend — zunächst die „Urtrachtlichen Stoffe" und baute auf diesen ersten Abschnitt den über die „Urtrachtlichen Gewandformen" auf, womit er das erste Hauptstück über „Die Urtrachten" beschließt. Überall treten uns hier des Verfassers gediegene Sachkenntnis und seine gründliche, liebevolle Beschäftigung mit dem Gegenstand entgegen. Dabei freut man sich, daß die Darstellung trotz aller wissenschaftlichen Strenge und Genauigkeit in einer leicht verständlichen Sprache geschrieben ist. Wie in seinen anderen Veröffentlichungen, ist auch in dem vorliegenden Buche Gerambs Stil schlicht, einfach, ungezwungen und unbeschwert von Fremdwörtern und nichtssagenden Redewendungen.

Die Bebilderung ist hervorragend; da der Verlag die Ausgaben nicht scheute, durchweg das teure Kunstdruckpapier zu verwenden, war es möglich, die Bilder an jenen Stellen zu bringen, wo sie zur Veranschaulichung des Gesagten auch hin gehören.

Eckart von Sydow, **Kunst der Naturvölker.** Sammlung Baron Eduard von der Heydt. Verlag Bruno Cassirer, Berlin, 1932. Preis kart. 15 Mk.

Innerhalb der einzelnen Zweige der volkskundlichen Forschung nimmt die Volkskunst einen Sonderplatz ein. Ihr hat man sich am spätesten zugewandt. Von dem großen Impuls, den die Volkskunde von der Romantik her erhielt, spürt man bei der Volkskunst am wenigsten. Diese bislang mangelnde Aufmerksamkeit

Digitized by Google

für das künstlerische Schaffen des Volkes macht sich nicht nur in der deutschen Volkskunde bemerkbar, sie tritt in gleicher Weise zutage in der europäischen Volkskunde, ja sie zeigt sich auch dort, wo es sich um die Kunst der Naturvölker dreht. Den Hauptgrund zu dieser Beachtung heischenden Erscheinung darf man wohl darin suchen, daß bis in unsere Gegenwart hinein immer noch die Ansicht anzutreffen ist, die Begriffe „Volk" und „Kunst" schlössen einander aus, der Kunstwert eines Gegenstandes sei allein nach der Einzelleistung des Künstlers einzuschätzen.

Erst in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts begann man sich mit der Volkskunst eingehender zu beschäftigen, hauptsächlich schenkten einzelne Sammler ihr besondere Aufmerksamkeit. In der europäischen Volkskunst brachte das Jahr 1873 den ersten großen bemerkbaren Fortschritt: Arthur Hazelius gründete in Stockholm sein Museum, dessen Bestimmung war, eine Übersicht über die Volkskunst der skandinavischen Völker zu bieten. Bereits 1888 folgt Deutschland; in Berlin entstand, dank Rudolf von Virchows tatkräftigem Einsetzen, das erste deutsche Museum für Volkskunde und Volkskunst. In ähnlicher Weise mußte sich die Kunst der Naturvölker ganz allmählich einen Platz erobern. Wenn ihr auch bis zur Gegenwart in Deutschland in den meisten ethnographischen Museen nur in sehr beschränktem Maße Zutritt gestattet wurde, so haben dafür Privatsammler sich ihrer angenommen. Unter diesen hat sie in dem Baron von der Heydt einen begeisterten Freund gefunden. Er besitzt heute eine reiche Sammlung asiatischer Plastik (in die die Veröffentlichung von William Cohn einführt) und eine sehr wertvolle Sammlung afrikanischer, ozeanischer und indonesischer Kunst, in die das hier vorliegende Werk E. von Sydows Einblick gewährt.

Durch vorbildliche Großaufnahmen wird mit diesem Buche diese letztgenannte Sammlung von der Heydts der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Den einzelnen Aufnahmen ist jeweils eine ausführliche Beschreibung des Gegenstandes mit Angabe des wahrscheinlichen Herkunftslandes beigegeben. Zahlenmäßig tritt gegenüber der in wirklich herrlichen Stücken vertretenen afrikanischen Plastik die der Südsee und Indonesiens zurück. Was das Material der Kunstwerke angeht, so sind die Schnitzereien aus Holz vorherrschend; mit seltenen Stücken sind in der Sammlung von der Heydt von Afrika die Elfenbeinküste, Kamerun, das Kongogebiet und der Westsudan, von der Südsee Neu-Guinea, die Admiralitätsinseln, die Salomonen und die Marquesas-Inseln vertreten. Während von Afrika und der Südsee hauptsächlich Masken und Holzfiguren das Bild beherrschen, wird die Kunst Indonesiens namentlich durch die Zauberstäbe der Batak und die Prachtgriffe der javanischen Kris gekennzeichnet. Zum Schluß werden zwei Aufnahmen einer altmexikanischen Granitskulptur gezeigt.

Wir besitzen in Baden zwei Sammlungen, in denen die Kunst der Naturvölker einen beachtlichen Raum einnimmt: von der afrikanischen, ozeanischen und indonesischen Kunst sind in der Heidelberger Sammlung der von Portheim-Stiftung wertvolle und seltene Stücke ausgestellt, die altamerikanische Kunst scheint in Mannheim ihre kenntnisreichen Pfleger und Liebhaber gefunden zu haben, wie die letzte Sonderschau in der Städtischen Kunsthalle bewiesen hat.

Wilhelm Giese, **Volkskundliches aus den Hochalpen des Dauphiné.** (Abhandlungen aus dem Gebiete der Auslandskunde, herausgegeben von der Hamburgischen Universität, Bd. 37). Quart. X, 149 Seiten, 67 Abbildungen, 14 Tafeln. Verlag Friederichsen, de Gruyter & Co., Hamburg, 1932. Preis geheftet 10 Mk.

Der Verfasser der vorliegenden Untersuchung behandelt die Sachkultur einer französischen Landschaft, und zwar wählte er dazu eine in der östlichen Hälfte der

Digitized by Google

Hoch-Alpen gelegene Gegend aus, da diese infolge ihrer Höhenlage verhältnismäßig rein die ursprünglichen Zustände erhalten hat. Seine besondere Aufmerksamkeit gilt dem Hause, sowohl in bezug auf seine äußere Form als auch in Hinsicht auf seine inneren Verhältnisse und seine Einrichtung. Daneben befaßt er sich mit den Gebrauchsgegenständen des ländlichen Lebens, der Vieh- und Landwirtschaft und den Verkehrsmitteln. In kulturgeographischer Beziehung darf die aufschlußreiche Veröffentlichung Beachtung erheischen, namentlich auch deshalb, da sie neben den Sachen stets auch die sie bezeichnenden Wörter anführt. Die zahlreichen, geschickt angelegten Zeichnungen innerhalb des Textes und die Bilder nach photographischen Aufnahmen ergänzen die Darstellung. Wertvoll für die Wörter- und Sachen-Forschung ist in besonderem Maße das am Ende des Werkes zusammengestellte Wörterverzeichnis.

Joseph Fräßle, **Meine Urwaldneger.** 2. Auflage. 244 Seiten mit 17 Bildern. Freiburg i. Br., Herder, geb. 6 Mk.

Der Verfasser, ein katholischer Missionar, schildert in diesem Buche seine Erlebnisse bei den Negerstämmen am oberen Kongo. In fünfzehnjähriger Missionstätigkeit lernte er sie gründlich kennen, und erst der Missionsparagraph des Versailler Vertrages riß ihn von „seinen" Urwaldnegern weg. Obwohl das Werkchen, flott und spannungsreich als Reiseschilderung geschrieben, zur Unterhaltung und Belehrung über das Missionswerk bestimmt, nicht als wissenschaftliche Darstellung gelten möchte, so enthält es doch viele wissenswerte Dinge über die Kongostämme, so z. B. über ihre Amulette (74), Aberglauben und Zauberei (106, 198 f.), Ehe (128 f.), Heilkunst (130, 188), religiöse Anschauungen und Gebräuche (201 ff., 207) usw. Die Sitten und Gebräuche werden schlicht und einfach beschrieben und, der Absicht des Verfassers entsprechend, wird von der Entwicklung neuer wissenschaftlicher Theorien oder von der Stellungnahme zu bestehenden abgesehen. Die zwei Tierfabeln, die Fräßle auf S. 143 ff. nacherzählt, lassen erkennen, daß die Schildkröte hier einen besonderen Platz einnimmt.

Heidelberg. Ferdinand Herrmann.

Narciso Garay, **Tradiciones y Cantares de Panama** (Volksüberlieferungen und Lieder von Panama). Verlag L'Expansion Belge, 1930, 203 S.

Dieses volkskundliche Werk mit seinen zahlreichen bunten und einfarbigen Bildern, seinen Notenbeigaben zu Liedern, seinen Auszügen aus Volksspielen und Vorführungen gibt einen wertvollen Einblick in das Volksleben der Indianerstämme Mittelamerikas. Die in einem guten spanischen Stil verfaßte Arbeit will, nach der Absicht des Verfassers, eines Diplomaten, nur als Beitrag zur Volkskunde, als Vorarbeit zu einem umfassenden Werke über das Volksleben, die Bräuche, Sitten, Aberglauben, Lieder usw., gelten. Seine wichtigste Aufgabe sieht der Verfasser darin, durch diese Arbeit zunächst weiteste Kreise auf die in Panama ruhenden, noch zum Teil unerforschten Schätze einer jahrtausende alten Kultur hinzuweisen. Er greift verschiedene Gebräuche heraus, die er in fesselnder Weise beschreibt, womit er für sie und ihre Erforschung den Leser begeistern möchte. So schildert er in prächtigen Farben eine Art Mysterienspiel, dem er in Villa de los Santos beigewohnt hat. Es handelt sich hierbei um Fronleichnamsfeierlichkeiten, bei denen eine Anzahl Teufel und vornehmlich eine alte Teufelin auftreten. Im Mittelpunkte der Handlung steht die Seele, um sie kämpfen der Höllenfürst und der Erzengel Michael, der zuletzt den Sieg davon trägt. Vor nicht langer Zeit mußte noch die kirchliche Behörde einschreiten, um das Abhalten dieser Spiele in der Kirche zu verbieten. — Von den Märchen und Sagen, die Narciso Garay

Digitized by Google

wiedererzählt, erinnern viele an unsere deutschen. Ergreifend ist die Geschichte von Tulivieja: einst schön und liebreizend wie Faustens Gretchen, wird sie nach ihrem Falle in ein grausiges Ungeheuer verwandelt und muß nun ewig in den Bergen umherirren, wo noch von Zeit zu Zeit ihre langgezogenen Klagelaute Uy, Uy, Uy! durch die Lüfte hallen. — Besonderen Wert legt der Verfasser auf die Volkslieder, Kantilenen, lange Hymnen an Bacchus oder auch kurze Sinngedichte, von denen manche nach der Art der mittelalterlichen Sotien mehr politischen Charakter haben, andere wieder eine weibliche Schönheit besingen. Durch die gründliche Erklärung der Spielweise und der dabei verwendeten Musikgeräte bekommt man eine gewisse Vorstellung von der kreolischen Volkslyrik. — Ausführlich werden die Feierlichkeiten beim Eintritt der Jugend in die Pubertät geschildert. Bei der Jungfrau spielt hierbei die Unschuldsprobe eine sehr wichtige Rolle, während für den Jüngling die Feier mehr kriegerischen Charakter hat. — Nur einige der beachtenswertesten Züge dieses reichhaltigen Buches konnten hier angedeutet werden, um zu zeigen, in welcher Weise Señor Garay die Aufmerksamkeit weitester Kreise auf die Volkskunde Panamas zu lenken bemüht ist.

Heidelberg. S. Weber.

Karl Fr. Müller, **Die literarische Kritik in der mittelhochdeutschen Dichtung und ihr Wesen.** (Deutsche Forschungen, herausgegeben von Fr. Panzer und J. Petersen, Bd. 26.) Frankfurt a. M., 1933, M. Diesterweg, 116 S., geh. 3,80 Mk.

Der Begriff der literarischen Kritik ist so weit wie möglich gefaßt: die Stellung zu einer bestimmten literarischen Richtung oder zu einem oder mehreren Einzeldichtern sowie die Parodie. „Zunächst ist dem Mittelalter ein Unterschied zwischen schöpferischem Dichter und wesentlich nachempfindenden Kritiker fremd. Beide sind eine Person" (S. 109). Demgegenüber ist doch wohl zu bemerken, daß eben die Überlieferung der literarischen Kritik des Mittelalters einseitig ist, da wir immer nur Dichter über ihre Fachgenossen hören; sicher haben gebildete Laien eine selbständige Einstellung zur Literatur gehabt, wenn ihr Urteil auch nicht auf uns gekommen ist. Im übrigen ist die Abhandlung ein guter Beitrag zur Kultur- und Geistesgeschichte des Mittelalters. Auch Volkskundliches wird mitunter berührt, so der Gegensatz zwischen Kunst- und Volksdichtung (aber in Abschnitt VII ist unter „Volkssage" doch wohl jeweils „Heldensage" zu verstehen).

Heidelberg. Richard Hünnerkopf.

Hanns Jürgen Eggers, **Die magischen Gegenstände der altisländischen Prosaliteratur.** (Form und Geist. Arbeiten zur germanischen Philologie. Herausgegeben von Lutz Mackensen. Bd. 27.) Leipzig, 1932, Hermann Eichblatt, 99 S.

Unter magischen Gegenständen sind alle diejenigen Körper verstanden, „denen Kräfte und Eigenschaften zugestanden werden, die sie auf Grund des heutigen Standes der Naturwissenschaften nicht besitzen können" (S. 2 f.). Altisländische Texte sehr verschiedener Art werden herangezogen: die Islendinga-, Fornaldar- und Lygisögur, die Konungasögur, soweit sie die Zeit vor 1030 behandeln, ferner zum Vergleich die Edda, die Snorra Edda und Saxos Gesta Danorum. Der erste Hauptteil bringt eine systematische Darstellung der magischen Gegenstände. Wichtiger ist der zweite Hauptteil, in dem die Gegenstände auf die historischen Sögur, die Fornaldarsögur und die Lygisögur aufgeteilt werden und die Frage aufgeworfen wird, was geglaubtes Gut und was der Phantasie eines Erzählers entsprungen ist. Verfasser stellt fest, „daß die historischen Sögur keinen einzigen märchenhaften Gegenstand aufzuweisen haben, daß diese bei den Fornaldarsögur bereits fast 9 %

Digitized by Google

ausmachen und daß dieser Anteil in den Lygisögur endlich auf über 12 % steigt" (S. 71). Weiter kommt Verfasser zu dem Schluß, daß es in der germanischen, zumindest in der altnordischen Frühzeit noch kein Märchen gegeben hat. — Nicht ganz klar wird trotz alledem bei dem reichen und gut durchgearbeiteten Stoff, was nun eigentlich wirklicher Glaube war, denn auch bei den historischen Sögur müssen wir wenigstens in der jüngeren Schicht zuweilen mit novellistischen Zügen rechnen. Aber die Behandlung dieser Frage bedarf wohl einer breiteren Grundlage.

Heidelberg. Richard Hünnerkopf.

Dr. Walter Keinath, **Die Mundart von Onstmettingen und Umgebung nach Lauten und Flexion.** Samt einer Sprachkarte. Mit einem Anhang von K. Bohnenberger (= Beiträge zur Sprachkunde Württembergs, herausgegeben von letzterem, Heft 1). Tübingen, 1930, Verlag der H. Lauppschen Buchhandlung.

K. Bohnenbergers neu eröffnete Sammlung von grammatischen Darstellungen aus dem Bereich der Mundarten Württembergs ist sehr zu begrüßen. In gedrängter Fassung und unter Beschränkung der Belege sollen in ihnen Laut- und Flexionslehre einer bestimmten Mundart unter weitgehender Berücksichtigung der Sprachformen der Umgebung und sich ergebender Besonderheiten jeglicher Art geboten werden. In Heft 1 behandelt Keinath, vom mittelhochdeutschen Sprachstand ausgehend, die Mundart von Onstmettingen und Umgebung. Das vorgeführte Gebiet reicht bis Balingen im Westen, Hertingen im Norden, Gammertingen im Osten, Meßstetten und Hossingen im Süden, umfaßt also die Landschaft der oberen Eyach und Schmiecha (heute württemb. Oberamt Balingen) und das Tal der Starzel und Jebla (heute hohenzollerisch). Aus dem beigegebenen Anhang „Die Abstufungen der Mundart" ist zu ersehen, daß Onstmettingen und ebenso Tailfingen, Truchtelfingen, Ebingen mit einem Teile ihrer Nachbarorte große Übereinstimmungen in der Sprache aufweisen, vom andern dagegen durch zahlreiche Unterschiede getrennt sind, und daß die Verteilung dieser Sprachunterschiede, die durch eine Großgruppe mit verschiedenen Abzweigungen, Ausläufern u. dgl. zum Ausdruck kommen, sich durch den Verlauf der territorialen, daneben auch der altgeschichtlichen und natürlichen Grenzen, wie auch anderwärts, bestimmt erweisen.

Die Sprachunterschiede des Gebiets sind durch eine beigegebene Karte in mustergültiger Weise veranschaulicht.

Mannheim. O. Heilig.

C. Krieger, **Kraichgauer Bauerntum,** 176 Seiten, mit mehreren Bildtafeln. Preis 3,50 Mk. (Heft 6 der Bausteine für Volkskunde und Religionswissenschaft, herausgegeben von Eugen Fehrle. Konkordia A.-G., Bühl (Baden).

Pfarrer C. Krieger gibt in seinem Buche eine zugleich lebendige und wissenschaftliche Darstellung des bis jetzt wenig bekannten Kraichgauer Volkstums. Der besondere Vorzug seiner Ausführungen besteht darin, daß sie von der Atemnähe des Lebens durchweht sind. In einer Zeit, wo es an der Tagesordnung war, auch im Bauerntum nur Zerfallserscheinungen zu sehen, erkannte der Verfasser, daß hinter dieser Zeitmaske auch im Kraichgau noch ein gesundes, beseeltes, eigenwilliges Bauernantlitz verborgen ist, daß die seelische Gestaltungskraft des Kraichgauer Bauerntums in Volksglaube, Frömmigkeit und Sittlichkeit, in Brauch und Sitte, in Volkslied und Mundart noch nicht versiegt ist, sondern bis heute trotz mancher Überfremdung wertvolle Neubildungen aufweist.

Besonders in seinen mundartlichen Untersuchungen geht Krieger eigene und beachtliche Wege. An Hand der mundartlichen Wortbilder und Sprichwörter weist er die Eigengesetzlichkeit und Selbständigkeit bäuerlicher Kultur nach. Besondere

Digitized by Google

Beachtung verdient auch der Anhang des Buches in dem der volkskundlichen Wissenschaft Wege gezeigt werden, angewandte Volkskunde zu werden, um so am kulturellen Wiederaufbau des Bauerntums und dadurch des Vaterlandes mitzuarbeiten.

Möchten die Kapitel „Bauerntumsbewegung" und „Ortsgruppen zum Schutze Kraichgauer Bauernkultur" nicht nur im Kraichgau, sondern auch in anderen bäuerlichen Landschaften ernste und tatbereite Beachtung finden.

Das Buch ist Arbeitsgruppen zum Schutze des Bauerntums sowie Pfarrämtern, Schulen, Ärzten und Richtern bestens zu empfehlen.

Karlsruhe. Eugen Fehrle.

Joseph Sauer, **Die kirchliche Kunst der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Baden,** mit 14 Abbildungen auf 12 Tafeln, Freiburg i. B., Herder, 1933, 696 S., geh. 10 Mk., in Leinen 12 Mk.

Der bekannte Freiburger Kunsthistoriker und Theologe schildert die kirchliche Kunst von 1800 bis 1850 als ein Abbild der Aufklärungszeit und eines engen Bürokratismus. Nach dem Abc werden zahlreiche Kirchen Badens durchgesprochen. Die Bekanntgabe dieses Stoffes ist kulturgeschichtlich sehr beachtenswert. Der kirchlichen Volkskunde ist das Buch ein zuverlässiges Nachschlagewerk.

E. Herg, **Deutsche Sprichwörter im Spiegel fremder Sprachen,** unter Berücksichtigung der Englischen, Französischen, Italienischen, Lateinischen und Spanischen, Berlin, W. de Gruyter, 1933, 130 S., 5 Mk.

Etwa 600 deutsche Sprichwörter werden, nach Stichworten geordnet, hier aufgezählt. Zu jedem sind fremdsprachliche Parallelen gegeben. Der Verfasser will einen Beitrag zur vergleichenden Sprachwissenschaft liefern. Das Buch bietet damit zugleich lehrreiche Einblicke in die Lebensanschauungen verschiedener Völker und ist für vergleichende Volkskunde ein willkommener Ratgeber.

Hermann Eris Busse, **Bauernadel,** Roman — Trilogie aus dem Schwarzwald. Leipzig, Paul List, 1933, 4,80 Mk.

Die drei Romane Busses: Das schlafende Feuer, Markus und Sixta und Der letzte Bauer? erscheinen hier gesammelt in einem Band. Dem Verfasser und dem Verleger gebührt herzlicher Dank dafür, daß diese Erzählungen von deutscher Bauernkultur somit in schöner Ausgabe und doch so billig, im besten Sinne des Wortes als Volksausgabe erscheinen. Denn es weht eine erquickende Frische durch diese Zeilen. Die Erzählungen sind packend und echt. Busse kennt unser Bauerntum und ist ein feiner Beobachter.

Rudolf Benze, **Wegweiser ins Dritte Reich,** Einführung in das völkische Schrifttum, Braunschweig, E. Appelhans & Co., 1,25 Mk.

Dieses Heft ist sehr zu begrüßen. Es gibt eine reichhaltige Übersicht über die Schriften, die über das deutsche Volkstum und seine germanischen Grundlagen belehren.

Karl Theodor Strasser, **Deutschlands Urgeschichte,** Frankfurt a. M., Diesterweg, 1933, 120 S., 2,40 Mk.

Strassers Buch ist gediegen in seinen Ergebnissen, lebhaft und übersichtlich in der Darstellung, durch viele Bilder erläutert und deshalb für Schule und Haus ein wertvoller Führer in die germanische Frühzeit.

Karlsruhe. Eugen Fehrle.

Digitized by Google

Reinhold Lorenz: **Türkenjahr 1683.** Das Reich im Kampf um den Ostraum. Wilhelm Braumüller, Wien und Leipzig. 272 S., geb. 5,50 Mk., geh. 4,50 Mk.

Anläßlich der 250-Jahrfeier der Befreiung Wiens aus der Türkengefahr sind im deutschen Schrifttum und in der Presse sehr viele Veröffentlichungen erschienen, die sich mit der Schilderung der Belagerung Wiens und den zusammenhängenden Ereignissen befassen. Aus der Masse dieser Darstellungen ist das Werk des jungen Wiener Dozenten Reinhold Lorenz hervorzuheben, das die Dinge unter einem vollständig neuen Gesichtspunkt gestaltet. Dem Verfasser kam es nicht darauf an, lediglich eine Darstellung der eigentlichen Vorgänge der Belagerung und Befreiung der Stadt Wien zu geben; er hat sich zum Ziel gesetzt, die ganzen Zusammenhänge zu untersuchen und nicht nur das Ergebnis und dessen unmittelbare Veranlassung, sondern auch seine tieferen Ursachen und Auswirkungen darzustellen. Dieses Ziel hat er in mustergültiger Weise erreicht. Ausgezeichnet ist die einen großen Teil des Werks einnehmende Betrachtung über die Mächte und Völker im 17. Jahrhundert und west-östliche Schicksalsverkettung; hier wird unter dem Gesichtspunkt gesamtdeutscher Geschichtsauffassung der Leser in die Geschichte des 17. Jahrhunderts und die für ihre Gestaltung maßgebenden Kräfte eingeführt.

Der Verfasser, der das gesamte Schrifttum bearbeitet hat, hat es verstanden, geschichtliche Wahrheit mit lebendiger Schilderung zu verbinden und so auch dem Laien eine durchgreifende Übersicht zu geben. An Hand des Stoffes und der Quellen weist er die vollständige Haltlosigkeit jener von bestimmten ausländischen politischen Zwecken ausgehenden Behauptungen nach, die den Erfolg der damals bedrohten und durch ihre Einigkeit siegreichen deutschen Nation verkleinern und den Ausgang des Türkenjahres dem uneigennützigen Eintreten Polens zuschieben wollen. Daß die Türkengefahr nur durch die Unterstützung des „allerchristlichen Türken" Ludwig XIV. so groß werden konnte, und daß der Polenkönig Sobjeski letzten Endes nur durch die erheblichen Geldmittel Österreichs und des Papstes sowie durch die Rücksichtnahme auf die Bedrohung seines eigenen Landes zum Einsatz gewonnen werden konnte, wird in einleuchtender Weise dargelegt. Die Geschichte des Türkenjahres hat selbstverständlich große Bedeutung auch für unser engeres Heimatland, das nicht nur einen erheblichen Teil der Reichstruppen, sondern auch die beiden Feldherren Markgraf Ludwig von Baden (Türkenlouis) und den kaiserlichen Marschall Markgraf Hermann von Baden für die große, deutsche Sache einsetzte.

Das Werk verdient daher größte Empfehlung; bei einer Neuauflage wäre zu wünschen, daß eine Karte des Ostraums und der Stadt Wien beigegeben würde.

Karlsruhe. Hans Huber.

Das Bild, Monatsschrift für das deutsche Kunstschaffen in Vergangenheit und Gegenwart, herausgegeben von Prof. Hans Adolf Bühler, Karlsruhe.

Eine Ankündigung des Herausgebers:

An dem deutschen Volk ist ein Wunder geschehen! Die alte Sehnsucht der Deutschen ist in Erfüllung gegangen — aus dem zerrissenen Volk ist unter Adolf Hitler das Dritte Reich geworden. Das gibt den Mut, auch das Höchste zu erstreben: die geistige Einheit. Die bestehende Not- und Schicksalsgemeinschaft muß zur inneren Wesensgemeinschaft werden. Jedem Volksgenossen muß mit dem Gefühl der blutmäßigen Zusammengehörigkeit auch das Bewußtsein der innersten geistigen Verbundenheit erwachsen. Dazu hilft am besten die Kunst. Nichts ist so weitumfassend und eindringlich zugleich wie die Kunst. Die Kunst hat keine Voraussetzungen wie die Wissenschaft; es gibt in ihr keine Laien und Eingeweihten. Gleicherweise hat an ihr teil der Arme wie der Reiche, der „Gebildete" wie der

Digitized by Google

„Ungebildete". Sie ist die große himmlische Freundin des Menschen, die mit dem Kinde kindlich spielt, mit dem Einfachen einfach redet und mit dem Begnadeten hohe Wege geht. Es gibt keine erschütterndere Sprache als die Sprache der Kunst — es gibt keine stärkere Lockung und keinen mächtigeren Zwang als den Bann der Kunst zum Guten wie zum Schlimmen — weil Sinne und Seele im Kunstwerk eines sind.

Diese Erkenntnis hat bisher den Führern des deutschen Volkes gefehlt. Es gab keine Führung mehr auf künstlerischem Gebiet; oder wenn es eine gab, ist sie nicht in deutschem Sinn und zum Besten des Volkes, sondern zu seinem Schaden ausgeübt worden. Die vom Reich und den Staaten in den letzten Jahrzehnten geförderte Kunst hat nicht bildend und auferbauend, sondern zersetzend und zerstörend gewirkt. Fast die gesamte amtliche, zur Pflege der deutschen Kunst bestellte Kunstwissenschaft hat in unbegreiflicher Verblendung nichts mehr vom deutschen künstlerischen Wesen gesehen. Sie hat gelehrt, daß dieses deutsche Wesen künstlerisch nie ursprünglich, sondern immer irgendwoher abhängig gewesen sei: Von den Römern zuerst, dann von den Franzosen und Italienern. Besonders die Römer hätten die deutschen Barbaren aus tiefer Unkultur zu den Höhen menschlicher Bildung geführt.

Kossinna hat in seiner „Vorgeschichte" die Keltenseuche und die Phönizierseuche gebrandmarkt. Die größten Verheerungen haben aber im deutschen Leben die Römerseuche und zuletzt die Franzosenkrankheit angerichtet. Die „deutsche" Kunstwissenschaft ist im allgemeinen blind an der feststehenden Tatsache vorbeigegangen, daß höchste Werke der Kunst auf allen Gebieten aus dem deutsch-germanischen Wesen hervorgegangen sind. Es gibt nichts Reicheres und Vollendeteres als die früheste deutsche Buchmalerei — es gibt nichts Innigeres und Beseelteres als die deutsche Stein- und Holzbildnerei — es gibt nichts Erfüllteres in Schönheit und Gesetzmäßigkeit als die deutsche Baukunst im Freiburger Münsterturm — es gibt nichts so Geistdurchhauchtes und zugleich so Sinnennahes als die deutsche Tafelmalerei. Es gibt nichts Kleinodhafteres und Köstlicheres als den altdeutschen Kupferstich und Holzschnitt — es gibt nichts Höheres und Tieferes als die deutsche Musik — und so weiter.

Es ist notwendig, diese Tatsachen dem deutschen Volk und weiterhin der Welt in klaren, sinnfälligen Beispielen immer wieder eindringlich vor Augen zu stellen und gleichzeitig der lebenden Kunst, den werdenden Dingen ins Licht zu helfen. Zu diesem Zweck ist die „Deutsche Bildkunst", die vom „Deutschbund" und der „Deutschen Kunstgesellschaft" mit größtem Opfermut durch die letzten schlimmen Jahre der Kunstnöte getragen wurde, zur großen Monatsschrift „Das Bild" erweitert worden.

Das Bild will den Beweis antreten, daß das deutsche Wesen den größten Anteil an der Offenbarung des Schönen auf dem Weg der Menschheit durch die Jahrtausende hatte.

Das Bild will durch die Zeugen der künstlerischen Vergangenheit Licht in das Dunkel der Ur- und Frühgeschichte tragen.

Das Bild will vor der breitesten Öffentlichkeit die Fragen aufwerfen:

Das deutsche Volk ein schöpferisches Urvolk?

mit einer ursprünglichen Kunst und Geisteshaltung und einer Ursprache in seinen Ursitzen?

Das Bild will die lebende Kunst wieder ins Leben volkhaft einfügen helfen durch das Stellen von Aufgaben — darunter besonders die Aufgabe vom deutschen Weihemal als Gesamtkunstwerk.

Digitized by Google

Heimatliebe,
Volkstum und Volksverbundenheit

sprechen aus unseren nachstehenden Verlagswerken und gehören deshalb in jeden Bücherschrank.

Deutscher Geist. Drei Vorträge von Universitäts-Professor Dr. Hermann Güntert. 116 Seiten . . . . . 2,50 RM.

Kraichgauer Bauerntum von C. Krieger. Mehrere Bilder schmücken den schönen Band. 176 Seiten . . . . 3,50 RM.

Altgerman. Jünglingsweihen und Männerbünde. Ein Beitrag zur deutschen und nordischen Altertumskunde. Von Dr. L. Weiser. 94 Seiten . . . . . 2,70 RM.

Der Mond im deutschen Volksglauben. Von Dr. Werner Wolf. 91 Seiten, 5 Tafeln . . . . . 2,70 RM.

Die Mundarten im fränkisch - alemannischen Grenzgürtel Badens. Von Dr. Friedrich Schlager. 82 Seiten, 1 Hauptkarte, 6 Einzellautkarten, 1 wortgeographische und 1 Karte der historischen Verhältnisse . . . . . 3,— RM.

Das Arbeitsverbot im deutschen Volksglauben. Von Dr. W. Treutlein. 166 Seiten . . . . . 3,50 RM.

Untersuchungen über Stoff und Stil der Fornaldarsaga. Von Dr. H. Reuschel. 137 Seiten . . . . 5,— RM.

Verlag Konkordia A.-G., Bühl i. B.

Digitized by Google

Landesverein Badische Heimat E. V.

Freiburg im Breisgau, Haus Badische Heimat, Hansjakobstraße 12

Mein Heimatland, Zeitschrift

Badische Blätter für Volkskunde, ländliche Wohlfahrtspflege, Heimat- und Naturschutz, Denkmalpflege, Familienforschung, erscheint in acht reich mit Abbildungen geschmückten Heften.

Badische Heimat, Jahresheft

Jahresheft. Zeitschrift für Volkskunde, ländliche Wohlfahrtspflege, Heimat-, Natur- und Denkmalschutz. Erschienen sind und können nachgeliefert werden: 1921 Die Baar, 1922 Der Kraichgau, 1923 Das Markgräflerland, 1924 Der Überlingersee, 1925 Der Enz-Pfinzgau, 1926 Der Untersee, 1927 Mannheim, 1928 Die Landeshauptstadt Karlsruhe, 1929 Freiburg und der Breisgau, 1930 Singen und der Hegau, 1931 Kehl und das Hanauerland, 1932 Hochrhein und Hotzenwald.

Vom Bodensee zum Main, Schriftenreihe

Heimatblätter, selbständige, abgeschlossene Abhandlungen über Kunst, Literatur, Geschichte, Natur- und Volkskunde. Bis jetzt sind 40 Heimatblätter erschienen, darunter 10 in II. erweiterter Auflage. Unsere Mitglieder erhalten die Heimatblätter bei Bestellung durch das Haus Badische Heimat, Freiburg i. Br., zu ermäßigten Preisen.

Ekkhart-Jahrbuch, Kalender

Das Jahrbuch für das Badner Land erscheint im 13. Jahrgang. Die Jahrgänge 1924—1933 sind noch lieferbar. Unser Jahresbote ist ebenfalls reich bebildert und beschenkt jeden Heimatfreund mit wertvollen Gaben, er ist der deutlichste Ausdruck des künstlerischen und literarischen Schaffens im Land.

Farbenlichtdrucke nach Originalgemälden

„Hans Thoma" von Hans Adolf Bühler, 12 RM.

„Deutsches Stromland" und **„Christophorus"** von Hans Adolf Bühler, 1 RM.

„Die Rheinebene bei Bamlach" von Hermann Daur †, 12 RM.

„Die Linde" und **„Mein Heimattal"** von Herm. Daur †, 1 RM.

„Johann Peter Hebel" von Adolf Glattacker, 4,80 RM.

„Bodenseelandschaft" von Hans Dieter, 12 RM.

Jeweils zuzüglich Porto und Verpackung

Sämtliche Veröffentlichungen sind im Auftrag des Landesvereins Badische Heimat herausgegeben von Hermann Eris Busse, Freiburg im Breisgau.

Heimatkunde, Heimatforschung, Heimatpflege und nicht zuletzt Heimatliebe zu verbreitern, getragen durch die Mitarbeit aller Stände im Lande ohne Unterschied, sich einzusetzen für Natur- und Denkmalschutz, für Volkskunde, Volkskunst und Familienforschung, für badische Literatur, Musik und Kunst, all das sind die Aufgaben des Landesvereins:

ist lebendige Idee unserer Heimatabende und Heimatkurse,

ist praktische Arbeit durch Bekämpfung und Beratung,

ist Zweck und Ziel unseres vielfältigen Heimatschrifttums.

Unsere Mitglieder erhalten für den Jahresbeitrag von 5 RM. (unsere Ortsgruppen erheben einen kleinen Zuschuß für örtliche Zwecke) die beiden reich mit sorgfältig ausgewähltem Bildschmuck versehenen Zeitschriften „Mein Heimatland" in volkstümlicher Ausgestaltung und „Badische Heimat" (erscheint als Jahresheft) auf wissenschaftlicher Grundlage, jeweils einem umrissenen Landesteil gewidmet, ohne weitere Kosten zugesandt.

Jeder echte Badener und Heimatfreund, gleichviel wo er wirkt, muß durch seine Mitgliedschaft die idealen Bestrebungen, Aufgaben und Ziele des Landesvereins unterstützen, sie gelten dem Wohle des Landes, des Volkes, des Staates.

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
STACK
MAY - 8 1967

7. JAHRGANG 1933 / HEFT 2

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Verlag Konkordia A.-G. Bühl/Baden

Digitized by Google

Die Oberdeutſche Zeitſchrift für Volkskunde erſcheint jährlich zweimal mit einem Geſamtumfange von mindeſtens 10 Bogen. Bezugspreis für beide Hefte vom Verlag oder durch den Buchhandel 4 RM. Mitglieder der an der Herausgabe beteiligten Vereinigungen zahlen 3 RM. bei unmittelbarem Bezug vom Verlag: Konkordia A.-G., Bühl (Baden). Poſtſcheckkonto Karlsruhe 237.

Anzeigen-Aufträge durch den Verlag. Preiſe: 1/1 Seite RM. 50.—, 1/2 Seite RM. 28.—, 1/4 Seite RM. 16.—, 1/8 Seite RM. 9,50. Beilagen bis zu 15 g einſchl. Poſtgebühren RM. 20.—.

Dem Schriftleiter ſtehen zur Seite:

Frau Prof. Dr. Lily Aall-Weiſer, Oslo; Prof. Dr. K. Aſal, Miniſterialrat im Miniſterium des Kultus und Unterrichts, Karlsruhe; Oberſtudiendirektor Dr. Albert Becker, Heidelberg; Prof. Dr. K. Bohnenberger, Tübingen; Siegfried Federle, Miniſterialrat im Miniſterium des Kultus und Unterrichts, Karlsruhe; Prof. Dr. Hans Fehr, Bern; Oberregierungsrat Dr. Ernſt Fehrle, Karlsruhe; Dr. Ch. Frank, Oberpfarrer, Kaufbeuren (Bayern); Miniſterialdirektor Paul Frank im Bad. Miniſterium des Kultus und Unterrichts, Karlsruhe; Dr. Siegfried Hardung, Aſſiſtent beim Bad. Flurnamenausſchuß, Heidelberg; Karl Gärtner, Miniſterialrat im Bad. Miniſterium des Kultus und Unterrichts, Karlsruhe; Prof. Dr. V. v. Geramb, Graz; E. Gerweck, Stadtſchulrat, Baden-Baden; Prof. Dr. H. Güntert, Heidelberg; Prof. Dr. A. Haberlandt, Wien; Prof. O. Heilig, Mannheim; Prof. Dr. Ad. Helbok, Innsbruck; Prof. Dr. R. Hünnerkopf, Heidelberg; Prof. Dr. R. Kapff, Urach (Württb.); Prof. E. Krieger, Mannheim; Prof. Dr. J. Künzig, Lahr i. B.; Konſervator Auguſt Lämmle, Stuttgart; Muſeumsdirektor Dr. Leiſching, Salzburg; Dr. Lüers, München; Prof. Dr. H. Marzell, Gunzenhauſen (Bayern); Prof. Dr. John Meier, Freiburg i. Br.; Prof. Dr. O. Meiſinger, Heidelberg; Prof. Dr. R. Much, Wien; Hauptlehrer Niebel, Hauptſchriftleiter der „Badiſchen Schule", Karlsruhe; Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Fr. Panzer, Heidelberg; Prof. Dr. A. Pfalz, Wien; Prof. Dr. Fr. Pfiſter, Würzburg; Prof. Dr. A. Spamer, Dresden; Dr. Wolfgang Treutlein, Aſſiſtent am Deutſchen Seminar der Univerſität Heidelberg, Abteilung Volkskunde; Domänenrat Max Walter, Amorbach (Bayern); Prof. Dr. O. Weinreich, Tübingen; Geheimrat Prof. Dr. Wolfram, Frankfurt a. M.; Prof. Dr. H. Wopfner, Innsbruck; Stadtoberſchulrat Edm. Zeil, Karlsruhe; Prof. Dr. A. Zintgraff, Heidelberg.

Der v. Portheim-Stiftung in Heidelberg und ihrem verdienſtvollen Leiter, Herrn Profeſſor Dr. Zintgraff, ſei hier von Herzen Dank geſagt für die Förderung der Zeitſchrift.

Inhalt des 2. Heftes:

Hermann Eris Buſſe, Weſen und Wege der Volkskunde, 81 / Hans Fehrle, Die Legende vom Heiligen Eligius, 101 / Heiner Heimberger, Beiträge zur Volksheilkunde, 113 / Emil Lacroix, Deutungsverſuch zweier mittelalterlicher Zeichen an der Schloß-(Stifts)Kirche zu Pforzheim, 117 / O. A. Müller, Flurnamen und Volkskunde, 125 / Andreas Ludwig Veit, Der kultur- und volkskundliche Wert des tridentiniſchen Pfarrbuchs, 137 / Eliſabeth Walter, Der Volkskunde zu Ehren, 147 / Mitteilungen, 112, 136, 149 / Bücherbeſprechungen, 157 / Wortweiſer, 168.

Abdruck ganzer Aufſätze und größerer Teile, ebenſo Überſetzung in fremde Sprachen ſind nur mit Erlaubnis der Schriftleitung geſtattet.

Wer ohne vorherige Vereinbarung ein Manuſkript einſchickt, möge Rückporto beilegen.

Digitized by Google

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde
Schriftleiter: Ministerialrat Prof. Dr. Eugen Fehrle, Karlsruhe, Schloßbezirk 10

2. Heft 7. Jahrgang 1933

Wesen und Wege der Volkskunde.

Von Professor Hermann Eris Busse, Freiburg i. B.

Es ist allgemein bekannt, daß Zeiten nationaler Not und Demütigung immer das Volk auf seine eingeborenen Kräfte und Güter besinnlich machen, und die Geistigen sich nicht anders aus Gram und schicksäliger Entwurzelung zu retten vermögen, als sich mit dem Volke, d. h. mit der hoffnungsvollen Kraft des Volkstums zu beschäftigen und ihr Wissen und Erforschen zum Boden eines neuen Aufstieges zu machen.

Wir haben dafür Beispiele aus allen geschichtlichen Zeiten, und die bekanntesten sind wohl die aus Goethes Umkreis, wo Herder und Justus Möser sich aus dem Gram über Deutschlands tiefste Erniedrigung zu den Quellen des deutschen Geistes hintasteten, Volkslieder sammelten, vom Munde des Sängers abgelauscht, und Art und Sitte der Landleute darzustellen suchten in Wort und Bild. Das hat Goethe selbst dazu verleitet, sich mit solcher schlichten Dichtung zu befassen. Er hat schon als junger Student in Straßburg sich mit jugendlicher Leidenschaft für das nationale Gewissen eingesetzt, einmal in seinem prachtvollen Hymnus auf das Straßburger Münster, und dann im Obachtgeben auf die Singweise des Volkes. Seine Friederike Brion in Sesenheim kannte unzählige Volkslieder, die den jungen Patriziersohn so bezauberten, daß gerade in jener Zeit seine volkstümlichsten Verse entstanden. Und dann später als reifer Mann in Amt und Würden, als ihm die Mundartdichtungen Johann Peter Hebels in die Hände kamen, hat er als einer der ersten gespürt, was für eine Macht ihn aus der merkwürdigen Sprache dieses Dichters anwehte und hat dem Alemannen das erhabenste Denkmal gesetzt, durch seine öffentliche Besprechung der Hebelschen Gedichte.

Auch die Schilderungen des westfälischen Volkstums durch Justus Möser erkannte er als eine Notwendigkeit zur Pflege des Heimatgutes an im weitesten Sinne, wenn er darüber schreibt: „Es dürfte nur jeder Staatsverweser auf gleiche Weise verfahren, um die Verfassung seines Umkreises und deren Verknüpfung mit Nachbarn und mit dem Ganzen aufs beste kennen zu lernen, und sowohl Gegenwart als Zukunft zu beurteilen." Er hat in diesem Satz bereits ausgesprochen, was heute immer und immer wieder, wenn man auf das Ziel der Volkskunde zu sprechen kommt, betont werden muß: sie soll hinführen zu den stets lebendigen, den schöpferischen Quellen, die aus der Vergangenheit ihre Kräfte durch die Zeiten senden.

Das Volkstum ist lebendig, es wandelt sich, und Volkskunde bildet sich, solange es Volk gibt. Sie bietet,

Digitized by Google

wie ich schon vorhin andeutete, in verzweifelter Lage, in Notzeiten eines Landes und Volkes neue Baukräfte, denn sie enthält die stillen Reserven an seelischen wie geistigen Waffen, mit denen sich Hoch und Nieder, falls man beim Volke diese täglichen Begriffe anwenden will, gegen den Untergang zu wehren vermögen. Einer entdeckt diese verborgenen Kräfte immer. Es bedarf oft nur eines kleinen Ausschlages der unsichtbaren Wünschelrute, die ein Glücklicher in der Hand hält, um eine ganze Bewegung zum Schatze hin hervorzurufen, der bisher in der Vergessenheit ruhte.

Die eigentlichen Anfänger der volkskundlichen Forschung, die bewußt sich wieder dem natürlich gewachsenen Volkstum widmenden Paten der Volkskunde, müssen wir im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts suchen; da erregten Achim von Arnim und Clemens von Brentano Aufsehen mit ihrer Volksliedersammlung „Des Knaben Wunderhorn", die in die Jahre 1806—1808 fällt, ferner Josef Görres mit seinen „Teutschen Volksbüchern", und dann die Brüder Grimm mit ihren unvergeßlichen „Deutschen Kinder- und Hausmärchen".

Die Romantiker waren die wirklichen Entdecker auf dem Gebiete der schon längst lebendig sich durch die Zeiten wandelnden Volksdichtung, der geistigen Volkskunde. Den Grimmschen Märchen folgten die „Deutschen Sagen", und Jakob Grimm, förmlich verstrickt in die Offenbarungen der Seele des deutschen Volkes, forschte bis in die „grauen" germanischen Zeiten hinaus und machte mit seiner Schrift „Deutsche Mythologie" den für damalige Zeiten waghalsigen Versuch, die Sitten und Bräuche des Volkes auf religiöse Übungen und Vorstellungen des germanischen Lebensraumes zu gründen und auch umgekehrt verschollenes Wissen und Vermutungen aus der Überlieferung heraus zu klären. Die Brüder Grimm begründeten in ihrer ganzen Werktätigkeit, ihrem Plan, ein Gesamtwerk deutscher Seele, deutschen Geistes, deutscher Art zu sammeln, im eigentlichen Sinne die heute zur anerkannten Wissenschaft ausgebaute Bewegung der Volkskunde. Sie und ihre Helfer trugen eine ungeheuere Stoffmenge zusammen, und man kann es in vieler Hinsicht nur ihnen verdanken, daß nicht das beste und aufschlußreichste Hab und Gut der Überlieferung verloren ging. Auch eine andere, noch vor kurzem skeptisch betrachtete Tatsache wurde durch das Wirken der Romantiker, insbesondere der Brüder Grimm, belegt: Das Volk selber achtete auf seine Lieder, Bräuche und Sagen, und erhielt manches am Leben, das schon hinabzusinken drohte. Es gibt heute noch viele warmherzige und klardenkende Volkskundler, die nicht an eine Bewahrung des Volksgutes vor dem Untergang glauben können, weil durch die Erschließung der Gegenden, die bis zur Gegenwart als Kerngebiete des reinen Volkstums galten, infolge des Verkehrs die Eigenart des Volkslebens verloren gehen könnte. Aber man darf nicht zu schwarz sehen. Wo Volksgut bisher noch lebendig war, weil das Volk es unbewußt gebrauchte, bedarf es oft nur eines neuen Anstoßes, um ein Lahmlaufen alter Sitten zu verhüten. Die durchrasenden Autos ändern kaum etwas an dem zutiefst Eingewurzelten.

Blut ist ein besonderer Saft, und Kernsitten weben im Blut mit, darüber besteht kein Zweifel, der Trieb zu irgendeinem

Digitized by Google

Vorvätertum bleibt. Wir haben zum Beispiel im Aufleben der Fastnachts- und Feuerbräuche heute nicht mehr nur einen der zahllosen Wege der Vergnügungssucht zu sehen, sondern vielfach, das wird mir besonders in Elzach alljährlich deutlich, ein Freiwerden lange Zeit ungelöst gebliebener mythischer Erlebnisse. Daß der einzelne „Schuddignarr" sich darüber keine Gedanken macht, sondern nur lostobt und seine Schreckgestalt durch den Vorlenz trägt, böse Geister vertreibt, den Frauen wild begegnet, das ist ganz naturhaft. Bewußt sind Einzelheiten des Volkswesens, das wir volkskundlich untersuchen, erst geworden, als man sie verlor, oder sie zu erhalten trachtete. Ich glaube, daß sie jedoch wieder zum Leben erwacht, in einem gesunden Volke in die Unbewußtheit erneut zurückkehren können, wenn sie auch wirklich noch triebhaft in der Gemeinschaft wirken.

Doch machen wir uns wieder daran, in großen Zügen der Entwicklung der Volkskunde zur Wissenschaft und zur Offenbarung der Menschheitsseele zu folgen, das heißt, der Männer zu gedenken, die den Grund zu dem heute mächtigen Aufgabenkreis und Forschungsgebiet gelegt haben.

Da ist als einer der ersten zum Wesen der Sache vorgedrungen: Wilhelm Heinrich Riehl. Er ist 1823 geboren, starb 1897, war Universitätsprofessor in München und Direktor des bayerischen Nationalmuseums; als sein Hauptwerk gilt neben vielen verstreuten kulturgeschichtlichen Aufsätzen bedeutender Art seine fünfbändige „Naturgeschichte des Volkes". Er wandte erstmals den Begriff Volkskunde als Wissenschaft an, machte diesen Begriff, soweit dies möglich war, gesellschaftsfähig, klärte ihn überhaupt erst; denn bisher fand er sich nur selten vor und gehörte als Nebensächlichkeit in den Bezirk der Philologie, kannte kein Ziel und keine Umgrenzung und ging mehr in der Literatur auf. Riehl endlich erkannte ganz klar den Weg, den die Volkskunde zu nehmen hatte, er steckte ihn wahrhaft großzügig ab. Sammeln ohne zu deuten ist ein leeres Beginnen. Hierzu sagt er einmal ganz offen: „Studien über oft höchst kindische und widersinnige Sitten und Bräuche, über Haus und Hof, Rock und Kamisol, Küche und Keller sind in der Tat für sich allein eitler Plunder, sie erhalten erst ihre wissenschaftliche wie ihre poetische Weihe durch ihre Beziehung auf den wunderbaren Organismus einer ganzen Volkspersönlichkeit, und von diesem Begriff der Nation gilt dann allerdings im vollsten Umfange der Satz, daß unter allen Dingen dieser Welt der Mensch das menschenwürdigste Studium sei." Und weiterhin heißt es über die Volkskunde: „Sie wird höchst äußerlich und unwissenschaftlich sein, wenn sie nicht in die Tiefe der sittlichen Motive und Konflikte niedersteigt, und wer dabei nicht Zorn und Liebe kennt, der ist entweder ein bloßer Handlanger, welcher gelehrte Bausteine im Schubkarren zuführt, oder ein gefährlicher Mann, mit dessen Büchern man keine Freundschaft schließen soll." Riehl fordert „Selbsterkenntnis des Volkstums" als A und O der schöpferischen und fruchtbar wirksamen Volkskunde. Er ist nicht nur ein Forscher, man hört es am Stil und der warmen Aufregung, die aus seinen Worten klingt, daß er auch ein Dichter ist und ein festlicher Prophet.

Er war ein Wanderer durch die Stämme und Landschaften Deutschlands. Er hat es mit der Selbsterkenntnis des Volkstums so ernst als nur

Digitized by Google

möglich genommen. Er hörte mit eigenen Ohren und sah mit eigenen Augen. Buchwissenschaft und Stubengelehrsamkeit haßte er wie Gift. Den lebendigen Geist des Volkes und das Bewegte der Gegenwart auf dem Boden, den die Vergangenheit mit Nährsalzen gefüllt und gesegnet hat, fand er weit wichtiger als das sammelnde Suchen in grauen Zeiten, ohne Anschluß an das Heute und Morgen. Er leugnete gar nicht ab, daß ihm Volkskunde eine reine, wenn auch mit allen Mitteln der Liebe, der Leidenschaft und der uneigennützigen Hingabe erworbene Zweckwissenschaft sei, die dem Staatsmann sowohl als auch dem Sozialpolitiker, dem Erzieher wie dem Seelsorger Werkzeug kostbarster Art in die Hände liefert. Und er wollte zu diesem Ziele fest auf dem Boden des Sichtbaren gehen, wollte statistische Volkskunde treiben, schweben im Wolkenkuckucksheim und ausschwärmen in die gute, alte Zeit, hält er nach wie vor für gefährliche, wenn nicht alberne Ideologie. Alles was erfaßbar ist an Volkskundegut, soll knapp, klar, gewissenhaft berichtet und der Ausdeutung in allen Dimensionen zugänglich gemacht werden. Er will nicht in der Heimat hängen bleiben, das Volkswissen soll sich weiten durch Vergleiche zum Menschheitswissen.

Stoffsammeln ist noch lange keine Wissenschaft. *Riehl erstrebte energisch das Ziel, die Volkskunde als Wissenschaft behandelt und geklärt zu sehen.* Er selber erlebte das Näherrücken an dieses Ziel nicht mehr, man hatte auch nur im engsten Kreise ein Verständnis dafür gewonnen, was dieser geistvolle und geniale Mann überhaupt wollte, das Stoffgebiet war der Öffentlichkeit fremd. Erst später, man kann beinahe behaupten erst heute, erkannte man die Pläne Riehls und nun die Volkskunde tatsächlich ihr Wollen und ihre Forschungswege klar herausgebildet hat, erkennt man ihre Notwendigkeit der wissenschaftlichen Behandlung auf den Hochschulen; sie hat sich, die früher ein durchaus abseitiges Gebiet der Philologie war, selbständig gemacht, da man auch ihre fundamentale Zugehörigkeit zur Kulturgeographie, zur Psychologie des Volkes, zur Wirtschaftslehre, zur politischen Geschichte, zur Völkerbewegung erfaßt hat. Wir traten also eigentlich Riehls Erbe an. Vorab soll an den Lehrerbildungsanstalten die Volkskunde gelehrt werden. Denn wo sollte sich eine berufenere Stätte finden, vom Sinne der Volkskunde zu berichten, als die, von der aus Volkslehrer in alle Gemeinden geschickt werden, um nicht nur dem Kinde Rechnen, Lesen und Schreiben beizubringen, sondern in allem Wesenhaften den jungen Menschen zu bilden, damit er in ihm lebe. Die Gemeinde ist ja auch zunächst einmal die eng gezogene und übersichtliche Fläche, in der der junge Volkskundeforscher sich die ersten Sporen verdienen kann. An Volksgut reiche Dorfschaften oder Kleinstadtschaften können, intensiv durchforscht, allen den zahlreichen Gebieten der Volkskunde Stoff vermitteln, ja sie können schöpferisch durchgearbeitet und äußerst gewissenhaft dargestellt, sehr wohl über eine kleinumzirkte Teilarbeit hinausragen und ein bedeutungsvolles, wissenschaftliches Werk werden. Hierzu gehört dann freilich mehr als eine verdeckte Begabung, hierzu gehört umfängliches Vertrautsein mit allen Vergleichsmöglichkeiten der Volkskunde, eine sichere Handhabung des wissenschaftlichen Rüstzeugs ist unumgänglich.

Digitized by Google

Volkskunde kann natürlich auf dem Dorf viel fruchtbarer betrieben werden als in der Stadt, obschon auch diese genug volkskundliches zu bieten hat. *Volkskunde auf dem Dorfe ist ja im edelsten Teile nichts anderes als die Erforschung des Weltanschauungsmythos des Bauern.* Daß sich da manche Züge aus verhältnismäßig alter Zeit in reiner Form erhalten konnten, hängt mit den augenfälligen Bauerneigenschaften zusammen, mit der Beharrung im Ererbten, was Ding und Geist anbetrifft, der Überlieferungstreue, getragen durch die infolge scheinbarer Ereignisarmut des Alltags gesund gebliebene Gedächtniskraft.

Hierzu kommt die Gemeinsamkeit der bäuerlichen Arbeit und Lebensweise, kein einzelner kann wider die vom Naturgeschehen geforderten Verrichtungen anstreben, ohne überhaupt seiner bäuerlichen Grundlage verlustig zu gehen. Frühling, Sommer, Herbst und Winter, Tag und Nacht, Sonntag und Werktag bestimmen das geregelte Wesen und Walten der Bauernschaft, und die ganze Bauernschaft tut ihre Verrichtung wie *ein* Mann. Die Erde, die betreut wird, duldet keinen Außenseiter. Dieses gemeinsame Tun ebnet den Bauerncharakter ein, es läßt kaum Einzelpersönlichkeit zu. Die Lebenslinie aller verläuft gleich oder ähnlich, fest und sicher, durch die Arbeit und durch die Feste. Das bäuerliche Weltbild ist im Raume beschränkt, aber es geht, wie uns die Beschäftigung mit der Volkskunde zeigt, in die Tiefe des Menschlichen überhaupt. Bei der Beschäftigung mit Volkskunde, hier mit bäuerlicher Volkskunde, die ja die ergebnisreichste ist, darf man eines nie außer acht lassen: Brauchtum und Sitte quellen aus dem großen Trieb des seßhaften Menschen, dem Trieb nach Besitz, Besitz zu mehren, Unbill von ihm und von dem Besitzer abzuwehren, Besitz zu beseelen, zu heiligen, von Dämonen und sonstigen Schädlingen zu befreien, Besitz sichtbar zu machen, ihn zum Maß der eigenen Ehre und Seligkeit zu machen; um ihn werden Bräuche geübt, Sitten geboren. Die Kirche hat sich darein gefügt und diesen Bräuchen und Sitten den Boden gelassen, ihn sogar geordnet in die Jahresfeste, ihm christliche Ursachen als Nährsalz gegeben, dem festlichen Brauchtum religiösen Hintergrund verliehen. Nur hat sie damit eigentlich nichts Neues geschaffen. *Brauchtum und Sitte, diese Hauptstützungspunkte der Volkskunde, stammen im Geiste aus dem religiösen Weltbild des Volkes.* Durch Brauchtum und Sitte geht die unerschütterliche Achse der seelischen Kraft des unbewußt sich die ethischen Grundsätze schaffenden einfachen Menschen, sobald er in Gemeinschaft lebt, ein Volk bildet. Dies lehrt uns in ihrer epischen Mitteilsamkeit die Bibel. Die ersten Menschen sind da und in ihrer noch einfachen Gemeinsamkeit stoßen sie aber doch schon an die wie von selbst herausgekommene Macht der Ordnung, der ethischen Begrenzung der Willkür und Triebhaftigkeit. Die Bibel gehört zu den Urbüchern des Volkes; sie ist das Urbuch der wesenhaft bewußt gewordenen Menschheitskunde; sie gibt die Kunde vom Volke in einer nie wieder erreichten Universalität. Wir Deutsche haben in der Edda einen viel zu wenig noch beachteten, ähnlichen Hort. Es muß jeden, der sich mit der Volkskundeforschung und ihrer Gestaltung befaßt, mit Leidenschaft darnach trei-

Digitized by Google

ben, aus der Einzelheit, die ja so notwendig ist, zur Ganzheit zu gelangen zur Universalität der Menschheitskunde, der Menschheitsreligion. Wenigen ist diese Anstrengung der geistigen wie seelischen Kräfte lieb, wenigen auch die Kraft hierzu verliehen. Ich unterstrich vorhin, die Zeichen der Volkskunde, wie Brauchtum und Sitte, sind aus der Liebe zum Besitz geboren. Besitz ist in dieser Formung nicht nur als zählbarer Güterstand anzusehen, Besitz soll auch geistig aufgefaßt sein, als Mittelpunkt der schöpferischen, religiösen Kräfte gelten. Beide Arten von Besitz, der stoffliche wie der geistige, formen gemeinsam den Gehalt des Volkes, dessen wir kundig werden wollen. In der Stadt, der Großstadt vorab, die kein Volk mehr umgrenzt im Sinne einer charaktervollen Einheit, sondern die zerstreute Vielheit der Bevölkerung zusammenhält, sind die schöpferischen, religiösen Quellen meist verschüttet oder versiegt, die Sittlichkeit hat keinen Raum mehr und die Sitte, die sie ethisch hob und meisterte, ist abgestorben, unlogisch geworden. Dort sucht man vergebens das Volk zu erkunden, alles ist flach und hat keine Tiefe, alles ist farblos, obschon es grell scheint, alles ist bodenlos, weil der Asphalt zwischen Erde und Fuß keinen Keim durchläßt und tote Schicht ist.

Diese tote Schicht ist von der heutigen Jugend begriffen worden, als die harte, erbarmungslose Wand, die das Lebendige von den Kraftquellen der Erde trennt, die die Menschen mit der Zeit blutarm und seelenarm macht. Da griff die Wanderbewegung um sich, da griff der Sonnen-, Erde-, Wasser- und Lufthunger um sich, die Bevölkerung, wenigstens die besten Teile der Bevölkerung suchten die Naturelemente wieder auf, sie zogen in die Landschaft hinaus. Noch ist das nächstliegende Ziel nicht allgemein begriffen, durch die Elemente, durch die Landschaft zu streben zum Menschen, das ist zum Volke, seiner Art und seines Wesens kundig zu werden und wieder ihm und seiner religiösen, ethischen Kraft zuzuwachsen, wieder ein Volk zu bilden, das Kultur schafft, entgegen der Bevölkerung, die Zivilisation verwaltet. *Dieser Weg zum Volke sollte, nein muß, der Weg der Jugend sein.* Und der Heimatbewegungen edelstes Ziel ist es ja, auch diesen Weg vorzubereiten und das noch zu schützen und zu sammeln, was an völkischem, nationalem Gut da ist, Volkskunde zu treiben als Wissenschaft des Lebendigen, als Wissenschaft, die wie Emil Gött, der badische Dramatiker, Dichter, Philosoph, Landwirt und Volkskundige, ein anderes Gebiet betreffend, sagte, sich im „freien Spiel der Kräfte" übt.

In keiner wissenschaftlichen Betätigung sonst hat neben dem Verstand das Gefühl soviel weiten und berechtigten, ja, notwendigen Raum als in der Volkskunde. Der oft gebrauchte Satz der Pädagogen: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen", gilt hier so eindringlich als nur möglich. Gefühl hat nichts zu tun mit Sentimentalität, die wir heute so unerträglich finden und in ihrer ganzen Verlogen- und Verbogenheit erkannt haben, Gefühl ist untrüglich und echt, Gefühl hat seinen Sitz nicht nur im Herzen, sondern im Blut, es wirkt bis in die Fingerspitzen.

Sobald wir aber, recht drastisch ausgedrückt, zuviel Herz in die Angelegenheiten der Volkskunde hineintragen, wird die Wissenschaft gefährdet

Digitized by Google

und die reine Darstellung des Gewesenen und Seienden wird gefärbt und auch allzu geschönt durch die durch das Herz bedingte einseitige Betrachtungsweise. Diese Gefahr ist so und so oft schon zum vollendeten Unheil in der Volkskundeforschung geworden, sie ruft den laienhaften Betrieb, die literarische Betriebsamkeit unreifer Geister und ahnungsloser Wichtigtuer hervor und daher kam es, daß bei vielen, sonst allem geistig Bewegten zugetanen Leuten Volkskunde, Heimatkunde in Mißachtung gerieten, wobei Heimatkunst und Heimatkünstler mit Lokalpatriotismus lächerlichster Art und mit sentimentalen Faselhänsen in einen Topf geworfen wurden. Die Tummelplätze unbegnadeter Volkskundeforscher sind dann wirklich auch nur die Archive, deren Akten sie mühelos auszubeuten, aber auszudeuten nicht fähig sind.

Kurzsichtigkeit und Unfruchtbarkeit zeichnen solche meist in schwülstigem oder auch armseligem Deutsch dargestellten Gemächte aus. Sie sprengen keine Enge, keine an sich mit Energie geladene Zelle auf, sie fördern nicht das Wachstum vom Nahen in die Weite, von dem Bodenhaften in die Höhe und die Tiefe; aber gerade das muß sein. Das forderte auch Heinrich Riehl. Und alle uns seither in kleiner, aber bedeutsamer Zahl erstandenen echten Volkskundeforscher zeigen immer wieder das leidenschaftliche Bestreben, den Weg in die Universalität zu bahnen. Einer der begabtesten Männer auf diesem Gebiet ist Dr. Adolf Spamer, Professor an der Technischen Hochschule in Dresden. Er ist genial und gründlich zugleich, er ist fundamental in seinen volkskundlichen Äußerungen und er ist schöpferisch anregend. Unter seiner Führerschaft, das heißt in der Befolgung seiner wegweisenden Schriften, wird man warm und begeistert und — gewissenhaft. Neben Spamer wirken noch andere gute Geister in seiner und ähnlich gerichteter Art. Spamer umgrenzt in einigen Sätzen das weite Gebiet der Volkskunde und ihrer Aufgaben. Ich will sie nicht vorenthalten, insbesondere deshalb nicht, weil sie in einer nur einem engeren Kreise gespendeten Schrift stehen: „Noch immer zwar ist die Volkskunde eine jugendliche Wissenschaft, noch darf und soll der einzelne sie erschauen und erwandern, noch ist jeder Streifzug, den helle Augen, Ohren und offene Herzen begleiten, ein Beutezug, aber die frischesten Reize jugendlichsten Stürmertums sind verflogen. Die Volkskunde ist nicht mehr die stille Beschäftigung einzelner, nicht mehr ein Austragstüblein im stolzen Bau der deutschen Philologie. Das Ziel, um das in diesen vergangenen Jahrzehnten die besten ihrer Erforscher und Verkünder kämpften, scheint erreicht, ihre Arbeitsmethode gefestigt, ihre Anerkennung als Wissenschaft gesichert, ihre Bedeutung für das Leben der Volksgemeinschaft, ihre Notwendigkeit für unser aller Zukunft tief im Bewußtsein breitester Kreise verwurzelt. An die Stelle der Volkswirtschaftslehre, die, einer naturwissenschaftlich unterbauten Zeit entsprossen, manche Jahrzehnte hindurch alle geistigen Kräfte unserer strebenden Jugend anzog, tritt nun in einer geisteswissenschaftlich gerichteten Zeit die Volkskunde.

Der Mensch als geistig-seelisches Wesen, als Mensch an sich wie in seinen Sonderprägungen als Volks-, Stammes-, Standes- und Gruppenmensch, nicht mehr der Mensch als Rädchen des Wirtschaftsprozesses, ist

Digitized by Google

das Ziel allgemeinster Bemühung. Und zugleich schweift der Blick zurück aus der Ferne zu Heimatmensch und Heimatvolk, nicht um sich eigenbrötlerisch der großen Welt zu versperren, sondern gerade aus der klaren Erkenntnis, daß sich die Weite nur dem erschließt, der sich selbst seine Umwelt entriegelt und entsiegelt hat, daß das geistige Wesen eines Menschen schlechthin sich dem enträtselt, dem sich der eigene Lebensraum erschloß, daß die Bescheidung zu Sonderform und Enge einst allein die Sehnsucht in die Weite und zum Ganzen zu stillen vermag.

So freudig wir das erste Ziel begrüßen, an dem die Volkskunde endlich angelangt ist, so wenig scheint uns Anlaß zu festlich geruhiger Betrachtung. Nie war die Verantwortung des Volkskundler so ernst wie jetzt, wo es gilt, jene methodischen und organisatorischen Bauten zu planen, in denen allein eine Wissenschaft heimisch, in Forschung und Lehre fruchtbar werden kann. Weil wir heute so viel mehr vom Volkstum, von volkstümlichem Glauben, Denken und Fühlen, von Sitte, Brauch und volkshafter Werkgestaltung wissen, als vor wenig Jahrzehnten, wuchs die Volkskunde in zahlreiche neue Probleme hinein, mußte sich ihre Methode von Jahr zu Jahr verfeinern und neu gestalten. Immer tiefer versucht der Volkskundler hinter der äußeren Formenwelt den Geist, der diese geschaffen, zu ergründen, immer enger umspannt die vergleichende Forschung die Kulturen aller Zeiten und Völker der Erde, um das Eigenwesen der Heimat zu deuten. So tritt mehr und mehr nach außen hin an die Stelle des Einsammelns die zentrale Organisation, deren Sinn es ist, Doppelarbeit und Zersplitterung zu vermeiden und allem Schaffen des einzelnen die aus Erfahrung und theoretischer Betrachtung abgesteckten Wege zu ebnen, die allein zu den großen und letzten Zielen führen können."

(Dieser Aufgabe für Baden dient der Landesverein Badische Heimat in einem für alle deutschen Länder als vorbildlich, auch von Spamer anerkannten Maße.)

In dem Maße, wie die Anteilnahme an dem Gebiete der Volkskunde wächst, und sie wächst sichtbar und stetig, kreisen auch die Grenzen aus, die dieses Gebiet umschließen. Das erhöht die Gefahr des Zuviel, zugleich aber auch muß die Erkenntnis überwältigen, welche ungeahnten Kräfte man zu bergen hat, eine volkskundliche Entdeckung weckt tiefere Zusammenhänge auf als die andere.

Wir wollen Ursache und Wirkung in ihren Wechselbeziehungen hier nicht näher untersuchen, aber die Vorstellung liegt nahe, daß die durch Schrifttum fesselnder und eindringlicher Art bekanntgemachte Volkskunde auch die Wissenschaften und ihre Forschungsstätten auf eine bisher versäumte, weil allzu naheliegende Möglichkeit aufmerksam machte, die Möglichkeit, ihr reicheres und lebenswahreres Wirken aus der räumlichen Landschaft und ihrem Volkstum zu schöpfen, die nahen Quellen zu erforschen und zu prüfen. Wir haben gerade am Oberrhein alle Ursache, unsere Universitäten landschaftlich beeinflußt zu sehen; hier, wo sich seit alters her die Kulturen begegneten, trennten und vermischten. Und das Problem der Landschaftsgestaltung durch Natur und Mensch, bisher eine vorwiegend

Digitized by Google

heimatkundliche Aufgabe, sehen wir nun auch von der Wissenschaft ergriffen, in der Erkenntnis, daß gerade die Landschaft und ihre Probleme heute mehr als je der modernen Wissenschaft fruchtbare Zukünftigkeit zu vermitteln hat; Geologen und Geographen, Volkswirtschaftler und Naturwissenschaftler, ja auch der Mediziner als Klima- und Erbforscher, der Philologe als Sprachpfleger und Mundartforscher holen aus der ihnen gebotenen Landschaft und ihrer Volkskunde reichstes Wissen.

Man sieht, die Volkskunde greift in weiten Verästelungen in die Zukunft hinein, sie ist beweglich und entwicklungsfähig und hat endlich nichts mehr zu tun mit grauem Ahnenkult, sentimentaler Überlieferungsvergötterung, leerem Historizismus, oder gar stubendumpfer Aktenbüffelei. Selbstverständlich kommt man um strenge Archivstudien nicht herum, aber sie unterm Gesichtspunkt der vergleichenden und erkenntnisreichen Gegenwartsprobleme zu betreiben, ist ja auch ein erheblich anderes Tun, als sie nur zu betreiben, um dem konservativen Standpunkt der „guten alten Zeit" die Stange zu halten, die wahrhaftig dürr ist.

Georg Schreiber, der Herausgeber des Werkes „Nationale und internationale Volkskunde", schreibt in seinem Vorwort, die Betonung der landschaftlichen Verbundenheit der wissenschaftlichen Institute sei „eine Art inländische Selbstbestimmung, ein Rückgriff auf den kulturfrohen Kosmos der Heimat". Dieser Rückgriff ist, wie ich vorhin entwickelte, ein Heranziehen der zukünftigen Aufgaben des Forschers, vorab des Erziehers.

Vielleicht ist es nun hier am Platze, ehe wir uns über die einzelnen Beziehungen und Verzweigungen, ja die Hauptgliederung der Volkskunde klar werden, rasch das Eingehen der einzelnen Einrichtungen der Länder auf die Pflege der Volkskunde zu beachten. Wir erhalten damit einen Einblick in die Geschichte der Organisation der Volkskunde, in die, ich hoffe es wenigstens, in Zukunft weit mehr Volksgenossen mitverwoben sein werden durch aktive Tätigkeit; denn natürlich ist noch weitaus der größte Teil zu tun, die Arbeit auf dem Gebiete der Volkskunde, obschon seit Jahrzehnten betrieben, schafft noch am Fundament. Gottlob ist wachsende Emsigkeit festzustellen.

Es ist nötig, zunächst alle lehrenden Berufe volkskundlich zu bilden. Verschiedene Länder haben die Volkskunde in ihre Prüfungsforderungen eingereiht. Die Errichtung selbständiger Lehrkörper hat in unserer wirtschaftlich gefährdeten Zeit ihre natürlichen Hemmungen. Bayern verlangt seit mehreren Jahren, ich glaube seit 1923, von den Lehrern höherer Lehranstalten volkskundliche Kenntnisse und hat in der Prüfungsordnung darauf Bedacht genommen. Auch Baden hat seit zwei, drei Jahren, wie auch Preußen, die Volkskunde als Zusatzfach für die Prüfungen der Philologen eingeführt. In Heidelberg lehrt vor allem Professor Dr. Eugen Fehrle neben Altphilologie Volkskunde. Er schrieb uns das vortreffliche Werk über die Volkskunde in Baden. Er hat in unermüdlicher Wirksamkeit für die Ehrlichmachung, für die volle Anerkennung der Volkskunde geworben. Und Baden verdankt es in hohem Maße ihm, daß es zum Beispiel für das Reich in der Pflege und Erforschung des Volkstumswesens geworden ist.

Digitized by Google

Für die Volkslehrer, als die Erzieher, die am nächsten mit dem Volke in Beziehung kommen, und im verantwortungsvollsten und pflichtenreichsten Sinne Volksbildner sowohl mit aufbauender als auch mit pflegender Tendenz sind, sollen weit gründlichere Möglichkeiten geboten werden, das volkskundliche Wissen zu verbreitern und zu vertiefen.

(An den preußischen pädagogischen Akademien gilt Heimat- und Volkskunde als Pflichtfach, hingegen im volkskundlich sehr ergiebigen Sachsen, wie in unserem gesegneten Baden vorerst nur als Wahlfach.)

In Sachsen hat jedoch der Staat jährliche heimatliche und volkskundliche Ausbildungskurse für die Volksschullehrer eingerichtet, namentlich für die älteren, ähnlich denen, die in Baden, vom Ministerium des Kultus und Unterrichts teilweise unterstützt, der Landesverein Badische Heimat in Form von Wanderkursen, Landschaft um Landschaft erschließend, seit vielen Jahren schon mit großem Erfolg durchführt, die nicht nur von Lehrern aller Schulgattungen, sondern auch von Pfarrern aller Konfessionen, Ratschreibern, Bürgermeistern und von den Schülern der oberen Klassen der höheren Lehranstalten, von Polizeischülern, ebenso Jungbauern, falls am Orte eine landwirtschaftliche Schule ist, besucht werden.

Wir brauchen freundwillige Mitarbeiter aus allen Kreisen und Ständen, es liegt im Wesen der Volkskunde, rein auch schon in der Begriffsprägung Volks-Kunde ausgedrückt, daß sie einen weiträumigen, kräftig gestützten Unterbau nötig hat. Keiner der auch nur scheinbar beschränkte Forschungsteile, wie vielleicht Kinderreime, Haussegen, Erntebräuche, Volksmedizin behandelt, schafft vergebens, es darf sich ruhig jeder gewissenhaft seinen Kreis Sichtende im kleinsten Dorf als Wegbereiter fühlen, sich zu der großen Gemeinschaft derer rechnen, die das Ethos der freiwilligen und begeisterten Arbeit hoch halten, und das nationale Erbgut mehren helfen aus Liebe zur Heimat, zum Volke, zum seelenhaften wie zum wesentlichen Volke, das war, ist und sein wird, solange es sich formt, sich bewegt und sich in Taten verdichtet. Ohne das Heer der freiwilligen, wenn auch oft recht laienhaften Mitarbeiter, könnte die Volkskunde gar nicht vorwärts kommen. Man denke nur an die Sammlung der Sagen, der Lieder, vorab aber an die der mundartlichen Ausdrücke; alles leicht vergängliches, oft von heute auf morgen, oft durch den Tod eines einzelnen alten Menschen spurlos hinabsinkendes, volkskundliches Kulturgut meist ursprünglichster Art. Wer am Quell sitzt und seine reine Kraft spürt und erfaßt, der soll berichten auf seine Art. Die Hauptsache ist zunächst, daß berichtet wird, zu sichten, das liegt denen ob, die sich mit ganzer Hingabe und nicht nur im Nebenberuf dem volkskundlichen Wissen widmen müssen.

Wir versuchen in Baden, wie dies in anderen Ländern, vorab auch im Ausland, in den nordischen Ländern besonders vorbildlich geschieht, die einzelnen Stoffsammlungen an einer Stelle zum Ziel kommen zu lassen. Der Landesverein Badische Heimat hat sich hierbei wieder als Treuhänder bewährt, er leitet zum Beispiel Eingänge von Flurnamen an Prof. Dr. Eugen Fehrle, von Volksliedern an Prof. Dr. John Meier ins Archiv, von Sagen an Prof. Dr. Johannes Künzig, wobei die „Badische Heimat" in ihren

Digitized by Google

Blättern und Schriftenreihen, soweit der Raum reicht, gute Ergebnisse und Darstellungen veröffentlicht.

Man hat bald klar gesehen, daß die Hauptmitarbeiter an der deutschen Volkskunde sich aus den Reihen der auf dem Lande und in der Kleinstadt tätigen Lehrer zusammensetzen müßten, und man hat sich daran gemacht, Richtlinien der deutschen Volkskundeforschung für die Hand des Lehrers auszuarbeiten. Prof. Dr. John Meier, der sich vorab auf dem Gebiet der Volksliedforschung einen bedeutenden Ruf erworben hat, erhielt vom Verband deutscher Vereine für Volkskunde den Auftrag, einen Führer für die Hand des Lehrers zu gestalten mit Hilfe erfahrener, auch pädagogisch begabter Volkskundeforscher, wie etwa des Schweizers Bächtold-Stäubli, des Heidelberger Universitätsprofessors Panzer u. a. Das Buch gibt über die Hauptprobleme der Volkskunde und ihre Gebiete praktisch zu verwertende Auskunft und enthält im Anfang eine Zusammenstellung der zum gründlichen Studium notwendigen Werke. Das Buch betitelt sich „Deutsche Volkskunde", insbesondere zum Gebrauch der Volksschullehrer. Es erschien im Verlag Walter de Gruyter und ist 344 Seiten stark.

Als volkskundlich durchgebildeter Mann kann der Lehrer zu einer in die Weite wirkenden Volkspädagogik beitragen, die ihn wirklich erfüllen wird und vor allem denen Lebensinhalt bieten wird, die sich im bloßen Lehren des Lesens und des Einmaleins als Handwerker vorkommen, und vieles in sich brach liegen sehen, das über die kleine berufliche Pflichterfüllung zu einem großen Verantwortungsbewußtsein führen könnte, zu einem weiter gespannten Lehrstil, der nicht in Lehrplanenge und Prüfungsorgen gebunden sein darf; denn Zwang würde, wie überall, die Triebkraft, die gerade der freiwilligen Hingabe innewohnt, vermindern, wenn nicht zerstören.

Die lebenszugewandte Art der Volkskunde wird jeden in ihren Bann ziehen, der einmal an irgendeiner Stelle begonnen hat, sie anzupacken. Selbst derjenige, der von der Technik herkommt, ihre neuzeitlichen Errungenschaften hochachtet und verfolgt, wird auf merkwürdige Entdeckungen stoßen, wenn er beispielsweise die Geschichte der Technik studiert und dabei auf volkskundlich bedingte Vorbereitungen und Grundlagen der technischen Dinge gerät. Die Technik ist doch uralt, geht in die Vorzeit zurück, zu der frühen Menschheit, zu ihren ersten Gemeinschaftsformen. Und es gibt dabei genug volkhaft bedingte Geräteformen, Landschaft gestaltende oder durch ihren Charakter hervorgerufene Denkmale der Technik, von denen das selbstverständlichste ja doch das Haus ist. Man hat besondere, ja deutsche Arten von Mühlen, Windmühlen, Wehren, Brücken, Brunnen, Öfen, Bergwerke, Weinpressen wie die Torkeln, Fruchtpressen wie die Keltern und unzähliges andere zu beachten. Wir haben technische Kulturdenkmale unter Heimatschutz gestellt, einzelne Windmühlen, alte Torkelbauten usw. Dies ist ein kleiner Hinweis unter vielen, der zeigt, wie lebensnahe man mit der Volkskunde, die Fernstehende, Uneingeweihte vielleicht noch als Steckenpferdreiterei durch den Staub der Jahrhunderte ansehen mögen, umgehen lernen muß. Immer muß alles, was man von früher angreift, dem Heute dienlich sein und das Morgen bauen helfen. Wer sich allein mit

Digitized by Google

Volkslied- oder mit Sagenforschung befassen will, steigt in mythische Erlebniswelt der Volksseele tief hinab. Einen Begriff, zahlenmäßig ausgedrückt, kann man von den tausend Möglichkeiten der Forschung auf diesen Gebieten der geistigen volkskundlichen Überlieferung sich machen, wenn man erfährt, daß allein im deutschen Volkslieder-Archiv sich 170000 Volksliedaufzeichnungen deutscher Zunge befinden, und über den deutschen Volksglauben (Fehrle kämpft mit Recht gegen den irrigen Begriff Aberglauben) sind eine Million Zettelaufzeichnungen vorhanden, die Professor Bächtold-Stäubli, Basel, in Verwahrung hat.

Sammelstellen für dingliche Volkskunde sind die Museen, insbesondere die landschaftlich in ihrem Bestand gehaltenen Heimatmuseen, über die ich mich gelegentlich in einer besonderen Arbeit ausführlich äußern werde.

In Wort und Bild vermitteln Volkskunde, insbesondere die Jahrbücher und das Schrifttum der Heimatbünde, Heimatvereine, die Kalender, die Flugblätter.

Man macht die Beobachtung, daß diese besonders in den Grenzlandgebieten rührig gedeihen und warm beachtet werden. Das ist für uns Deutsche ja ganz bezeichnend, wo wir bedroht werden im innern Bestand, und Heimatgut ist innerer Bestand, da erst werden wir feinfühlig und hellhörig.

Baden mit seinem Heimatschrifttum und seiner Heimatbewegung, ist für viele deutsche Gebiete zum Vorbild und Anreiz geworden. Im bedrückten Tirol sprießen, so gut es bei der scharfen Zensur geht, Heimatschriften nur so aus dem Boden. Schlesien hält sein Erbgut zusammen, Sudetendeutschland wirbt und wirkt in aller Stille an der Pflege des Stammestümlichen. Ostdeutschland kämpft um sein völkisches Eigentum, und das Elsaß besinnt sich auf sein deutsches Herz so gut es kann.

Was sie alle zu diesem Bewegtsein in den Dingen, aus dem Boden des Volkstums gewachsen, treibt, ist Sehnsucht, und Sehnsucht will immer nur in die Tiefe dringen, da wo es Offenbarungen und Wunder gibt.

Ein Teil der heutigen Jugend, nicht nur die sog. Intelligenz und die Sportgrößen, gab sich bisher zwar alle Mühe, das wegzuwerfen und einzureißen, was Väter und Vorväter gebaut haben, sie will allein und nur aus sich heraus etwas sein und werden.

Geben wir den stolzen Zug zu — aber es ist doch der falsche Weg, durch Ableugnen und Zerstören zur geistigen Freiheit, zur zeitlichen Unabhängigkeit kommen zu wollen. Was will man? Wieder schlicht sein, man will wieder von vorn anfangen, man will Mensch sein. Nur durch Wissen und Erleben aber kommt man über die Dinge h i n a u s. Einfach sein, schlicht sein, wieder Anfänger sein, ist ja nun mal unserem menschheitsalten und durch die Kulturen geströmten Blute nur möglich, wenn es erfahren hat, daß alles Wissen stets wieder zum Anfang führt, und daß auch Wissen in diesem Sinne niemals altern heißt, sondern ewige Erneuerung bedeutet. Alle Völker waren mehr oder weniger einmal oben, über die Dinge und über das Wissen hinausgewachsen, und, um sich ganz zu verjüngen, wieder in den Anfang jenseits des hohen Geistes eingewandelt. Wissen macht frei. Wissen um die Überlieferung und Wissen um die inneren Vorgänge des Menschseins, führt zu den Urquellen des Menschseins zurück, nur wer ganz

Digitized by Google

weit von ihnen weggestrebt ist, nach dem Fernsten gegriffen hat, nach dem Wissen, der kann ganz ermessen, was es heißt, schlicht und frei zu sein. Durch Ableugnen des Elterngutes, durch Verabscheuen der Kulturhabe der Vergangenheit, ja durch Zerstören und Verspotten des Seelischen, des Gefühlsmäßigen, des Religiösen, fällt die Jugend, — die jüngste Vergangenheit bestätigt dies uns allzudeutlich — unfehlbar der leeren Zivilisation anheim; auch unsere Sportbewegung, soweit sie nicht wahrhaft der Ausbildung des Körpers als Hülle eines sauberen und wehrhaften Geistes dient, ich sage dient, hat mit Kultur, so sehr man den Begriff Sportkultur zu befestigen sucht, nicht das mindeste zu tun, sie gehört der Zivilisation zu, weil sie aufdringlich ist und daher nicht als aus dem Volkstum sich entwickelnde und selbständige Bewegtheit gelten kann. Was selbstverständlich ist, braucht keine aufdringliche Werbung, und was nicht aus dem Volke als natürlich aufstrebende Bewegung, als Volkstumswachstum anzusehen ist, hat mit Kultur keine Berührung. Da es den Anschein hat, als herrsche der Sport, als diene und trage er nicht, und da es den Anschein hat, als beherrsche das Sportliche auch die Gedanklichkeit, die Ungläubigkeit, die Überdrüssigkeit des Gefühls unserer Jugend, so daß dies alles trainiert wird wie man Muskeln trainiert, so hat es nur die Oberfläche für sich als Revier, den sachlichen und mit den realen Dingen lärmenden Vordergrund, das alleinige Heute bzw. Gestern. Irrwege sind zwar nicht immer anfechtbar und ins Leere führend. Irrwege werden meistens betreten, wenn die Führung nicht stimmt. Wir können es auch gar nicht verhehlen, daß sie nicht stimmte all die Jahre bis zum Kriege und während des Krieges und die bisherigen Jahre nach dem Kriege erst recht nicht. Sie stimmte nicht vorab in der Schule, nicht in der Politik, nicht in der staatsbürgerlichen Erziehung, sie war schematisch, unlebendig, starr, dafür geschwätzig geworden. Was Wunder, daß die Jugend diesseits des Krieges und inmitten der Zusammenbrüche mißtrauisch wurde, an dem Gestrigen nichts Wertvolles fand. Es gibt nichts, was ihr das Vertrauen in die wahre Größe des Gewordenen und des darauf Geborenen wieder schenken kann als eine von Grund auf und bis in die feinsten seelischen und bluthaften Verzweigungen hineinwirkende Erweckung des Volkstumsgefühls, des Bodengefühls der Volkskunde; d. h. Pädagogik, die sich in großer und inbrünstiger Hingabe mit dem Kosmos der Heimat befaßt. Und in diesem Raum kann aufblühen und erfüllt sein von Gläubigkeit, Kraft an Leib und Seele, religiöser Schlichtheit und Frische, was an Jugend nach uns kommt, was jetzt durch Hände und Herzen der Führer und Lehrer an Jugend gehen muß, wenn man sie hinausschickt in Dorf und Stadt. Denn Volkstum ist Träger der Kultur, es ist Voraussetzung jeglichen kulturellen Aufstieges, es hält allein den Boden bereit zur Erneuerung der Nation; das Nationale hängt stets aufs innigste mit einem veredelten Volkstum zusammen. Ich habe darauf am Anfang schon hingewiesen, da ich aus der deutschen Not um 1813 das

Digitized by Google

nationale Erwachen zunächst der Dichter und Gelehrten als aus der Selbstbesinnung auf das Eigene, auf das Volkstum entwickelte.

Das Volkstum ist eine Einheit seelischer Beziehungen, die Mensch zu Mensch sich finden läßt zur Treu- und Notgemeinschaft. Sobald wir Volkskunde treiben, finden wir, von Wärme und dem Bewußtsein ergriffen, daß Leben heißt: aus der großen schöpferischen Fülle erben und aus dem Erbgut zeugen, auf daß diese Fülle sich vermehre und erneuere, verjünge. Sobald bei einem Volk das Volkstumsgut sich vermindert, hat es seine heiligste Substanz, eben jene der immerwährend aus der ererbten Fülle sich erneuernde Kraft angegriffen, und wer von der Substanz zehrt, ist bald arm und leer, er lebt dann nur zum Schein und ohne Seele. Glaube niemand, daß hier der Konservierung alles Alten das Wort geredet wird, das, um Gotteswillen, wäre der Tod des Volkstums, weil aus dem erstarrten Begriff heraus Wissenschaft getrieben würde an totem Stoff. Es ist nur das im Bewußtsein oder im Unterbewußtsein noch Lebendige zu schätzen, wo immer es noch einen Geist erfüllt, eine Stunde regiert. Was nur noch Material ist, steht dem Lebendigen wie überall im Wege. Fort damit! Was keinen Funken mehr zu erzeugen vermag, ist tot. Ich gelte vielleicht als Ketzer bei einigen Volkskundlern, wenn ich den Satz aufstelle, daß aller Heimat- und Denkmalschutz, also Schutz und Pflege der mehr oder weniger stofflichen Erbgüter, immer nur bedingt zur Aufgabe der Volkstumspflege gehört, unbedingt aber gehört dazu und ist ihre vornehmste, eigentlichste Aufgabe, die Pflege und das an den Tagrufen der geistigen Überlieferung und ihrer Folgewirkungen, wie Sage, Sprache, Lied, Brauch, Kunst.

Das nun weist in die Sphäre des Erlebnisses, das nicht ausgerechnet, gewogen und gemessen, nur erfüllt und verglichen werden kann. Es greift ins Irrationale, wie ja überhaupt aus dem volkskundlichen Schaffen und Forschen die warme, mütterliche Hand der Heimat uns umfaßt, wo wir gehen und stehen.

Es ist von einer Seite her dieses Heimaterlebnis als erweitertes Familienerlebnis bezeichnet worden, ein Heimatforscher Anton Heinen kommt in seiner Ausführung über den Begriff „Heimat" im Staatslexikon zu dem tieferfühlten Ergebnis, es sei „das Gefühl des Geliebtwerdens und des Geborgenseins in einem kosmischen Ganzen, dessen lebendiges Glied der Mensch selbst in der Liebe und Treue ist".

Und der schlesische Volkstumsforscher Prof. Konrad Hahm schreibt in seinem Werke „Deutsche Volkskunst", das in der deutschen Buchgemeinschaft, Berlin, in wundervoller Ausstattung erschienen ist, in ähnlichem Erfassen der dritten Dimension, wenn er über das Wesen des Brauchtums sagt: „Der Brauch steht über aller Vernunft, weil er aus dem tiefsten Gemeinschaftsleben heraus gefunden und geheiligt ist." Da der Brauch wie alles Heimatgut noch in der bäuerlichen oder ackerbürgerlichen, das ist der am reinsten das Volksgut bewahrenden Gemeinschaft sichtbar ist, müssen wir Dorf und Kleinstadt durch volkskundliche Streifen kreuz und quer erschließen; denn dort hat der Mensch noch das nahe Verhältnis zur Natur und seiner angeborenen Umwelt. „Hier hat alles", wie Hahm weiter aus-

Digitized by Google

führt (ich zitiere gerne aus der volkskundlichen Literatur, um auf diese Weise zu zeigen, wie tief das volkskundliche Wissen den geistigen Menschen zu ergreifen vermag, ja aus dem trockenen Sachbericht ihn zu steigern vermag zum Dichter, ohne daß er selbst es merkt), also Hahm führt weiterhin aus: „Alles hat aufeinander Einfluß, hat Sympathie und Antipathie. Alle Dinge haben ihre Sprache und wollen etwas ausdrücken, haben Energie, Formdrang, Mitteilungsbedürfnis, das Volk im Volksglauben kommt diesem Naturwillen entgegen, deutet ihn, liest ihn. Die Natur hat gleichsam einen Drang, in das menschliche Leben einzugreifen. Sternbilder, Hundebellen, die Farbe der Blumen, der menschliche Schatten, das Verhalten der Pflanzen und Tiere, bilden ein ständiges Rat- und Warnungssystem, das man beachten muß. Die Eiszapfen am Dach wollen die Höhe des Flachses im kommenden Erntejahr prophezeien, den Bienen und dem Vieh muß man den Tod des Hausherrn ansagen, um sie nicht zu beleidigen, ja selbst die Ackerkrume ist empfindlich, man darf den Weizenacker nicht mit einer frisch geschärften Pflugschar pflügen ..."

Diese Naturseele, gebunden in Brauch und Glauben, ist die schöpferische Seele des Volkes, der Menschheit, fern der Großstadt. Die so schöpferische Seele hat in politisch wie sozial trüber Zeit, da ein oberflächliches und schwatzhaftes Weltbürgertum auf den heimatlich, das heißt national Gesinnten herabsah, Achim von Arnim wie eine Offenbarung erlebt, und ihm ging blitzartig das Wissen um die Krankheit der Zeit auf. Es ist ein uns schon selbstverständlich erscheinendes Erlebnis, da wir doch schon wieder näher an die große Nährmutter Natur und die Gemeinschaft ihrer unverbildeten Kinder gerückt sind, wenn er begeistert und erschüttert schildert: „Wo ich zuerst die volle, tateneigene Gewalt und den Sinn des Volksliedes vernahm, das war auf dem Lande. In warmer Sommernacht weckte mich ein buntes Geschrei, da sah ich aus meinem Fenster durch die Bäume Hofgesinde und Dorfleute, wie sie einander zusangen: Auf, auf, ihr Brüder, und seid stark! Der Abschiedstag ist da, Wir ziehn über Land und Meer, Ins heiße Afrika.

Sie brachen auf und ab zu ihren Regimentern, zum Kriege. Damals klang manches daran, was mir so in die Ohren gefallen, alles reizte mich höher, was ich von den Leuten singen hörte, die nicht Sänger waren, zu den Bergleuten hinunter bis zu den Schornsteinfegern hinauf. Später sah ich den Grund ein, daß in diesen schon erfüllt, wonach jene vergebens streben, auf daß ein Ton in vielen nachhalle und alle verbinde, der höchste Preis des Dichters wie Musikers, ein Preis, der nicht immer jedem Verdienste zufällt (wie manche Blume wird zertreten, aber das frische Wiesengras bringt tausend), aber auf lange Zeit gar nicht erschlichen werden kann, so daß jedes hundertjährige Lied des Volkes entweder im Sinn oder in der Melodie, gewöhnlich in beidem tauget..."

Wenn wir die beiden Zitate, das des modernen Konrad Hahm und das des Romantikers Achim von Arnim vergleichen, so fällt ihr Gemeinsames auf: das ist inbrünstiger Ernst. Aber Konrad Hahm und seine Zeit, also wir, wir sind nicht mehr in dem von oben herab ins Volk hineinschauenden, gewissermaßen ästhetisierenden Erlebnistaumel befangen,

Digitized by Google

wir erleben das Volk nicht von oben her, wir sind mitten drinnen, haben seine Sorgen und seine Feste, haben Tuchfühlung mit ihm, wir steigen nicht zu ihm hinab, nein, wir steigen mit ihm, dem Volke, unserem Volke, hinab zu den Quellen, und daraus wächst langsam, stetig, nicht mehr aufzuhalten, die Notwendigkeit, das Nationale mit dem Sozialen auf immer zu verknüpfen.

Das wunderbarste Beispiel der Rückkehr, das heißt der Heimkehr zu den Quellen, ist uns von Johann Peter Hebel überliefert, schön wie eine Legende mutet es uns an, wenn wir erfahren, daß Hebel, dem stets ein „mutterndes, bruttelndes Heimweh" nach seinem geliebten Oberland im Herzen saß, aus diesem Heimweh nach der Landschaft und vor allem ihrem Volkstum heraus der Quell seiner heute noch unvergleichlichen Dichtung sprudelte. Er hatte sich im schwäbischen Schwarzwald, da er überarbeitet war und an Schulgebeten herumsinnen sollte, in die Stille begeben und vernahm eines Tages, da er grübelnd wohl an seinem Pfeifchen sog, merkwürdig bekannte Laute, Mundart, die aus der Heimat zu stammen schien, ein Alemannisch mit der schweizerischen gutturalen Färbung. Und richtig, es war eine schweizer Familie, deren Gespräch an sein Ohr schlug und mit einem Ruck ihm zeigte, was solchen Lauten, die ihm schon an der Wiege gesprochen wurden, für eine geheime Kraft innewohnt. Die Muttersprache in ihrer Urigkeit und Frische hatte ihm Sinn und Seele wachsam und volltönend gemacht, und es dichtete aus ihm heraus in dieser Sprache, er wurde von dem befreiten Quell förmlich übersprudelt. So entstanden seine alemannischen Gedichte in ihrer ganzen Folge im Zeitraum von nur wenigen Jahren und spiegelten nichts anderes als den Kosmos der Heimat: Volkstum, Landschaft und Himmel. Da Volkstum, Landschaft und Himmel jedoch immer irgendwie auf einen Nenner gebracht werden können, sei es, daß man sie „beständig" nennt, um nicht „ewig" zu sagen, oder im weitesten Sinne beseelt" und somit „religiös", hat Hebel wirklich mit seinen so ursprünglich entstandenen Gedichten das Universum nicht allein, wie Goethe schreibt, verbauert, sondern es uns auf die schlichteste Weise zum Raume gemacht, den wir in seiner ganzen Größe ahnen und zu erforschen trachten, er hat das Universum um uns herum gebaut, um Volk und Landschaft.

Volkskundig in jenem Sinne, den wir aufs neue suchen wollen, aber ihn nicht mehr so leicht finden konnten im Zeitalter des Rationalismus, der Technik, volkskundig wie es Hebel war, der Volksgemüt und -gefühl besaß, wie es nur wenigen zuteil wird, wie es auch, obschon bereits im bewußten und schützerischen Sinne, Heinrich Hansjakob zuteil war, müssen wir wieder werden. Wir sind andere Zeitgenossen freilich, wir haben ein anderes Weltbild vor uns, wandern durch andere Umwelten im körperlichen und geistigen Dasein, stehen vor anderen, nüchternen Daseinsfragen, aber ist nicht das Menschenwesen immer gleich und wird es nicht immer umschlossen von Himmel und Erde? Die Dreieinigkeit Himmel / Erde / Mensch, das ist Kosmos, Volk und Heimat, das ist das große, ruhige, zeitlose Ganze in der Flucht der Erscheinungen. So soll nun Volks-

Digitized by Google

kunde getrieben werden als eine Hinführung zu dem Erlebnis des Universums, durch die Vielzahl der kleinen Güter, Dinge, der stillen Sitten, der lauten Bräuche, der heimlichen und der hellen Magie, der Legenden, Mythen, Lieder und allerlei Künste. So darf das Eingehen auf die Volkskunde niemals nur der aufstöbernden und sammelnden Forschung wegen geschehen, es muß einen umtreiben, und es muß einer innerlich dabei zum Beter oder zum Dichter werden können. Wem daraus Kraft quillt zu sichtbarer Formung, sei es im Wort, im Bild, in der Musik, dem hat die Stunde der Gnade geschlagen, wie damals dem vom Alltag in der Stadt ermüdeten Pfarrherrn Johann Peter Hebel.

Wir fragen uns nun, was alles an Volksgut umschließt das Gebiet der Volkskunde, das heißt, was gehört überhaupt zum Volkstumsgut. Für das Land ist die Frage bündig zu beantworten. Es gehört alles dazu, was das Volk redet, was aus ihm singt, spricht, handelt, das Gerät, das Werken, das Leben in den Jahreszeiten und auf der Erde, im Haus und in der Gesellschaft, soweit es im Brauchtum, in der Sitte sich regelmäßig und nach ungeschriebenem Gesetz abspielt. In der Stadt ist es schwer, Volkstümliches vom Allgemeinen, das heißt vom Abgeschliffenen zu trennen. Wir haben es heute selbst schon in den mittleren Städten eher mit einem Bevölkerungsgemisch als mit einem Volk zu tun. Volkstum trägt die Züge der Eigenart des Volkes, nicht des Stammes allein, das Stammestümliche ist ja nur ein Teil des Volkstums. Volkstumsgut wächst doch nur aus der Einheit des Nährbodens, der Einheit des Fühlens, des Denkens, der Einheit des seelischen wie des blutmäßigen Erbgutes. Das geht wohl im tiefsten auf das Erbgut der Menschheit überhaupt zurück. Die Bevölkerung, zusammengewürfelt aus allen vier Winden, ist zunächst keine Bluts- und Seelengemeinschaft, sie ist eine lose Masse der Wirtschaftsgemeinschaft, sie ist formloses Menschenmaterial, kein gestalteter Menschheitsstoff, sie kann es aber — denn die gestaltenden Führer sind heute da — werden.

Träger eines volkstümlichen Gebarens, volkstümlicher Eigenart, sind innerhalb der Bevölkerung nur Einzelne, es sind meist Handwerker, die noch die Hand am Stoff und die Gefühle beim Entstehen ihrer Sachen haben, die, entgegen dem Fabrikarbeiter, das ganze Stück aus eigener Hand verfertigen. Die Handwerker, die es machen, wie's der Brauch ist vom ~~Vater und Großvater her~~. Die Maschinen zerreiben diese Einzelnen bald, gegen den mahlenden Strom der Massen kämpft der Einzelne vergebens an und unter Lebensgefahr, er ist schwach; dennoch ist Volkbildung auch in der Großstadt möglich. (Diese geistige, erzieherische Aufgabe ist innerhalb der neuen Volksgemeinschaft die vornehmste Aufgabe des Staates.)

Um das Volkstum rein zu finden und zu erkennen, müssen wir aufs Land gehen.

Und da gibt es dann auch überwältigend viel zu schauen und zu bergen. Die Wissenschaft hat, um klare Ergebnisse zu erzielen, die Volkstumskunde in große Bezirke eingeteilt. Da unterscheiden wir geistiges und werkstoffliches Volkstumsgut. Auch das Werkstoffliche kommt nicht nur aus dem Festen, sondern aus dem Instinkt und dem Sinnen.

Digitized by Google

Wir zählen die Gebiete des sprachlichen Ausdruckes zum geistigen Volkstumsgut: die Mundart der Umgangssprache, die Erzählung aus der Überlieferung: Mythe, Sage, Märchen, Sprichwort, Reime, Lieder, ferner gehören zum sprachlichen Volkstumsgut Flur und Gewannamen, das Benennen der Höfe, die Familiennamen und Übernamen, die Spitznamen.

Es folgen die Sitten, das Brauchtum: wie sie den Menschen begleiten von der Wiege bis zum Grabe, beim weltlichen Tun und beim kirchlichen Feiern: Sitten und Bräuche bei Geburt und Taufe, bei der Einsegnung, Oster-, Pfingst- und Erntefest, Himmelfahrts-, Weihnachts- und Neujahrsbräuche, die Bedeutung der Lostage, Bauern- und Wetterregeln, die Eigenheit der Heiligenverehrung bei bestimmten Patronen an bestimmten Orten, Wallfahrts- und Prozessionsbräuche, Fastnachtsbräuche, Hochzeitssitten und Ehestandsbräuche, und zuletzt die Zeremonien bei Tod und Beerdigung.

Das kirchliche Bekenntnis greift natürlich mit formender Hand in viel Brauch und Sitte ein, aber nur wo es willigen Boden findet; Bräuche und Sitten können nicht willentlich von einer Person oder von einer Gemeinschaft ausgehend von außen her geändert, umgebogen oder gar neu eingeführt werden. Sie entwickeln sich nur aus dem unbewußten Wachstum des Volksnährbodens und dies langsam, unmerklich und unmeßbar. Scheinbar gelang es wohl schon manchem Pfarrherrn oder Lehrer, irgendeine ortsfremde oder vielleicht auch seit Geschlechterreihen hinabgesunkene Sitte einzuführen, aber sie wurde meistens nur geübt, solange seine Person in der Nähe war, sie wurde nicht geliebt und zu eigen, so daß das Blut sprach und unruhig wurde, wenn der Zeitpunkt des durch die neue Sitte begangenen Festes (meist sind es *Feste*, die um eine neue Sitte kreisen) herannahte. Fiel es aus, fehlte nicht viel. Fiel es zweimal aus, war die Sitte vergessen.

Anders zum Beispiel bei der Fastnacht, bei der sogenannten historischen, die in unserem alemannischen Gebiet noch urtümlicher als im fränkischen gefeiert wird. Von Dreikönig ab jäst den Elzachern, den Überlingern, den Villingern was im Blute, treibt sie um. Es jäst allen Menschen, die der Natur noch nicht ganz entfremdet sind, im Blute, wenn es Frühling wird; aber hier bei den Fastnachtsfeiern ist dies in den Brauch geleitet, es tobt sich aus und es reinigt sich und es treibt nach altem Mythos das Unreine von Schwellen, aus Winkeln, aus allem im Winter düster und verhockt Gewordenen. Durch die Wildemannsgestalten treibt alles davon, was der Fruchtbarkeit von Mensch, Tier und Pflanze schaden könnte. Dieser Frühlingsbrauch wurzelt im Menschheitsglauben selbst. Dies nur ein Beispiel zu dem Wesen von Brauch und Sitte. Sie steigen aus dem Urtümlichen herauf und sind niemals einzupflanzen. Wo dieses elementare Emporsteigen irgendwie gehemmt, vernichtet, erstickt wurde, kann wohl der Versuch gemacht werden, ob noch lebensfähige Keime da sind, ein Wiedererwecken ist möglich, aber aus hundert Möglichkeiten wird oft nur eine zur Wirklichkeit und geht wieder in den Bestand des Volkstums ein. An manchen Orten erleben wir dies ja im Wiederauftauchen alter Fastnachtsbräuche, vor allem aber auch im neuen, sinnvollen Abbrennen der Scheiben und Sonnwendfeuer. Es gibt noch viel Volk, das nicht die Frühlingsnächte durcherleben

Digitized by Google

mag, ohne am lebendigen Feuerstoß gestanden zu haben. Manche unter uns werden wohl selbst das eigentümliche, leidenschaftliche Dabeisein gespürt haben, wenn sie solche Feuernächte mitgemacht haben. Da spricht etwas aus einer alten, nie zu fassenden, nie zu erschütternden Menschheitssehnsucht herauf, aus der Schöpfung.

Zur werkstofflichen Volkskunde zählt alles Ding, Gerät, das den Menschen umgibt und zu seiner Arbeit nötig ist, natürlich denken wir hierbei nur an den bäuerlichen Menschen und einfachen Handwerker, denn ihre Geräte gehen in der Hauptsache auf sehr alte Überlieferung und Erfahrung zurück, der Bau eines Hauses in Form und Werkstoff, die Gestaltung von Pflug, Joch und Wagen, von Faß, Kübel und Kelter, von Krug, Topf und Brunnen, von Mannskluft und Frauentracht, von Lederzeug an Gurt und Kummet, von Stroh und Weiden an Korb, Bienenstand und Bücke, an Hut und Matte, Krätze und Tasche, von Model für Butter, Gebäck und Zeugledruck, von Kunstfertigkeiten an religiösen Kultdenkmalen und festlichem Gebrauchsgerät. Aus Eisen formen sie Messer, Grabkreuze, Kerzenhalter, Laternen und Wirtshausschilder. Wie sie zieren und schmücken, was sie umgibt, wie sie es aufstellen und anbringen, wie sie es gebrauchen, das hat alles seinen tieferen Sinn, seine bestimmte Ursache, nicht allein (ja das zum wenigsten) vom einzelnen Tun bestimmt, vom Tag und von der Arbeit, das hat mit Blut und Wesensart des Volkes zu tun; man liest daraus die Kunde vom Volke. Was vererbt ist, hat sich doch nur gehalten, weil es sich auf natürlichem Wege halten konnte in einer kraftvollen Gesetzmäßigkeit, in einer nie alternden oder veraltenden Entwicklungsfähigkeit.

Man dreht heute noch Schüsseln auf der uralten Töpferscheibe, wie anders sollte man es besser und billiger und sinngemäßer tun? Der Pflug, den noch die Hand führt, hat dieselbe Form, hat Sech und Schar und Sterz, die Egge rupft die Schollen locker noch in der gleichen Art wie ehedem. Man stellt die Garben auf wie zu Josefs und Ruths Zeiten, man mahlt zwischen Mühlsteinen das Korn zu Mehl, ja man webt in den Heimen der Weber noch am alten Stuhl, man nimmt zum Fischfang die uralten gleichen Geräte.

Wenn auch die Maschine so weit als möglich in die Überlieferung eindringt mit Lärm, den schönen Takt der Dreschflegel verscheucht, mit Geklapper den Weizen niederlegt, keuchend und bullernd den Pflug mit Dampf- oder Benzinkraft durch den Acker zieht, sie wird hier nicht obsiegen, denn sie ist nicht überall zu gebrauchen. Im übrigen: ihre Grundform und ihr Grundprinzip der Arbeitsbewegung geht einzig und allein auf die alten Vorbilder zurück, sie haben oft nur den Weg aus der lebenswarmen Lenkung der Hand zur rascheren, müheloseren durch den Motor gefunden. Die Form bleibt, die das kundige Volk erfand.

Der Formen kundig sein, die das Volk erfand, ist also notwendig für die Bildner, Erfinder, Former und Gestalter aller Art, der bewußten und der unbewußten. Der wesenhafte Fortschritt kann sich nur aus diesem Wissen fruchtbar entwickeln.

Eugen Fehrle (der an der Heidelberger Universität über Volkskunde liest) schreibt in einem Aufsatz „Zur Stellung der Volkskunde in der

Digitized by Google

Gegenwart" hierzu in seiner klaren, volksverbundenen Art: „Unsere Kultur kann in ihrem Wesen nur erkannt werden, wenn wir sie in den Grundlinien geschichtlich durchschauen, deshalb wenden wir uns rückwärts und erforschen, welche Erscheinungen nicht nur Augenblickswerte haben, sondern wesentlich sind. Daraus werden wir ihre Richtung sehen und auch Weisungen für die Zukunft geben können. Denn wir suchen ja das Alte nicht auf, weil es alt ist, sondern nur soweit, als es uns bodenständig, gut und unserem eigensten Wesen entsprechend erscheint und so lebensvoll, daß es uns auch für Gegenwart und Zukunft etwas bedeuten kann." (In der Broschüre „Heimatarbeit und Heimatforschung", Festgabe für Christian Frank, Verlag Josef Kösel & Pustet, München.)

Gegen jene, die immer noch des Glaubens sind, wer sich mit Volkskunde beschäftige sei ein Außenseiter der Gegenwart, ein Hemmschuh lächerlicher Art des Neuen, ist nichts ins Feld zu führen als die grundsätzliche Erklärung. Wir wollen ja gar nichts anderes, als das Alte um des Neuen willen erhalten, wir sind Feinde des Veralteten, wir wollen ja gar nichts anderes, als das Starke, Eigenartige, Bleibende, ganz gleich welcher Zeit es entsprungen, erkennen und weitertragen in das bewegte und stets bewegende Neue, denn das ist ja die Achse, aus Lebenskräften und Erbgütern verdichtet, um die allein das Werdende zu schwingen vermag.

Wir wollen zum Schluß einen deutschen Dichter der Neuzeit sprechen lassen, einen unserer feinsten und edelsten Geister, der ganz in der nervösen, bunten, raschen Gegenwart mitschwang, aber seherisch vorfühlte, was die Anbetung des nur Neuen Unheilvolles in sich birgt, es ist dies ein Gedicht von Rainer Maria Rilke:

O, das Neue, Freunde, ist nicht dies,
Daß Maschinen uns die Hand verdrängen,
Laßt euch nicht beirrn von Übergängen,
Bald wird schweigen, wer das „Neue" pries.

Denn das Ganze ist unendlich neuer
Als ein Kabel und ein neues Haus.
Seht, die Sterne sind ein altes Feuer
Und die neuern Feuer löschen aus.

Glaubt nicht, daß die längsten Transmissionen
Schon des Künftigen Räder drehn;
Denn Aonen reden mit Aonen.

Mehr als wir erfuhren ist geschehn,
Und die Zukunft faßt das Allerfernste
Rein in uns mit unserm innern Ernste.

Digitized by Google

Die Legende vom Heiligen Eligius und ihre germanischen Vorläufer.

Von Hans Fehrle, Heidelberg.

Der Legende vom heiligen Eligius kommt, mehr denn mancher anderen, kulturgeschichtliche Bedeutung zu. Selbst in den verschiedensten Gebieten des Glaubens wurzelnd, gibt sie uns ein Bild vom Kampfe der christlichen Religion mit dem germanischen Heidentum, von jenem oft unbewußten Weiterleben germanischer Vorstellungen in der neuen Lehre, von der Verschmelzung zweier Kulturkreise und deren Festlegung in einer Person, eben der des Heiligen Eligius.

Ich schicke eine kurze Lebensgeschichte dieses Mannes voraus: Eligius wurde als Sohn christlicher Eltern um 588 in Chatelat bei Limoges geboren. Seine Vorliebe für die bildenden Künste veranlaßte die begüterten Eltern, ihn dem Goldschmied Abbo von Limoges in die Lehre zu geben. Später kam er ins Land der Franken, wo er sich dem königlichen Schatzmeister Bobbo anvertraute. Auf dessen Empfehlung hin verfertigte er für Chlotar II. einen goldenen Thronsessel und wurde dadurch dem König bekannt. Durch seine Redlichkeit gewann er dessen Vertrauen und blieb auch unter Chlotars Nachfolger, Dagobert, ein unentbehrlicher Berater am königlichen Hof. Den Reichtum, den ihm die Gunst des Königs einbrachte, verwendete er zur Wohltätigkeit: Er baute Klöster und kaufte Kriegsgefangene frei. Nur ungern sah Dagobert seinen treuen Berater scheiden, als ihn im Jahre 640 eine Synode zum Bischof von Noyon wählte. Hier fand er ein reiches Betätigungsfeld in der Bekehrung der Heiden. Er starb als Bischof am 1. Dezember des Jahres 659. Sein Fest ist am 1. Dezember[1].

Nun die Eligiuslegende, wie sie Simrock in den „Deutschen Märchen" (Nr. 31) gibt: Christus und St. Peter kamen einmal zu einem Schmied, der einen Schild hatte, worauf mit goldenen Buchstaben geschrieben stand: Hier wohnt der Meister über alle Meister. Als der Herr Christus dies las, fing er an zu lachen, und der Apostel lachte mit. Jesus fragte den Schmied: Wieviel Zeit brauchst du denn, ein Hufeisen zu machen? Das stecke ich nur dreimal ins Feuer, sagte der Schmied, und gleich ist es fertig. Das ist zu viel, sagte Jesus, einmal ist genug. Da kam eben ein Reiter herangeritten, dessen Pferd die Hufeisen verloren hatte. Da sagte der Schmied: „Beschlagt mir einmal das Pferd nach eurer Weise." Da nahm Jesus dem Pferd das Vorderbein ab, während St. Peter die Bälge zog, und legte es in die Esse, warf ein Eisen ins Feuer und zog es glühend wieder heraus und nagelte es gemächlich wieder an den Huf.

[1] Angaben über Lebensbeschreibung finden sich im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens und Buchbergers Lexikon für Theologie und Kirche unter „Eligius". Vgl. dazu die ausführliche Lebensbeschreibung bei Timerding, Die christliche Frühzeit Deutschlands (3. Band der Sammlung „Frühgermanentum"), 125 ff.

Digitized by Google

1. Bild. Aus dem Museum der Stadt Ulm (nach einem Lichtbild, das das Museum der Stadt Ulm freundlicherweise zur Verfügung stellte).

Dann setzte er das Bein dem Pferde wieder an und machte es mit dem andern Vorderbein und den beiden Hinterbeinen ebenso, indem er eins nach dem andern abbrach, beschlug und wieder ansetzte. Da lief das Pferd noch einmal so schnell, als zuvor. Darnach kam ein altes Männlein in die Schmiede, das nahm unser Herr, schob es in die Esse, nahm dann die Zange, zog ihn in den Löschtrog und als ihn der Herr wieder herausnahm, wärs ein Jüngling von zwanzig Jahren. Da sprach der Schmied: „Nun ichs gesehen habe, kann ichs auch."

Da kam ein zweiter Reiter, der sein Pferd beschlagen lassen wollte. Der Schmied brach dem Pferd alle vier Beine auf einmal ab, aber die Beine verbrannten und der Reiter wollte das Pferd bezahlt haben. Da sprach der Schmied: „Gelingt das eine nicht, so gelingt wohl das andere", und legte seine alte Schwieger in die Esse, die ein grausam Mordgeschrei aufschlug. Er zog sie mit der Zange in den Löschtrog; aber als er sie herauszog, fiel sie in Ohnmacht, und die Verjüngung war mißraten. Ich will dir helfen, sagte der Herr Christus, und auch das Pferd wieder heilen, wenn du gestehen willst, daß du kein Meister über alle Meister bist. Der Schmied nahm den Schild von der Türe; der Herr aber machte aus der Alten ein Mädchen von achtzehn Jahren und

Digitized by Google

setzte dem Pferd die Beine wieder an. Das Mädchen ward des Jünglings Frau.

Nach einer anderen Wendung der Legende[2] reitet Jesus auf einem Sonnenstrahl zum Schmied hernieder. Die Verjüngungsszene fehlt hier.

Im folgenden soll nachgewiesen werden, was ein Vergleich dieser Sage mit der Lebensgeschichte schon andeutet, daß wir in der Eligiuslegende zwei Schichten anzunehmen haben:

1. Eine germanisch-mythologische und
2. eine christliche.

Der Weg unserer Untersuchung wird der sein, einzelne Motive herauszugreifen, ihrem Ursprung nachzuspüren und ihre Erscheinungsform in der Legende zu erkennen.

Die Wanderung zweier Götter oder Wesen aus dem Bereiche der Götter auf Erden (hier Christus und Petrus) ist ein beliebtes Rahmenmotiv für Legende und Märchen, Segen und Zauberspruch, seiner Herkunft nach schon alt: Wir denken an die Wanderungen Odins, seine Einkehr beim Schmied[3]. „Phol ende Uuodan vuorun zi holza." Phol (Fol) ist aber nichts anderes als Fohlen, Pferd. Wodan kommt also mit dem Pferd; dem entspricht der nordische Mythos, nach dem Odin mit seinem Pferd in der Schmiede einkehrt. Freilich Christus kann nicht hoch zu Roß den Schmied aufsuchen — das widerspräche christlicher Auffassung[4] — sehen wir aber bei Wolf: Er kommt auf einem Sonnenstrahl geritten. Wir kennen von Gebildbroten die Darstellung eines Pferdes, das über den Sonnenstrahl springt[5]. Ein schwäbischer Segen begrüßt den herabreitenden Gott: „Sei mir Gott willkommen, Sonnenschein, wo reitst du hergeritten[6]?" Für unseren Wodan-Christus ist von Bedeutung die Verbindung Sonnenstrahl, Pferd, reitender Gott. Während nun Odin in der nordischen Sage sein Pferd beschlagen läßt, muß sich die Sage bei dem zu Fuß wandernden Christus mit dem zufällig ankommenden Reiter behelfen. Somit fällt dieser Reiter für die weitere Erörterung weg. Daraus geht hervor, daß es sich bei dem Pferd sehr wohl um das Pferd Christi handeln kann. Unsere Gleichsetzung Christus = Wodan wird noch klarer, wenn wir sehen, daß das Pferd ein Schimmel ist. (Bild 2, 3 und 4.) Weiß als Farbe der kultischen Reinheit ist uralt[7]. Die geweihten Pferde der

[2] Wolf, Deutsche Märchen und Sagen Nr. 17.

[3] Losch, Balder und der weiße Hirsch (1892), 21. Die Einkehr Odins beim Schmied lebt auch in der wilden Jagd fort. In Fränkisch-Crumbach läßt der wilde Jäger — er heißt dort der „Schnellerts" — sein Pferd in der Schmiede beschlagen (J. W. Wolf, Beitr. zur deutschen Mythologie, 2. Band, 1857, 131).

[4] Im Norwegischen finden wir — wohl aus der Zeit eines gewissen Übergangschristentums — den Spruch: Jesus rei sin fole (Steller in der Ztf. f. Volkskunde, 40, 1930, 62). Hier zeigen sich deutlich Anklänge an den Merseburger Zauberspruch.

[5] Zeitschrift f. Österreichische Volkskunde, 11, 1905, Suppl. Heft 3, Taf. 7.

[6] Losch, a. a. O., 11.

[7] Hindringer, Weiheroß und Roßweihe (1932, 407; vgl. diese Ztf. 6, 1932, 1 ff.).

Digitized by Google

Germanen waren Schimmel[8]. Wodans Sleipnir ist als Schimmel gedacht. Wir machen noch einen Schritt weiter: Das Pferd auf den Eligiusbildern hat nur drei Beine. Natürlich: das vierte hat ja der Schmied in der Hand. Doch der Pferdefuß und der dreibeinige Schimmel stehen ursprünglich nicht in diesem Zusammenhang, wie er durch die Schmiedeszene gegeben ist. (Vgl. meine Bemerkung zum 2. Bild.) Das Motiv vom Abnehmen und Wiederansetzen des Beines in der Schmiede ist wohl jünger. Selbst unsere Sage spricht am Anfang lediglich von einem drei- bzw. einmaligen Insfeuerstecken des Hufeisens — nicht vom Abnehmen des Beines. Das scheint also auch hier nicht ursprünglich zu sein.

Die wilde Jagd hinterläßt nach der Sage einen Pferdefuß[10]. Dieser hat mit dem Pferdefuß des Teufels nichts zu tun; er ist — wie die wilde Jagd selbst — wohl älteren Ursprungs. Mythos, Märchen und Sage kennen auch das dreibeinige Pferd[10a]. Gerade in der wilden Jagd spielt auch es eine Rolle. Der nächtliche Jäger Wode (Wodan, der Führer des wilden Heeres) reitet auf einem dreibeinigen Schimmel[11] einher. Ursprünglich war dieses Pferd selbst der Todesdämon und Anführer des Totenheeres. Erst später reitet Wodan auf seinem Rücken und wird so zum Totenführer. An diese Entwicklung erinnert noch der Merseburger Zauberspruch, der phol (= Fohlen, Pferd) vor dem Gott nennt[12].

Auch der Teufel reitet das dreibeinige Pferd oder — das wäre eine Erinnerung an die Zeit, da das Pferd selbst der Todesdämon war — der Teufel tritt in Gestalt des dreibeinigen Pferdes auf[13]. Der Teufel ist ja nicht nur der christliche Nachkomme der alten Hexen, er ist zugleich, als Verkörperung des bösen Prinzips der Erbe Wodans, des Hauptvertreters der heidnischen, nach christlicher Auffassung eben „bösen" Lehre.

Wenn sich die Edda den Sleipnir als achtbeinig denkt, so soll damit lediglich eine Erklärung für seine Schnelligkeit gegeben werden. Außer Wodan und dem Teufel reitet die Todesgöttin Hel den dreibeinigen Schimmel[14].

(Auch hier finden wir noch die Vorstellung des dreibeinigen Pferdes als Todesdämon: Der Hel, das dänische männliche Gegenstück zur eddischen Todesgöttin, geht als seuchekündender dreibeiniger helhest um[15].)

[8] Germania, Kap. 10.

[9] Hindringer, a. a. O., 41. E. H. Meyer, Germ. Mythologie, 106, 231. Edda, Gylfaginning, 42 (Grauschimmel).

[10] Karasek-Strzygowski, Sagen der Deutschen in Galizien Nr. 165, 185, 188. Paul Zaunert, Hessen-Nassauische Sagen 14. Georg Graber, Sagen aus Kärnten 82. Irmgard Prestel, Der unheimliche Grund 253. Karl Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg, 1. Band, 16.

[10a] Karl Bartsch, a. a. O., 24, 199, 327. E. H. Meyer, a. a. O., 172, 280. Paul Zaunert, Deutsche Märchen seit Grimm, 7.

[11] Bechstein, Deutsches Sagenbuch, Nr. 178 und Nr. 693. J. W. Wolf, Beitr. zur deutschen Mythologie (2. Band, 1857), 130. Ranke im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens unter „dreibeinig".

[12] Steller in der Zts. f. Volkskunde 40, 1930.

[13] Steller, a. a. O., 65.

[14] J. Grimm, Deutsche Mythologie, 2. Ausg., 1844, 804 und 290.

[15] E. H. Meyer, a. a. O., 172. Siehe auch J. Grimm, a. a. O., 290.

Digitized by Google

2. Bild. Aus dem Diözesanmuseum Passau (1540). Nach Künstle, Ikonographie der christlichen Kunst, 2. Band, Verlag Herder, Freiburg.

Dieses Bild gliedert sich im Gegensatz zu den anderen in zwei Szenen: Im Hintergrund die Handlung des Schmiedens; unabhängig davon im Vordergrund Eligius mit der Frau. Der Pferdefuß ist der Schmiedeszene entrückt; auch die erstaunte Gebärde des Knechtes gilt nicht ihm, sondern dem Schmied im Hintergrund.

Digitized by Google

Wodan und Hel haben aber mehr gemeinsam als nur das dreibeinige Pferd. Wieder muß uns die wilde Jagd die Zusammenhänge klarmachen. Im wilden Heer stürmen außer Wodan auch weibliche Gestalten einher; sie führen oft selbst ein solches Heer an. Die Hulda, Holda, Frau Holle usw. weicht im oberdeutschen Gebiet der Perchta, Berchta. Im niederländischen Bereich, im Rheinland und in Schleswig-Holstein ist die schwarze Margret bezeugt. Das oft freundliche Auftreten der beiden ersten führt zu der Etymologie Holda = die Holde und berchta = die Glänzende. Die Tatsache aber, daß sie in den meisten Fällen Unheil und Tod bringen oder ankünden, entwertet diese Deutung. So glaube ich der Etymologie folgen zu müssen, die Holda mit hüllen, einhüllen und Berchta mit bergen, verbergen zusammenbringt[15a]. Damit ist auch der Zusammenhang mit Hel, der sich aus Wesen und Erscheinung der Holda-Berchta ergibt, sprachlich bestätigt. Von hier aus nun führen zwei Wege zu Wodan: für die Holda-Berchta kommt auch der Name Goden, Fru Gauden, Mutter Gauerken vor[15b]. Sie bringt Unheil und Pest und reitet den dreibeinigen Schimmel wie Wodan. Ihre Beziehung zu Wodan entspricht der des helheft zur Hel (siehe oben): Sie sind im Grund genommen eins. Die eine Darstellung zieht die weibliche Gestalt vor, die andere die männliche. Auf der anderen Seite finden wir oft ein deutliches Nebeneinander der beiden Gestalten. Das wird verständlich durch die Annahme, daß Frau Holle gleichzusetzen sei mit Freyja, Frigg, der Gemahlin Wodans[15c]. Frigg ist es aber auch, die sich bei dem bigalan des Merseburger Zauberspruchs beteiligt. So scheinen wilde Jagd und Merseburger Zauberspruch auch hier gemeinsame Züge aufzuweisen. Der Merseburger Zauberspruch aber ist nur eine bestimmte Fassung der Vorstellung von Wodans Wanderung. Verbunden mit der Wanderung ist seine Einkehr beim Schmied (Anm. 3). So müßten also auch in der wilden Jagd irgendwelche Erinnerungen an den Schmied fortleben. Das ist in der Tat der Fall: dem Schimmelreiter folgt nach der Sage ein Schmied (E. H. Meyer a. a. O. 240). Dem wilden Jäger, der einer Frau nachjagt, folgt der Schmied (derf. a. a. O. 247). Im Wuodenesberg, dem Ausgangspunkt der wilden Jagd, sieht ein Schmied die wilden Jäger kegeln (derf. a. a. O. 242). Der wilde Jäger läßt sein Pferd in der Schmiede beschlagen (Anm. 3). Auch der Hammer erscheint in der wilden Jagd (Anm. 21).

So sind wir über den Pferdefuß und den dreibeinigen Schimmel in unserer Legende auf die wilde Jagd gekommen und fanden dort auch unseren Schmied wieder. Aber auch die Hel führt uns wieder zur Legende zurück.

Denn die Frauengestalt auf unseren Bildern (Bild 1, 2 und 3) wird auf diese Todesgöttin zurückgehen. Auf dem Ulmer Bild (1) sehen wir an ihrer rechten Hand Krallen. Die (vier)krallige Hexe aber ist eine alte Todesgöttin[16]. Auf dem Züricher (3) und dem Passauer (2) Bild kneift

[15a] H. Güntert, Kalypso, 89, 93.

[15b] Bartsch, a. a. O., 24, 25. E. H. Meyer, a. a. O., 230, 248, 273.

[15c] H. Güntert, a. a. O., 92, 99.

[16] Anthropos, 1932, 747 f. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens unter „Kralle".

Digitized by Google

3. Bild. Aus der Wasserkirche zu Zürich.

Eligius diese Hexe in die Nase. Das können wir verschieden deuten: Die Hexe hat das Pferd verzaubert (auf dem Ulmer Bild deutet sie auf den Fuß, vielleicht eine Spur des „bigalan" im Merseburger Zauberspruch). Der Schmied bricht den Zauber, indem er sie in die Nase kneift. Das Einklemmen der Nase zum Lösen eines bösen Zaubers ist ein Motiv, das auch die Sage kennt: Einem Wirt sind die Kühe verhext; sie geben keine Milch mehr. Da entdeckt er im Stall eine Kröte (oder ein schwarzes Huhn), fängt sie und bringt sie dem Schmied, der sie in den Schraubstock spannt. Am nächsten Tag findet man des Wirtes Nachbarin mit der Nase im Schraubstock eingeklemmt und erkennt so die Hexe[17].

Daneben wäre die christliche Deutung etwa die: Die „Frau Welt" will den Heiligen verführen; um ihr die Reize der Schönheit zu nehmen (die Frau ist meist schön dargestellt, siehe Bild 1 und 2), pfetzt er ihr die Nase ab. Ihrer Herkunft nach ist die Hexe zweifellos heidnisch. Dafür sprechen die Krallen und der dreibeinige Schimmel und — wenn wir es gelten lassen — die Gebärde des bigalan. Das Mittelalter sieht dann in ihr die Frau Werlt, das ist nichts anderes als der Teufel, der in Gestalt einer schönen

[17] Karasek-Strzygowski, a. a. O., Nr. 576 und 606. Nach Bartsch, a. a. O., 118, hat ein „dreibeint" Hexe auf der Kuh gelegen. Da dreibeinig in die Reihe der Verstümmelungen wie einäugig, kopflos usw. gehört, scheint es bei der Hexe sinnlos. Es muß wohl von dem Pferd (siehe oben) auf sie übertragen sein.

Digitized by Google

Frau den Gläubigen zu betören sucht[18]. (In dieser Form ist uns eine Wendung der Eligiuslegende auch tatsächlich erhalten[19].)

Als Helfer gegen diese Versuchung könnten wir auf dem Züricher Bild den heiligen Antonius betrachten, den zur Rechten stehenden heiligen Sebastian etwa als Nothelfer gegen die Todes(Pest)göttin. (Pfeile gegen die Pest.) Oder Sebastian ist hier als Nothelfer für das durch die Hexe verzauberte Pferd gedacht[20].

Wenn ich diese beiden Heiligen nicht unerklärt lassen wollte, so vergesse ich dabei nicht, daß sie möglicherweise zu dem mittleren Bild in keiner inneren Beziehung stehen, vielmehr nur eine künstlerische Ausgestaltung des Gemäldes darstellen.

Wir kamen im Laufe unserer Untersuchung unversehens auf die Bilder zu sprechen: In ihnen fanden wir eine wertvolle Ergänzung und Weiterführung von Motiven, die die textliche Überlieferung nur anzudeuten vermochte. Das hat seine tiefere Begründung:

Denn einmal vollzieht sich zwar die bildliche Gestaltung in Anlehnung an die schriftlich-mündliche Überlieferung, sie führt aber dennoch ein gewisses Eigenleben. Sehr oft sogar wirkt sie befruchtend auf die textliche Darstellung ein, indem diese, anknüpfend an Gegenstände des Bildes, um einen völlig neuen Zug bereichert wird. Ist dieser Zug wesentlich, so kann er zur selbständigen Sage oder Legende werden (Ursprungssage). So auch bei der Eligiuslegende. An die Frauengestalt knüpft sich die der textlichen Überlieferung ursprünglich völlig fremde Erzählung von der Versuchung des Heiligen durch den Teufel in Gestalt der schönen Frau u. ä. mehr. Bei der Eligiuslegende haben sich diese Motive kaum selbständig gemacht, sie blieben an der Gestalt des Schmiedes haften und umranken sie in bunter Vielfältigkeit.

Auf der anderen Seite sind uns die Eligiusbilder im Sinne unserer Annahme zweier Schichten von Bedeutung: Sie gehören ohne Zweifel der älteren germanischen Schicht an. Die Vorstellungen, die zu ihrer Entstehung führen, fallen zeitlich *vor* die Lebenszeit des geschichtlichen Eligius: Denn was hat der Bischof von Noyon mit Pferden zu tun, mit dem Abnehmen und Anheilen des Beines, mit der Hexe? Und, was das Auffälligste ist: Auf keinem dieser (für uns in Frage kommenden) Bilder trägt Eligius geistliches Gewand oder Zeichen bischöflicher Würde. Der Heiligenschein (Bild 2, 3 und 4) ist erst später hinzugekommen: Hier hat die christliche Schicht auch in den Bildern ihren Niederschlag gefunden und ihrer Entwicklung eine bestimmte Richtung gegeben. Auf Grund der bisherigen Untersuchung möchte ich sie etwa so ordnen: Die (kulturgeschichtlich) älteste Stufe stellt das Ulmer Bild (Bild 1) dar: Hexe mit Krallen, Gebärde des bigalan, kein Nasenzwicken. Die *einzelnen* Motive (Krallen, dreibeiniges Pferd, Schmiedeszene) mögen bildlich auch älter belegt sein: Dieses

[18] Vgl. Neujahrsblatt der Stadtbibliothek in Zürich, 1874, 5. Die „hübsche dekoltirte Dame" hat hier statt der Krallen ein *Horn*. H. Günkert, Kundry 43 f., 46, 47.

[19] Künstle, Ikonographie der christlichen Kunst, 2. Band, 195.

[20] Vgl. Neujahrsblatt, a. a. O., 17 (Note 29).

Digitized by Google

4. Bild. Glasbild im Münster zu Freiburg. (Sogen. Schmiedefenster.) Vgl. Fritz Geiges, der mittelalterliche Fensterschmuck des Freiburger Münsters. Ztf. „Schauins-Land", Jahrlauf 56—58 (1933), S. 104 ff. Bild 295.

Eligius trägt auch hier kein bischöfliches Gewand. Seine Kleidung erinnert, wie Geiges richtig bemerkt, an Bilder der Manesischen Liederhandschrift. Auch der Größenunterschied zwischen Eligius und dem Gesellen zeigt durchaus mittelalterliche Auffassung.

Bild (bzw. diese Bild-Stufe) ist die erste Zusammenfassung. Nächste Stufe, die Passauer Eligiustafel (Bild 2): Frau noch mit Krallen, mit Nasenzwicken, Eligius bereits mit Heiligenschein. Dritte Stufe, das Züricher Bild (Bild 3): Die Krallen sind weggefallen, Eligius mit Heiligenschein, weitere Ausmalung in christlichem Sinne durch die Heiligen Antonius und Sebastian.

Für die Einreihung der beiden anderen Darstellungen (Bild 4 und 5) fehlen mit der Frauengestalt die wichtigsten Anhaltspunkte; das Bild am Freiburger Münster zeigt den Heiligenschein und den erstaunten Gesellen wie das Passauer Bild. Für uns bedeutungslos sind die Bilder, die bewußt und einzig an den geschichtlichen Eligius anknüpfen.

Diese Einteilung der Bilder soll keine zeitliche sein, denn das Eindringen der christlichen Schicht in die ursprünglich heidnische bei der Legende ist ebenso von Zufälligkeiten abhängig und landschaftlich verschieden, wie das Vordringen des Christentums überhaupt.

Digitized by Google

Verfolgen wir das Fortleben der germanischen Schicht an Hand unseres Textes weiter!

In dem wunderbaren Heilen des Pferdes durch Christus zeigen sich deutlich Anklänge an die Heilung des Pferdes durch Wodan im Merseburger Zauberspruch. Vor allem das „so he wuola conda", d. h. die Betonung, daß nur Wodan (und kein anderer) heilen kann, findet seine Entsprechung in dem „Meister über alle Meister" bzw. der Tatsache, daß nur Christus es ist, „der es wohl konnte".

Schauen wir uns nun den Gesellen dieses Wodan-Christus näher an. Petrus. Bei den Erzählungen von der Wanderung Christi mit Petrus finden wir oft einen für uns wichtigen Zug: Während Christus der ernste, überlegte Herr ist, benimmt sich Sankt Petrus — oft in einer höchst unchristlichen Weise — tolpatschig und dumm, andrerseits recht überheblich. So versucht er Wunder, die der Herr wirkt, nachzumachen: aber es mißlingt, und der Schaden wäre oft groß, käme der Herr nicht rechtzeitig zu Hilfe.

Wir sehen: Genau derselbe Zug wie in unserer Legende. Eine entsprechende Gegenüberstellung zweier göttlichen Gestalten, einer ruhigen, überlegten und einer ungeschickt tolpatschigen kennt auch die Mythologie: Odin und Thor. Wenn auch das Wanderungsmotiv und manches andere fehlt, so entspricht doch das Gesamtbild, das wir uns von diesen beiden Gottheiten machen, dieser Charakterisierung. Bei Meyer, Germ. Myth. 219, finden wir folgende bemerkenswerte Stelle. „Beim Gewitter spielt statt Donars Sankt Peter Kegel. ... An Stelle der Donarseiche bei Geismar wurde eine Peterskapelle erbaut ... Sankt Peter schleudert bei der Rückkehr vom Fischen auf einen Walfisch, der sein Boot verderben will, einen Angelschnurstein." Das letzte erinnert deutlich an die Hymiskvidha in der Edda.

In der Eligiuslegende tritt Petrus im weiteren Verlauf vollkommen zurück. Die Rolle des Heilunkundigen übernimmt der Schmied. Auch der Hammer des Schmiedes kann auf Thor weisen[21]. Der Name Petrus scheint nur erwähnt, um der üblichen Formel „Christus und Petrus gingen über Land" Genüge zu tun.

Das Motiv „Meister über alle Meister" hat seine Wurzeln im germanischen Gefolgschaftswesen. Der Germane schloß sich stets dem Tüchtigsten an, dem „Meister über alle Meister". Sogar in der Religion sehen wir: Den Gott, dessen Kraft er am sichtbarsten erfährt, wählt er zu seinem „fulltrui"[22], er kann ihn verlassen, wenn ein anderer sich als stärker erweist. Diesen Wesenszug des Germanen berücksichtigt auch das Christentum in seinem Kampf gegen den heidnischen Glauben: Christus ist der Stärkste, seine Lehre ist die richtige. Bonifatius fällt die Donarseiche, er kämpft, ganz

[21] Der Hammer in der Hand des Schmiedes ist zwar nichts Ungewöhnliches und berechtigt nicht ohne weiteres zu irgendwelchen Schlüssen. Auffällig aber ist sein Vorkommen bei der wilden Jagd (Prestel, der unheimliche Grund, 19 f.), deren Beziehung zu unserem Stoff ich oben aufgezeigt habe.

[22] H. Güntert, Deutscher Geist, 1932, 59.

Digitized by Google

5. Bild. Aus dem Auguſtiner-Muſeum in Freiburg, von der Direktion des Muſeums freundlicherweiſe zur Verfügung geſtellt.

ſinnlich gedacht, mit dem Gott. Als der Chriſt ſich als der Stärkere erweiſt, nimmt auch der Germane den neuen Glauben an.

Dieſes Ringen der beiden Religionen iſt auch der kulturgeſchichtliche Hintergrund des Motivs „Meiſter über alle Meiſter".

Eligius, der Vertreter des germaniſch-heidniſchen Glaubens, beſteht die Kraftprobe gegen Chriſtus nicht, er muß zugeben, daß er kein Meiſter über alle Meiſter iſt, und ſein Schild entfernen. Das wird noch klarer, wenn wir die Angabe finden[23], daß Eligius erſt nach dieſer Begegnung mit Chriſtus ſich zum Chriſtentum bekehrt.

Dieſer ſinnbildlichen Deutung liegt die Darſtellung zu Grunde, nach der Eligius nicht heilkundig iſt. Sie findet ſich begreiflicherweiſe in den Ländern, die ſich dem Wirkungsbereich des geſchichtlichen Eligius entzogen. Die Faſſung, nach der Eligius ſelbſt das Wunder mit dem Pferd vollbringt, ſetzt voraus, daß er bereits als Chriſt bekannt iſt. Sie hat hauptſächlich zwei Ausgangspunkte:

1. Frankreich, die Heimat des Biſchofs Eligius, wo naturgemäß die Erinnerung an ihn am ſtärkſten lebendig war, und

2. die Schmiedezünfte und Bruderſchaften, die ihn zum Patron der Huf- und Goldſchmiede machten und ſo weſentlich zu ſeiner Verbreitung beitrugen. Ihnen ſind von den bildlichen Darſtellungen des Eligius in der

[23] Neujahrsblatt, a. a. O., 8.

Digitized by Google

Hauptsache die zuzuschreiben, die den Heiligen als Schmied (mit dem Pferd) aber ohne die Frauengestalt wiedergeben (Bild 4 und 5)[24]. Daß die Erinnerung an die Hexe aber auch hier noch weiterlebte, beweist eine Urkunde aus dem Jahre 1481. In Straßburg hatten Unbefugte Gelder für die „Eligiusbruderschaft" eingesammelt. Der Bischof Albrecht von Straßburg (Herzog von Baiern) schritt dagegen ein und sandte der Zunft einen Brief. Am Ende dieses Briefes befindet sich ein Holzschnitt: Zwei Schmiede, von denen der eine eine dritte Person (in der wir vielleicht einen der unbefugten Sammler zu erblicken haben) mit der Zange an der Nase packt[25].

Vereinzelt finden wir neben dem Motiv des abgenommenen und wieder angeheilten Pferdefußes auch das der Jungglühung eines Greises oder einer alten Frau (Simrock). Im Rahmen der ganzen Legende kommt ihm lediglich ausschmückende Bedeutung zu. Für unsere Untersuchung ist es dennoch wertvoll: Das Motiv der Verjüngung geht wahrscheinlich auf die Tötung und Wiederbelebung eines Jahresdämons zurück. Unzählige Bräuche knüpfen daran an[26]. Auch der Mythologie ist dieses Thema bekannt, für den germanisch-nordischen Bereich denke ich an Balder: Ihn trifft der tödliche Pfeil, der Lichtgott stirbt, mit ihm die Natur. Im Frühjahr aber wird er wieder auferstehen, und auch die Natur wird zu neuem Lichte erwachen.

So wäre noch manches Motiv herauszuschälen. Uns sollen diese Beispiele genügen. Sie haben einen Einblick gewährt in das Wesen der Legende und haben uns die kulturgeschichtlichen Hintergründe ihrer Entstehung aufgezeigt: Zwei Kulturgeschichten verschmelzen zu einer Form; ein Kreis mythologischer Vorstellungen knüpft sich auf Grund eines Anhaltspunktes (hier des Schmiedehandwerks) an einen geschichtlich bezeugten Heiligen und lebt fortan unter seinem Namen weiter.

[24] Neujahrsblatt, a. a. O., 6 f.
[25] „Alsatia", 1854 und 1855, 112—117.
[26] Eugen Fehrle, Deutsche Feste und Volksbräuche, 3. Aufl., 51 f.

Kinderlied, das nicht gesungen, sondern gesagt wird,
aus Heinstetten, Amt Meßkirch.

Schlaf, Kindlein, schlaf, der Vater hüt' die Schaf,
die Mutter ist die Küchefrau, was sie kocht, das gibt sie mir au,
aber nicht von allem. Hat Speck auf dem Teller,
Wo ist der Speck? Das Mäuslein hat ihn gefressen.
Wo ist das Mäuslein? Die Katz hat es gefressen.
Wo ist die Katz? Das Feuer hat sie gebrennt.
Wo ist das Feuer? Das Wasser hat es gelöscht.
Wo ist das Wasser? Das Kühlein hat es gesoffen.
Wo ist das Kühlein? Der Metzger hat es gestochen.
Wo ist der Metzger? Auf dem Himmel droben.
Was tut er droben? Z'Ackerfahren.
Wer hebt ihm den Pflug? Der Engel mit dem linken Fuß.

Rötenbach. Elisabeth Walter.

Digitized by Google

Beiträge zur Volksheilkunde.

Die Behandlung des Rotlaufs im Mittelalter.

Von Heiner Heimberger, Neunkirchen.

Während die wissenschaftliche Medizin die alten, volkstümlichen Krankheitsnamen im Laufe der Zeit vielfach durch neue Fachausdrücke ersetzte, hielt das Volk an den überlieferten Bezeichnungen fest, die ursprünglich den Zweck hatten, die Krankheitssymptome von einander zu unterscheiden oder die vermeintliche Ursache bzw. deren Beseitigung anzudeuten. Dies hatte jedoch öfters zur Folge, daß ganz verschiedene Krankheiten, wenn sie unter gleichen oder ähnlichen Symptomen auftraten, mit demselben Namen belegt wurden. Ein typisches Beispiel hierfür ist die Bezeichnung „Rotlauf" als Benennung mehrerer menschlicher Erkrankungen. Nach Höfler[1] kommt dieser Name schon im Mittelhochdeutschen vor. Seit dem Mittelalter wurde er neben den Bezeichnungen „Brand", „Feuer", „Rose" und „hitziger Schaden" in erster Linie angewandt auf jede mit Hautröte und Hautschwellung verbundene Erkrankung. Da jedoch diese Hauptsymptome außer bei dem echten Rotlauf oder der Rose (Erysipelas) auch bei sonstigen sich ausdehnenden Hautausschlägen, bei fortschreitenden infektiösen, eitrigen Entzündungen des Zellgewebes (Phelgmone), bei den verschiedenen Arten von Flechten und bei Masern auftreten, bezeichnete die mittelalterliche Volksheilkunde alle diese ganz verschiedenen Krankheitsformen und ihre übrigen Erscheinungen, ja sogar jede Art von Erhitzungs- und Erkältungskrankheiten schlechthin mit Rotlauf. Im badischen Frankenlande ist dieser Krankheitsname auch heute noch landläufig, wird aber nur noch bei harmlosen Entzündungs- und Erkältungserscheinungen gebraucht.

Die Adelsheim'sche Rezeptsammlung aus dem 16. und 17. Jahrhundert[2] enthält einige Schutzmittel und Heilvorschriften gegen den Rotlauf, die im folgenden erläutert werden sollen.

In der deutschen Volksheilkunde nimmt der Rotlauf die Stellung einer dämonistisch aufgefaßten Krankheit ein. Werden doch alle unter diese Bezeichnung fallenden Erkrankungen durch Mikroben-Infektion verursacht, entbehren also für den Laien jeglicher greifbarer Ursachen. Aus dieser Krankheitsauffassung ergibt sich die Behandlung durch Besegnungs- und Bannformeln und durch Sympathiemittel. Von letzteren enthält die Rezeptsammlung eine ganze Anzahl. Das eigenartigste ist ein Schutzmittel in Gestalt eines Amulettes aus den Blütenwürstchen der Birke. „Für das Rotlauff. Brich Birkene Zepfflich / so an den Birgken wachssen auf mitwoch den Fronfasttag jm mertzen. Nimb dervon Zepfflich Neun oder Ainlf (elf) / Binds jn ain seiden Tüchle / hengs also Bloß an halss auf den Cottember /

[1] Höfler, Deutsches Krankheitsnamenbuch, 353.

[2] Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 4, 1930, 58 ff. und 5, 1931, 125 ff.

Digitized by Google

hernach auf die Fronfast / und thue die vorigen hinweg / und also alle Cottember durchs jar." Der Glaube an die besonderen Kräfte der Birke ist im Volke weit verbreitet. Er hängt wohl mit einer ursprünglich religiösen Verehrung dieses Baumes bei den nordisch-germanischen Völkern zusammen. Die Verwendung der Birke bei Fruchtbarkeitszaubern und als Schutz gegen Hexen ist heute noch lebendig[3]. Unverkennbar ist der christliche Einfluß, der hier bestimmend auf den Beginn und Wechsel in der Anwendung des Amulettes ist. Gehören doch die Quatembertage, also je ein Mittwoch, Freitag und Samstag gegen Anfang der Jahreszeiten, zu den gebotenen Fasttagen der katholischen Kirche. Die Wirksamkeit des Mittels wird ferner abhängig gemacht von der Anzahl seiner Bestandteile. Hier sind es 9 oder 11 — Werte, von denen besonders die 9 als Steigerung der mystischen Dreizahl bei ähnlichen Kuren häufig zu finden ist[4].

Als magisches Abwehrmittel wird auch das Schellkraut (Chelidonium maius) benutzt[5], dessen Wurzeln hier in Form eines Amulettes getragen werden „vir das rodtlauff. grab am Carfreidtdag vor der Sonen auffgang shölgraudt wortzell / heng eine 3 an wie se waxen / so beKundt es das rodtlauff nicht." Die ohnehin geheimnisvolle Kraft des Schellkrautes soll noch dadurch gesteigert werden, daß es im Morgengrauen des Karfreitags gegraben wird, einer Stunde und einem Tag, die für jegliche Zauberei besonders günstig sind[6].

Von den Vorbeugungsmitteln zu den Heilmitteln übergehend, sei hier als erstes ein überaus draftisches Rezept wiedergegeben: „vir das rodtlauff. Ein hembt genomen / das die weibs bilter brauchen / wan sie ihr gewohnlichen Monat Flus haben unndt umb den senckell / daran einer das rodt lauff hat / geschlagen / so ver gehts." Wenn es auch klar ersichtlich ist, daß hier der Signatura rerum zufolge das blutrote Hemd den roten Ausschlag heilen soll, so ist es doch zum mindesten eigenartig, daß das Volk bis in unsere Tage das Menstruationsblut bei Hauterkrankungen anwendet und von seiner Heilwirkung überzeugt ist[7].

Auch das altberühmte Allheilmittel, der Holunder (Sambucus nigra) wird zur Bekämpfung des Rotlaufs angewandt: „für das Rotlauff. holder schoß / thu die grobe rind herab / nim die mittel rind und binds über." Ob hier Zusammenhänge bestehen mit dem von Plinius berichteten Brauch, demzufolge im Altertum die von Masern befallenen Körperteile mit einem Holunderzweig gepeitscht wurden[8], ist fraglich. Dagegen wird in Niederbayern und im Allgäu der Holunderbast heute noch auf von Rotlauf befallene Stellen aufgelegt[9]. In Mittelfranken[10] und in der Oberpfalz[11]

[3] Marzell, Unsere Heilpflanzen, 43 ff.
[4] Fehrle, Badische Volkskunde, 1, 28 f.
[5] Marzell, Unsere Heilpflanzen, 58.
[6] Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, §§ 87 und 64.
[7] Fehrle, Studien zu den griechischen Geoponikern (1920), 16 f.
[8] Marzell, Unsere Heilpflanzen, 189.
[9] Marzell, Bayerische Volksbotanik, 144.
[10] Ebenda, 144.
[11] Hovorka und Kronfeld, Vergl. Volksmedizin, 2, 736.

Digitized by Google

wird der geschabte Splint von Holunder mit weißem Mehl vermischt zu Umschlägen gegen Rotlauf benutzt. Eine ähnliche Zusammensetzung enthält das mittelalterliche Rezept: „Ohngebleicht hänffe tuch in warm hollunder wasser gedaucht / So man in einer Schüssel auff den kohlen warm machen kan / Solches etwas ausgetrückt / als dan Mit venedischer Seyffen über und über wohl bestrichen und gestosen oder geschabte kreiden dorauff gestreut und allso warm über das bein / wan daß rothlauff daran ist / geschlagen / Sich warm im bett gehalten / vertreibt das rothlauff." Statt des Bastes wird hier ein Absud von Holunder verwendet. Daß anstelle von Mehl Kreide tritt, ist nebensächlich, denn beide Stoffe werden in erster Linie als gegensätzliche Farbe zur Röte der Haut, wohl auch als Trockenmittel, beigemischt. Die milde venedische Seife wirkt desinfizierend und kühlend.

Im Bayerisch-Österreichischen wird der Rotlauf als „Afel" bezeichnet[12]. Daß dieser Name auch in der Adelsheim'schen Rezeptsammlung auftritt, zwingt zur Annahme, daß er auf irgendeinem unkontrollierbaren Wege nach Franken gelangte, wo er jedoch nicht landläufig war. Es läßt sich nicht feststellen, ob mit der Bezeichnung auch das Rezept, wie es hier angeführt ist, aus den Donauländern übernommen worden ist. „vir den afel. Nim ainer hasl nus gros weirach / seudt in in ainem trinckhl (Trünklein) wasser / due dar nach ein Diechl darein / legs yber den schaten und afel / so verdreibt es in von stundt an." Weihrauch (Olibanum) — ein amorphes Harz aus dem Orient — diente im Altertum vornehmlich zu Pflastern und Salben. Celsus zählt ihn zu den Mitteln, die Wunden zum Verkleben bringen, reinigen und ätzen.

In Celsus Arzneimittellehre finden wir zwei weitere Harze aus dem Morgenland als Bestandteil zahlreicher zusammengesetzter Heilmittel: Terpentin und Mastix. Beide Drogen werden in nachstehendem Rezept gegen Rotlauf verordnet. Sie sind heute noch offiziell und kommen in der Arzneipraxis besonders als Zugpflaster in Anwendung. „Ein pflaster vir alte schädte / es Kum (komme) gleich von rodt laff odter sonst. terbedin sauber unndt wohl geschwesn (erhitzt) bis er nimber Zeh ist / gelb von einem ay / Mastex ein gut theil glein gestosn / solches wohl undter ein andter gemacht / auff ein Dichlein gestrichen undt iber gelegt." Unter alten Schäden sind langwierige eiternde Geschwüre, namentlich an sichtbarer Stelle, z. B. am Unterschenkel, zu verstehen[13].

Ein weiteres Pflaster gegen die gleiche Krankheitserscheinung setzt sich aus einheimischen Harzen und Wachs zusammen. „ein pflaster vir das rodt lauff undt alle alte schedte. weis hartz odter Kibell (Kübel) hartz / Jungfrauw wax / woh solches nicht zu beKume / andters wax / ein wenig mer wax alls hartz / solches undter ein andter zergehen lasn / dan ungeblacht leines Duch genombe / dorch gezoge / dan wer ein schadte hat / von solche pflaster iber gelegt / den andtern Dach widter abgerisse undt auff die andter seidte gelegt / Kan solches pflaster Edtlich Dag gebraucht werdte." Weißes

[12] Marzell, Unsere Heilpflanzen, 58; Höfler, a. a. O., 10.
[13] Höfler, a. a. O., 548.

Digitized by Google

Harz und Kübelharz (Resina pini) wird beides von der Fichte gewonnen, nur ist ersteres gereinigt und gebleicht. Ebenso ist Jungfernwachs gebleichtes Bienenwachs. Die Mischung ergibt eine zähe klebrige Salbe, die die entzündete Hautstelle gut abschließt. Ob zwar durch dieses Pflaster der Heilprozeß beschleunigt wird ist umso fraglicher, als es immer wieder abgerissen werden soll, wodurch die Granulation der Wunde jedesmal zerstört wird.

Wie bewährte Mittel im Volke verbreitet wurden, läßt nachstehendes Rezept erkennen, das der „Meister Jakob" dem „Holdtschucher" empfahl, der es wieder dem ungenannten Aufzeichner des Rezeptes übermittelte. Die Vorschrift, die tatsächlich eine gewisse Heilkraft besitzt, lautet: „Die rote salben von holdt schucher / so zum brandt undt erhitzigten scheden gar Just ist undt drefflich Kühlet. 9 lodt hirschen unschlit / 6 lodt leinöhl / 9 lodt Mayen butter / 9 lodt holder öhl / 9 lodt rosn öhl / 8 lodt wachs / 9 lodt roten menig / 1 lodt ganser. aus disn allen ein Salbn gemacht / die ist trefflich gutt vir alle enzündiung undt da einer an einem schenckhel odter sonsten einen schaden oder geschwer so erhitziget / das pflaster darauff geleget undt da es eine bladter / oben ein rundt löchlein darein schneidten / das es umb den schadte geht und man uff den schwer (Geschwür) odter bladter ein Zug pflaster legen Kan / so benimpts die hitz undt Kilet gewaltdig ser / und hat dis holdt schucher von Meister Jacob bekumen / mehr ist auch gutt virs roht lauff nur über gelegt." Von den vielen Krankheiten, die mit „Brand" bezeichnet wurden, ist hier brennendes Hitzegefühl und juckende Röte der Haut gemeint[14]; hitziger Schaden bedeutet eine entzündete Stelle[15], die, wenn sie sich als Hautausschlag mit Blasenbildung, als Furunkel oder Karbunkel äußert, im Mittelalter „Blatter" genannt wurde[16]. Die rote Salbe, die gegen diese Hautkrankheiten gebraucht wurde, hat ihren Namen von dem roten Mennig, einer Sauerstoffverbindung des Bleis, die schon im Altertum durch Glühen von Bleioxyd hergestellt wurde. Die Wirksamkeit der Bleiverbindungen ist medizinisch anerkannt; ihre Anwendung läßt sich bis ins Altertum zurückverfolgen. Die anderen Beimischungen bestehen in der Hauptsache aus Fetten und Ölen. Hirschunschlitt ist ein altes Volksmittel, das heute noch zum Heilen von Hautabschürfungen und offenen Füßen gebraucht wird. Leinöl ist ebenfalls noch offiziell. Beachtenswert ist hier die Verwendung von im Mai ausgestoßener Butter zu Heilzwecken. Sie wird von den Hausfrauen ihrer Güte wegen besonders geschätzt. Das aus den Blüten des Holunders hergestellte Öl wurde früher gegen Hautkrankheiten gebraucht[17]. Rosenöl ist wohl der antiken Medizin entnommen, wo es sehr häufig seiner kühlenden Eigenschaft wegen gebraucht wurde[18]. Verstärkt wird diese kühlende Wirkung durch den Kampfer, der auch desinfiziert. Als Auffaugemittel für Flüssigkeiten und zugleich als Bindemittel der Salbe dient Bienenwachs.

[14] Höfler, a. a. O., 67.
[15] Ebenda, 549.
[16] Ebenda, 49.
[17] Hovorka und Kronfeld, Vergl. Volksmedizin, 1, 217.
[18] Celsus, über die Arzneiwissenschaft, 665.

Digitized by Google

Deutungsversuch zweier mittelalterlicher Zeichen an der Schloß-(Stifts)Kirche zu Pforzheim.

Von Dr.-Ing. Emil Lacroix, Karlsruhe.

An der Schloß-(Stifts)Kirche zu Pforzheim sind am Südwestturm auf der Südseite zwei übereinander gestellte Zeichen (s. Abb. 1) in einen Stein der ersten Schicht über der Sockelschräge eingemeißelt[1].

Über den Sinn und Zweck dieser Zeichen wurde viel gerätselt. In letzter Zeit hat man solchen Zeichen, die vor allem an mittelalterlichen Kirchen vorkommen, eine allzu große Bedeutung beigelegt[2]. Es ist trotzdem natürlich wichtig, die an mittelalterlichen Kirchen und profanen Gebäuden auftreten-

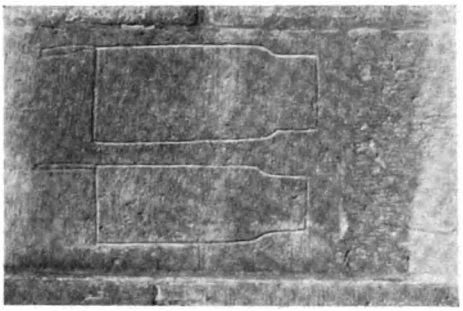


Abbildung 1. Zwei mittelalterliche Zeichen an der Schloß-(Stifts)Kirche zu Pforzheim.

den Zeichen zu sammeln[3]. Ich denke da zunächst an die Steinmetzmarken, deren systematische und chronologische Zusammenstellung dem Bauforscher bei der Klärung der Entstehungsgeschichte eines Baues gute Dienste leisten kann. Geht man aber über diesen Wert dieser Zeichen hinaus, d. h., versucht man ihnen auch noch symbolische Bedeutung anzuhängen, wie es z. B. Rziha und Körner[4] unternommen haben, so wird der geschichtliche Wert

[1] Vischer, E., Die Schloß-(Stifts)kirche zum heiligen Michael in Pforzheim. Studien zur deutschen Kunstgeschichte, 141. Heft, Straßburg, 1911, S. 9 ff. Die Westfassade ist der älteste erhaltene Teil der Kirche. Die Erbauungszeit ist sehr umstritten. Vischer nimmt mangels näheren historischen Anhaltes die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts an, da Aufbau und Formen schon den fortgeschrittenen Romanismus dokumentieren.

[2] Zeitschrift „Die Denkmalspflege", Jahrgang 4 (1902), S. 122. Über die Bedeutung der Steinmetzzeichen.

[3] Pfau, W. C., Das gotische Steinmetzzeichen L., 1895, und Friederich, K., Die Steinbearbeitung in ihrer Entwicklung vom 11.—18. Jahrhundert. Dissertation, Karlsruhe, 1929.

[4] Rziha, Franz, Studien über Steinmetzzeichen, Wien, 1883, und Körner, Bernhard, Handbuch der Heroldskunst, 2 Bde., Görlitz, 1920 und 1923.

Digitized by Google

dieser Zeichen durch eine dem einzelnen Gefühl überlassene symbolische Deutung eher verringert. Treten aber an Bauwerken Zeichen in der Art der an der Schloßkirche zu Pforzheim befindlichen auf, so ist, weil eine Deutung als Steinmetzmarken wegen ihrer Größe nicht mehr in Frage kommt und auch keine auf Quellen sich stützende Analogien vorhanden sind, der Erklärung nach Sinn und Zweck freier Lauf gelassen. Viele Zeichen, die zunächst als unerklärbar scheinen, hatten einen praktischen Zweck. Man sollte sie daher, bevor man in ihnen eine geheimnisvolle Symbolik sucht, zuerst nach der praktischen Seite hin prüfen.

Auf Grund weitgehender Literatur- und Quellenstudien soll nun die über die Bedeutung der „Pforzheimer Zeichen" geäußerte Meinung kritisch beleuchtet werden. Nach dieser Betrachtung wollen wir versuchen, dieselben mit Hilfe von Vergleichen und metrologischen Studien nach Sinn und Zweck zu erklären.

Zunächst ist über diese Zeichen die Meinung geäußert worden, daß sie auf die Lage des Grundsteins der Kirche hinweisen. Diese Behauptung scheint zuerst nicht so sehr unbegründet; denn es ist nicht zu verkennen, daß der wichtigste Stein an einem kirchlichen Gebäude der Grundstein (lapis primarius) ist[5] und daß man immer bestrebt war, wenn irgend wie möglich, seine Lage kenntlich zu machen[6]. Dies geschah vielfach durch eine Inschrift, die man entweder im Fußboden der Kirche an der Stelle des Grundsteines einließ[7] oder an Pfeilern[8] oder Türen[9] befestigte. Öfters aber trat zu der Inschrift als Ergänzung noch ein Zeichen. Dasselbe war meistens ein Kreuz oder ein Kreuz in Kombination mit dem titulus des Kreuzes Christi und der Jahreszahl der Grundsteinlegung[10]. Trotzdem wir Signaturen für Grundsteine vom frühen Altertum bis in die Gegenwart an vielen Beispielen verfolgen können, ist es nicht gelungen, Zeichen als Hinweise auf die Lage des Grundsteines zu finden, die den „Pforzheimer Zeichen" ähnlich wären.

[5] Sauer, J., Symbolik des Kirchengebäudes. 2. Aufl., Freiburg i. Br., 1924. S. 144 ff. Ein Kreuz, das der Bischof ihm aufdrücken muß, gibt ihm die höhere Weihe. Auf ihm ruht der ganze Bau, er ist der Fels, auf dem die ganze Kirche aufgebaut ist, und er trägt das Fundament der Apostel und Propheten. Dazu Otte, Heinrich, Kunstarchäologie des deutschen Mittelalters I., 1883, Bd. 1, S. 15: Dieser Stein wird auch in Quellen „Eckstein" genannt. Im frühen Mittelalter war es nämlich Sitte, nicht nur einen, sondern mehrere Grundsteine (primos lapides) zu legen und zwar an den sämtlichen Ecken des Gebäudes. Später begnügte man sich mit einem Grundsteine auf der Stelle des künftigen Hochaltars.

[6] Rowald, P., Beiträge zur Geschichte der Grundsteinlegung. (Zeitschrift für Bauwesen, Jahrgang 1904). Dieser Aufsatz enthält eine umfassende Literaturangabe und eine große Anzahl von Beispielen.

[7] Rowald, P., a. a. O., S. 285: z. B. Inschrift auf einem Steine der Stiftskirche St. Quirin in Neuß (1209), Inschrift in Notre Dame in Montbrison (1226) und Ulm, Münster, südliche Eingangshalle (1377).

[8] Rowald, P., a. a. O., S. 286: z. B. Inschrift an einem Pfeiler der Moritzkirche in Halle a. d. S. (1388).

[9] Rowald, P., a. a. O., S. 288: z. B. Inschrift am Westportal der katholischen Kirche in Hamm (1512).

[10] Otte, Heinrich, a. a. O., S. 15.

Digitized by Google

Man könnte nun diese Zeichen auch mit dem Marktrecht, Marktfrieden und der Marktfreiheit in Verbindung bringen. Das Marktrecht wurde Städten dadurch verliehen, daß der Kaiser der auserwählten Stadt seinen Handschuh übersandte[11]. Der anhebende Marktfrieden wurde durch eine auf dem Kirchturm oder auf dem „roten Turm"[12] ausgesteckten Fahne oder durch einen ausgehängten Schild angezeigt[13]. Kirchturm oder „roter Turm" wurden deshalb gewählt, weil sie zentral lagen und ihre Umgebung überragten, und damit waren die ausgehängten Zeichen jedem gut sichtbar. Auch als Zeichen der Marktfreiheit kommen unsere Zeichen nicht in Frage, weil diese durch Marktkreuze[14] oder durch Marktkreuze in Verbindung mit dem Handschuh[15] oder einem blanken Schwert[16] gegeben wurde.

Mit den Zeichen für die Marktfreiheit sind die Gerichtssäulen und die Urteilssäulen verwandt. Damit kämen wir zu einem weiteren Punkt unserer Betrachtung, nämlich der Deutung der Zeichen als Symbole der Gerichtsbarkeit. Fragen wir uns zunächst, wo im Mittelalter Gericht abgehalten wurde. Wie uns die Quellen berichten und Beispiele zeigen, waren die Gerichtsplätze entweder im Freien oder in Gebäuden, entweder in der Ebene oder auf Anhöhen. Die Ebene und das Freie wurden häufiger bestimmt, besonders war die nächste Umgebung der Kirchen[17] als Gerichtsplatz bevorzugt. Wir unterscheiden Straßengerichte, Gerichte an Brücken, Gerichte unter Bäumen[18], Gerichte auf oder an dem Kirchhofe, der meistens die Kirche umsäumte, Gerichte an der „roten Türe"[19], ferner waren die Portalvorhallen[20] der Kirchen der Platz, wo Recht gesprochen wurde[21].

[11] Grimm, J., Deutsche Rechtsaltertümer, 4. Aufl., 1899, Bd. 1, S. 212.

[12] Archiv für Frankfurts Geschichte, Bd. 3 (1844), S. 114 ff. Hier sind zahlreiche Beispiele für rote Türme angegeben.

[13] Weinhold, K., Über die deutschen Fried- und Freistätten. Kiel, 1864, S. 11. Empfohlen seien noch Fehr, H., Das Recht im Bilde. (Kunst und Recht), Bd. I, Zürich, 1923 und Bartels, P., Deutsches Rechtsleben in der Vergangenheit, Hb.. 1924. Außerdem Fehr, H., Volk und Recht im Mittelalter und in der Neuzeit. Deutschk. Bücherei 29, Leipzig, 1925.

[14] Künßberg, Freiherr von, Rechtsgeschichte und Volkskunde (Jahrb. für historische Volkskunde, Bd. 1, 1925, S. 97) und Grimm, J., a. a. O., Bd. 1, S. 238. Außerdem Künßberg, Freiherr von, Zeitschrift für Deutschkunde, Jahrgang 36, (1922), S. 321 ff.

[15] Grimm, J., a. a. O., Bd. 1, S. 288.

[16] Jahrbuch für historische Volkskunde, Bd. 1, Berlin, 1925, S. 98.

[17] Grimm, J., a. a. O., S. 411 ff., Kap. 2, Gerichtsort.

[18] Ich vermute, daß in Pforzheim das Gericht nicht unmittelbar bei der Kirche, sondern auf einem besonders dazu bestimmten Platze mit einer Linde stattfand. Ein Plan (Generallandesarchiv, Baupläne Pforzheim Nr. 1) zeigt im Nordosten vor dem oberen Tore am Burggraben einen Rasenplatz, in dessen Mitte eine Linde steht.

[19] Archiv für Frankfurts Geschichte, a. a. O., S. 114 (Mitteilungen der gesch. Gesellschaft des Osterlandes, Altenburg, 1851, III, 372).

[20] Antiquar. Mitteilungen von Zürich, Bd. 8, S. 28 und Otte, Heinrich, a. a. O., S. 83. Außerdem Kempf, Fr., Das Freiburger Münster. 2. Aufl., Karlsruhe, 1926.

[21] Zeitschrift für Geschichte des Oberrheines, Bd. 12 (1861), S. 432.

Digitized by Google

Neben dem Ort gehörten bestimmte Zeichen, die sog. Rechtssymbole[22] zu einer ordnungsmäßigen Rechtsprechung. Diese können nun aus der Natur entnommen sein, wie Erde, Halm, Zweig, Stein usw. oder aber Geräte, Werkzeuge und Gebrauchsgegenstände des Menschen, wie Hammer, Beil, Messer, Kesselhaken, Kerze, Kleidungsstücke, Waffen und Münzen[23]. Betrachtet man die hier angeführten üblichen Rechtssymbole an Beispielen und verfolgt ihre Erwähnung in Urkunden, so stößt man nirgends auf eine unseren Zeichen auch nur ähnliche Form; auch bieten die Pforzheimer Urkunden keinen Aufschluß, was eine Deutung als Rechtssymbole berechtigen würde. Man kann deshalb begründet die Ansicht, daß es sich um Rechtssymbole handeln würde, verneinen.

Es wird jetzt nur noch zu prüfen sein, ob unsere Zeichen vielleicht etwas mit den Fried- und Freistätten[24] zu tun haben. Als bekannteste Stätte, wohin sich der verurteilte oder unverurteilte, angeklagte oder unangeklagte Verbrecher vor der Verfolgung des Gerichtes oder der Fehde seines Gegners retten konnte, waren die Kirchen; aber auch die Vorhöfe und Gärten derselben gewährten dem Verfolgten für kurze Zeit Schutz. „Zeichen", die diese Stätten besonders hervorheben sollten, kommen nicht vor, es wird nur erwähnt, daß schon das Berühren der Klinke der Kirchentüre genügt, um sich in Sicherheit zu befinden. Somit blieb auch hierbei die Nachsuche nach Analogien ergebnislos.

Nachdem wir nun die bisher üblichen verschiedenen Deutungsversuche geprüft haben, scheint es, als ob die in Frage kommenden Möglichkeiten erschöpft seien. Dies ist aber keineswegs der Fall. Es ist nämlich bei allen bisher besprochenen Meinungsäußerungen nirgends die Frage aufgetaucht, ob es sich bei unseren Zeichen nicht um Maße handeln könnte, die an der Kirche ihre Festlegung fanden. Wir wissen, daß die Verschiedenheit der Maße und Gewichte im Mittelalter[25] sehr bald dazu geführt hat, Maß (Längen- und Hohlmaße) und Gewicht für bestimmte wichtige und oft gebräuchliche Dinge (z. B. die Elle für das Tuchergewerbe, die Klafter für das Holz, Steinmaße, Brotmaße usw.) festzulegen. Für das Münzwesen[25] war das nicht notwendig, denn schon die schwierige Herstellung einer Münze gebot eine strenge Regelung, ein Maß dagegen war eben viel leichter herzustellen, z. B. ein behauener Holzklotz konnte schon als Längenmaß die genügenden Dienste leisten, eine Aushöhlung desselben vermochte die nötigen Hohlmaße zu liefern. Hieraus erklärt sich auch, daß viele manchmal

[22] Diese Rechtssymbole sind nicht eng begrenzt, d. h., sie haben nicht nur für die Rechtsprechung Bedeutung, sondern sie sind auch als Symbole in Sitte und Religion nachzuweisen. Wo ist z. B. die Grenze zwischen Sitte und Recht bei der Verwendung des Kesselhakens als Symbol des Hauses? usw. Dasselbe gilt auch für die Gerichtsplätze. Der Platz um die Gerichtslinde ist auch gleichzeitig Tanzplatz und Kinderspielplatz. Vgl. hierzu: Jahrbuch für historische Volkskunde, a. a. O., S. 97.

[23] Jahrbuch für historische Volkskunde, a. a. O., S. 97.

[24] Weinhold, K., a. a. O., S. 1 ff. Grimm, J., a. a. O., Bd. 2, S. 532 ff.

[25] Küntzel, G., über die Verwaltung des Maß- und Gewichtswesens in Deutschland während des Mittelalters. (Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen, Bd. 13, 2, 1896, S. 59 ff.)

Digitized by Google

nicht sehr weit von einander entfernte Ortschaften wohl ihre gemeinsamen Münzen aus obigen Gründen besaßen, aber jede dieser Ortschaften ihr eigenes Maß anwandte. Um aber auch hierbei wenigstens innerhalb eines Ortsbezirkes nicht dauernd Maßschwankungen ausgesetzt zu sein und bei etwaigen entstehenden Streitigkeiten für die Größenbestimmung eines Gegenstandes ein festliegendes Vergleichsmaß zu haben, hat man das Maß meistens an der Kirche[26] oder am Rathaus[27], wo Streitigkeiten ihren Austrag fanden, angebracht. Eines der am besten erhaltenen Beispiele einer Anbringung von Maßen ist in der Münstervorhalle in Freiburg i. Br.[28]. Hier sind das Längenmaß in Gestalt der Tucherelle und die Klafter und das Hohlmaß in Form des Zubers und des Freiburger Sesters, ferner die Maße der in Freiburger Ziegeleien hergestellten Steine[29] sowie die Größe der verschiedenen Brote[30] in Stein eingemeißelt.

Zunächst gehen uns hier die Festlegung der Ziegelmaße an. Alle damals üblichen Formen[28] der Mauer- und Dachziegel sind zu beobachten, und dies führt uns der Lösung der „Pforzheimer Zeichen" näher. Auch hier haben wir es nämlich mit Ziegelformen zu tun und zwar mit Dachziegeln, die maßstäblich hier in der Projektion aufgetragen sind. Unterstützt wird diese Feststellung durch eine Notiz in der Stadtverfassung Pforzheims von 1500[31], worin es heißt: „Die Länge der Ruth findet man am Glockenturm zu St. Michael gegen der Gruft bei der Ziegelformb." Die Bezeichnung „gegen" hat hier die Bedeutung „entgegen"[32]. Das würde auch mit dem Plan Nr. 1 (Situationsplan des ehemaligen markgräflichen Schlosses, Generallandesarchiv, Karlsruhe) übereinstimmen. Hier ist auf der Nordseite der Kirche mit f die „alte" Gruft, auf der Südseite mit g die „neue" Gruft bezeichnet. Unsere Zeichen befinden sich auf der Südseite, also „entgegen" der „alten" Gruft. In der baugeschichtlichen Abhandlung von Vischer[33] über die Schloßkirche St. Michael wird diese

[26] Jahrbuch für historische Volkskunde, a. a. O., S. 90 und Kraus, Kunst- und Altertum in Elsaß-Lothringen, Bd. 1 (1876), S. 641, S. 83, Bd. 2, S. 645 (1884) dazu Otte, Heinrich, a. a. O., Bd. 1, S. 423, außerdem Durach, F., Mittelalterliche Bauhütten und Geometrie, Stuttgart, 1929 (mit wertvoller Literaturangabe). Kunstdenkmäler im Großherzogtum Hessen, Provinz Oberhessen, Kreis Friedberg. Darmstadt, 1895, S. 81. Desgleichen Haase, J., Das Werkmaß in der Tektonik der antiken Völker (Zeitschrift für Geschichte der Architektur, Jahrgang 6 (1913), S. 140.

[27] Z. B. am Rathause in Danzig.

[28] Flamm, H., Die Längenmaße in der Münstervorhalle zu Freiburg, Freiburger Münsterblätter IX, 1913, S. 45 ff. Zeitschrift „Schau ins Land". 40. Jahresl., 1913, S. 24, Anm. 2.

[29] Poisignon, A., Die Urkunden des Hl. Geist-Spitales zu Freiburg i. Br., I, 1890.

[30] Geiges, Fr., Studien zur Baugeschichte des Freiburger Münsters, Freiburg, 1896, S. 53 ff.

[31] Pflüger, J. G., Geschichte der Stadt Pforzheim, 1862, S. 252.

[32] Grimm, J., Deutsches Wörterbuch, Leipzig, 1897, 4., I., 2 G., S. 2194 ff.; Sanders, D., Wörterbuch der deutschen Sprache, Leipzig, 1860, Bd. I, A—K, S. 554 f.

[33] Vischer, E., a. a. O., S. 84.

Digitized by Google

Quellennotiz vom Verfasser mit der Bemerkung „wo?" versehen. Wir wollen jetzt obige Behauptung, die Zeichen als Dachziegelformen[34] zu erklären, näher begründen. Was bei unseren eingemeißelten Zeichen zunächst auffällt, ist das Übereinanderstellen derselben Formen, die nur in der Größe verschieden sind. Wir sehen oben die größere, unten die kleinere Form.

Die Dachdeckungsart im Mittelalter war die Eindeckung mit Hohlziegel oder Dachpfannen[35]. Beim Hohlziegeldach bezeichnet man diejenigen Steine als die sog. „Nonnen", die mit der concaven Seite nach oben verlegt und von den sog. „Mönchen" in ihrem Zusammenstoß überdeckt werden. Es entsteht dadurch das kombinierte „Mönch-Nonnendach". Bei der Eindeckung der Türme der Hohkönigsburg wurde ein Dachziegel verwendet, der die Form eines normalen Hohlziegels hatte, nur daß sich seine Breite an einem Ende durch eine beiderseitige Einschwingung verringert. Dieser Ziegel ist der Form unserer Zeichen gleich[36]. Es handelt sich also bei unseren Zeichen um Hohlziegelformen. Bekräftigt wird diese Behauptung durch folgende aktenmäßige Belege. Wir besitzen in den Pforzheimer Stadt- und Landrechten eine Ordnung der Ziegler und Zieglerschauer aus dem Jahre 1486. (Abschrift im Generallandesarchiv, Karlsruhe, Handschriften 1018/20). In dieser Ordnung wird von „hohl" ziegel gesprochen, die ein „glenckh" (beiderseitige Einschwingung) haben, d. h. „dann wo sie nicht eine breite durchaus haben", also die Breite des Ziegels abnimmt. Die Ziegel waren handgestrichen. Bei einer Nachsuche nach unseren Zeichen ähnlichen Ziegeln auf dem Dachstuhle der Stiftskirche fanden sich nur Reste von Ziegeln, die ihrer Form nach in das 17. und 18. Jahrhundert gehören. Es sind handgestrichene Breit-Ziegel von einer mittleren Breite von 180 mm, einer Länge von 430 mm und einer Dicke von 18 mm. Die Ziegel sind unten an den Ecken abgerundet. Auf der Oberseite sind 25 mm vom Rande entfernt Rillen eingeritzt. Es wird dadurch dem Ziegel eine kräftigere Modellierung gegeben. Aber auch diese Ziegelformen treten nur noch stellenweise auf; größtenteils ist das Dach in neuerer Zeit mit maschinenmäßig hergestellten Ziegeln eingedeckt worden. Die Akten belegen diese Feststellung: Die erhaltenen Berichte des 17. und 18. Jahrhunderts klagen fortwährend über den ruinösen Zustand der Dächer, viele Reparaturen, hauptsächlich der Fenster, der Dächer usw. sind bekannt. So heißt es z. B. in einer Anfrage vom Jahre 1763 „darf das Dachwerk auf dem hintern hohen Chor der hiesigen Schloßkirche statt der Hohlziegel nicht mit Breitziegel im Doppel eingedeckt werden". Darauf die Genehmigung: „Die Hohlziegel sind abzutragen und bei seit zu setzen, die Breitziegel hinaufzutragen und das (Dach) einzudecken." Am 1. May 1783 heißt es: „Die herabgenommenen guten Hohlziegel sollen bei

[34] Die „Länge der Ruth" soll in einem zweiten Aufsatze eine Erklärung finden.

[35] Handbuch der Architektur, 3, II, 5. 1899, 2. Aufl. Opderbecke, Der Dachdecker und Bauklempner, L. 1907, S. 49, Abb. 161. Breymann, G. A., Bauconstruktionslehre, Bd. 1, Die Konstruktionen in Stein, L., 1903. Otte, Heinrich. a. a. O., Bd. 1, S. 91.

[36] Man vergleiche: Opderbecke, A., a. a. O., S. 51, Abb. 169, 170. Katalog der Pfalzziegelwerke Ludowici, Jockgrim, 1914, S. 67.

Digitized by Google

anderen herrschaftlichen Bauten für Eindeckung von Gräthen und Firsten wiederverwendet werden". Auch in den Rechnungsbüchern der St. Michaelskirche werden bis in das 18. Jahrhundert hinein nur Hohlziegel erwähnt. (Akten, Kirchenbaulichkeiten Pforzheim-Stadt, Conv. 1599 und Rechnungen der Geistlichen und Spital-Verwaltung, 5188/5237, 1683.)

Schwierigkeiten einer Deutung boten die grifförmigen „Anhängsel" (s. Abb. 1) der Zeichen. Da aber bei der Darstellung des Ziegels auf einer Fläche nur die Projektion desselben möglich war, um als Anpaßmaß[37] zu dienen, mußte man dafür Sorge tragen, daß alle in Frage kommenden Maße leicht entnommen werden konnten. Die Länge des „Anhängsels" stellt somit wohl nichts anderes dar, als die Höhe a der Ziegelkrümmung und die Dicke b des „Anhängsels" ist die Dicke des Ziegels, die nach hinten zu abnimmt — gewährleistet ein besseres Überdecken der Ziegel —, so wie es aus dem „Anhängsel" unserer Zeichen zu ersehen ist (s. Abb. 1).

Betrachten wir noch kurz die Maßzusammenhänge. Nach vereinzelten Angaben und darauf gestützten Vergleichen und Berechnungen ergab sich für das Mittelalter und die Folgezeit, daß das Längemaß:

1 Ruthe = 16 Schuh = 8 Pforzheimer Ellen und 1 Schuh = 12 Zoll

betrug[38].

Wir müssen jetzt prüfen, ob unsere an den Zeichen gemessenen Maße mit obigem Längenmaß in einfache Verbindung zu bringen sind. Die genaue Vermessung der Zeichen[39] ergab für die größere Form:

48,5 cm Länge, 20 cm obere und 15,5 cm untere Breite und eine Dicke von 2 cm;

für die kleinere Form:

45,5 cm Länge, 17 cm obere und 12 cm untere Breite.

Bei der Einführung des Metersystems (24. November 1869) wurde für Baden

1 Fuß = 10 Zoll = 0,30 m errechnet.

Da aber einzelne Städte und Ortschaften vor der Einführung des Metersystems, wie wir erwähnt haben, ihre eigenen Maße besaßen, so mußte man auch eine Umrechnung dieser Maße vornehmen. So errechnete sich für Pforzheim für

1 Schuh = ½ Pforzheimer Ellen = 0,278 m.

Auch für die Ziegelmaße besitzen wir feste Normen; so hatten die Hohlziegel in „Carlsruher Werkzoll" eine Länge von 18 Zoll, eine obere Breite

[37] Die Zeichen sind in bequemer Reichhöhe von etwa 1,50 Meter.

[38] Pflüger, J. G., a. a. O., S. 252.

[39] Die Vermessung der Zeichen verdanke ich meinem Freunde, Herrn Dipl.-Ing. Th. Preckel, Pforzheim.

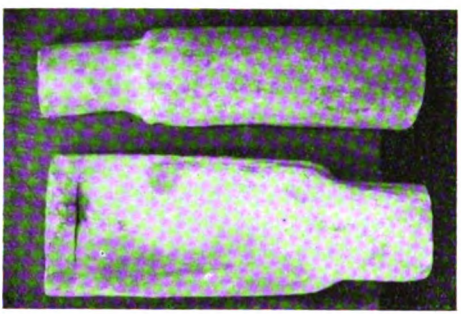
Zu den metrologischen Studien fanden folgende Hilfsmittel Verwendung:

Tabellen zur Verwandlung der alten Maße und Gewichte des Großherzogtums Baden in die neuen allgemeinen Badischen. Bd. II, Karlsruhe, 1812, Tabelle 46 auf Seite 12 und Tabelle 300 auf Seite 116; Löser, J., Tabellen zur Umrechnung der im Großherzogtum Baden bestehenden Feldmaße in das Metermaß. Karlsruhe, 1871, S. 5; Die Tabellen von Wild im Verlage Chr. Fr. Müller, Karlsruhe, 1812; Löser, J., Das Neue badische Maß und Gewicht oder das metr. System, Heidelberg, 1870.

Digitized by Google

von 7½ Zoll, eine untere Breite von 5¾ Zoll und eine Dicke von ¾ Zoll. Nach dem Jahre 1812 fand eine Ausgleichung und eine Umrechnung dieſer Maße in neue badiſche ſtatt; und zwar in einer Länge von 14½ Zoll, eine obere und untere Breite von 6 Zoll und eine Dicke von $^{6}/_{10}$ Zoll.

Die Pforzheimer Ziegel ſind auch ca. 18 Zoll lang uſw. (natürlich Pforzheimer Zoll). Multipliziert man 18 Zoll mit 0,279 m, ſo ergeben ſich ca. 50 cm. Gemeſſen wurden 48,5 cm. Sie ſind etwas kleiner als die Karlsruher Hohlziegel, weil eben der Schuh k l e i n e r war. Aber 18 Zoll waren



A b b i l d u n g 2. Zwei Dachziegel (Mönch und Nonne), gefunden auf dem Dachſtuhl der Schloß-(Stifts)kirche zu Pforzheim.

ſozuſagen vorgeſchrieben und landesüblich. Auch dies kann aktenmäßig belegt werden; in den oben ſchon erwähnten Rechnungsbüchern findet ſich an einer Stelle das Hohlziegelmaß. Wenn es auch nicht vollſtändig angegeben iſt, ſo beſtätigt es doch obige Feſtſtellung. Es heißt am 7. November 1763: „Der Hohlziegel war 1½ Schuh = 18 Zoll lang und 7 Zoll breit.“ Heute ſind Hohlziegel mit einer Länge von 40 cm und einer Breite von 20 bis 24 cm und einer Überdeckung von 8 bis 10 cm üblich.

Dieſer Vergleich der Maßzuſammenhänge beſtätigt ſomit, daß die Annahme, es handle ſich um Ziegelformen, berechtigt iſt. Den ſicherſten Beweis lieferten bei einer nochmaligen Durchſuchung des Dachſtuhles der Schloß-(Stifts)kirche zu Pforzheim zwei Dachziegel (ſ. Abb. 2), die nach Form und Größe mit den „Zeichen“ übereinſtimmen. Dieſe aufgefundenen Modellziegel wurden im Reuchlin-Muſeum Pforzheim aufbewahrt.

Digitized by Google

Flurnamen und Volkskunde.

Von Dr. O. A. Müller, Bühl (Baden).

(Schluß).

Inhalt des 1. Teils: Zwischen der Flurnamenforschung und den übrigen Teilen der Volkskunde bestehen mancherlei Beziehungen. Behandelt wurde zuerst Sprachgeschichte und Mundartforschung. Dann wurde die Bedeutung der Flurnamen für die Erkenntnis des Volkscharakters aufgezeigt: Treffsicherheit der Bezeichnungen, Witz und Humor und die verschiedenartigen Volksdeutungen. Ausgangspunkt der meisten volkstümlichen Deutungen ist der Versuch, unverständlich gewordenen Namen wieder Inhalt zu geben.

Dem Drang des Volkes, den Flurnamen sich verständlich zu machen und ihm Inhalt zu geben, verdanken wir weiter die vielen Bezeichnungen „Grün" an alten oder noch heute bestehenden Flußläufen[53]. Sie gehen auf mhd. grien = Kiessand, sandiges Ufer, sandiger Platz zurück[54]. Die Form „grien" war inhaltsleer geworden und näherte sich klanglich der Farbbezeichnung. Da zudem diese sandigen Uferstellen meist eine leichte Grasdecke trugen, also grün waren, wurde unbedenklich diese Umwandlung vorgenommen. Die neue Wortform hatte nun wieder Sinn[55].

Mancherlei Umdeutungen erfuhr aus dem gleichen Bestreben heraus ein ahd. horo Gen. horawes = Sumpf. Wo der Kollektivbegriff das gehorwe, gehorb vorlag, wurde er gern über gehorb, ghorb zu einem allgemein verständlichen und anschaulichen Korb[56]. In Zusammensetzungen mit horo ergaben sich die stark entstellten, dafür aber desto konkreteren Bezeichnungen Hornis—loch, Hornis—wald (Gutach), Hornis—grinde (nördl. Schwarzwald). Das Volk sucht bei seinen Deutungen vor allem Anschluß an die Dinge und Lebewesen der Umwelt. Hier denkt es an das gefürchtete Insekt, die „Hornuß" oder Hornisse. Auch deren friedlichere Verwandte, die Biene, wird fälschlich oft in Flurnamen hineingedeutet. Das „Bienleinstor" in Durlach heißt 1695 richtiger „Buenlinstor". Es handelt sich also in diesem Fall um eine der vielen Umdeutungen des ahd. biunda, biunt = Sonderland, eingehegtes Grundstück.

[53] Grün z. B. bei Schappach, Steinach, Biberach, Ortenberg, Schutterwald, Fußbach (Auf dem Grün) usw.

[54] Z. B. im Enterspacher grien (Steinach i. K.), 1575; Brugengrien, ebenda, 1632. Grünwangen bei Überlingen hieß 1326 Crienwangen. Bei Heilig a. a. O. 1907, 51: grien 1409 (Neuershausen b. Freiburg), ebenso, a. a. O. 1906, 27: grienacker 1579 (Mörsch).

[55] Es kann allerdings die Bezeichnung „Grün" auch einen anderen Ursprung haben. Bei Grünwinkel (b. Karlsruhe) weist uns die Mundart mit der Form „Krähwinkel" den richtigen Weg zu einem kreyenwinkel 1541 (= Krähwinkel).

[56] Z. B. Korb (Niederschopfheim). Korbmatten (Steinbach), Korbmatte 1545 (Baden-Baden).

Digitized by Google

Besonders zahlreich aber sind volkstümliche Ausdeutungen bei Flurnamen mit vokalischem Anlaut. Denn hier wurde gern der vorausgehende Artikel mit dem Substantiv verschmolzen. Teilweise ergab sich dies schon durch lässige Sprechweise im Volksmund selbst, teilweise war es aber auch nur ungenaue Wiedergabe des Gehörten durch Schreiber, die mit der Mundart nicht vertraut waren. Solche Bezeichnungen rechtfertigen übrigens die genaue Aufzeichnung der einzelnen Flurnamen mit Artikel und Präposition. Denn ohne diese genaue Feststellung älterer Formen wäre ein Nachweis für die Entwicklung solcher Flurnamen meist nicht möglich. An einigen Beispielen möge gezeigt werden, wie solche Umformungen entstanden[57]. Für den Flurnamen Aarbruch, mundartlich „im arbrúch" (Hildmannsfeld) findet sich 1750 die Schreibung Marbruch; „d'simberlesbiin" wird 1750 und 1765 als Zimberlesbühn bezeichnet. Die heutige „Zanghurst", mundartlich „d'sángerscht" (= Hurst, die gerodet wurde oder Weideland war) weist verschiedene Schreibungen auf, je nachdem ob die Verschmelzung von Artikel (d') und Substantiv wiedergegeben wurde oder nicht (1669 Zankhurst, 1750 Sanghurst, 1800 Santhurst)[58].

Eine Reihe von Belegen führt Zink an[59], z. B. Martenberg, am Metzelberg (Etzelberg) und Matzenberg, das früher Atzenberg (Berg mit Weideland) hieß. Darnach können vielleicht auch Flurbezeichnungen wie Metzenberg (Eisental) und Matzenhöfe (Lauf, A. Bühl), bei denen keine älteren Belege zu bekommen waren, auf ihre ursprüngliche Form zurückgeführt werden. Ebenso darf man wohl aus einem mundartlichen „meckleégaß" (Steinbach, A. Bühl) auf ein ursprüngliches „eckléegaß" schließen, da dort der „eckléegraben" sich findet. Wechselnde Schreibung zeigt das heutige Erzbach bei Biberach i. K. 1676 wird von einem „hoff im Mertzbach" gesprochen, 1719 aber heißt es wieder „im Erzbach staabs Bieberach"[60]. Ein ähnlicher Wechsel läßt sich nachweisen bei einer heute abgegangenen Siedlung in der Nähe von Durlach. Die älteste Form lautet Alterichesdorf (1110), dann folgen Eltrichesdorf 1295, zu Eltrichesdorffe 1341; zu Elterichsdorf 1349; in dem Meltrisdorff by Durlach 1381, in der zelgen die da heisset in dem Meltrihsdorf 1404; in dem Melterichsdorffe 1419, 1436; in dem Meltrichsdorff 1432, 1454; zelg Ellterhsdorf 1510; acker im Elterßdorf 1532 usw. Etwa 100 Jahre hat sich also die falsche Schreibung gehalten. Sie verschwand dann wieder; doch wird heute noch die Ödung als Meltrichsdorf verzeichnet[61].

[57] Ältere Belege bringt wieder Heilig a. a. O., 1906; 297/98 u. 1908; 229/30 z. B. achental (Wasenweiler, Breisgau), Machental (Wasenweiler); etweg 1409 (Wendlingen b. Freiburg) und metweg 1409; mattenberg 1409 (Waltershofen b. Freiburg) und attenberg 1409 (Güntherstal b. Freiburg), mettenberg 1528 (Waltershofen) und ettenberg 1528; ettenbach 1303 (Urloffen b. Offenburg) und mettenbach 1446 (Buchheim b. Freiburg) usw.

[58] Huber, a. a. O. 14, 21, 22.

[59] A. a. O. 65.

[60] Krieger, a. a. O. I, 53.

[61] Krieger, a. a. O. II, 168 und Zschr. f. d. Gesch. des Oberrheins XVIII, 357.

Digitized by Google

Am bekanntesten und häufigsten sind Formen wie Markacker, Mordacker, Mörderholz[62]. Die allgemeine und sicher richtige Erklärung dieser Flurnamen besagt, daß der eigentliche Name Artacker, Ortacker, Ortholz oder Ordensholz ist[63]. Im ersten Fall hätten wir es mit einer Art Doppelsetzung zu tun. In der Form „Ordensholz" wird man eine Bezeichnung für das Besitztum eines Ordens sehen dürfen, und in Ortacker, Ortholz hat sich das ahd. ort = Ecke, Spitze, Anfang, Ende[64] erhalten. Die Form „Ort" findet sich in Mittelbaden noch in verschiedener Verwendung. In einer Hildmannsfelder Rechnung von 1842 heißt es „Den Ort im Giebel der Kapelle eingemertelt"[65]. Der „Ortgang" ist ein bekannter Fachausdruck in der Sprache des Bauhandwerkers. Mit Ortspeck bezeichnet man den Randspeck. Das Ortstück oder die Ortgaß in den Reben ist das äußere Stück, das schwerer zu bearbeiten ist und deshalb meist vom Familienvater besorgt wird. Ortlaib nennt die Bäuerin den Grenzlaib, den ersten und den letzten Laib bei einer „Backet".

Wie stark das Volk bei der Entwicklung solcher Formen mit Angleichung der Präposition oder des Artikels beteiligt ist, läßt sich an Beispielen zeigen, bei denen die Beeinflussung durch Fremde ziemlich ausgeschlossen war. Im Steinacher Grundbuch steht ein Flurname „Artenberg"[66]. Auf der topographischen Karte ist er als „Adlerberg" eingetragen; 1575 finden wir „Artenberg", 1739 „am arthenberg", 1824 „am Artenberg"; doch bei allen sonstigen Einträgen im Unterpfandsbuch des 19. Jahrhunderts heißt das Gewann „Marterberg", und so benennt heute noch die Bevölkerung Steinachs den Teil des Artenberges, der gegen Welschensteinach zu liegt. Ganz ähnlich liegt der Fall bei den Steinacher Flurnamen Emlisbühl und Emlisacker. Diese amtlichen Formen lassen sich für Elmlisacker 1824 auch im Unterpfandsbuch nachweisen. Heute aber heißt der Acker im Volksmund „Melmisacker"[67]. Nachforschungen bei einer Flurbezeichnung „Traßen-

[62] Bei Zell-Weierbach (A. Offenburg) auch ein „Mörderloch".

[63] Schoof, der auch Malberg aus „am Almesberg" mit der Entwicklungsreihe Malmberg, Mallberg, Malberg erklärt, der Malchen auf ein „uf dem Algmand" zurückführt (uf dem Algmand, Algmen, Malgmen, dissimiliert Malgen, Malchen), und der sonst noch eine Reihe guter Belege bringt (K. Bl. 1917, 87 und 245 ff.), will auch hier Beziehungen zu Weide feststellen und erklärt, was sehr anzuzweifeln ist, bei Mordlage, Mordacker usw., den ersten Bestandteil der Zusammensetzung als ahd., mhd. muor = Sumpf, Moor oder als Moor < Mark = gemeine Mark, gemeinsamer Besitz von Wald und Weide (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1917, 230/31).

[64] „ort widar orte" heißt es im ahd. Hildebrandslied.

[65] Huber, a. a. O. 19, bei dem Flurnamen „Ortwinkel", der äußersten Spitze des Häslichwaldes. Hierher darf wohl auch der Waldname „Am Ortebrunnen" (Sasbachwalden) gestellt werden.

[66] Ähnliche Bezeichnungen b. Heilig, Ztschr. f. deutsche Mundarten 1906, 297. arenberg 1507 (Oberhof b. Villingen); ardackern 1466 (Bruchsal), artacker 1627 (Bruchsal), artweg 1346 (Gupf b. Lörrach).

[67] Vgl. noch W. Zimmermann, Beiträge zur Familien- und Flurnamenkunde aus Friesenheim, Die Ortenau XII, 159, wo neben den Formen „eßelshälde"; „hél in der eßelshalde" bei jüngeren Leuten sich die Bezeichnung „réßelshalde" findet.

Digitized by Google

halde" (Bühlertal) bestätigten die Vermutung einer Angleichung. Im schon genannten Lagerbuch des Amtes Bühl von 1597/99 ist folgender Eintrag „Item drei Steckhauffen in Fuchslöchern zwischen der Atzenhalden und Hanß Müllern gelegen."

Verschiedentlich scheint die Entwicklung aber gerade den umgekehrten Weg gegangen zu sein. Der anlautende Konsonant des Substantivs fiel weg, da man ihn als Bestandteil der vorausgehenden Präposition oder des Artikels angesehen hat. Dem heutigen Oppenau im Renchtal entsprechen die mittelalterlichen Bezeichnungen Noppenowe, Noppenau, Nopnow[68]. Der Zinken Ullerst (Gemeinde Hofstetten, A. Wolfach) wird im Volksmund „Im Ullerst" genannt. Er müßte aber eigentlich „im Mullerst" heißen. Denn die heutige Namensform geht auf mittelalterliches Muliers, Mullers zurück[69], wie es klarer erkennbar noch in dem Flurnamen „Milcherst", mundartlich „Mulierst", auf Gemarkung Sasbachwalden nachzuweisen ist. 1804 wird der Waldteil, um den es sich handelt, noch Mulierst genannt; daneben steht auch die Form „Melchert" und eine Bezeichnung Melgersmatt. In gleiche Richtung weisen die beiden Namen Urenkopf und Urenwald bei Haslach i. K. Diese Gebiete sind sehr quellenreich; es liegt dort u. a. auch der Haslacher „Kindlesbrunnen", „der heilige Brunnen". Die Kammhöhe des Urenkopfes ist ziemlich feucht. Der östliche Teil des Berges heißt auch Ried. Der Schluß liegt darum nahe, daß mit dem Urenwald ein sumpfiger Wald gemeint ist und es Murenwald, Murwald, Murenkopf heißen müßte. Tatsächlich bringen die Urkunden nur diese Formen: „Am Murenberg" 1567, und in einer Abschrift der gleichen Urkunde von 1658 statt Murenberg ein „Murenwaldt"; 1705 heißt es „Muren Wald", 1712 „im Muhren Wald". Dann ist der Name in amtlichen Quellen nicht mehr nachzuweisen[70].

Unklar, aber doch höchst auffällig ist die Sache bei dem Namen Maiwald. Der Maiwald, eine Stiftung der Herzogin Uta von Schauenburg, umfaßte etwa 5000 Morgen und war gemeinsamer Besitz des alten Kirchspieles Ulm und seiner Filialdörfer. 1811 wurde er aufgeteilt und allmählich größtenteils in Weide und Ackerland umgewandelt. Während nun in Urkunden, z. B. im Waldbrief von 1555 nur „Meywald" geschrieben wird, und auch heute noch die amtliche Bezeichnung „Maiwald" lautet, sagt die Bevölkerung (in Wagshurst z. B.) ganz deutlich „Eiwald". Es heißt „im Eiwald hets viel Löcher"; „henner schu g'mait im Eiwald" und auch „I gäh in d'r Eiwald". Selbst wo durch vorangehendes „m" eine gewisse Angleichung erfolgt, unterscheidet sich diese Form im Vokal (mehr nach dem „e" klingend) von dem Wort Mai[71].

[68] Krieger, a. a. O. II, 431.

[69] Krieger, a. a. O. II, 1240. Zur Erklärung von „Muliers" vgl. Baumann, Ztschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins, N. F. IV, 300 ff., muliers gehört zu dem von mollis abgeleiteten Worte mouliere und bedeutet „sumpfige Wiese".

[70] Nachforschungen stellte Reallehrer O. Göller, Haslach, an.

[71] Nachforschungen übernahm Fortbildungsschulhauptlehrer Falk, Kappelwindeck. Er weist u. a. noch darauf hin, daß man in Unzhurst z. B. für einen einzelnen Acker, der rings von Matten umgeben ist, die Bezeichnung „en Aier" hat. In Kappelwindeck, A. Bühl, nennt man einen Sonderling „en äje". Das

Digitized by Google

Auf den vorhergehenden Seiten ist gezeigt worden, wie Flurnamen vom Volk in der verschiedensten Weise verändert wurden. War dann einmal eine solche Umformung vorgenommen, so reizte der Name sehr oft erst recht zum Nachdenken. Man suchte sich seinen Ursprung zu erklären. Gewöhnlich sind solche Erklärungen sehr naiv. Man nimmt die absonderlichsten Ergebnisse hin, wenn sie nur der Vorstellungswelt des Bauern entsprechen und er in der Umwelt Ähnliches findet. Oft aber baut die Phantasie aus und kommt der Vorliebe des Volkes für das Geheimnisvolle, Gruselige, Absonderliche und Wunderbare entgegen. Kleine Geschichten entstehen und werden durch verwandte Erzählungen ergänzt und beeinflußt. Unklare Erinnerungen an geschichtliche Ereignisse spielen herein, Lesefrüchte werden verwertet, halb vergessene Überlieferung an örtliche Begebenheiten wacht wieder auf, urtümlicher Volksglaube und religiöse Vorstellungen vermischen sich damit, und das Ergebnis ist eine der zahlreichen Flurnamensagen.

Jede landschaftliche Sagensammlung enthält immer eine Reihe solcher Flurnamensagen. Ich kann mich deshalb hier darauf beschränken, ein paar typische Beispiele zu bringen, bei denen mir bis zu einem gewissen Grade die Möglichkeit gegeben war, den vermutlichen Gang der Entwicklung zu verfolgen[72].

Von dem vorhin genannten „Marterberg" wird heute folgendes erzählt:

Auf dem Marterberg ist ein eigentümlich geformter Kopf. Das „Heideschlößle" nennt man es. Dort liegen große Steinblöcke verstreut herum. An diesem Platz hausten früher Heiden. Diese haben die ersten Christen in dieser Gegend verfolgt. Sie sperrten sie in Fässer, die mit Nägeln beschlagen waren. Diese Fässer ließen sie den Berg herunterrollen, so daß die Christen unter großen Martern starben. Darum heißt der Berg auch „Marterberg"[73].

Zwei bzw. drei Dinge haben hier zusammengewirkt, daß diese Sage zustande kam: Der Name Marterberg, die seltsamen Felsgebilde auf diesem Berg und deren Benennung als „Heideschlößle". Schwer wird zu entscheiden sein, welche Vorstellung die andere hervorgebracht hat, und ob nicht beide sich gegenseitig beeinflußt haben. Alter wird aber doch wohl der

gleiche Mißverhältnis zwischen amtlicher und mundartlicher Form konnte ich in Steinach i. K. bei dem Flurnamen „Malacker" feststellen. Heißt dieser doch im Volksmund „elacker".

[72] Flurnamensagen sind z. B. in bekannten badischen Sammlungen bei B. Baader „Volkssagen aus dem Lande Baden ...", Karlsruhe 1851" (Baader I) u. a. die Nummern 30, 49, 66, 167, 180, 345, 346, 347, 352, 398, 406, bei B. Baader „Neugesammelte Volkssagen aus dem Lande Baden ...", Karlsruhe 1859 (Baader II), Nr. 56, 98; bei Künzig „Badische Sagen", Bd. 10, von Eichblatts „Deutscher Sagenschatz", Leipzig, 1923, N. 341—48; bei Künzig „Schwarzwaldsagen" in der Sammlung „Stammeskunde deutscher Landschaften", Jena, 1930 u. a. die Sagen S. 71, 145, 174, 190 ff., 206, 219, 222/23 (Sage vom Eselsbrunnen), 224, 263 ff., 280 ff., 287, 293, 294, 302, 316, 324, 326 ff.

[73] O. A. Müller, „Sagen aus Mittelbaden vor allem aus dem Bezirk Bühl". Christliches Familienblatt, Beilage zum „Acher- und Bühler Bote", 1925, Nr. 18ff., Sage Nr. 110.

Digitized by Google

Glaube sein, daß auf dem Artenberg ein Schloß, eine Burg der Heiden war. Und vielleicht steckt sogar darin eine uralte Erinnerung. Denn in Zeiten, als die Kinzig noch als Wildwasser floß, waren nur die Ränder des Tales, die Hänge, die Flußterrassen und niederen Bergkuppen besiedelt. An der Stelle, die man das „Heideschlößle" nennt, erhebt sich eine Quaderburg, einige Meter davon noch eine kleinere; außerdem liegen eine Anzahl Blöcke mit glatten Flächen herum. Eine ovale Vertiefung in der Nähe nennt das Volk „Wolfsgrube". Das Gebiet selbst war früher Ackerland (man beachte den Namen „Artenberg"). Heiden hatten also früher nach des Volkes Meinung hier gewohnt. Heiden sind aber in des Volkes Vorstellung grimmige Gegner der Christen gewesen. Manche christliche Legende weiß davon zu erzählen, und solche Märtyrergeschichten haften ja besonders gut in der Erinnerung. Die Phantasie wird rege, da auf dem Berge nicht nur ein Heideschlößle steht, sondern durch die gekennzeichneten Veränderungen allmählich noch der Name Martenberg, Marterberg entstand. Und so hat man sich dann obige Geschichte zur Erklärung der eigenartigen Gebilde und der beiden Namen erzählt. Die endgültige Fassung kann vielleicht jung sein.

Beziehungen zur Vorzeit sucht die Volkssage auch beim Namen „Heidebuckel" im Mooser Gemeindewald.

Die Gemarkung Moos (A. Bühl) ist ziemlich eben und liegt meistens tief. Im Gemeindewald aber sind einige Buckel. Man nennt diese Teile den „Heidebuckel". Dort wurde in alten Zeiten einmal von den Hunnen eine Schlacht geschlagen. Die gefallenen Krieger haben die Hunnen, die Heiden waren, an dieser Stelle beerdigt. Unter den Toten war auch ein Hunnenfürst. Er ist im größten Buckel in einem silbernen und einem goldenen Sarg begraben worden. Man hat schon gegraben, aber nichts gefunden. Vielleicht wurde er aber auch in den Scheidgraben versenkt, der in der Nähe vorbeifließt. Dessen Lauf soll schon mehrmals geändert worden sein[74].

Auch hier könnte man vage Erinnerungen an frühgeschichtliche Ereignisse annehmen. Doch zeigt die Sage zu typische Form, erinnert z. B. stark an die Sage vom „Hunnenfürst mit dem goldenen Kalb"[75], der im „Heidebuck" bei Schlatt begraben liegt. Vielleicht haben außerdem bei der neueren Fassung noch Schulerinnerungen an die Erzählung von Alarichs Begräbnis mitgewirkt.

Zu den schrecklichsten geschichtlichen Erinnerungen des Volkes gehören unbedingt die an die schlimmen Zeiten der Hungersnöte, die ja bis ins letzte Jahrhundert immer wieder in weiten Teilen Deutschlands wüteten. Sie blieben unvergessen bis zum heutigen Tag. Wo darum in Flurnamen die Möglichkeit einer Anknüpfung bestand, haben sich Sagen dieser Art gebildet. Man erzählt sich dabei meist, daß gewissenlose Leute die Not ihrer Mitmenschen ausgenützt, viele großen Reichtum dadurch erworben haben.

[74] J. Künzig „Schwarzwaldsagen", S. 264.

[75] B. Baader I, Nr. 11 und Künzig, Schwarzwaldsagen 263 und 264. Daß aber solche Sagen, die von vorgeschichtlichen und frühgeschichtlichen Dingen erzählen, manchmal doch nicht ganz ohne Hintergrund sind, zeigt K. Schumacher „Siedlungs- und Kulturgeschichte des Rheinlandes ... von der Urzeit bis zum Mittelalter", Bd. II, 326/27, wo er eine Reihe von Sagen mitteilt, die tatsächlich Erinnerungen an den Limes enthalten.

Digitized by Google

manchmal jedoch auch ein solcher Frevler nach dem Tode büßen mußte. Oft aber konnten in solchen Notzeiten selbst die Reichen ihren Reichtum nicht mehr verwerten und gaben für Lebensmittel ihr ganzes Hab und Gut. In dieser Weise werden z. B. die Flurnamen Hungerberg, Schneckenmatt, Brotacker, Saumagenacker gedeutet[76]. Als Beispiel folge die Sage vom „Laible" bei Villingen und vom „Grafenrain" bei Altschweier (Amt Bühl):

Im Süden der Stadt Villingen erhebt sich ein Hügel, der mit schönem Wald bedeckt ist. Den ganzen Wald soll einmal ein Villinger Bürger während einer schrecklichen Belagerung und Hungersnot um einen einzigen Laib Brot verkauft haben. Seither heißt jener Wald das „Laible" (Künzig, Schwarzwaldsagen, S. 287).

In Wirklichkeit handelt es sich um ein Grab aus der späteren Hallstattzeit mit vorzüglich erhaltenen Grabkammern. Die Erinnerung daran, wie auch an den Ursprung des Wortes — es steckt darin ein altgermanisches hlaiw = Grabhügel (ahd. hleo, hlewes) — war im Volk erloschen[77].

Am Grafenrain hat früher ein Graf gewohnt. Der war sehr reich und hat viel Gold gehabt. Da kam eine große Hungersnot. Bald hat er kein Brot mehr gehabt. Er kam zu den Bauern und hat sein Gold für Getreide angeboten. Die Bauern haben ihm aber nichts gegeben. Da hat er sein Gold vergraben und ist spurlos verschwunden. Seitdem spukt es am Grafenrain. (Mündlich.)

Eine besonders naive Namenerklärung — wahrscheinlich war ein Mann namens Graf (Familiennamen kommt in Bühl vor) Besitzer — wird vermischt mit geschichtlichen Erinnerungen (Hungersnot, Grafen; Burg Windeck grüßt herüber), mit dem weitverbreiteten Motiv vom vergrabenen Schatz und urtümlichem Volksglauben (wahrscheinlich geisternde Lichter; die Gegend beim Grafenrain ist feucht).

Sehr oft begnügt man sich bei Flurnamensagen nicht mit allgemeinen Andeutungen, sondern gibt Zeit und Ereignis (Schwedenzeit; 1817, 1848) genau an und will manchmal sogar die Namen der handelnden Personen wissen. (Adlerwirt, Familie von Dornbluth); so auch in der Sage von der Entstehung des Namens Schillenbühn (in Kappelwindeck):

In den Napoleonischen Kriegen merkten die klugen Fremersberger Mönche, daß sie ihr Gut verlieren würden. Sie schlossen deshalb mit dem Rebmann Egler,

[76] Hungerberg bei Baden-Baden: In den 48er Jahren für 3 Laib Brot verkauft. (O. A. Müller, „Nachtrag zu den Sagen aus Mittelbaden, Christliches Familienblatt, 1925, Nr. 35 ff., Sage Nr. 124.) Hungerberg und Schnekkenmatt bei Gengenbach: die alte Adelsfamilie der Dornbluth muß in einer schrecklichen Hungersnot mehrere Acker für geringe Mengen Mehl und eine große Wiese für einen Scheffel Schnecken abgeben (Künzig, Schwarzwaldsagen, 326). Die „Brotackere" bei Steinach i. K.: Adlerwirt kauft Acker für einen Laib Brot oder dessen Geldwert. Saumagenacker bei Adelsheim: Metzger hat im Hungerjahr 1817 einen Acker für einen Saumagen erworben; muß dort umgehen. (G. Graef, „Die Flurnamen von Adelsheim", Fränkische Blätter, 1921; 3., 4. August.)

[77] Vgl. Revellio, „Aus dem Kapitel der Denkmalpflege der vor- und frühgeschichtlichen Altertümer", Mein Heimatland, 12, 92/93. Er weist noch auf das Gewann „Laible" bei Hochemmingen, auf die alemannischen Friedhöfe in den Gewannen „Laibern", „Schmalenlaibern" bei Bräunlingen und die Flurnamen „Leibern" bei Mundelfingen und Neidingen hin.

Digitized by Google

der als armer Wanderbursche ins Dorf gekommen war, einen Vertrag ab und setzten als Kaufpreis für das ganze Gelände einen Schilling ein. Es war ja nur ein Scheinkauf. Seitdem heißt die „Bühnd" Schillenbühn. Egler erbaute sich auf der Bühnd ein Haus, das sogenannte Mitzelsche Haus, und seine Familie wurde später neben der Familie Fischer die reichste im Dorf. (Mündlich.)

Das in der Sage genannte Gelände war mit noch anderen Flurteilen tatsächlich ein Rebgut des Klosters Fremersberg gewesen. Der letzte Verwalter hieß Egler. Er war ein Österreicher und war beim Bau der Kirche (1757—63) von Rastatt nach K. gekommen. Das alte Rebhaus ist das heutige Gasthaus zum Weinberg. Die Mutter des verstorbenen Weinbergwirtes war eine geborene Egler. Aus diesen Tatsachen, den geschichtlichen Ereignissen (Wegnahme des kirchlichen Besitzes in der Zeit der Säkularisierung) und dem heute nicht mehr verständlichen Flurnamen hat das Volk die obige Sage gebildet. Der Flurname kommt aber schon vor der Säkularisierung vor (im Unterpfandsbuch vom Jahre 1801 „ein halb jüch acker in der Schüler Bühnd") und heißt in späteren Erwähnungen (etwa 12mal), z. B. 1809 „Schüllenbün"; 1827 „Schillenbühnd". Im Volksmund spricht man von der „Schülle— oder Schüttebünd". Die Erklärung des Namens wird wahrscheinlich in einem Besitzernamen Schüly, Schülle, Schuler usw. zu suchen sein. Man will sich auch noch an eine reiche Familie Schilli erinnern, die früher in Kappelwindeck wohnte. Als Besitzer eines Grundstückes auf der Erlenmatt (Grundstück Nr. 4995) ist 1827 ein Schüle aus Bühlertal (Nachbargemeinde) eingetragen[78].

Und zum Schluß dieses Abschnittes noch eine Sage, in der harmlose Flurnamen Anlaß gaben zu einer gruseligen Geschichte mit entsprechender Moral, wie sie das Volk besonders liebt:

Der Teufel holt die Braut.

In einem Bergwäldchen bei Wölchingen versprachen ein Bursch und ein Mädchen aus diesem Dorfe sich wechselseitig die Ehe mit dem Schwur: dasjenige von beiden, welches sein Wort breche und ein anderes heurathe, solle am Hochzeitstag hier vom Teufel zerrissen werden. Trotz dieses Versprechens nahm das Mädchen später einen Anderen, wobei das Hochzeitsfest in einer Scheuer gefeiert wurde. Bei demselben fand sich auch ein stattlicher Jäger ein, den niemand kannte, und welcher, wie jeder Gast zu thun pflegte, mit der Braut drei Ehrentänze machte. Am Ende des dritten zog er sie aus der Scheuer und aus dem Dorf mit sich den Berg hinauf, und als die übrigen Hochzeitsleute, welche anfänglich die Sache für einen Scherz hielten, ihm nachsetzten, waren beide nicht mehr zu sehen. Von Arbeitern auf dem Feld erfuhren sie dann, daß der Jäger mit dem Mädchen in das Bergwäldchen verschwunden sei; sie eilten dahin und fanden zu ihrem großen Schrecken die Kleider und den Kranz der Braut in Stücke zerrissen und teils auf dem Boden zerstreut, teils an den Bäumen umherhängen; von ihr selbst aber, die ohne Zweifel auch vom Teufel zerrissen worden, war nichts mehr zu sehen. Andere erzählen:

Die Kleider des Mädchens hätten unverletzt an einem Busch gehangen, und dabei sorgfältig in ein Halstuch gewickelt der Ring, den sie von ihrem früheren Geliebten hatte, und worin dessen Namen stand. Von dieser Geschichte heißt der

[78] Nachforschungen stellte Fortbildungsschulhauptl. Falk, Kappelwindeck, an.

Digitized by Google

Berg Reißberg, das Wäldchen Reißhölzchen, und der Weg, welchen der Böse mit der Braut dahin eingeschlagen, „hölliſches Weglein“[79].

Die Sage iſt jetzt noch volksläufig. Die Hochzeit ſoll nach der heutigen Faſſung in der Wirtſchaft zur „Kanne“ ſtattgefunden haben. Noch heute kennt man das „Reißholz“. Es iſt der Gemeindewald auf dem „Reißberg“. Dieſer Berg ſei immer bewaldet geweſen. Eine Familie Ries war zwar früher in Wölchingen anſäſſig, doch wird bei dem Flurnamen eher an eine Tautologie zu denken ſein (mhd. rîs, rîz = Reis, Zweig, Baum, Stange, Gebüſch). Ein Verbindungsweg zum „Reißholz“ heißt das „Hölliſche Weglein“ (mundartlich „hellſches Weglein“), das früher wohl durch das Waſſer ausgewaſchen war und eine Art Hohle bildete. Durch den Bahnbau ſind im letzten Jahrhundert allerdings Veränderungen an dem früheren Hohlweg eingetreten. Familien namens Höll, Hell, Held, Hölſcher uſw. gab es in Wölchingen auch früher nicht. Es wird alſo von der ganzen ſchrecklichen Geſchichte an Tatſächlichem wohl nichts übrig bleiben als ein Hohlweg, der als Hohle an und für ſich ſchon unheimlich und aus irgend welchen, heute nicht mehr feſtſtellbaren Gründen verrufen war. Nun führte er noch zu einem „Reißholz“, deſſen Name vom Volk recht konkret und grauſig gedeutet wurde, und bald ſetzte die Phantaſie ein, und es ergab ſich nun eine der zahlreichen Teufelsſagen[80]. An einen tatſächlichen Mord an einem Mädchen braucht man dabei gar nicht zu denken, obgleich natürlich einmal eine ſolche Untat den letzten Anſtoß zur Sagenbildung gegeben haben könnte.

Wertvolle Helfer können Flurnamen auch ſein bei Unterſuchungen über Sitte und Brauch, vor allem bei der Feſtſtellung des Verbreitungsgebietes von ſterbenden oder ausgeſtorbenen Gebräuchen. Ich greife als Beiſpiel das Scheibenſchlagen heraus. Gewöhnlich am Sonntag nach Faſtnacht wurden von jungen Burſchen Scheiben geſchlagen. In Baden geſchieht dies oder geſchah es noch bis in die letzten Jahre ziemlich allgemein ſüdlich der Dreiſam (z. B. Birkendorf, Todtmoos, Schluchſee, Wehr als „Vorfaſnet“, Grenzach, Lörracher Gegend, Markgräflerland). Im Gebiet zwiſchen Dreiſam und Kinzig läßt die Dichtigkeit der Belege nach, auch iſt ſeit der letzten Übung der Sitte oft ein größerer Zeitraum verſtrichen[81]. Nördlich der Kinzig iſt nur noch vereinzelt die Erinnerung an

[79] Baader I, Nr. 370. Teilweiſe in der Sprache vereinfacht, aber ſonſt ziemlich wörtlich unter dem Titel „Das Reißholz“ bei K. Hofmann, „Die Sagen des badiſchen Frankenlandes, Buchen, 1912, 61.

[80] Flurnamenſagen, die an Örtlichkeiten mit der Bezeichnung „Teufel“ anknüpfen, finden wir oft. Bei Baader neben früher ſchon genannten z. B. noch Baader I, Nr. 8, 87, 53, 129, 159, 484. Sagen, in denen der Teufel eine Rolle ſpielt, u. a. Baader I, Nr. 46, 236, 239, 317, 487. Ein beliebtes Motiv in Flurnamenſagen iſt auch die Benennung einer Örtlichkeit zur Erinnerung an die Rettung durch Tiere, z. B. „Bienleinstor“ (Durlach) durch Bienen, „Muggenſturm“ (Baader I, Nr. 173) durch Bienen; (Sage nach Künzig, Schwarzwaldſagen, 367, ſchon bei Klüber „Beſchreibung von Baden bei Raſtatt und Umgebung“ 1810 zu finden). „Der Gänsberg“ durch Gänſe (Baader I, Nr. 325); „Katze vertreibt Feinde“ (Baader I, Nr. 480).

[81] Bei Emmendingen und am Kaiſerſtuhl teilweiſe heute noch geübt, bei Ettenheimweiler bis zum Weltkrieg.

Digitized by Google

das Scheibenschlagen im Volk erhalten[82]. Da aber die Örtlichkeiten, wo Scheiben geschlagen werden oder nachweislich geschlagen wurden, meist entsprechend bezeichnet sind, kann man darnach seine Schlüsse ziehen für die Gegenden, in denen nichts mehr über diese Sitte bekannt ist, die aber entsprechende Flurnamen aufweisen[83]. Vorsicht ist allerdings bei solchen Deutungen immer geboten, da manchmal das mundartlich geformte Wort nur scheinbar in sprachlichem Zusammenhang mit Scheibe steht, oder, selbst wenn der Ausdruck wirklich „Scheibe" heißt, nicht die beim Scheibenschlagen verwendeten Scheiben gemeint sind[84].

Vorsicht ist nach dem schon früher Gesagten wohl auch bei den Flurnamen Maiwald, Maibühl, Maiacker am Platze — solche Stellen werden ja gewöhnlich als Festplätze[85] angesprochen —, noch mehr Vorsicht bei den Bezeichnungen „Tanzplatz". Gar oft sind dies nicht Tanzplätze der Menschen[86], sondern der Tiere, Plätze, wo das Hochwild[87], aber auch anderes Getier sein Liebesspiel spielt. Der „Tanzplatz" bei Hundsbach (Amt Bühl) liegt unweit des Gewannes „Balzgänger". An beiden Stellen gibt es noch Auerhähne, deren Liebesspiel man im Volksmund balzen oder tanzen nennt.

Ein „Hexentanzplatz" dagegen verdankt seinen Namen meist dem Glauben des Volkes an Hexenzusammenkünfte[88]. Und selbst, wenn teilweise Umdeutungen anderer Namen später vorgenommen worden sein

[82] Steinach i. K. bis 1868. Oberharmersbach bis zum Weltkrieg am „Lebderlessunntig"; bei Lautenbach im Renchtal bis etwa 1868; im Sohlberggebiet (Simmersbacher Eck; zwischen Rench- und Achertal) bis in die letzten Jahre.

[83] Scheiben wurden nachweislich geschlagen auf dem „Scheibenfelsen" bei Menzenschwand (Künzig, Schwarzwaldsagen, 336), beim „Schiwebuck" (bei Ruine Limburg, Kaiserstuhl), auf dem „Schiwenberg" (Friesenheim, vgl. Die Ortenau, XII, 163), dem „Schiweköpfle" auf dem Simmersbacher Eck (Sohlberggebiet), dem „Scheibenköpfle" (Lautenbach), am „Schaibenrain" (Oos-Winden). Darnach wäre zu beachten „schaibenrain" 1585 (Gutmadingen), Scheibenbühl (Kirnbach und Bollenbach i. K.), Schiebbühl (bei Gutach), Schibuckel (Bühlertal), Schibenbuckel 1772 (Neusatz), Scheibenstraße (Baden-Baden), Scheibhalde (Sulz b. Lahr), Scheibenberg (Oberweier bei Lahr).

[84] Zink, a. a. O. 52, versteht unter Scheibe das Flachrunde und Kugelrunde; pfälz. keelscheib = Kegelkugel; scheibele = kugeln. Beispiele: Die Scheib = erhöhte, runde Wiese; Scheibenhardt = Waldweide auf der Scheibe; Scheibenkopf. Hierher gehört dann wohl der Flurname „im schibelechten feld", 1406, Schutterwald (Ruppert, Geschichte der Mortenau I, 448) oder in der Grenzbeschreibung des Gerichtsstabes Bühl von 1598 „der gebrant oberhalb dem Scheiben Aeckherlin. (Altschweier.) Beachte auch in der Aussprache ein schibuckel; 1772 Scheibenbuckel (Neusatz), wo der örtlichen Lage nach höchstwahrscheinlich Scheiben geschlagen wurden, und schibüüch (Bühlertal) = Schönbüch.

[85] Buck, 170; Vollmann, 55; Keinath 79.

[86] Buck 276, Vollmann 55, Keinath 78.

[87] In der Umgebung von Bühl z. B. sagt man von einem dabei zertrampelten, „vertanzten" Fleck: „des isch e Tanzplatz".

[88] Hexentanzplatz z. B. bei Greffern und Hundsbach; vgl. auch die Sagen bei Künzig, Schwarzwaldsagen, 7/9. Der große Hexentanzplatz ist der Kandel. Dazu vergleiche Buck, 109; Schoof, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, 1917, 228.

Digitized by Google

sollten, zeigen solche Veränderungen eben an, wie tief diese alten Vorstellungen noch im Volke wurzeln. In gleicher Weise gilt dies für Gewannbezeichnungen mit Teufel— und Engel—, obgleich diese oft nicht wegen der Eigenart der Örtlichkeit so genannt wurden, sondern weil ihr Besitzer so hieß oder sein Name doch die Möglichkeit für eine solche Umdeutung bot[89].

Uralter Volksglaube steckt weiter in dem Namen „Kindlesbrunnen", ebenso in den Bezeichnungen Heiligen—, Maien— und Osterbrunnen, die meist Beziehungen zu altem Brauchtum haben. Schoof[90] möchte zwar die Form heilig = aus volkstümlichem hilig, hilg = haldig erklären, und bei manchen anderen Zusammensetzungen mit heilig— (heiligenacker) ist ein Kirchenheiliger, ein Kirchenpatron gemeint, dessen Kirche das betreffende Flurstück gehört[91].

Wenig beachtet wurden bis heute die Wechselbeziehungen zwischen Flurnamensammlung und einem anderen Sondergebiet der Volkskunde, der Bildstockforschung, vor allem aber der Steinkreuzforschung. Bezeichnungen wie „beim, am Bildstöckle", „Bildstöckleacker" usw. zeigen an, daß hier ein Bildstock früher stand, auch wenn er heute verschwunden ist oder durch ein Kruzifix ersetzt wurde. Alte Flurbezeichnungen dieser Art lassen erkennen, daß moderne Bildstöcke öfters an Stelle eines viel älteren stehen[92]. In gleicher Weise werden Gewannamen wie „Kreuzsattel, am Kreuz, Kreuzacker" usw. die Möglichkeit geben, auch verschwundene Steinkreuze festzustellen. Die restlose Erfassung aber all dieser besonders alten Zeichen ist aus verschiedenen Gründen von Bedeutung. Vor allem kann der Flurnamensammler zur Lösung manches Rätsels, zur Klärung mancher Streitfrage (z. B. Grenzkreuz oder Sühnekreuz, Mordkreuz) auf diesem Gebiet beitragen.

Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß zahlreiche Beziehungen zwischen der Flurnamenforschung und den einzelnen Teilgebieten der Volkskunde bestehen. Verschiedenartig wie diese Beziehungen sind auch die Fra-

[89] Engelschwand bei Waldshut (1281 Alloswende), Engelswies bei Meßkirch (817 Ingolteswiz; 1356 Ingolswis; 1427 Ingelswis; vgl. Krieger I, 515). Flurnamen in Bühlertal: Engelspiel, die Engelsbach, Engelsfelsen, Engelsbosch, Engelsberg. Familiennamen Engel in Bühlertal sehr verbreitet, z. B. Besitzer der Engelsmühle. „s'Teifelsbruck" (Friesenheim) geht auf den Familiennamen Teufel zurück. Alte Bezeichnungen mit Engel— und Teufel— bei Heilig, a. a. O., 1907, S. 47, 1910, S. 230, 1906, S. 26. Oft ergibt sich vielleicht auch eine ähnliche Wechselbeziehung zwischen Engel und Teufel wie zwischen Himmelreich und Hölle. (Engels— und Teufelskanzel, vgl. auch die verschiedenen Sagen mit diesem Motiv.)

[90] Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, 1917, 231.

[91] Die „helgeackere" Steinach i. K., 1632 „helgenagger"; in den Pfarrbüchern des 18. Jahrh. als Pfarrgut „heilige äcker"; 1739 „die heiligen Acker genannt". „Kindlesbrunnen" sind zahlreich, z. B. Neusatz, Kappelwindeck, Neuweier (Amt Bühl), Zusenhofen, Friesenheim, Lichtenau usw. Kindlesgumpen (Völkersbach). Vgl. auch E. H. Meyer, Bad. Volksleben, 8 ff.

[92] „Bildstöckleacker" (Steinach i. K.) schon im 18. Jahrh. genannt. Heute steht ein modernes Kruzifix dort. „Beim Bildstöckle" 1785 (Gutmadingen; siehe Baader, a. a. O., 15) stand früher ein Bildstock usw.

Digitized by Google

gen, die bei der Beschäftigung mit diesen Teilgebieten der Volkskunde sich ergeben, Fragen, die teilweise noch ungelöst sind und auch kaum vom Schreibtisch aus, allein nach Maßgabe der Sprachgesetze ohne Berücksichtigung der jeweiligen besonderen Verhältnisse gelöst werden können. Denn manchmal mag eine Erklärung sprachlich richtig sein. Sie scheint auch Allgemeingültigkeit zu haben, und doch ist sie bei Nachprüfung im Einzelfall falsch[93]. Darum müssen neben Arbeiten, die Richtlinien geben, und neben Flurnamenbüchern besonders die Einzeluntersuchungen gefördert werden, muß stärker noch als bisher die restlose Erfassung aller Flurnamen in einheitlich angelegten, genau gearbeiteten örtlichen Sammlungen angestrebt werden. Dies ist die dringendste Arbeit auf diesem Teilgebiet der Volkskunde. Erst wenn sie gewissenhaft erledigt ist, können die Flurnamen nutzbringend für die übrigen Gebiete der Volkskunde wirken.

[93] In Steinach i. K. wird eine Matte amtlich „Harrandsmatt" genannt, und in dieser Form ist sie schon 1824 im Unterpfandsbuch verzeichnet. Die volkstümliche Bezeichnung „horetsmatt", wie auch die meisten anderen urkundlichen Belege (Haretsmatte 1768, Horathsmatte 1632, daneben allerdings auch einmal Harants Mathen), wiesen auf eine „Harreezmatte" hin, die nach den örtlichen Verhältnissen als Matte zum Reezen (Faulmachen des Hanfs oder Flachses) angesprochen werden darf (ahd. haro, haru = Flachs). Obgleich eine solche Erklärung auch sprachlich kaum anfechtbar wäre, ist sie in unserem Fall doch falsch. Durch Zufall fand ich in einem Verkaufsprotokoll des 17. Jahrhunderts „Horrets Erben", und 1575 wurden als Pächter der Matte ein Jakob Vogel und Georg Haret genannt. Die Matte wurde also zweifellos nicht nach ihrer Bestimmung, sondern nach ihrem Besitzer benannt.

Abzählreime aus Heinstetten, Amt Meßkirch.

1. Eins zwei drei, nickenackenei, nickenackenuß, und du bisch duß (draußen).
2. In dem Tintenfaß wohnt ein kleiner Herr, er fragt, in welcher Farb du bist? „rot". Hast du Rot an dir, so zeig es mir.
3. Es ruuzelt jemand 's Bergle nab, 's ist der Herr Professor. Wieviel Apfel hat er gfresse? (Zahl antworten.)
4. Im Wald stehen Buchen, und du mußt suchen.
5. Gefunden, gestohlen, gebettelt, gekauft.
6. Seide Samt Putzlappen.
7. Die da duß, und du bisch duß.
8. Oder man zählt einfach die Knöpfe ab, die ein Kind am Kleid oder an der Schürze hat.
9. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, auf der Landstraße Numero sieben.
   auf der Landstraße Numero acht, hat der Storch ein Kind gebracht.
   Wie soll es heißen? Anna Maria Rumpelkasten.
   Wer soll die Windeln waschen, ich oder du?
   's Müllers Kuh, 's Müllers Esel und des bisch du.

Rötenbach. Elisabeth Walter.

Digitized by Google

Der kultur- und volkskundliche Wert des tridentinischen Pfarrbuchs.

Von Professor Andreas Ludwig Veit in Freiburg i. Br.

Viel Zeit nimmt die ordnungsgemäße Führung der Pfarrmatrikel in den großen Pfarreien in Anspruch. Selbst wenn die Pfarrer in großen Seelsorgebezirken die Eintragung während des Jahres selber besorgen, so haben doch die Kapläne in der Regel das Vergnügen, jeweils am Jahresende die üblichen „Elenchen", das sind die Auszüge oder Abschriften aus den Registern anzufertigen. Die Auszüge gehen an die Ordinariate. Wir werden hören, seit wann diese Einrichtung in der deutschen Kirche besteht.

Eine geordnete Buchhaltung erleichtert den Haushalt. Dies gilt auch von der Ökonomie der geistlichen Institute, seien es Stifter, Klöster, Kirchen oder Pfarreien, deren jede Träger des Rechts sein konnte. Selbst Altäre waren „erwerbsfähig" und hatten ihre eigene Rechnungsstellung[1]. Lange bevor die Kirche zu größerem Besitz gelangte, hatte sie ihre „Matricularii" in der Person jener Armen, die ihrer Matrikel oder auch ihrem Kanon eingeschrieben waren, woraus sich für sie die Pflicht ergab, für diese „Immatrikulierten" zu sorgen. Aus diesem Geist wünschte Karl der Große, daß jeder Gläubige, der ein besonderes Benefizium hatte oder eine eigene Haushaltung führte, „seinen" Armen ernähre und zwar so, daß dieser nicht genötigt sei, zu betteln[2]. Aus Gründen, die hier nicht näher zu erörtern sind, war dieser Zustand nicht von Dauer. Ob die Stiftung besonderer Armenanstalten und Armenspenden dazu beigetragen hat, die Armenmatrikeln bei den Kirchen zu beseitigen, tut nichts zur Sache. Die Fürsorge für Arme und Kranke ging teils an städtische Körperschaften, teils an Bruderschaften über. Wer diesen Gang, den die private Fürsorge nahm, im Auge behält, wird sich schwerlich hinreißen lassen, der Kirche etwa vorzuwerfen, sie habe sich in ihrer Matrikelführung mit Vorliebe nur mit jenen Verstorbenen beschäftigt, die ihr etwas zubrachten, und nur diese seien in den Seelbüchern, Nekrologien, Personenregistern usw. gebucht worden, während die anderen als nicht existierend angesehen worden seien[3]. Selbstredend mußten Wohltäter und Stifter verzeichnet werden, schon aus rein rechnerischer Rücksicht, damit der Verteilungsschlüssel aus den Erträgnissen der Stiftung, die doch den Namen des Wohltäters hatte, gewahrt werden konnte. Diejenigen, die nicht in der Lage waren, zu stiften, wurden

[1] Zur Geschichte der kirchlichen Rechnungsablage siehe Geschichtsblätter für die mittelrheinischen Bistümer I, Mainz, 1883/84, 150 ff.

[2] Zitiert bei Jos. Anton Steiner, Acta selecta ecclesiae Augustanae. Augsburg. 1785, pag. 10 der Praefatio.

[3] Korrespondenzblatt des Gesamtvereins deutscher Geschichts- und Altertumsvereine, 1894, S. 143.

Digitized by Google

von der Kirche genau so behandelt, wie Wohltäter. Für jedes verstorbene Glied der Pfarr- oder Stiftsgemeinschaft wurden die Exequien gehalten. Da gab es in der Kirche keinen Unterschied der Person. Ausdrücklich bestimmen die Kirchenordnungen, daß die Spendung der Sakramente an Arme gratis geschehe.

Immer hat es in der Kirche Seelsorger gegeben, welche die Zu- und Abgänge in ihren Pfarreien verzeichneten, wie sie auch pfarramtlich wichtige Aufzeichnungen machten. Doch eine allgemein-kirchliche Verfügung, daß Register etwa im Stil der neuzeitlichen Zivilstandsregister geführt werden müßten, ist vor dem Konzil von Trient nicht nachweisbar. Darum war es gar nicht einfach, urkundliche Nachweise über Taufe und Eheschließung beizubringen. In vielen Fällen wurde der Mangel einer Urkunde ersetzt durch das Zeugnis der Sippe, das heißt in der Form, daß vier glaubwürdige Männer des Ortes oder Glieder der Familie an Eides Statt bezeugten, daß der N. N. ehelich geboren und zur Taufe in die Kirche getragen worden sei oder daß die N. N. und N. N. vor ihnen die Ehe eingegangen hätten.

Da die Kirche die Eheschließung, sofern sie vor Zeugen, auch außerhalb der Kirche, vor sich ging, als sakramental geschlossen anerkannte und da von dieser Form sehr viel Gebrauch gemacht wurde, war die Eheschließung der urkundlichen Behandlung durch die Pfarrer lange Zeit und weithin entzogen, aber immerhin war sie durch Zeugen beweisbar. Nicht so die sog. klandestinen oder heimlichen Ehen, die ohne Zeugen geschlossen wurden. Wie stand es um den Nachweis ehelicher Geburt der Nachkommenschaft, wenn diese „Eheleute" nachher erklärten, sie hätten sich nur ein Versprechen „de futuro", aber keines „de praesenti" gegeben, so daß keine Ehe vorläge und sie dann auseinandergingen?

Da tat das Konzil von Trient den entscheidenden Schritt, daß es, um der Rechtsunsicherheit ein Ende zu bereiten, für die gültige Eheschließung unter Katholiken eine bestimmte Form und zwar die Trauung durch den zuständigen Pfarrer in Gegenwart von zwei dazu berufenen Zeugen anordnete. Eine Folge aus dieser Anordnung war das Dekret, daß die Pfarrer Protokoll führen über die vor ihnen stattgehabten Trauungen, damit die Gültigkeit der Ehe jederzeit urkundenmäßig bewiesen werden könne. Hier ist der Ursprung der Trauregister im modernen Sinn gegeben: „Habeat parochus, sagt das Konzil, librum, in quo conjugum et testium nomina diemque et locum contracti matrimonii describat, quem diligenter apud se custodiat."

Auch das zweite Konzildekret, das eine Buchführung verfügte, stand in Beziehung zur Ehe, da die Kirche Ehen zwischen den Personen der geistlichen Verwandtschaft von alters her verbot. Um diese Verwandtschaft erweisen zu können, ordnete das Konzil die Führung der Taufregister an: „parochus in libro nomina baptizati et illius patris et matris et patrini describat."

Die berühmt gewordene 24. Sitzung des Konzils vom 11. November 1563 kam dann noch auf die aus der Firmung sich ergebende geistliche Verwandtschaft zurück, aber sie bestimmte nichts über die Aufnahme von

Digitized by Google

Firmungsverzeichnissen. Erst das Rituale Romanum von 1614[4] ordnete, allerdings im Geist der tridentinischen Reform, auch die Führung von Firm- und Sterberegistern an, so daß von da an vier Matrikeln geführt werden sollten: ein Taufbuch bei den Kirchen, wo getauft wurde, ein Firmungsbuch, wo die Firmung gespendet wurde, sodann ein Ehe- und ein Totenregister. Für die Führung der Register schrieb die Form, die das Rituale mitgab, vor, daß nicht nur die Namen der Personen, sondern auch der Familien aufgezeichnet werden müßten. Diese Bestimmung sollte wohl die Anlage des fünften von der Kirche geforderten Buches, des „Liber status animarum" erleichtern. Das neue „Pfarr-Familienbuch" ist natürlich von dem „Liber animarum" (Pfarr-, Stiftungs- oder Seelbuch) streng zu unterscheiden. Wenn Armin Tille in seinem aufschlußreichen Aufsatz über Tauf-, Trau- und Sterberegister am Niederrhein sagt, daß der „Liber status animarum" wohl in den meisten Pfarreien nicht in Angriff genommen worden sei und daß nur ganz vereinzelt sich Listen der Gemeindeglieder aus irgendeinem Jahr vorfänden[5], so darf dieses Urteil unbedenklich auch auf andere deutsche Territorien und Sprengel ausgedehnt werden. Nicht einmal die Tauf-, Trau- und Sterberegister wurden damals Zug um Zug aufgenommen.

Um die Jahrhundertwende vom 18. zum 19. Jahrhundert wird als Besonderheit verzeichnet, daß ein Pfarrer im bayerischen Allgäu ein Familienbuch angelegt hatte, indes die Einrichtung des Pfarr-Familienbuchs im Württembergischen als allgemein eingeführt bezeichnet wird. Christoph von Schmid, der für seine Zeit vielgelesene Volksschriftsteller, dem wir diese Nachricht verdanken, ist von der Brauchbarkeit gerade dieses Buchs entzückt. Er schreibt: „Es erspart viele Mühe, Zeit und langes Aufsuchen. Wenn z. B. ein Taufschein verlangt wurde, so durfte man nur das Familienbuch und das Taufregister aufschlagen und konnte ihn augenblicklich ausstellen. Auch war es bei Eheverlobungen sehr leicht zu finden, ob wegen Verwandtschaften etwa ein Ehehindernis stattfinde. Auch ein Stammbaum, der hie und da wegen Erbschaften vom weltlichen Arm (= weltliche Obrigkeit) gefordert wurde, war leicht zu verfassen. Ich fand ein solches Familienbuch nur in Württemberg, wo ich nach vielen Jahren Pfarrer geworden, eingeführt, und es leistete mir sehr gute Dienste[5]."

Für die Bedeutung einer geordneten pfarrlichen Buchführung spricht der Umstand, daß die neuen religiösen Gemeinschaften des 16. Jahrhunderts der Registerführung größte Beachtung schenkten, ja in der Durchführung sogar der alten Kirche vorausgeeilt sind. Bei ihnen stand wie bei der Kirche die junge kirchliche Statistik im Dienst des Ringens um

[4] Von Papst Paul V. veröffentlicht. Eine neue und verbesserte Auflage besorgte Benedikt XIV., 1752.

[5] Christoph von Schmid, Erinnerungen aus meinem Leben. Herausgegeben von Albert Werfer. 3 Bände. Augsburg, Wolfs Buchhandlung, 1855. III, 107. Schmid erzählt darin von seiner Anstellung als Kaplan in Seeg im Allgäu. Pfarrer war Feneberg.

[6] Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein, 63. Heft, Köln, 1896, S. 177 bis 196.

Digitized by Google

den kirchlichen Raum. Es ist ferner nicht so, daß das Konzil von Trient selbst auf katholischer Seite die Führung in dieser Sache gehabt habe. Endlos und uralt sind die Beschwerden und Klagen, die gerade aus Deutschland über das Überhandnehmen der heimlichen Ehen erhoben worden sind. Noch einmal zusammengefaßt trat die Klage vor das Konzil[7].

In den Synodalstatuten des Bischofs Valentin von Hildesheim (1539) wird den Geistlichen ernst ans Herz gelegt, die Taufmatrikel gewissenhaft zu führen, damit das Ehehindernis der geistlichen Verwandtschaft leicht festgestellt werden könne. Die Führung einer besonderen Firmungsmatrikel wird zwar noch nicht angeordnet; doch sollen die Geistlichen die Gläubigen ermahnen, daß sie zur Firmung Zeugen mitnehmen, die über die Firmung selbst und die Firmpaten Zeugnis ablegen könnten. Das Verbot der klandestinen Ehen wird erneuert. Von der Führung eines Trauungsregisters ist jedoch keine Rede, womit nicht gesagt sein soll, daß Aufzeichnungen dieser Art nicht gemacht worden sind[8]. Die dreimalige Ausrufung der Brautpaare vor der Eheschließung setzt Notizen zum Zweck der öffentlichen Bekanntgabe geradezu voraus, doch pfarramtlich waren sie noch nicht.

Auf der Diözesansynode zu Augsburg vom Jahre 1548 wird die Führung eines Registers über Taufen, Eheschließung, Erfüllung der Osterpflicht und Begräbnis mit der bezeichnenden Wendung begründet: „Haec enim diligentia cum ad multa utilis tum vero ad haec praecipue, ut pastoribus ovium suarum ratio melius constet[9].“ Hier tritt bereits jener höhere Zweck der Buchführung hervor, den das Konzil von Trient später dem „Liber status animarum“ zuweisen wollte, der aber nicht in die Wirklichkeit umgesetzt wurde. Die Augsburger Abordnung auf dem Mainzer Provinzialkonzil vom Mai 1549 kam dann auf die Notwendigkeit zurück, den Seelsorgern die zuverlässigste Führung der Eheregister anzuempfehlen. Über die schweren Schädigungen, die der gesellschaftlichen Ordnung aus dem Unfug der heimlichen Eheschließung erwuchs, war man sich überall da, wo man eine Reform der Kirche von innen heraus wünschte und ersehnte, einig. Noch ehe das Konzil von Trient Stellung zur Frage der Eheschließung nehmen konnte, machte sich die kaiserliche Reformationsformel vom Juni 1548 zum Sprecher der Wünsche der Reformfreunde, wenn sie die Kirche (das Gotteshaus) als den geeigneten Ort für die Vornahme der Trauung bezeichnet, die pünktliche Einhaltung der dreimaligen Proklamation, einen besonderen Brautunterricht und eine Zeit zur frommen

[7] Anton Gemmeke, Über Ursprung und Entwicklung der Kirchenbücher im allgemeinen und der Kirchenbücher im Bistum Paderborn im besondern (in: Der katholische Seelsorger, 20. Heft, 7/12), Paderborn, 1908.

[8] Joh. Maring, Diözesansynoden und Domherren-Generalkapitel des Stifts Hildesheim bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts (Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens, herausgegeben vom Historischen Verein für Niedersachsen, Band 20), Hannover und Leipzig, 1905, S. 60, 63.

[9] Joh. Sägmüller, Die Entstehung und Entwicklung der Kirchenbücher im katholischen Deutschland bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Dargestellt auf Grund der kirchlichen Gesetze. Tübinger Theol. Quartalschrift, 1899, S. 224.

Digitized by Google

Vorbereitung der Brautleute fordert[10]. In den durch die erwähnte Reformationsformel angeregten Diözesansynoden und Provinzialkonzilien kehrt dieser Betrachtungspunkt immer wieder. Merkwürdig klingt die Bestimmung des Mainzer Provinzialkonzils (1549), daß man sich bei den Ordinanden zuvor genau vergewissere, ob sie nicht ehelich gebunden seien[11]. Diese Bestimmung zeigt, daß die heimliche Eheschließung eine neue Gefahrenquelle enthielt, da die Priesterehe hochstehende Anhänger im katholischen Deutschland hatte, die sich mit Entschiedenheit für ihre Lizenz einsetzten, und da anderseits die Möglichkeit bestand, daß Ordinanden, die heimlich verheiratet waren, nach der Weihe offen sich zu ihrer Ehe bekannten. Im Bereich der Diözesen Münster, Minden und Osnabrück beriefen sich katholische Priester, die sich verheiratet hatten, ausdrücklich auf das kaiserliche Interim, obwohl dieses nur für die Protestanten Geltung haben sollte[12]. Zuletzt lebten gegen Ende des 16. Jahrhunderts katholische Priester, wie es heißt, „ohne alle forcht in vermeintlicher Ehe". Ganze Landkapitel beispielsweise im Mainzer Oberstift machten von der Hoffnung, daß die Priesterehe gestattet werde, im voraus Gebrauch und heirateten (Matrimonim praesumtivum aut putativum). Der jahrhundertealte Kampf gegen die Winkelehen erreichte im 16. Jahrhundert seinen Höhepunkt.

Durch das Tridentinum waren also zwei Pfarrbücher vorgeschrieben: das Tauf- und Ehebuch. Normbildend für ihre Einführung war die Veröffentlichung der Konzilsbeschlüsse, die nicht gleichzeitig und für alle Dekrete zugleich in den deutschen Bistümern vor sich ging. Verschiedentlich kam es zu Verzögerungen. Die Veröffentlichung selbst schuf noch keine Register. Ein wiederholter Anruf an die Pfarrer war notwendig, bis die Registerführung einsetzte[13].

Was am meisten wundert, ist die Tatsache, daß noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und gar noch im 18. Jahrhundert Mahnungen der Kirchenbehörden notwendig waren, daß die Matrikeln genau geführt würden. Entweder herrschte eine unbeschreibliche Nachlässigkeit in dieser Hinsicht oder aber: viele Register waren während des Dreißigjährigen Krieges in Abgang geraten. So hebt die große Mainzer Kirchenordnung

[10] Kayserlicher Majestät Ordnung und Berathschlagung, wie man sich bis auf das General-Concilium der Religion halber verhalten soll. Anno 1548.

[11] Über das Mainzer Provinzialkonzil von 1549 folgt eine eingehende Studie.

[12] Hans Foerster, Reformbestrebungen Adolfs III. von Schaumberg (1547 bis 1556) in der Kölner Kirchenprovinz (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte, herausgegeben von A. Ehrhard, Heft 45/46), Münster, 1925, S. 37.

[13] Der Anruf erfolgte meist in den Pfarrvisitationen, die in ihren verschiedenen Titeln circa libros, circa defunctos, circa matrimonium die Pfarrer über die Führung der Register schriftlich befragten und sich nachher die Register vorlegen ließen. W. E. Schwarz, Visitationsberichte des Bistums Münster (1571 bis 1573), Münster, 1913. P. Bahlmann, Neue Beiträge zur Geschichte der Kirchenvisitation im Bistum Münster in: Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst, VIII (1890), 4. Heft, S. 352 bis 387. Max Lingg, Geschichte des Instituts der Pfarrvisitation in Deutschland, Regensburg, 1888. Über Visitationsakten als Geschichtsquellen vgl. den gleichlautenden Aufsatz von Georg Müller in: Deutsche Geschichtsblätter, XVII (1916), 11./12. Heft.

Digitized by Google

von 1670, die unverändert im Jahre 1687 neu aufgelegt wurde, auf die Pflicht ab, daß die Register genau geführt werden müssen, damit „man sich künftig bei begebenden Notfällen hieraus gewisse Kuntschaft eines Jeglichen ehelicher Geburt, Tauf, Freund- und Verwandtschaft, Alters und dergleichen und auch jederzeit bestätigte Ehe und des Todes halben erholen könne“[14].

Die Anfänge des katholischen Pfarrbuchs reichen wohl nur in Einzelfällen in das ausgehende 16. Jahrhundert zurück. Von den dreizehn ältesten Matrikeln im Bereich des ehemaligen Fürstbistums Bamberg stammen nur drei aus dem 16. Jahrhundert[15]. Verhältnismäßig groß ist die Zahl der Pfarrbücher in Tirol, die in den beiden letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts angelegt wurden. Die Totenbücher sind etwas jünger[16]. Das älteste Taufbuch der Freiburger Münsterpfarrei beginnt 1572. Es bietet die Namen des Vaters und der Mutter des Täuflings, des Paten bzw. der Patin, sowie das Datum des Tauftages[17]. Am Niederrhein finden sich ebenfalls nur wenige Pfarrbücher vom ausgehenden 16. Jahrhundert[18]. Von den Matrikeln des Fürstbistums Paderborn wird mitgeteilt, daß dort kein Kirchenbuch ins 16. Jahrhundert zurückreiche und daß sie allgemein wohl in Aufnahme gekommen seien wohl erst nach dem Dreißigjährigen Krieg, vermutlich, weil ältere Bücher infolge der andauernden religiösen und Kriegswirren in Verlust geraten seien[19]. Aus 518 Kirchenbüchern des Landes Baden, die er einer Prüfung unterzog, gewann Th. Müller die Überzeugung, daß die Einführung von Kirchenbüchern beim Beginn des Dreißigjährigen Krieges so gut wie abgeschlossen war und, daß sich solche schon vor dem Erlaß des diesbezüglichen Dekretes der 24. Sitzung des Konzils von Trient über die Kirchenbücher in Gemeinden beider Konfessionen nachweisen lassen[20]. Aus der eingehenden Untersuchung über die Einführung und Entwicklung der Kirchenbücher in der bayerischen Pfalz geht deutlich hervor, daß die allgemeine Einführung und Verbreitung dieser Bücher in diesem Land gleichen Schritt hielt mit dem Fortgang des Protestantismus, wenn auch die Zerstörung der alten kirchlichen Einrichtungen zunächst die Einführung eher verzögert als gefördert hat. Aus diesem Grund erscheinen sie einige Jahrzehnte später als in anderen deutschen Territorien, die sich der neuen Lehre angeschlossen hatten. Bis zum 17. Jahrhundert überwiegen an Zahl die Kirchenbücher der reformierten Pfarreien. Katholische Kirchenbücher beginnen in größerer Zahl erst in den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts. Dies lag am Zeitpunkt ihrer Gründung, die erst um diese Zeit möglich

[14] Zur Bedeutung dieser Kirchenordnung vgl. des Verfassers Studie: Frankendörfliches Brauchtum des 17. Jahrhunderts im Blickfeld einer großen deutschen Kirchenordnung in: Römische Quartalschrift 41 (1933), Heft III/IV.

[15] Tille, 177. [16] Ebenda, 178.

[17] Hedwig Metzger, Die weiblichen Taufnamen zu Freiburg i. B. von 1200 bis 1600 in: Freiburger Diözesanarchiv 48 (1920), 55 bis 106.

[18] Tille, 180 ff. [19] Gemmeke, 20.

[20] Th. Müller, über die Einführung der Kirchenbücher in Baden (Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins, N. F. 7), Karlsruhe, 1892, 4. Heft, S. 701 bis 716.

Digitized by Google

wurde. Wenn dazu gesagt wird, daß die Existenz von alphabetisch geordneten Tauf- und Sterberegistern in dem Fürstbistum Speier schon im letzten Drittel des 15. Jahrhunderts glaubhaft nachgewiesen werden könne und zwar nach dem Vorbild im Nachbarland Frankreich, so scheint der Beweis für die Annahme doch nicht ganz schlüssig zu sein. Die tridentinische Bücherführung wurde in Speier durch Dekret vom 3. Juli 1582 aufgenommen[21], in Mainz bereits im Jahre 1578, dann wegen eines Formfehlers 1582 und nochmals wegen eines Formfehlers 1664 wiederholt[22]. Bisher war in deutschen Landen aus vorreformatorischer Zeit nur das Taufbuch von St. Theodor in Basel (1490 bis 1497) bekannt[23].

Absichtlich wurde die Bezeichnung „Kirchenbuch" schon im Titel dieses Aufsatzes vermieden. Das kanonische Recht scheidet genau zwischen Kirche und Pfarrei, deren jede Trägerin eigenen Rechtes ist, da beide erwerben und ausleihen können und beide gesondert Rechnung stellen und führen. Nicht die Kirche wird beauftragt, Buch zu führen, wohl aber der Pfarrer als „bestallter", das heißt de jure installierter Inhaber der Pfründe. Seiner Obhut sind die Register anvertraut: „Diligenter", heißt es, „apud se custodiat". Daher müssen die Matrikeln, die er führt, als Pfarrbücher im strengsten Sinn des Wortes bezeichnet werden, denn die Einträge, die da vollzogen werden, beziehen sich auf das Werden und Vergehen von Lebewesen. Sie haben es mit den Veränderungen innerhalb der Pfarrgemeinschaft zu tun und nicht wie Lager-, Renten-, Kompetenz- und Stiftungsregister mit Renten und Einrichtungen. Da aber auch diese Bücher dem Pfarrer zu treuen Handen übergeben werden und er sie mit den wertvollen Matrikeln im Pfarrarchiv verwahren muß, so darf der Titel „Pfarrbuch" zuletzt auf alle übertragen werden. Kirchenbücher sind demnach nur jene Bücher, die zum Gottesdienst, zur Sakramentenspendung, zu Weihungen benötigt werden. Auch Tille lehnt die Bezeichnung „Kirchenbücher" für die Pfarrmatrikeln ab[24].

Zu bedauern bleibt, daß die Ausführungsbestimmungen des Rituale Romanum über die Buchführung nicht einheitlich und sofort befolgt wurden. Es schreibt nämlich für das Taufprotokoll Angaben des Ortes, Tages, Monates der Geburt des Kindes sowie der Namen der Eltern des Kindes und der Eltern der Paten vor. In den vor der Ausgabe des Rituale begonnenen eigentlichen tridentinischen Registern fehlt sehr häufig das Geburtsdatum. Selten begegnet ein Hinweis auf den Stand oder Beruf der Erwachsenen. Ähnlich schweigt sich das Totenregister über den Tag des Todes aus. Nur der Begräbnistag, der dies depositionis der Exequien, wird verzeichnet. Nichts erfahren wir über die Todesursache. Das Alter

[21] A. Müller, Die Kirchenbücher der bayrischen Pfalz (Erstes Beiheft der archivalischen Zeitschrift), München, 1925.

[22] A. Veit, Zur Geschichte des tridentinischen Ehedekretes Tametsi in: Mainzer Katholik, Mainz, 1909.

[23] Über Registerführung aus dieser Zeit in Spanien, Italien, Frankreich und Wälsch-Tirol vgl. E. M. Heydenreich, Familiengeschichtliche Quellenkunde, Leipzig, 1909, S. 6.

[24] Tille, a. a. O., 180 ff.

Digitized by Google

wird meist schätzungsweise angegeben. Die Eheregister weisen desgleichen große Lücken auf, die oft bei genealogischen Forschungen jede weitere Bemühung unmöglich machen. Nicht einmal die Reihenfolge der Pfarrer kann immer aus den Matrikeln dieser Frühperiode erschlossen werden.

Nach 1614 hob sich der Quellenwert des Pfarrbuchs wesentlich. Eifrige und verständnisvolle Pfarrer taten nun ein Übriges, indem sie aus sich den Kreis der Angaben erweiterten. So wurde das Pfarrbuch mehr als in der Frühzeit die wichtigste Quelle der Familienforschung, weitergreifend auch für die Geschichte des Ortes, des Landes, der inneren Volksbewegung oder der Innenwanderung, ferner der Medizin, insbesondere der Volkskrankheiten und Volksseuchen sowie der biologischen Erblichkeitsforschung, in letzterer namentlich für die Beobachtung ererbter körperlicher und geistiger normaler und krankhafter Anlagen. Fremdnamen in den Pfarrbüchern lassen besonders für die Jahrzehnte des Dreißigjährigen Krieges erkennen, wieviele Ausländer, vor allem Wallonen, unterwegs in Deutschland hängen geblieben sind. Aus einigen Dörfern in der Nähe von Aschaffenburg liegen Statusberichte von 1649 und später vor, die zeigen, daß die Hälfte der Familien des Dorfes Fremdländer waren[25]. Auf die geschlossenen französischen Hugenottengemeinden in deutschen protestantischen Territorien sei in diesem Zusammenhang auch hingewiesen. Solche begegnen uns in Frankfurt a. M., in Wetzlar, Hanau, Schönau bei Heidelberg usw.

Einzigartig dürfte der Fall sein, wonach ein Pfarrer die Tauf- und Sterbeeinträge nicht der Reihe nach, wie sie gemeldet wurden, vollzog, sondern nach den Häusern des Ortes ordnete. Zu diesem Zweck hatte er sich eine genaue Liste der Häuser des Ortes angefertigt (Haus Schmitz, Haus Backes, Haus Müller u. a.). Ihm war das Haus die Hauptsache, da die Bewohner wechselten. Unter seiner Feder verlor sogar der einheiratende Schwiegersohn seinen Namen. Er zählte zum Haus N. Das andere mußte man sich über ihn zusammensuchen[26].

Was ihre äußere Anlage angeht, sind Tauf-, Trau- und Sterberegister bis hoch ins 18. Jahrhundert meist in einem Band vereinigt, so daß man wirklich vom „Pfarrbuch" reden kann. Bei der Kleinheit der Pfarreien waren die Einträge nicht sehr zahlreich. Der Pfarrer, der als erster die Matrikel anlegte, wird wohl geglaubt haben, daß der Band für ein Jahrhundert ausreiche. So wurde der Band denn auch noch für andere Einträge benützt, zum Teil für die Zwecke der Ortsagende und für Abschriften aus alten Dokumenten, die dadurch wenigstens in Abschrift erhalten geblieben sind.

Eine Besonderheit sind jene Pfarrbücher, die, wie in der Pfalz mit ihrem fünfmaligen Religionswechsel, von Religionsdienern verschiedener Bekenntnisse benutzt und geführt worden sind. Ihre Sonderbearbeitung wäre nicht ohne Reiz. Meist wurden die Einträge ohne jede Bemerkung weitergeführt.

[25] Aus meiner Sammelmappe über Kulturgeschichtliches in der Erzdiözese Mainz.

[26] „Kölnische Volkszeitung", Nr. 67, vom 9. März 1934 unter: Erbhof in alten Pfarrbüchern.

Digitized by Google

Es finden sich aber auch bissige Randnotizen. So begegnet man in dem lutherischen Teil einer Matrikel unterm 14. Oktober 1582 der Bemerkung, daß „ein Mann wegen calvinischer Confession in der Lehr von den Sakramenten" als Taufpate nicht zugelassen werde. An den Rand schrieb ein nachfolgender kalvinischer Prediger: „So solte man es euch Lutherischen stockfischen auch machen pp. crassum errorem de sacramentis." Und eine weitere Randglosse bezeichnet den lutherischen Pfarrer Philipp Weber als Apostaten.

Das katholische Verzeichnis der Kommunikanten wird mit den Worten eingeleitet: „Usque huc in haeretica religione et in haeretico errore communicarunt." Der reformierte Pfarrer aber, den die Schweden wieder in die Pfarrei zurückführten, setzt über das Verzeichnis der abgeschlossenen Ehen die Überschrift: „Proclamirte und copulirte post reditum meum ab exilio sexennali cum per gloriosissimum et victoriosissimum Regem Sueviae Gustavum Adolphum usw. die 17. Decembris, Ao. 1631." Einem besonders lässigen Vorgänger wird durch den Amtsnachfolger bestätigt, daß er kein Verzeichnis der Eheleute, so er ausgeruffen, hinterlassen habe, weswegen er nun genötigt gewesen, dieselben „riß Mrapes in zerstreuten und verwirrten Scarteken Zetteln zusammenzusuchen und ‚ins buch' zu schreiben[27]".

Sehr beachtenswert ist die Feststellung, daß die reformierten Pfarrer damals das neue Jahr ganz wie die katholische Kirche mit dem ersten Adventssonntag begannen und darnach ihr Pfarrbuch einrichteten. Manche Prediger erscheinen als Muster von Gewissenhaftigkeit und idealer Auffassung ihres Amtes.

Die Form der Protokolle mag bisweilen auf den ersten Blick als Spielerei erscheinen, so z. B. wenn der Eintragende das Wort „Sterben" je nach Alter, Stand und Geschlecht umschreibt. Bei näherem Zusehen wird man jedoch erkennen, daß sich darin der Seelsorger selber spiegelt, der sich der nackten und bürokratisch kalten Form der Registerführung damit zu entwinden suchte. So notierte ich aus dem ältesten Pfarrbuch der Pfarrei Heppenheim an der Bergstraße aus den Jahren 1642 bis 1645 folgende Umschreibungen für „Sterben": „pie obiit", „placide obdormivit in Domino", „placide ex hac in meliorem vitam transmigravit bonae spei puerulus", „vitam cum morte commutavit pie", „Diem clausit supremum in Domino puella", „obiit Deo", „mortis exsolvit debitum", „pie hinc in aeternitatis viam concessit", „e vita decessit", „mortalem hanc vitam cum sempiterna commutavit". Die Protokolle über den Tod der Kinder schließen mit dem Lobspruch: „Benedictus Deus" oder „Deo gratias", die über den Tod von Erwachsenen mit dem Segensgruß der Kirche: „Requiescat in pace!"[28].

[27] Hierzu vgl. Joh. Ebersmann, Ein protestantisch-katholisches Kirchenbuch in: Mainzer Katholik 92 (1912), 135 ff.

[28] Über den Priester Adolf Gottfried Volusius, der diese Einträge machte, siehe Fr. W. Roth, Gottfried Adolf Volusius, Weihbischof von Mainz, 1617 bis 1679 in: Historisch-politische Blätter 116 (1895), 543 bis 548. Roth stellt die biobibliographischen Notizen über diesen merkwürdigen Mann zusammen. Ein Glei-

Digitized by Google

Habent sua fata libelli: dieses Wort gilt auch bezüglich der Pfarrbücher. Bei dem Gehen und Kommen der Pfarrer auf den Pfarreien und bei der verschiedenen inneren Haltung des einzelnen zu den Absichten der Pfarrbuchführung waren Versäumnisse und Verluste nicht ausgeschlossen. Gegen Säumige konnte schließlich mit Strafen vorgegangen werden. Dagegen Verluste der Matrikeln durch Brand waren kaum zu ersetzen. Es kam auch vor, daß die Pfarrbücher vorübergehend den Wechsel der Pfarrer mitmachten, da darunter Leute waren, die glaubten, die Bücher seien ihr persönliches Eigentum. Noch heute ist es möglich, daß Pfarrbücher unverdienterweise unter den Nachlaß und in die Erbmasse der Pfarrer und so in den Besitz der Erben geraten; doch nur einmal habe ich erlebt, daß diese Bücher in der Versteigerung ausgeboten wurden. Zum Zuschlag kam es jedoch nicht.

Um der Gefahr des Verlustes zu begegnen und zugleich die Pfarrer zu zwingen, die Register genau und ordentlich zu führen, verfügten die deutschen Bischöfe um die Mitte des 18. Jahrhunderts, daß die Pfarrer jährlich einen „sigillirten Extrakt" der Einträge in den Matrikeln an die Ordinariate einschicken. Die älteste dieser Verfügungen ist wohl die Mainzer vom 3. Juni 1756[29]. Die Paderborner trägt das Datum des 11. September 1779[30], die Kurkölner erging am 27. August 1779[31], die Trierer am 11. Dezember 1786[32].

Auf der linken Rheinseite, die am Ende des 18. Jahrhunderts unter die Herrschaft der Franzosen geriet, mußten die Pfarrbücher an die „Mairien" (Bürgermeistereien) ausgeliefert werden. Im rechtsrheinischen Deutschland behielten die Pfarrbücher ihren quasiamtlichen Charakter als Zivilstandsregister bis 1875.

Wenn oben hervorgehoben wurde, daß das Studium der Pfarrbücher einen lehrreichen Einblick in die Innenwanderung der Bevölkerung gestatte, so kann Gleiches auch von der Binnenwanderung der Seelsorger gesagt werden, die als Urkundspersonen am Pfarrbuch gearbeitet haben. Darin liegt ein weiterer kulturkundlicher Wert des Pfarrbuchs, daß es uns Vertreter aus allen deutschen Stämmen auf den Pfründen vorführt. Wohl hatte das Konzil von Trient angeordnet, daß jede Diözese ihre eigene Priesterbildungsanstalt habe, allein auch da blieb die Ausführung hinter den Bestimmungen und Erwartungen weit zurück. Nach wie vor waren die Diözesen auf Ersatz aus diözesan- und landfremden Klerikern angewiesen. Die landsmannschaftliche Gestaltung der Priestervorbereitungsanstalten war und blieb ein Wunsch, dem erst nach der Säkularisation der deutschen Kirche und in Mitarbeit der Regierungen in den neuen Staatengebilden zu Anfang des 19. Jahrhunderts Rechnung getragen wurde. Über das Thema „Pfarrbuch und Pfarrerstand zwischen 1650 bis 1800" hoffe ich an anderer Stelle ausführlich berichten zu können.

---

ches wird aus dem rheinischen Pfarrdorf Birkesdorf gemeldet, wo ein Pfarrer zu Anfang des 19. Jahrhunderts die abhanden gekommenen Einträge von 1732 an rekonstruieren mußte. „Kölnische Volkszeitung" vom 22. März 1934 (Nr. 80) unter: „Eine zeitgemäße Plauderei" (G. M. Rody).

[29] Mainzer Generalien, hier Reskript vom 3. Juni 1756. [30] Gemmeke, 23 ff. [31] Tille, 192 ff. [32] Ebenda, 192.

Digitized by Google

Der Volkskunde zu Ehren!

Von Elisabeth Walter, Rötenbach.

Die junge Wissenschaft der Volkskunde ist in Wahrheit eine fröhliche Wissenschaft. Ihre Jünger dürfen die Lehrsäle verlassen und hineinspringen ins volle Menschenleben, wo es am tiefsten ist. Sie gehen in die Dörfer und Höfe zu den Bauern, betrachten und zeichnen ihre Häuser, schauen ihre Sitten und Gebräuche, erfrischen das Herz an dem kühnen, kraftvollen Herzschlag des Volkes. Sie sehen den Bauern stehen im Kranze der Jahreszeiten, im Sonnenring des Gottesjahres, verbunden mit den stillen Gewächsen in Feld, Wiese und Wald, verbunden mit dem Leben der Tiere und dem Gestein der Erde; umwogt von den kosmischen Gewalten. —

Als vor rund hundert Jahren die Maschinen anfingen zu rattern über und unter dem Erdboden, da fuhr ein tödlicher Schrecken in alle Dinge, die aus dem lebendigen Leben der Natur und des Herzens erblüht waren. Damals mochten sich die alten Sagen und Märchen auf die Flucht vor den lärmenden Arbeitsstätten der neuen Menschen; sie flüchteten sich zu den Kindern und ihren Großmüttern. Und es war ein Glück für die zarten Geschöpfe der Phantasie und des Herzens, daß deutsche Gelehrte sich ihrer annahmen, sie in Bücher sammelten und ihren Sinn erschlossen. Nun, seit der Propellerwind der Flugzeuge über die Welt braust und in die Behausungen der Menschen fährt, haben sich auch die alten Sitten und Gebräuche, die Trachten und bunten Möbel, alles, was unmittelbar mit dem Herzen und der Hand des Menschen zu tun hat, aufgemacht, um einen stillen Platz zum Sterben zu suchen. Die Möbel, die Handarbeiten, die Trachten und Malereien sind in die Museen geflohen — Sitten und Gebräuche sind ein wenig müde da und dort noch stehen geblieben und warten auf die Hilfe der Berufenen, daß man sie wieder zu Ehren bringe. Und wir alle wissen, daß unsere Zeit ihnen wohlgesinnt ist, und wir freuen uns dessen!

Indem die Gelehrten ihre „Kunde vom Volke" zu allen ihren Volksgenossen trugen, wurde die fröhliche Wissenschaft uns eine Führerin zu den Wurzeln unseres Volkstums. Wir kennen und lieben die naturverbundene Frömmigkeit unserer Vorfahren, wie sie aus den alten Göttersagen uns anspricht, und wie sie noch im Märchen lustwandelt. Wir singen die alten Volkslieder und tanzen die munteren Tänze und Reigen. Wir stehen erschüttert und erschrocken vor der gewaltigen deutschen Heldensage, wie sie die Jahrhunderte durchbraust —, und wir neigen uns an stillen Abenden über die innigen „deutschen Volksbücher", die der große Görres, der erste Volkskundler an der Universität Heidelberg, uns wiedergeschenkt hat. —

Wir haben schon gesagt, daß die Jünger der Volkskunde vor neue Aufgaben gestellt wurden, seit der Propellerwind des Flugzeugs das Heim und seine Heimlichkeiten durchstürmt. Es werden Sitten und Gebräuche,

Digitized by Google

Zauber und Segen erforscht. Diese oft seltsamen und abgründigen Dinge sind nun Wegweiser geworden in die fernsten Zeiten, bis in die Kindheit der Menschheit überhaupt. Zauber und Segen rühren an Urbedürfnisse des Menschen, sind kindliche Gesten. Und immer ist bei diesem magischen oder auch religiösen Tun das beschwörende Wort, und immer hat es elementaren Klang. Und die reichste Geisteserne aus diesen Segens- und Zauberssprüchen, Sitten und Gebräuchen, wird jener Forscher einheimsen, der aufgeschlossen ist für Gott und Welt und für alle Offenbarung und Erscheinung ein aufmerksames Herz mitbringt.

Von manchen andern Wissenschaften empfängt die Volkskunde klärendes Licht, und auch sie selbst trägt diesen Wissenschaften reiche Geschenke zu. Geschichte, Sprachwissenschaften, die Psychologie, die Rassenkunde, Weltweisheit (Philosophie), stehen in beständigem Austausch mit ihr. Neuerdings hat sie sich auch verschwistert mit der Politik — wer das Volk nicht kennt, kann es nicht erziehen, und nicht führen! So manchem unserer Volksgenossen ist es wie Schuppen von den Augen gefallen, als er im Namen des „Volkes" aufgerufen wurde zum Studium eben dieser Volkskunde! Nicht allzuviele hatten ein waches Herz für sie gehabt! Das soll nicht gerade ein Vorwurf sein. Fast wie ein Aschenbrödel ist sie unter uns einhergegangen, und große Worte hat sie auch nicht machen können. Aber nun hat unser Führer dem heimlichen Königskinde das unscheinbare Gewand von den Schultern genommen und hat es allen in seiner strahlenden Schönheit vor Augen gestellt. Und wo es jetzt durch die Gaue unserer Heimat wandert, und wo es den Strahl seiner hellen Augen hinlenkt, erwachen allüberall die alten schönen Dinge in Sage und Geschichte, Sitte und Brauch, und erwachen aus ihrem Zauberschlaf so manche deutschen Michel und besinnen sich auf ihr eigenes Wesen und erdgebundene Kraft. Wenn aber nun manche derartig Aufgeschreckten den Glanz des Königskindes nicht recht ertragen können und geblendet ob seiner Schönheit in Rausch und Raserei verfallen und sich zu närrischen Huldigungen hinreißen lassen und viel zu große Worte machen — so wollen wir ein wenig Geduld haben mit ihnen. Die wahren Liebhaber werden nach wie vor treu und unaufsällig und ohne allzugroße Worte dem königlichen Wesen dienen. —

Dieweil wir vom königlichen Wesen sprechen, erinnern wir uns, daß die „Volkskunde" auch die treue Hüterin jener stolzen, großen Kaisersage ist, die so viele Jahrhunderte unserer Geschichte in sich begreift, die ihre Wurzeln hat im Lebensbaum der Frühgeschichte, und die erst sterben kann und will am Ende der Zeiten.

Was für große Zusammenhänge tun sich auf vor dem staunenden Auge, wenn wir vernehmen, daß hinter dem heimlichen Kaiser im Kyffhäuser und dem Kaiser im Untersberg auch der „Wanderer Wodan" gedacht werden kann — daß die Ursage vom Kampf des Lichtes mit der Finsternis dahinter verborgen ist — daß die Sonne das Urbild dieser Sage darstellt.

Digitized by Google

Kleinere Mitteilungen.

Kaarle Krohn.

Ein Nachruf.

Ein siebzigjähriges reiches Leben und eine unermüdliche wissenschaftliche Tätigkeit wurde beendet, als der finnische Gelehrte Kaarle Krohn im Sommer 1933 in Sammati starb in einer Gegend, die als die Heimat Elias Lönnrots den Finnen heilig ist. Schon vor einigen Jahren war seine Dienstzeit als Professor an der Helsingfors-Universität vorüber, er arbeitete aber immer weiter bis in die letzte Zeit; das letzte Buch, das er veröffentlichte, war — Zur finnischen Mythologie, 1932.

Schon längst war der Name Krohns auch im Ausland bekannt geworden, und auf mehreren Gebieten der volkskundlichen Forschung konnte man die Wirkung seiner Ideen verspüren. Sprachlicher Schwierigkeiten halber ist seine Bedeutung für die einheimische Forschung wie für das geistige Leben seines Vaterlandes weit weniger bekannt, und doch wurzeln in ganz spezieller Weise auch diejenigen Resultate seiner Forschungen, die eine internationale Tragweite erhielten, in seiner Arbeit mit finnischem Stoffe.

Schon seit frühen Jahren war Kaarle Krohn mit dem Kampfe für das Recht der finnischen Sprache und Nationalität am innigsten verbunden. Seine Eltern gehörten zu den ersten gebildeten Familien, die sich im Alltagsleben der finnischen Sprache bedienten, und der Vater, Julius Krohn, Dichter und Forscher, wurde der Begründer der geschichtlichen Erforschung des finnischen Nationalepos Kalevala, obwohl seine Anschauungen damals als beinahe revolutionär erschienen. Noch lebte der Altvater Lönnrot, der wie durch ein Wunder seinem Volke den nationalen Schatz gerettet, und wie sie Lönnrot redigiert hatte, war die Kalevala eine heilige Schrift, was dahinten von Aufzeichnungen und Vorarbeiten vorlag, konnte keine Beachtung mehr finden. Doch eben die volkstümlichen Aufzeichnungen waren es, die Julius Krohn in erster Linie aufsuchen wollte, um damit die Art der Kalevalaforschung zu ändern. Die Aufgabe war nicht mehr das Interpretieren oder die ästhetische Verwertung eines Textes, sondern die mühevolle Durchforschung zahlloser, meistens fragmentarischer Liedervarianten, um an ihnen die geschichtliche Entwicklung vom Einzellied zum Volksepos darlegen zu können. Die Änderung griff tiefer. Das Bild der finnischen Vorzeit, das Lönnrot und seinen Zeitgenossen vorschwebte: ein altfinnisches Reich zauberkundiger, poetisch begabter Heroen irgendwo in den Wäldern Kareliens, schwand. Der Schauplatz der alten Geschichte lag im Westen, wo die germanischen Nachbarn wie das christliche Mittelalter das finnische aufs tiefste beeinflußten.

Kaarle Krohn hatte indessen seine eigenen Forschungen geplant. Lange Reisen als Sammler machten ihn mit dem Leben des Volkes vertraut, und für seine Habilitationsschrift wählte er die Märchen. An Hand einiger Tiermärchen zeigte er einleuchtend wie die Entwicklung und Weiterbildung volkstümlicher Motive geographisch bestimmt ist, und er hat für die Märchen zum ersten Mal die später berühmt gewordene „finnische" geographische Methode durchgeführt. Der jähe Tod des Vaters, 1888, führte ihn auf andere Wege. Pietätvoll übernahm er die unvollendeten Arbeiten des Vaters, und die Kalevalaprobleme standen seither immer im Mittelpunkt seiner Studien.

Digitized by Google

Sein großes Verdienst ist es, in der Kalevalaforschung einen festen Grund gelegt zu haben, durch das Ordnen und durch Ausgaben der zahllosen eingesammelten Liedervarianten. Vor ihm lag dies Forschungsgebiet wie ein Urwald da, nach ihm ist das meiste zugänglich geworden, und dabei hat er gewisse Grundlinien in der Auffassung der epischen Volkslieder aufgezogen, die kaum mehr geändert werden. Keine Einzeluntersuchung schien ihm zu weitläufig, falls sie versprach, zu sicheren Ergebnissen zu führen, eben dadurch konnte er während der Arbeit dazu geführt werden, seine früheren Resultate als „durchaus unzulänglich" zu bezeichnen. In dem großen Werke, Kalevalan Runojen historia (Die Geschichte der Kalevalalieder), 1909, hatte er angenommen, daß sich in der Kalevaladichtung zwei Traditionsströmungen zusammengefunden, die eine aus Estland, die andere aus dem westlichen Finnland. Es löste sich das Gesamtbild der Dichtung auf in freie Motive, aus volkstümlicher Dichtung, aus christlichen Legenden und aus Märchen, und es schien ungereimt zu fragen, ob irgendeine geschichtliche Wirklichkeit dahinter stecke. Zehn Jahre später, in Kalevalan Kysymyksiä (Kalevalafragen), 1918, deutsch weitergeführt in Kalevalastudien I—VI, hat sich seine Auffassung durchaus geändert. Von den esthnischen Beiträgen ist kaum mehr die Rede, und die Dichtung ist im wesentlichen ein Spiegelbild geschichtlicher Ereignisse der Wikingerzeit, ihr Schauplatz das südwestliche Finnland mit den Inseln und Meerbusen. Aus Namen und anderen Merkmalen meint er die Entstehungszeit in das 11. und 12. Jahrhundert verlegen zu können.

An sich waren solche Werke eine große Leistung, daneben aber schrieb Krohn durch alle diese Jahre eine stattliche Reihe von Büchern und Abhandlungen. Die meisten behandeln finnische Sachen, teils rein wissenschaftlich, teils aber für einen weiteren Leserkreis. Krohn war stets gern der Lehrer. An der Universität scharten sich immer neue Studentengenerationen um seinen Katheder, und wo immer eine Gesellschaft für Volksbildung oder für die Förderung finnischen Geisteslebens wirksam war, fand man Krohn unter den leitenden. In der Weise wurde er nach und nach eine der zentralen Gestalten des finnischen kulturellen Lebens.

Es schien mir richtig, hier die finnische Seite in der Wirksamkeit Krohns besonders hervorzuheben. Es waren eben die „finnischen Beiträge", die er liefern konnte, die seine Studien über die Grenzen des Vaterlandes führten. Solche Beiträge gab er vor allem zum Studium der germanischen Religionsgeschichte (1903), breiter ausgeführt in der lehrreichen Besprechung der Religionsgeschichte R. Meyers Gött. gel. Anz. 1912), und zuletzt in den Uppsalavorlesungen über nordische Mythologie, 1922 erschienen. Es waren die Spuren fremder Einflüsse, vor allem die des Christentums, die Krohn angingen. Das war allerdings eine ältere Streitfrage, und die Forschungen späterer Zeit haben vielleicht erwiesen, daß das einheimisch heidnische reicher und mehr entwickelt war, als es Krohn anzunehmen geneigt war. Die feinen Beobachtungen, die überraschenden Einzelzüge geben doch seinen Büchern einen bleibenden Wert.

In der Volkskundeforschung war Krohn vielleicht am besten bekannt als Begründer der sogenannten finnischen Methode und der damit zusammenhängenden Forschungstechnik. Es erwies sich die Methode in seinen Händen als ein sehr feines Instrument, selbst hat er sie nie überschätzt, und war immer damit einverstanden, daß „besser als eine exakte Methode eine scharfe Intuition und eine tiefe Einsicht ist". Durchführbar ist die Methode erst richtig da, wo ein lückenloses Material vorliegt, wie es auf finnischem Boden meistens der Fall ist. Anderswo fehlen allzuoft die Zwischenglieder, es wird schwierig, den Abstand von der einen Version zur anderen zu überbrücken. Deshalb gab die grundsätzliche Auseinandersetzung, die Krohn im Buche — Die folkloristische Arbeitsmethode (Oslo, 1926), versuchte, ein Idealbild der Forschung, zugleich aber einen ergreifenden

Digitized by Google

und anregenden Einblick in die Werkstätte eines immer tätigen Forschers. In der Märchenforschung haben seine Ideen eine reiche Ernte getragen, er hat selbst in einem seiner letzten Bücher — über einige Resultate der Märchenforschung (1931) — versucht, das Gewonnene zu sammeln. Durch die eigene Arbeit hatte Krohn selbst erlebt, wie schwer schon die erste Stufe solcher Arbeiten, das Herbeischaffen des Stoffes, sein mag. Er wurde dadurch auf eine große organisatorische Wirksamkeit geführt, aus der der Bund, die Folklore Fellows entstanden. Die Communications, die Schriftenserie dieses Bundes, leitete Krohn selbst, unermüdlich, er wußte da immer neue Themen aufzunehmen, und er hielt immer an dem internationalen Gepräge fest, selbst während des Krieges.

So wurde Krohn als einer der führenden Folkloristen anerkannt, und aus dem Norden, wie aus Deutschland und Amerika, suchte man seine Hilfe. Er half auch gern, und die, die ihn persönlich kennen lernten, fanden nicht nur den großen Forscher, sondern den liebenswürdigen Menschen. Er war auch Künstler, ein Mann der starken Gefühle, der, wie wenige, seine Zuhörer mit sich riß, wenn er über Sachen sprach, die seinem Herzen nahe lagen. Am nächsten lag immer das Vaterland. Im Alter durfte er auch erleben, daß das Volk, als dessen Diener er sich stets fühlte, Freiheit und selbständige Existenz gewann.

Oslo (Norwegen). Reidas Th. Cristiansen.

Preisausschreiben!

Es wurde der Betrag von 800 RM. mit der Zweckbestimmung gestiftet, damit **eine literarisch wertvolle Behandlung des modernen elsaß-lothringischen Grenzland- und Kulturproblems in Roman- oder Novellenform** anzuregen und auszuzeichnen, die **von lebendigem Volksbewußtsein getragen** ist.

An alle deutschsprachigen Schriftsteller inner- und außerhalb der Reichsgrenzen ergeht demgemäß die Aufforderung, **bis zum 15. September 1934** ein diesen Bedingungen entsprechendes, noch unveröffentlichtes Manuskript an den Führer des „Bundes der Elsaß-Lothringer im Reich", Dr. Robert Ernst, Berlin W 30, Geisbergstr. 43 I, einzureichen. — Das Manuskript soll in Maschinenschrift, einseitig beschrieben, vorgelegt werden.

Die Arbeiten sind mit einem **Kennwort** zu versehen. Name und Anschrift des Verfassers sind gleichzeitig in verschlossenem Umschlag einzureichen, der erst nach der Preisverteilung geöffnet wird. Auf Wunsch wird über die Persönlichkeit des Verfassers unbedingte Verschwiegenheit gewahrt.

Es werden zur Verteilung gelangen:

ein Erster Preis in Höhe von 500 Reichsmark,
ein Zweiter Preis in Höhe von 200 Reichsmark,
ein Dritter Preis in Höhe von 100 Reichsmark.

Über die Verteilung entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges ein Preisgericht, dem Dr. Robert Ernst, Dr. Rudolf Pechel (Herausgeber der „Deutschen Rundschau"), die elsässische Schriftstellerin Frau Rose Wolfstedt-Lauth und Dr. Fritz Bronner angehören.

Rückgabe der mit einem Preise nicht bedachten Manuskripte erfolgt nur auf ausdrücklichen Wunsch der Einsender.

Das Preisgericht wird sein Urteil bis zum 1. Dezember 1934 fällen. Die Auszahlung der zugesprochenen Preise erfolgt sodann innerhalb von 14 Tagen.

Der Verlag der Zeitschrift „Elsaß-Lothringen" / „Heimatstimmen" in Berlin behält sich das Recht vor, die eingereichten Arbeiten zur Veröffentlichung zu erwerben.

Digitized by Google

Ein Gedicht zu Ehren von Sankt Kümmernis.

In unserer Monographie über Sankt Kümmernis und Volto santo[1] erwähnen wir auf Seite 34 eine Legende zur hl. Kümmernis in Gedichtform, die sich im Überlinger[2] Stadtarchiv befindet. Sie konnte in der Monographie nicht abgedruckt werden. Wir möchten sie nachfolgend der Öffentlichkeit übergeben. Das Gedicht findet sich in den Sammelwerken des Chronisten Jakob Reutlinger, Gerichtsschreiber zu Überlingen (Band XI, fol. 115—117) und ist um 1582 niedergeschrieben. Ein Hinweis über eine Vorlage, aus der das Gedicht abgeschrieben wurde, fehlt. Professor Dr. Roder bemerkte dazu: „Ein größeres datiertes Gedicht über den Bodensee (anno 1578) fol. 100—109 und ein anderes fol. 97—98 Elegia in laudem Acronii lacus ist von Joh. Schinbain von Freiburg i. Breisgau, der lateinischer Schulmeister zu Überlingen war. Daß er der Verfasser auch dieses Gedichtes ist, erscheint mir fraglich." Vielleicht kann die Lokalforschung in diesem Punkte noch weiterführen. Die Form der Legende entspricht einem in Süddeutschland weitverbreiteten Text, der seinen wichtigsten Niederschlag auf dem Einblatt des Hans Burgkmair (Augsburg um 1507, vgl. Schnürer-Ritz, Abb. 2) gefunden hat. Unser Text lautet:

„Hernach[3] volget das leben und absterben der hailigen junckfrauen s. Kumini[4], so man gemainlich s. Kümernus nennt, welliche in ains manns gestalt verendert worden ist.

Ain König saß in der haidenschafft,
der gar ain schöne tochter hatt.
Der stallt man nach mit gantzem vleiß,
denn sie was schön, dazu seer weiß.
Umb iren schönen willen geschach,
das ir ain König stallt heftig nach.
Jr schöne im das maul vffpört,
das er sie zu aim gemahel begert.
Der junckfrawen das net gefellt,
dann sie hatt iren vsserwelt.
Und geschech das schon mit irem schaden,
so wollt sie doch dhain gemachel haben
als nur den herren Jesum Christ.
der gott hümels und erden ist.
Dess ward ir vatter hochbewegt,
das er sein tochter gfangen legt.
Da rüeft sie gott so ernstlich an,
das er zu ir ind gfengknus kham,
bat in, er wellt ir helfer sein,
wies mit sich bracht der augenschein,
sie wellt sich hinfür niemandts bladen,
allain in zu aim gmachel haben.

[1] G. Schnürer und J. M. Ritz, Sankt Kümmernis und Volto santo, Forschungen zur Volkskunde, Heft 13/15, Düsseldorf, 1933, Seite 34, 60.

[2] Wir verdanken den Text einer gütigen Mitteilung von Herrn Professor Dr. Roder.

[3] Voraus geht ein Auszug aus Joh. Stumpfs v. Zürich chronica lib. 5 über Überlingen.

[4] So, nicht Kumrin. — Zur Namensform vgl. Schnürer-Ritz, a. a. O., S. 59 f.

Digitized by Google

Da tröstet sie herr Jesus Christ,
der aller not ain helfer ist.
Die jungfraw an in das begert,
das er ir schöne gstallt verkhert
an gstallt und an irm gantzen leibe,
damit sie mechte sicher pleiben
vor denen, die nach iren stallten
und sie zu gemachel haben wollten.
Christus der sprach gnedig zu ir:
gehab dich wol, ich steh bei dier,
du sollt jetz scheinen zümlich allt
und eben[3] haben mein gestallt,
das dhainer solle dein begeren.
Allso will ich dein gstallt verkeren.
Dann wirdstu mein gmachel pleiben.
Da nun ir vatter dieses sah,
mit rauhen worten zu ir sprach:
Was ist nur das, tochter sag an.
Was ists? das du siehst wie ain mann?
Sie sprach: Mein gmachel, den ich vsserwellt,
demselben dises allso gfellt.
Ich will auch dhainen vff den hayden,
dann den, der an dem crütz verschaiden,
Mein gott den herren Jesum Christ,
der aller betrüebter tröster ist.
Da sprach ir vatter, der tyrann:
Dieweil du sonst willt dhainen mann,
so will ich dier das auch verhaitzen
und bei mein göttern dier das laisten:
Ains grümmen todts müstu steröen
und wie dein gott gecrützget werden.
Die junckfraw sach gleich ainem mann
und nam das creütz mit frewden an,
Bevalch irn gaist gott in seine hend.
Nam also an dem creütz ir end,
erwarb von gott vor irem todt,
das, wer sie anrueft in der nott
umb fürpitt, der würdt bald gewert
wann er vmb gott auch billichs begert.
Jr nam hüetz Kumini, doch sutz
vff teütsche sprach sannt Kümmerus;
In Hollandt liget sie begraben,
wie vns dhistorien thündt sagen.
Zu Stainberg ligt ir leib on spott.
Dseel aber triumphiert bei gott
im hümel, da dann ist dhain laid,
sonder ewig werende frewd.
Man phlegt ir bildtnus vfzuhenckhen
und etwan in ain kürchen z'schenckhen,
darynn sie vorhin nit gewesen.

[3] Kann auch oben lauten.

Digitized by Google

So ehrt man ſie, wie würdt geleſen.
Ain wunder ſoll man nit verſchweigen,
das ſich zutrueg mit ainem geiger,
der was gar arm, thät im nit fürchten,
zog für die bildtnus in die kürchen,
ſein andacht vor dem bild zerzaigen
mit ſeinem inſtrument, der geigen.
Knewt nider in düemůt gantz milt.
Mit andacht geigt er vor dem bildt.
Die geigen thät ain weyl erſchallen.
Das bildt den rechten ſchuch ließ fallen,
der was von gold vnd zümblich dickh.
Der geiger frőwt ſich faſt des glückhs,
Zum goldtſchmid thät mit frewden lauffen,
begert den ſchuch bei im zverkauffen.
Der goldtſchmid aber zweyfflen thät,
ob er villeicht in gſtollen hett.
Da antwurt er gantz ſänft vnd mildt:
Nain goldtſchmidt, das gecreützget bild,
das in der kürchen ſteht dort eben,
das hatt mir diſen ſchuch gegeben.
An ſein antwurt kört man ſich nicht.
Er wardt gfangen, ſollt werden gricht,
und mit dem ſtrangen ſ'leben enden.
Sein gemüeth thät er vffs bild wenden.
Zum bild, das man im doch vorfüeret,
Bat er, ee das man in anſchnieret,
ſo wöllt er wider wie vor geigen.
alsdann gelts im gleich vmb ſein leibe,
man ſollt im nachher nichts mehr ſchẽnckhen,
er wöllte ſich gern laſſen hencken.
Das ward im nun gnädig vergunnt.
Sobald er in die kürchen khumpt,
dem bild that er den ſchuch an leibe,
facht wider an wie vor zu geigen.
Da nun die geig ain klain weyl ſchallet,
da ließ das bildt den ſchuch auch fallen.
Da wardt das wunder hoch bekanndt
an diſem ort im gantzen landt.
Der geiger ward lödig erkhandt,
Er dancket gott vleißig zu handt
und diſem werckh, das nit vmbſuß,
der hailigen ſancta Kümmernus.
Die wolle nach irem gemainen ſitten
Gott für vns alleſamen pitten,
das er vor aller angſt vnd noth
Vns bhüet, auch vor dem gächen todt,
Vor kümmernus vnd vor vnehr
Darzu helf vnſer gott vnd her

Amen."

J. M. Ritz.

Digitized by Google

Der große Hund.

Steljhammers Gedicht „Nur halbert so viel!“ (Aus da Hoamat, Bd. 2, 7, S. 28 f.) beginnt: „Wann i halb so viel war, Wie der moant, daß ar is, War i mehr als da Papst Und da Küni z'Paris. Geld hät i zwia Mist, da graoß Hund war mein Göth, Und dö andern kloan'n Sehat und achtat i nöt . . .“ Der Hinweis auf den „großen Hund“ geht auf ein Volksbuch zurück (s. Görres, Volksbücher, S. 53), das seinerzeit sehr verbreitet gewesen sein muß. Verfasser ist der Metzer Domherr Otto von Demeringen, der 1507 die Reisebeschreibung des Franzosen Mandeville unter dem Titel „Von der erfarung des strengen ritters Johannes von montaville“, ins Deutsche übersetzt, herausgibt. Das Werk, in Straßburg erschienen, will berichten „von manigen wunderbaren sachen, von fremden landen und seltzamen thieren, von fremden leuten vnd von irem glauben, von irem wesen vnd von iren kleidern vnd von vil andern wundern. Nach L. Mackensen, „Die deutschen Volksbücher“ (Leipzig, 1927), S. 58 f. wird darin zunächst „im frommen Eingang die Heilsamkeit und Gottwohlgefälligkeit der Palästinafahrten dargelegt, die heiligen Martergeräte, Kreuz, Rock, Dornenkrone usw. erbaulich beschrieben, Legenden hie und da eingewoben, Jerusalem andächtig geschildert“ usw. Der Übergang zum zweiten Teil wird durch den Satz gebildet: „Der die welt gantz umbfaren will in kauffmanns oder in bilgerins wyse der fint in allen landen heilig siet und grosß heiligthuz (sic!), aber der in ritter oder herrschaft wyse ziehen will, der sol farn in des keisers von Persien land, darnoch in des grossen hunds land vnd va prieſter Johans land.“ Das Original stammt von dem Lütticher Arzt Jean de Bourgogne à la barbe, der sich Johann von Mandeville nennt († 1372). Dieser hatte als Leibarzt des Sultans den Orient kennen gelernt, aber nur ein geringer Teil des Buches stützt sich auf eigenes Erlebnis, das meiste, seine Reisen zum heiligen Grab, nach Persien, Indien und in die fernsten Wunderländer hat er aus den verschiedenen, meist fabulosen Berichten des Mittelalters über ferne Länder zusammengetragen. Das Buch wird in alle Sprachen übersetzt und der Verfasser so berühmt, daß seine Grabstätte, ein Kloster bei Lüttich, eine Art Wallfahrtsort wird.

Der deutsche Übersetzer, Otto von Dreineringen, hat (s. Görres, Die teutschen Volksbücher, S. 68) mit dem ihm vorliegenden Text in schrankenloser Willkür gewirtschaftet, „beinahe kein öffentlicher Orts- oder Personenname ist unverkrüppelt geblieben und diese Mißhandlung hat häufig den höchsten Unsinn verursacht. U. a. ist „der große Chan zum großen Hund geworden“ (zu lat. canis gestellt). Die Redensart vom „großen Hund“ hat sich bis heute — ein Beweis für die Beliebtheit und Verbreitung des deutschen Volksbuches — im Volksmund erhalten und ist dem Verfasser dieser Zeilen auch aus lebendigem Sprachgebrauch und zwar in Joachimsthal in Böhmen bekannt geworden. Dr. Avanzini. Ried i. J.

Villgrater Sprichwörter.

„Man tuit überall anderscht und überall recht.“

„Man tuit mehr derwartn als derwischn.“

„Kimmt der Tag, bringt der Tag.“

„'s Rad geht ummer und ummer und an' jede Felge kimmt amal in Dreck.“

„Drahn muiß man sie nach dem Ort, 's Ort nach dem Menschen draht si nit.“

Digitized by Google

„'s guite Ort[1] muiß man ſelber mitbringen."

„Aus ander Leuts Leder iſt leicht Riemen ſchneiden."

„Tückn ſoll man an, der's hinter gibt." (Reizen ſoll man einen, der es zurückgibt, der ſich wehren kann.)

„Grantiger ſoll man nit auseinander glahn."

„Stan auf Stan (Stein) gibt Fuir (Feuer)."

„Klane Kinder, klans Kreuz, große Kinder, großes Kreuz."

„Der Aſcht fällt nit weit vom Stamme."

„Geld iſcht der gröaſchte Weltregierer!"

„Geld hat ein' halen Schwaf (ſchlüpferigen Schweif)." (Es iſt nicht leicht feſtzuhalten.)

„Sparn iſcht recht, aber klemm[2] tuit weh."

„'s Geld hat man, wenn mans ghaltet und 'n Speck, wenn man ihn nit ißt."

„Aufn Sparer kimmt a Zehrer."

„Wer nit arbeitet, ſoll a nit eſſn,
Fauler, merk dirs, tui's nit vergeſſn."

„Hoier (heuer) Vergeltsgott machen iſcht fürs nächſchte Jahr Krapfenbachn." (Wohltun wird belohnt.)

„Hilfts nit, ſchaden werſchts a nit."

„Wer lang huiſchtet (huſtet), lebt lang."

„Wer lang Hoſen anhat, lebt a lang."

„Luſchtig geht die Welt zgrund, wenn wir nimmer leben, ſind wir nimmer gſund."

„Das macht die guite Haltung," ſagt man ſcherzhaft, wenn jemanden die Haare ausgehen. Denn ein gut gehaltenes Vieh haart etwas.

„Luſchtig in Ehrn hat Gott und die Welt gern."

„Wie nachnder (näher) bei der Kirchen,
wie nachnder bei der Höll."

„Rupert, geh du voran,
du haſcht die grauen Stümpfe[3] an." Damit ſchiebt man einem anderen eine Angelegenheit zu, die man ſelber nicht gern übernimmt.

„Auf dem Ohr ſiach i ſchlecht und auf dem Aug hör i ſchlecht", ſagt man in Villgraten, wenn man nicht verſtehen will.

„Der hat's Hintertückiſche hinter'n Ohren wie der Bock 's Inslat" (Unſchlitt).

Über die krumpen Leute hat man keine gute Meinung. Man hält ſie für hinterliſtig:

„In der Zeit
nimmt der Herr ein Scheit
und wirft's mitten unter die Leut,
die Graden hat er getroffen
und die Krumpen ſand ihm in die Mauern gſchloffen."

„Die Krumpen haben halt immer an Trolle voraus" (ſind immer pfiffiger).

Wien. Maria Lang-Raitſtätter.

[1] Die gute Stimmung, angenehme Lebensart.
[2] einzwängen, knauſern.
[3] Strümpfe.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

Handwörterbuch des deutschen Märchens, herausgegeben unter besonderer Mitwirkung von Johannes Bolte und Mitarbeit zahlreicher Fachgenossen von Lutz Mackensen, Band 1, 659 S. Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter & Co.

Dies Märchenbuch bildet eine Abteilung der „Handwörterbücher zur deutschen Volkskunde", die der „Verband deutscher Vereine für Volkskunde" herausgibt. Nach dem Abc werden die verschiedensten Aufgaben der Märchenforschung durch Stichworte gekennzeichnet und behandelt. An größeren Arbeiten nenne ich: ägyptische, antike, arabische Motive, Baum, Bechstein Ludwig, Boccaccio, Braut und Bräutigam, Brot, Däumling, drei, Edda, Eid, einfache Formen, Entführung, epische Gesetze der Volksdichtung, Erlösung, Erster, erstes, zuerst, Erziehungswert der Märchen.

Wie es bei Sammelwerken immer geht, so sind auch hier die Beiträge in Art und Wert verschieden. Manche Mitarbeiter begnügen sich, den Stoff geordnet vorzulegen, andere legen mehr Wert auf die wissenschaftliche Einreihung. Da und dort wünscht man mehr Beziehungen zu den Vorstellungen des Volksglaubens außerhalb des Märchens. Auch könnte, z. B. für Lehrer, die das Handwörterbuch benutzen wollen, aber den Aufgaben der Volkskunde noch ferner stehen, bei Artikeln wie dem über die Dreizahl ein kurzer Hinweis auf den Ursprung dieser Rundzahl und ein Verweis auf das einschlägige Schrifttum gegeben werden wie ich es in meinem Buch „Badische Volkskunde", 1, 23 ff., versucht habe. Wäre bei der Behandlung der Zahl 13 der Volksglaube mehr berücksichtigt worden, dann hätte auf die Doppelbedeutung dieser Überschußzahl (12+1) hingewiesen werden können (O. Weinreich, Triskaidekadische Studien, Beiträge zur Geschichte der Zahlen, 1916). So aber wird für manchen Benutzer des Handwörterbuches es rätselhaft bleiben, warum diese „magische Zahl" bald Glück, bald Unglück bedeutet. Sie ist eben eine Überschußzahl, 12+1, d. h. geht über die Rundzahl 12 hinaus. Der dreizehnte steht also außerhalb einer festen Gemeinschaft. Entweder ist er nun Führer dieser Gemeinschaft und im Märchen der Held: von solcher Vorstellung aus ist 13 Glückszahl. Oder er ist überflüssig und schädlich für die Gemeinschaft, die Rundzahl 12 soll erhalten bleiben, der überschüssige muß weg: von solcher Vorstellung aus ist 13 Unglückszahl. Derartige Erörterungen können kurz gefaßt werden und würden den Umfang eines Aufsatzes nicht wesentlich vermehren. Dafür könnte anderswo Raum gespart werden. In dem Artikel Arbeit ließe sich die Stoffsammlung verarbeiten nach Gesichtspunkten, wie sie W. Treutlein, Das Arbeitsverbot im deutschen Volksglauben (1932), gegeben hat. Der Artikel „Demokratische Gesinnung" hat eine unglückliche Überschrift. Besser wäre gewesen: Volksverbundenheit des Märchenhelden. Unter „Elementargedanke" ist ein dürftiges Abschnittchen „Wunderbare Geburt". Es sieht so aus, als ob der Verfasser mit dem Stoff nicht sehr vertraut sei. Vgl. weiter unten: Empfängnis, wunderbare und die dabei angegebenen Schriften.

So bleiben im einzelnen noch manche Wünsche. Im Ganzen begrüße ich das Handwörterbuch als wertvolle Fundgrube beim Studium der Märchenaufgaben. Es wird aber auch sonst der Volkskunde ein wichtiges Nachschlagewerk sein und von Forschung und Schule lebhaft begrüßt.

Wilhelm Peßler, **Volkstumsatlas von Niedersachsen**, Lieferung 1. Veröffentlichungen der historischen Kommission für Hannover, Braunschweig, Schaum-

Digitized by Google

burg-Lippe und Bremen, XIV; Braunschweig, Georg Westermann, 1933, 20 S. Text mit 30 Abbildungen und Karten, dazu 8 Kartenblätter in Mehrfarbendruck, 21×24 cm, in Mappe, 6 RM.

Was Peßler in seinem Buch „Deutsche Volkstumsgeographie" theoretisch erläutert und fordert, stellt er hier für Niedersachsen dar: er gibt Kartenübersichten und gute Bilder über den Garbenstand beim Roggen, die Gebräuchlichkeit der Kinderwiege und die Zugarten der Rinder. Die Darstellungen sind gut und übersichtlich. Diese vortreffliche erste Lieferung läßt uns hoffen, daß wir hier ein hervorragendes Werk für die Volkskunde zu erwarten haben. Schon das Vorliegende allein ist als Musterbeispiel für derartige Arbeit sehr zu empfehlen.

Fritz Geiges, **Der mittelalterliche Fensterschmuck des Freiburger Münsters, seine Geschichte, die Ursachen seines Zerfalles und die Maßnahmen zu seiner Wiederherstellung;** zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Baues selbst. Freiburg im Breisgau; Breisgau-Verein Schau-ins-Land. Das Werk erscheint gleichzeitig als Jahrlauf 56—58 der Zeitschrift „Schau-ins-Land", 392 S., Folio, mit zahlreichen Bildern.

Die Kunst der Glasmalerei ist in den letzten Jahrzehnten leider stark zurückgetreten. Geiges ist einer der bedeutendsten Vertreter dieser schönen Kunst. Wer durch seine Werkstätten und Ausstellungen in Freiburg, Talstraße 66—68, geht, ist voll Bewunderung über die Farbenpracht, die Fülle und das Können, das er hier beobachtet. Und wenn er das Glück hat, vom Künstler selbst geführt zu werden, wird er staunen über die körperliche und geistige Frische dieses Mannes, der nun über achtzig Jahre alt ist, aber wie ein Jüngling sich begeistert für die Kunst und andere mitreißt. Reist man durch die Welt und achtet auf Glasmalerei, so findet man überall Bilder von Geiges.

Im Freiburger Münster hat er die beschädigten Fenster wieder hergestellt. Niemand kennt die Glasmalerei des Freiburger Münsters besser als Geiges. Und er kann sie nicht nur als Künstler bewerten, nein, er ist auch ein ernster Geschichtsforscher. Manche Einzelheit, die bisher ungeprüft von einem Buch ins andere übernommen worden ist, konnte Geiges, der überall auf die Quellen zurückzukommen sucht, verbessern. Deshalb ist sein Werk auch geschichtlich von Bedeutung.

Möge das herrliche Buch viele Leser anregen, die Bilder in Freiburg in ihrer Farbenpracht zu schauen! Hoffentlich wird dann mancher, der die Begabung in sich fühlt, auf diesem Gebiet ein Meister zu werden, angeregt zur herrlichen Kunst der Glasmalerei. Gerade unsere Zeit, die wieder Sinn für Farben hat, muß doch diese Kunst weiter pflegen in Kirchen und Hallen und im Wohnhaus. Möge es Geiges vergönnt sein, noch recht lange in jugendlicher Frische weiter zu wirken und unsere Jugend, die reif ist sein Werk zu verstehen, zu lehren!

Für die Volkskunde hat das Werk nach verschiedener Hinsicht Bedeutung: in erster Reihe für die Legendenforschung. Denn durch die Kunst, vor allem durch Bilder in der Kirche, wo die Gläubigen oft sind, ist manche Legende in Einzelheiten und im Ganzen in ihrem Werden bestimmt worden. Dann hat die Volkskunst sich oft an solche Bilder angelehnt.

Das Buch ist in der Ausstattung sehr schön. Deshalb danken wir auch dem Breisgau-Verein Schau-ins-Land für die Herausgabe.

Karl Hans Münnich, **Der Kurpälzer Reider,** Pfälzer Gedichte, Bilder und Umschlag nach Holzschnitten von Karl Senger, Heidelberg, Verlagsanstalt Friedrich Schulze, 1933, 95 S.

Die Sammlungen der pfälzischen Mundartgedichte enthalten sonst größtenteils fröhliche Dichtungen, manchmal auch nur Witze, die in Reime gebracht sind. Die Gedichte Münnichs sind zum großen Teil ernst und gemütvoll. Empfinden und

Digitized by Google

Wiedergabe (auch in der Schreibweise) ist echt und gut. Das Bändchen kann deshalb empfohlen werden.

Deutsches Land und deutsches Volk, ein Bilderwerk von Hans Ludwig Oeser, Deutsche Buchgemeinschaft, Berlin.

Arbeit und Feiertag des deutschen Volkes werden hier in wundervollen Bildern vor Augen geführt. Die Bilder sind von einem Text begleitet, der klar zu machen sucht, was die Bilder uns sagen können. Möge das prächtige Buch recht vielen, Deutschen und Ausländern, Zeugnis ablegen von deutschem Wesen, deutscher Arbeit, deutschem Können!

Ekkhart, Jahrbuch für das Badner Land, im Auftrag des Landesvereins Badische Heimat herausgegeben von Hermann Eris Busse, 15. Jahrgang, 1934, Karlsruhe, Braun, 112 S.

Einen Kalender für 1934 haben die meisten Leute jetzt gekauft. Jawohl, aber hier handelt es sich nicht um einen Kalender, den man am Ende des Jahres wegwirft. Der Ekkhart ist vielmehr ein Jahrbuch, in das man immer wieder gern hineinsieht. Neuere und neueste Dichtungen und Malereien werden veröffentlicht und besprochen, mehrfach kommen die Dichter selbst zu Wort, mancher Aufsatz macht aufmerksam auf einen bisher wenig bekannten Schriftsteller, oder ein bekannter Mann wird einem wieder vor Augen gestellt, wie der von uns allen längst geliebte Glattacker, von dem Busse reizend plaudert, und wir sagen uns: jetzt muß ich aber endlich in des Malers und Dichters Heimat kommen und muß auch neben seinem schönen Hebelbild (das in keiner badischen Wohnung fehlen sollte) noch ein Bild Glattackers haben. Man wird in diesem Jahrbuch immer wieder gerne lesen und wenn man nicht mehr lesen will, blättern, schon der schönen Bilder und der lustigen Schnurren willen, die zum Schluß erheitern.

Rudolf Hennesthal, **Deutschland unterm Hakenkreuz**, Dichtungen, gesammelt zu Feiern in Schule und Jugendbund, Frankfurt a. M., M. Diesterweg, 1934, 111 S.

Es ist verdienstvoll und wird vor allem von vielen Lehrern begrüßt werden, daß hier Gedichte vaterländischen Inhalts aus älterer und neuester Zeit vorgelegt werden. Die Auswahl ist reichhaltig und gut. Sie zeigt in sorgfältig gewählten Dichtungen deutschen Lebenswillen, deutschen Stolz und deutschen Freiheitsdrang.

Großmeister deutscher Lyrik. Eine Auslese edelsten deutschen Seelengutes von Dr. Ferdinand Werner, Leipzig, Armanen-Verlag, 1934, 376 S., Ganzleinen 4,80 RM.

Das Buch bietet eine reiche Auswahl schöner Gedichte berühmter Meister von Walter von der Vogelweide bis Gottfried Keller und Friedrich Nietzsche. Auch die Volkslieder sind zahlreich vertreten. Das Werk kann ein schönes Familienbuch werden.

Deutsche Volkskunst, herausgegeben von E. Redslob, 13. Band: **Baden**: Text und Bildersammlung von H. E. Busse, mit 198 Bildern. München, Delphin-Verlag, 48 S. Text, 5,80 RM. kart., 6,80 RM. Pappband, 7,80 RM. in Ganzl.

Von weiten Kreisen der Wissenschaft, der Lehrer und all derer, die sich um die Erkenntnis und Erhaltung des deutschen Volkstums bemühen, wird das große Unternehmen des Delphin-Verlags, Bilder der deutschen Volkskunst aus den verschiedenen Landteilen in Sonderbänden vorzulegen, warm begrüßt. Der soeben herausgegebene Band über die Volkskunst in Baden von H. E. Busse gehört zum Besten, was die Sammlung gebracht hat. Daß Baden für volkskundliche Forschungen ein guter Boden ist, weiß man auch außerhalb unseres Landes. Und

Digitized by Google

Busse hat vom Guten das Beste herausgesucht und legt es hier nach ausgezeichneten Photographien vor. Der einführende Text ist gut. Das Buch kann als Geschenk aufs beste empfohlen werden. Eugen Fehrle.

„Bauernadel". Volkskundliches Gut in der Schwarzwald-Trilogie von Hermann Eris Busse.

Als ich daranging, Hermann Eris Busses schönes Werk, mit dessen wohlfeiler Volksausgabe Dichter und Verlag uns zu Weihnachten überrascht haben, auch einmal unter dem Gesichtspunkt der Volkskunde zu lesen und immer mehr heimeliges Gut entdeckte, je mehr Seiten ich umwandte, da kam ein Gefühl jugendfroher Entdeckerfreude über mich, wie in jenem unvergeßlichen und nun leider schon so fernen Sommersemester 1894, da ich zu Füßen Elard Hugo Meyers an der Universität zu Freiburg saß und, selbst Dorfkind, zum erstenmal von deutscher Volkskunde und badischem Volksleben hörte. Der für sein Lehrfach so begeisterte Gelehrte übertrug seine Begeisterung auch auf die wenigen Hörer, die er damals hatte, und gab uns den ersten volkskundlichen Fragebogen zur Beantwortung mit. Seitdem gehört meine ganze, vom Beruf freigelassene Zeit dieser Wissenschaft, mein Herz aber und meine Liebe nächst der Anhaltischen Heimat Freiburg und dem Badener Land. Wieviel Schönheit mir die Landschaft, wieviel Liebes mir die Menschen dort geboten haben, das zu sagen würde weit über den Rahmen dieses Aufsatzes hinausgehen. Aber eines darf ich bekennen: Freiburg und der Schwarzwald sind mir zur zweiten Heimat geworden, zu der es mich Jahr für Jahr immer wieder hinzieht.

Wenn Busses prachtvolles Werk soviel des volkstümlichen Gutes enthält, so darf uns das nicht überraschen. Das Buch wäre sonst nicht bluthaft und wirklichkeitsnahe und würde Schemen schildern, aber keine Schwarzwälder Bauern, wenn wir darin nicht auch von Volksglauben, Sitte und Brauch hören würden. Im Rahmen dieser kurzen Ausführungen kann nur auf einige Hauptgebiete hingewiesen werden; das Schwarzwaldhaus mit all seinen Schönheiten und Heimlichkeiten ebenso wie auch die Tracht soll hier nicht besprochen werden. Nur von den Menschen wollen wir hören.

Sitte und Brauch umrahmen das Leben von der Wiege bis zum Totenschrein. Eine kinderlose Ehe ist ein Unsegen (I, 28). Wenn ein Kind geboren ist, kommen die Nachbarinnen mit kleinen Geschenken für den Täufling zur Wöchnerin „ihr am Bettzipfel zu zupfen" (I, 23; II, 65). Die Kinder werden früh in die Arbeit eingespannt, trotzdem bleibt ihnen Zeit genug zu kindlichen Spielen und Streichen. Auch im Schwarzwald wie anderwärts treiben die Jungen ihre ersten Rauchstudien am Weihröhrle (II, 184). Früh hören sie auch von den Geistern, die noch herumspuken, vom schwarzen Nachtläufer, der, den Kopf unter dem Arm, den Wanderer schreckt, vom gefährlichen Irrlicht oder von der Kornhexe (I, 33). Scheu gehen sie an unheimlichen Orten vorüber, wo etwa ein Wanderer einen Juden erstach (III, 46). Sie erfahren wohl auch, welche Mittel man gegen Hexen anwendet. Wenn die Kuh Blut statt Milch melkt oder Mißgeburten zur Welt bringt, so streicht die Bäuerin das uralte Drudenzeichen in den Stalleingang, darüber kann kein böser Geist (I, 20, 21, 81; III, 7, 70). Die Unholde suchen noch immer die Menschen heim, das Schrättele hockt dem Schläfer auf der Brust (I, 24) und der Alp würgt ihn in der Kammer (I, 67). Das Blut stillt die Mutter mit Spinnweben oder, wenn gar nichts hilft, mit einem Blutsegen (I, 161). Auch sagt sie den Kindern, daß man mit dem Finger nicht nach dem Regenbogen zeigen darf (II, 122).

Besonders zahlreich sind die Bräuche bei der Hochzeit. Der Hochzeiter trägt einen Maien am Hut (I, 44) und alle Männer haben am Rockaufschlag einen Rosmarinzweig (I, 47), der zum Sonntagsstrauß der Bäuerin gehört und auch beim

Digitized by Google

Totenbrauch nicht fehlt, weil er nach altem Glauben böse Geister abwehrt (I, 52). Gar stattlich nimmt sich die Braut in ihrer Tracht aus (I, 50; II, 14). An einem so wichtigen Tage gewinnt alles an Bedeutung, wenn ein Glas zerbricht, oder Blut fließt, weil sich die Braut gestochen hat (I, 50), oder sie vor dem Altar das Ja zu laut sprach oder keine Tränen vergoß, obwohl die Sitte das verlangt, so muß man daraus wohl auf kommendes Unheil schließen. Auf dem Weg zur Kirche wird das Brautpaar aufgehalten und muß sich durch Geld lösen (I, 51). Das Hochzeitsessen dehnt sich gar lange aus (I, 53), bis ihm der Ehrentanz des Brautpaares ein Ende macht. Am Abend, ehe der Bauer sein junges Weib über die Schwelle trägt, feuert er die Flinte ab. „Alle bösen Geister sind nun verscheucht, die schwarze fremde Katze auf der Gartenmauer (das Sinnbild des bösen Geistes) ist nun verschwunden" (II, 15).

Wie das Leben ausgeht, schildert in ergreifender Weise das Kapitel „Tod einer Bäuerin" im dritten Buch. Diese Bäuerin, eine Königin unter ihresgleichen, hat alles selbst geordnet, was der Brauch erfordert, und ist — ein Zeichen für das tiefe Heimatgefühl dieser Menschen — zu dem Hause gegangen, in dem sie Glück und Leid so lange Jahre erlebt hat, um inmitten der gewohnten und vertrauten Umgebung zu sterben. Der Sarg wird in die Ehrenstube von der Bühnenkammer, wo immer einer bereit steht, heruntergebracht, Kerzen brennen zu Häupten der Entschlafenen, Rosmarinzweiglein werden ihr in die Hände gelegt, dann geht es „die Matten nab" (I, 33). Das Totenbrett aber, auf dem die Leiche lag, wird nachher mit den Anfangsbuchstaben des Namens der Verstorbenen versehen und draußen als Brücke über den Bach gelegt (I, 22, 161). Solche Totenbretter sah Clara Hugo Meyer noch zu Ende des 19. Jahrhunderts auf dem Hochschwarzwald, er berichtet davon in seinem badischen Volksleben[1]. Nach der Trauerfeier ist es alter Brauch, daß sich alle Teilnehmer im Wirtshaus zu einem Trunk zusammenfinden.

Zwischen Beginn und Ende des Lebens liegen die Tage der Arbeit, die Feste und die Stunden des Besinnens. So hören wir noch von vielem anderen Brauchtum. Von der Sitzordnung in der Kirche, die Männer und Frauen streng scheidet (II, 108), vom Weihnachtsfest und seinem Gebäck, von dem Tännchen, das, mit zwölf Kerzen und kleinen Äpfeln geschmückt, ursprünglich an die Decke gehängt wurde (II, 56), und auch davon, daß am ersten Feiertag das Gesinde frei ist und Bauer und Bäuerin alle Arbeit selber verrichten. Wir hören auch vom Wirtshaus und der Dorfkapelle, die dort aufspielt (II, 147), vom Handschlag, der einen Kauf oder ein Versprechen festmacht (I, 41), vom Schellenmarkt am Pfingstmontag (I, 18). Wir hören aber auch von der Arbeit, die hart und schwer auf dem Bauern lastet und die er doch so gerne tut, weil er die Heimat in tiefster Seele liebt. Er hängt so fest an ihr, daß er Erde von ihrer Scholle im Hosensack trägt (I, 181) und die herrliche, feierliche Arbeit des Säens mit einem Vaterunser beginnt (I, 185). Die zahlreichen Stellen, in denen die Heimatliebe des Bauern aus Handlung und Stimmung hervorbricht, etwa in dem meisterhaften Kapitel „Der Baum der Ahnen" (II, 183) oder auch (III, 154) seien nur erwähnt als Bestätigung dafür, daß wir es hier mit einem Werk zu tun haben, das der Schönheit der Landschaft ebenso gerecht wird wie dem Charakter der Bewohner, das Blut und Boden und die treuen Schultern der Ahnen als feste Grundlage des völkischen Lebens hinstellt, ein Werk also, auf das die badische Heimat wahrhaft stolz sein kann.

Dessau. Prof Dr. Alfred Wirth.

[1] Solche Totenbretter habe ich noch im Jahre 1903 bei Falkau (Amt Neustadt im Schwarzwald) gesehen. Sie waren im Wiesengrund als Steg über ein Bächlein gelegt. Meine Begleiterin, die aus Falkau stammte, sagte mir, man solle beim Überschreiten des Steges für den Toten beten. Eugen Fehrle.

Digitized by Google

Germanien. Monatshefte für Vorgeschichte zur Kenntnis deutschen Wesens (Zeitschrift der Freunde germanischer Vorgeschichte, E. V., Detmold. Verantwortlicher Schriftleiter: Studienrat O. Suffert, Detmold). Verlag K. F. Koehler, Leipzig, 1933, 384 S.

Diese Zeitschrift ist im fünften Jahr ihres Bestehens in eine Monatsschrift umgewandelt worden. Sie will aus der Vorzeit und aus dem Volksbrauch das, was „erbgetragen und unbewußt in uns lebendig geblieben ist", wecken, wirksam machen und erhalten. Zum Geleit sagt der Herausgeber: „Ein Wissen um Brauch und Kult, tätiges und geistiges Leben unserer Vorzeitahnen soll uns Heutige wieder adeln, und deshalb spüren wir all den Stätten, Bauwerken und Bildnissen, Grabfeldern u. dgl. m. nach, die augenscheinlich dartun, wo Germanengeist einst rege war. Wir heben weiterhin Schätze, die der deutschen Vorgeschichtsforschung teilweise noch verborgen blieben, oder versuchen sie des Beiwerks zu entkleiden, das ihnen artfremder Wille späterer Zeiten zur Umdunkelung zugesellte. Wir geben Leseproben aus Werken derjenigen, die in diesem Sinne schon seit Jahren Pionierarbeit leisten. Wir halten wiederum nicht bei der eigentlichen Spatenforschung, sondern versuchen, zugleich das Auge für die Schau einer genug urechtes Germanentum offenbarenden deutschen Landschaft zu schärfen. Wir verfolgen alles in allem das, was anschließend Wilhelm Teudt in Leitlinien erschöpfend dargestellt hat. Wir legen nicht zuletzt Wert darauf, allmonatlich einen Überblick über das die Germanenforschung angehende Schrifttum zu geben."

Mehrfach wird in kleineren und größeren Abhandlungen auf Denkmäler aus unserer Frühgeschichte, die bisher kaum oder gar nicht beachtet worden sind, hingewiesen, Deutungen werden versucht und angeregt, grundsätzliche Fragen werden besprochen: überall frohes Schaffen, freudige Zuversicht, daß wir doch noch mehr als bisher zur Vorstellungswelt unserer Ahnen vordringen. Weitere Untersuchungen werden manche gewagten Schlüsse dieser Arbeiten richtig zu stellen haben. Doch wir wollen deshalb nicht nörgeln, sondern den frischen Wagemut anerkennen und das Verdienst, einen dankenswerten Vorstoß gewagt zu haben in Gebiete, die bisher im Dunkeln lagen, deren Erforschung aber eine unserer nächsten Pflichten sein muß.

P. Hilpert, **Grundsätzliches zur Rassenhygiene.** Langensalza-Berlin-Leipzig, Julius Beltz, 23 S.

Beherzigenswert und lehrreich.

Hans Martin Grüninger, **Us em Oberland.** Alemannische Gedichte, 2. vermehrte Auflage. Karlsruhe, Badenia-Verlag, 1926, 112 S.

Grüningers Gedichte sind echt, geschrieben aus aufmerksamer Seele, aus gutem Herzen und schöner Liebe zur Welt und Heimat. Der Dichter ist ein richtiger Alemanne: nirgends aufdringlich, hat Ehrfurcht vor der Seele, hat Takt und Geschmack erfreut durch seine Beobachtungsgabe und lebendige Anschaulichkeit, die mehrfach schöne Sinnbilder enthält. Grüninger ist ein deutscher Mann, der auch als Dichter nicht nach Wirkung hascht, sondern sieht, daß er zuerst vor sich selber etwas gilt.

Eugen Fehrle.

Digitized by Google

Volkstanzliteratur aus dem Verlage Friedr. Hofmeister, Leipzig.

Von Johannes Künzig, Lahr.

1. **Holländische Tänze,** gesammelt von Anna Sanson-Catz und Anne de Coc. Ins Deutsche übertragen von A. Helms und J. Blasche. Klaviersatz von H. Citroen. (Bunte Tänze, 7. Bd.), Leipzig, 1929, 2,50 RM.

2. **Deutsche Volkstänze aus dem Böhmerwalde,** gesammelt von L. Hoidn. Klaviersatz von F. Arenfeld. (Bunte Tänze, herausgegeben von Anna Helms und Julius Blasche, 8. Bd.), o. J. [1930], 3,50 RM.

3. **Rheinische Volkstänze,** gesammelt, bearbeitet und herausgegeben von Aenne Gausebeck. Klaviersatz von H. Oberbach, o. J. [1930], 4,— RM.

4. **Der Tanzkreis. Alte ostpreußische Tänze und Neugestaltungen,** gesammelt und herausgegeben von Hermann Huffziger. Klaviersatz von F. Arenfeld, o. J. [1929], 2,50 RM.

5. **Der Thüringer Tanzplan.** Alte Thüringer Volkstänze und Reigen, gesammelt und herausgegeben von Arno Schlothauer. Klaviersatz von F. Arenfeld, o. J. [1930], 2,50 RM.

6. **Wendische Volkstänze.** Dreh mich rum im Kreise! 15 Wendische Volkstänze. Klaviermusik und Tanzbeschreibung, bearbeitet von Měranko Lešawic und Bjarnat Krawc-Schneider. Ebenda, 1930, 3,— RM.

Während die Heimatverbände bisher in der Volkstanzpflege fast durchweg ebenso versagten wie in der lebendigen Volksliedpflege, haben im vergangenen Jahrzehnt wenigstens die Bünde der Jugendbewegung und ihr nahestehende Kreise sich dieses für eine arteigene, gesunde Geselligkeit bedeutsamen Volksgutes angenommen. Zur Volksgemeinschaft und ihren Erfordernissen ist die Volkstanzbewegung allerdings nicht durchgestoßen. Diese Aufgabe muß heute — unter glückhafteren Voraussetzungen — erneuert und wesentlich umfassender in Angriff genommen werden. Auf welchem Wege das geschehen kann, habe ich kürzlich in dem 1. Februarheft der NS.-Frauenwarte zu umreißen versucht und darf darauf verweisen.

Der vorliegende Literaturbericht behandelt die letzte größere Veröffentlichungsfolge des um die Förderung des Volkstanzes sehr verdienten Leipziger Verlages Hofmeister. Und es spiegelt sich in diesen Heften noch einmal das Auf und Ab der Volkstanzauffassung in den Tanzkreisen, aus denen diese Veröffentlichungen hervorgegangen oder für die sie mindestens bestimmt sind. Nach anfänglich stärkerer Betonung des altüberlieferten, echten Volkstanzes beschritt man bald — immer noch von der volkstümlichen Grundlage ausgehend — den Weg der Bearbeitung und Erneuerung, bis man schließlich zu völligen, dem heutigen Empfinden angeblich mehr angenäherten Neuschöpfungen, den sogenannten Jugendtänzen kam. Letztere gewannen namentlich bei den norddeutschen Kreisen immer mehr die Oberhand und man sprach gern von einer instinktiven Bevorzugung solcher Tänze. Diese Behauptung möchte ich stark einschränken; man darf ja nicht übersehen, daß die Schöpfer dieser wirklich nicht immer glückhaften Tänze großenteils selbst die einflußreichsten Führer der Tanzorganisationen und Leiter vieler Kurse waren, so daß sie die Auswahl der Tänze weitgehend bestimmten.

Das erwähnte Dreierlei des Tanzgutes der Volkstanzkreise zeigt die neben den „Volkstänzen deutscher Landschaften" des Bärenreiterverlages wichtigste Ver-

Digitized by Google

öffentlichungsreihe: „Bunte Tänze“[1]. Heft 1 und 2 dieser Reihe werden in der Geschichte der neueren Volkstanzbewegung stets an erster Stelle genannt werden müssen. Eine bunte Fülle echter Volkstänze aus Niederdeutschland (vornehmlich aus Ammerland, Brandenburg, Bückeburg, Hannoversch-Wendland, Helgoland, Mecklenburg, Nordheide, Insel Rügen, Saaterland, Sylt, Föhr, Schleswig-Holstein, Vierlande) haben Anna Helms und Julius Blasche darin gerettet, und mehr als das: in dem von ihnen begründeten Geestländer Tanzkreis zu neuem Leben erweckt. Die beiden Bände, die auch der Auflagenziffer nach die verhältnismäßig größte Verbreitung erlangt haben, sind für den Volkskundler ebenso wichtig wie sie bis heute den Grundstock der Tanzliteratur eines jeden ernsthaften norddeutschen Tanzkreises bilden. (Eine ähnliche Rolle für Oberdeutschland und Österreich spielen Zoder, Altösterreichische Volkstänze, Heft 1—3).

Heft 3 der Bunten Tänze enthält ein Zeichen der weiteren Entwicklung der Geestländer Tanzkreise, dann aber schon Neuformungen oder wenigstens neue Tanzarten zu alten Melodien. Heft 4: Hahn im Korbe bringt kleine mimische Tanzspiele; das 6. Heft: „Weihetänze“ enthält Balladentänze, Fackeltänze und ausgesprochene Feiertänze. Heft 3, 4 und 6 sind damit im wesentlichen Ausdruck der neuen Tanzpflege im Rahmen neuer Jugendart und Jugendkultur, für den Volkskundler dagegen von geringerem Wert. Stärker zur Volksüberlieferung biegt der 5. Band: „Drosselnest“ zurück, dessen Titel nach einem verbreiteten, mit dem „Windmüller“ nahe verwandten Tanz aus der Südheide gewählt ist; und sehr erfreulich ist es schließlich, daß der 7. und 8. Band wieder ganz, wie Band 1 und 2, quellengetreue Volkstanzsammlungen — jeweils aus einem geschlossenen Gebiet — darstellen. Das 7. Heft: „Holländische Tänze“ erweitert unsere Tanzkenntnis in erwünschter Weise nach den Niederlanden hin, die seither in der Volkstanzliteratur germanischer Nachbarstämme noch fehlten. Bei der Erinnerung, wieviel Gemeinsames unsere niederdeutschen Volkstänze zeigten mit denen in Dänemark, Norwegen und Schweden, von wo aus die deutsche Volkstanzbewegung übrigens recht eigentlich ihren Anstoß erhielt, erwartet man von vornherein auch allerlei Übereinstimmungen im vorliegenden Fall und findet das in dem aus dem Holländischen übertragenen Auswahlheft bestätigt. Nr. 6 „Lott is doot“ ist auch durch ganz Deutschland bekannt und kehrt in Österreich als „Neukatholischer“ wieder; unter Nr. 11 und 12 stehen zwei Fassungen des ebenso verbreiteten Siebensprungs. Nr. 5 „Driekusmann“ ist ein ehemals sehr beliebter Polka, der in Vorarlberg, Niederösterreich und Böhmen auch Judenpolka heißt, worüber Zoder im Jahrbuch für Volksliedforschung, II, 131 ff. eine lehrreiche Zusammenstellung gibt; die gebräuchliche Bezeichnung ist „Winkerschottisch“ oder Fingerletanz, unter diesem Namen auch in Baden bekannt. Mit der Bezeichnung „Drickes“ finden wir einen nah verwandten Tanz in den unten zu besprechenden „Rheinischen Volkstänzen“ unter Nr. 6. Recht hübsch ist der Kirmestanz Nr. 1. Die Tanzausführung der holländischen Tänze zeigt meistens gewöhnliche Laufschritte, was schon die Holzschuhe der Tänzer bedingen dürften.

Überaus reichhaltig ist die Sammlung „Deutsche Volkstänze aus dem Böhmerwald“ von Ludwig Hoidn (Bunte Tänze, 8. Band). 49 Tänze aus diesem an volkskundlichen Überlieferungen aller Art noch so fruchtbaren Waldland werden uns dargeboten, auch mit Tanzbeschreibung versehen, die freilich in mehreren Fällen etwas zu knapp geraten ist. Wie bei den Volksliedern, die uns jetzt in einer umfassenden Sammlung von Jungbauer „Volkslieder aus dem Böhmerwald“ beschert werden, zeigt sich bei den böhmerwälder Tänzen sowohl Zusammenhang mit der entsprechenden bayerischen als mit der oberösterreichischen

[1] Die Reihe ist inzwischen durch die 3 Hefte des Schultanzbuches von H. Helms und Jul. Blasche zu einem gewissen Abschluß gekommen.

Digitized by Google

überlieferung. Nr. 38 „Der Eisenkeil", 39 „Wintergrün" und 40 „Der Buxdomersch" sind Tänze mit wechselndem geradem und ungeradem Takt, wie sie in Niederbayern und der Oberpfalz häufiger zu treffen sind, aber auch bei uns im Schwarzwald. Nr. 35 „Der Hax af" entspricht dem weitverbreiteten Kreuzpolka „Siehste wohl, do kimmt er". Die Melodie von Nr. 22 „Mir san Tiroler Schützen" ist identisch mit dem Soldatenlied „Wir sind die Musketiere" (vgl. Künzig, Lieder der badischen Soldaten, 1927, Nr. 12). Bayerisch-tirolische Entlehnung dürfen wir weiter wohl bei den Ländlern Nr. 10 und 11 feststellen. Auf Oberösterreich aber, mit dem ja überhaupt bis zur neuen Grenzziehung ein wohl noch stärkerer Kulturaustausch als mit Bayern bestand, weisen die Tänze Nr. 13 „Hüttenmadl" (ein Rutscher, zu dem österreichischen Hiatamadl, dem Strohschneider und der schlesischen Hühnerscharre gehörig), Nr. 20 „'s Spinnradl", Nr. 28 und 29 „Linzer Polka". Recht hübsche Einzugstänze sind Nr. 1 „Jagermarsch" und Nr. 2 „Körbeltanz". Diese schöne Böhmerwälder Volkstanzsammlung ist in jeder Weise als Ergänzung der volkskundlichen Literatur über dieses treue Grenzland dankbar zu begrüßen.

Außerhalb der bis jetzt besprochenen Reihe erschien im gleichen Verlag eine ganz vortreffliche Sammlung „Rheinische Volkstänze" von Aenne Gausebeck, der Schriftleiterin der Zeitschrift „Rheinisches Land" und Begründerin des Bonner Volkstanzkreises. Daß die Praxis hier Pate stand, daß vor der Drucklegung jeder einzelne Tanz aufs sorgfältigste ausgeprobt wurde, zeigt die ungewöhnlich gründliche und klare Beschreibung der Ausführungsart, die die Sammlung mustergültig und unstreitig zu einer der besten der letzten Jahre macht. Auch das Sammlerverdienst ist ausdrücklich anzuerkennen, denn in dem für den nivellierenden Durchgangsverkehr ganz geöffneten Rheinland war es natürlich ungleich schwieriger, diese 18 Tänze ausfindig zu machen als etwa in einem entlegenen Rückzugsgebiet. Die Tänze sind aufgeteilt in 10 Paartänze, 2 Reihentänze und 6 Vierpaartänze. Nr. 2, 7, 8, 10, 11, 16 und 18 stammen aus der Eifel, Nr. 12 und 17 aus dem abgetrennten Dorf Engelsdorf im Kreise Malmedy, der Bergmannstanz Nr. 13 aus dem Saargebiet, die übrigen vorwiegend aus der Kölner Bucht (der Sonntagnachmittagstanz ist sogar in Köln selbst aufgezeichnet) und vom Niederrhein. Neben rheinischen Varianten zu einigen verbreiteten und allgemein bekannten Tänzen wie zum Halleschen Stiefelknechtgalopp „Herr Schmitt" (Nr. 4), „Mädel wasch dich" (Nr. 5), Klatschpolka (Nr. 7), Kreuzpolka (Nr. 9) finden sich eigenartige Stücke: Kecke Spottlust zeigt z. B. Nr. 10 „Das Schneiderlein", echt rheinische Kirmesfröhlichkeit die „Kirmesquadrille" (Nr. 14) und das „Bambelröckchen" (Nr. 16). Von einer eigentümlichen Tanzsitte hat der „Nußknacker, der nach Angaben der Herausgeberin im Rheinland sehr häufig anzutreffen ist und gelegentlich auch: „Drickes" oder „Reichsverweser" heißt, seinen Namen. Diese Benennung rührt daher, daß die Tänzerinnen z. B. in der Eifel ein Nußsäckchen vor der Schürze trugen, woraus sie während zweier kurzer Takte ihrem Burschen rasch eine Nuß herausholten, um dann weiterzutanzen; sie durften dabei aber nicht vom nachtanzenden Paar überholt werden. Vgl. hierzu den Natknacker bei W. Schultz, Deutsche Paartänze, Nr. 11. Dem Typ nach gehört der Tanz zu der Klatschpolka, wie oben bei den holländischen Tänzen bereits vermerkt. Tanz Nr. 12 nennt sich Macklott, offenbar von französisch matelot, also ein Matrosentanz. Er ist im Kreis Malmedy noch heute ein beliebter Kirmestanz; über seine Herkunft vermutet Gausebeck, daß er von der flandrischen Küste stamme. Auch unter den hier nicht erwähnten Tänzen finden sich noch manche beachtenswerte, auch musikalisch und rhythmisch sehr ansprechende Stücke.

Dankenswert ist auch die kleinere ostpreußische Volkstanzsammlung von Huffziger und die thüringische von Schlothauer. Die ost-

Digitized by Google

preußische Sammlung besteht zwar nur hälftig aus echten Tänzen, zur anderen Hälfte aus Neuschöpfungen, aber die beiden Gruppen sind wenigstens säuberlich von einander getrennt. Unter den 8 Volkstänzen findet sich der Strümpfeltanz mit dem hier allerdings modernisierten Tanzvers „Zwei Paar seidene Strümpf / Drei dazu macht fünf". Dieser Tanz findet sich auch in der Pfalz und bis nach Vorarlberg.

Die Stampfpolka gehört wieder zu dem oben schon mehrfach genannten Klatsch- oder Judenpolka. Der Pungeltanz ist seinem zugehörigen Text nach ein Judenspottianz (vgl. hierzu Joder, Judentänze im Jahrbuch für Volksliedforschung, II, S. 122 ff.) Als Ergänzung zu dieser kleinen Auswahl von ostpreußischen Tänzen ziehe man das hübsche Heft: Ostpreuß. Fischertänze von Leibrandt heran (5 Tänze: Nickeltanz, Allemande, Englisch, Viertouriger mit dem Stoß- und Bügeltanz).

Aus der Thüringer Sammlung ist besonders der Rühler Springer hervorzuheben, von dessen hauptsächlichen Figuren vier gute Photographien beigegeben sind, ferner der musikalisch ansprechende Vorreihen- und der Kirmestanz. Hübsch ist auch der Hopser Nr. 12. Von bekannteren Tänzen treffen wir wieder den Zweitritt „Hans bleib da", der in Baden die Melodie für die Narrenmärsche der Baar abgegeben hat, unter Nr. 13, einen Rutscher Nr. 6 und Klappschottisch Nr. 10. Die Beschreibung der Tanzausführung ist bei mehreren Tänzen leider sehr knapp und für die Erlernung nicht ausreichend.

Zum Schluß sei kurz das mit hübschem Trachtenbild geschmückte Heft „Wendische Volkstänze" gewürdigt. Die Beschreibungen der 15 Tänze, die im wesentlichen aus der wendischen Ober- und Niederlausitz stammen, sind sorgfältig, die Klavierbegleitung steht auf beachtlicher Höhe, in einzelnen Fällen ist sie vielleicht für die volkstümliche Verwendung etwas zu kompliziert. Der gesamte Text ist sowohl in wendischer als auch in deutscher Sprache gedruckt. Die beiden Herausgeber bekennen sich durch die bekannte Volksliedersammlung von Haupt-Schmaler, Wendische Volkslieder 1842/43, angeregt, woher auch mehrere Tänze übernommen sind, andere stammen aus einer wendischen Zeitschrift der Jahre 1887—93. Das Verdienst dieser neuen Heftausgabe liegt nun einmal darin, daß sie charakteristische Tänze aus dem vergriffenen Volksliederwerk und aus der kaum zugänglichen Zeitschrift bekannt macht, vor allem aber, daß sie die Tänze durch Zufügung der genauen Ausführungsart, die in den erwähnten Quellen fehlte, wieder lebendig macht. Die Tänze des Näheren zu würdigen, wäre nur möglich nach einem eingehenden Vergleich mit der gesamten entsprechenden westslawischen Überlieferung. Als übereinstimmend mit deutschen Volkstänzen fällt auf Nr. 9 „Schustertanz" und Nr. 15, eine Entsprechung des niederdeutschen „Kiekbusch". Als ehemals beliebtester Tanz wird Nr. 14 „Der Wendische" bezeichnet. Auch ein Judenspottanz findet sich wieder in dieser Sammlung: Nr. 6 „Der polnische Jud".

Ein Wunsch sei angesichts der empfehlenswerten neuen Volkstanzliteratur des Verlages Hofmeister, Leipzig, zum Schluß noch angemerkt. Die öfters schon beklagte Tatsache, daß fast jeder Herausgeber einer Volkstanzsammlung seine eigenen Benennungen für Schrittarten, Handfassungen usw. hat, fällt einem besonders unangenehm auf, wenn es sich um Veröffentlichungen im gleichen Verlag, womöglich in der gleichen Reihe handelt. Die seit Jahren erhobene Forderung des „Verbandes deutscher Tanzkreise" nach einheitlicher Bezeichnung der Tanzausführung haben zu keinem Ergebnis geführt. So sehe ich keine Möglichkeit, als daß die Verlage, die hauptsächlich Volkstanzliteratur pflegen (es sind neben Hofmeister noch der Verlag Teubner, Leipzig, und der Bärenreiterverlag, Kassel), für ihre Autoren eine normierte Bezeichnung verpflichtend machen; das beste wäre natürlich, wenn sich die erwähnten drei Verlage gleich zu gemeinsamem Vorgehen zusammentun würden — zum Nutzen der gesamten Volkstanzsache.

Digitized by Google

Volk und Rasse, illustrierte Monatsschrift für deutsches Volkstum, Rassenkunde, Rassenpflege. Zeitschrift des Reichsausschusses für Volksgesundheitsdienst und der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene. Schriftleiter: Dr. Bruno K. Schultz. Verlag: J. F. Lehmann, München.

Diese hervorragende Zeitschrift behandelt die Beziehungen zwischen Rasse und Volkstum, Rasse und Geschichte seit Jahren in Aufsätzen aus dem Gebiete der Naturwissenschaften und der Geisteswissenschaften, der Geschichte und der Sitten des deutschen Volkes. Wenn wir heute in Deutschland glücklicher Weise so weit sind, daß die Fragen der Wechselbeziehungen zwischen Volkstum und Rasse bis ins Dorf hinein bekannt sind und besprochen werden, so hat diese führende Zeitschrift ein großes Verdienst dabei. Wer in solchen Fragen heute forschend und lehrend mitmachen will, der braucht einen solchen Führer.

Ich greife einige Aufsätze heraus, die im engeren Sinne Volkskundliches behandeln. Aus dem Jahrgang 1932: E. Banse, Über den Zusammenhang von Landschaft und Mensch; J. Hanika, Egerländer Art, eine volkskundliche Untersuchung; P. Sartori, Erbliche Familienkennzeichen im Volksglauben; J. Leifs, Altnordische Volksmusik; F. Zoß, Totenfurcht und Aberglaube bei den Germanen der Völkerwanderungszeit; R. Wolfram, Christentum und heidnische Überlieferung im deutschen Volksbrauch. 1933: F. Wiedermann, Sind die oberschlesischen Holzkirchen Reste germanischen Kulturgutes?; H. Kroll, Eine Bauernhochzeit in Hülsten bei Haltern im Münsterland; R. F. Viergutz, Rasse und Volk; R. Helm, Deutsche Volkstrachten; E. Schwertfeger, Vom deutschen Volkstum in Polen.

Das sind Hinweise für Forscher, die Volkskunde enger begrenzen wollen, oder ich könnte auch sagen: die Volkskunde im älteren Sinne auffassen. Wir verstehen heute aber Volkskunde als Erforschung des Volkstums. Und von diesem Gesichtspunkt aus gehören fast alle Aufsätze von „Rasse und Volk" in unser Gebiet.

Die Zeitschrift erschien früher in vier Heften jährlich, seit 1933 ist sie Monatsschrift.

Paul Schmitthenner, **Wehrhaft und frei, Die deutsche Wehr von den Anfängen bis zur Gegenwart.** Langensalza, Berlin, Leipzig, Julius Beltz, 1934, 200 S. mit vielen Bildern.

Dies Buch wird vor allem den alten Soldaten, und allen, die Sinn für Soldatentum haben, Freude machen. Der Überblick über unsere Wehrmacht ist klar, großzügig und zuverlässig, was bei einem Verfasser wie Schmitthenner ja selbstverständlich ist. Eine besondere Seite des deutschen Volkstums, sein Wehrwille und seine Wehrhaftigkeit, ist hier gut dargestellt.

Walter Frenzel, Fritz Karg, Adolf Spamer, **Grundriß der Sächsischen Volkskunde**, herausgegeben im Auftrage des Sächsischen Verbandes für Volkskunde unter Mitwirkung vieler Fachgenossen in Verbindung mit Paul Zinck und Albert Zirkler, Leipzig, Karl Richter, 1932, 368 S.

Das Buch ist in folgende Teile gegliedert: I. Raum und Bewohner: Die Landschaften; Der Gang der Siedlung; Territoriales Werden; Slawische Ostbewegung und deutscher Gegenstoß in Siedlung, Dorf und Flur; Städtebilder; Haus- und Hofformen; Straßen und Wege; Die ständische Gliederung. II. Lebensform und geistige Schöpfung: a) Lebensform: Die ländliche Gemeinschaft; die städtische Gemeinschaft; die Einzelgänger. b) Die Sprache: Mundarten, Flurnamen. c) Dichtung und Schrifttum: Kurzformen; Sage und anderes Erzählgut; Lied, Bänkelsang; Puppenspiel; Schauspiel; Mundartdichtung; Vulgärschrifttum.

Der Überblick zeigt die zweckmäßige, reichhaltige und gute Gliederung dieses Buches. Der Inhalt ist zuverlässig. Das Buch kann deshalb warm empfohlen werden.

Eugen Fehrle.

Digitized by Google

Wortweiser.

Von Anne Bossong, Heidelberg.

Abzählreime 136
„Afel" 115
Amulett 113 f.

Bauernkultur 22 ff.
Bauerntum 77 f.
Benze, R. 78
Birke 113 f.
Bühler, H. A. 79
Busse, H. E. 78, 81 ff., 159 ff.

Delphin 57 f.
dreibeinig 104 f.

Eggers, H. J. 76 f.
Ei 70
Eichenauer, R. 72
Eligiuslegende 101 ff.

Farbe, rot 57
Fehrle, Ernst 12 ff.
Fehrle, Eugen 1 f., 71, 77 f., 89 f., 99 f., 157 ff., 162, 167
Fehrle, Hans 101 ff.
Flurnamen 33 ff., 125 ff.
Fräßle, J. 75
Frenzel, W. 167
Fronleichnamsprozession 70

Garay, R. 75
Geiges, Fritz 158
v. Geramb, V. 72 ff.
Giese, W. 74 f.
Glasmalerei 158
Graef, Gottlieb 55
Gropengießer, H. 25 ff.
Grüninger, H. M. 162
Güntert, H. 71

Hahm, K. 94 ff.
Hebel, J. P. 96
Heilig, O. 77
Heimberger, H. 113 ff.
Hennesthal, R. 159
Herg, E. 78
Herrmann, F. 56 ff., 73 ff.
Hilpert, P. 162
Holle 106
Holunder 114 f.
Huber, H. 69
Hünnerkopf, R. 29 ff., 76 f.

Jungfernkuß 29 ff.

Karg, F. 167
Karwoche 70
Keinath, W. 77
Kind 70
Kinderlied 112
Krieger, C. 77 f.
Krohn, Kaarle 149 ff.
Kümmernis, hl. 152 ff.
v. Künßberg, E. 60 ff.
Künzig, J. 163 ff.

Lacroix 117 ff.
Lang-Raitstätter, M. 155 f.
Loranz, R. 79

Märchen 157
Margret, schwarze 106
Maße 120 ff.
Meisinger, O. 71
Menstruationsblut 114
Zauberspruch, Merseburger 106 ff.
Müller, K. Fr. 76
Müller, O. A. 33 ff., 125 ff.
Münnich, K. H. 158 f.

Nachbarschaft 9

Oeser, H. L. 159

Perchta 106
Peßler, W. 157 f.
Pfarrbücher 137 ff.
Pferdefuß 104
Pfister, F. 44 ff.
Pflug 25 ff.

Rasse 167
Reidas, Th. 149 ff.
Riehl, W. H. 83 ff.
Ritz, J. M. 152 ff.
Rohrer, H. 11
Rotlauf 113 ff.

Sagen 70
Sattelaufsatz 56 ff.
Sauer, J. 78
Schellkraut 114
Schimmel 103 f.
Schmiedehandwerk 112
Schmitthenner, P. 167
Schwietering, J. 3 ff.
Selig, O. 72
Spamer, A. 87 f., 167
Sprichwörter 155 f.
Straßer, K. Th. 78
v. Sydow, E. 73 f.

Thomasnacht 55
Tieramulette 56 ff.
Totenbrett 161
Trachten 72 f.

Veit, A. L. 137 ff.
Verjüngung 102 f., 112
Volksheilkunde 113 ff.
Volkskunde 147, — musikalische 64 ff., — rechtliche 60 ff., — Wesen und Wege 81 ff.
Volkskunst 12 ff., 159 f.
Volkstumsatlas 157 f.
Vorzeichen 55

Wahrsagekunst 44 ff.
Walter, Elisabeth 70, 136, 147
Weber, S. 76
Weihrauch 115
Werner, F. 159
Wirth, A. 160 f.
Wodan 104
Wolfram, R. 64 ff.

Zeiten, hl. 114
Ziegelformen 121 ff.

Digitized by Google

Landesverein Badische Heimat E. V.

Freiburg im Breisgau, Haus Badische Heimat, Hansjakobstraße 12

Mein Heimatland, Zeitschrift

Badische Blätter für Volkskunde, ländliche Wohlfahrtspflege, Heimat- und Naturschutz, Denkmalpflege, Familienforschung, erscheint in zwölf reich mit Abbildungen geschmückten Heften.

Badische Heimat, Jahresheft

Jahresheft. Zeitschrift für Volkskunde, ländliche Wohlfahrtspflege, Heimat-, Natur- und Denkmalschutz. Erschienen sind und können nachgeliefert werden: 1921 Die Baar, 1922 Der Kraichgau, 1923 Das Markgräflerland, 1924 Der Überlingersee, 1925 Der Enz-Pfinzgau, 1926 Der Untersee, 1927 Mannheim, 1928 Die Landeshauptstadt Karlsruhe, 1929 Freiburg und der Breisgau, 1930 Singen und der Hegau, 1931 Kehl und das Hanauerland, 1932 Hochrhein und Hotzenwald, 1933 Das badische Frankenland.

Vom Bodensee zum Main, Schriftenreihe

Heimatblätter, selbständige, abgeschlossene Abhandlungen über Kunst, Literatur, Geschichte, Natur- und Volkskunde. Bis jetzt sind 40 Heimatblätter erschienen, darunter 10 in II. erweiterter Auflage. Unsere Mitglieder erhalten die Heimatblätter bei Bestellung durch das Haus Badische Heimat, Freiburg i. Br., zu ermäßigten Preisen.

Ekkhart-Jahrbuch, Kalender

Das Jahrbuch für das Badner Land erscheint im 14. Jahrgang. Die Jahrgänge 1924—1934 sind noch lieferbar. Unser Jahresbote ist ebenfalls reich bebildert und beschenkt jeden Heimatfreund mit wertvollen Gaben, er ist der deutlichste Ausdruck des künstlerischen und literarischen Schaffens im Land.

Farbenlichtdrucke nach Originalgemälden

„Hans Thoma" von Hans Adolf Bühler, 10,80 RM.

„Deutsches Stromland" und **„Christophorus"** von Hans Adolf Bühler, 1 RM.

„Die Rheinebene bei Bamlach" von Hermann Daur †, 10,80 RM.

„Die Linde" und **„Mein Heimattal"** von Herm. Daur †, 1 RM.

„Johann Peter Hebel" von Adolf Glattacker, 4,30 RM.

„Bodenseelandschaft" von Hans Dieter, 10,80 RM.

Jeweils zuzüglich Porto und Verpackung

Sämtliche Veröffentlichungen sind im Auftrag des Landesvereins Badische Heimat herausgegeben von Hermann Eris Busse, Freiburg im Breisgau.

Heimatkunde, Heimatforschung, Heimatpflege und nicht zuletzt Heimatliebe zu verbreitern, getragen durch die Mitarbeit aller Stände im Lande ohne Unterschied, sich einzusetzen für Natur- und Denkmalschutz, für Volkskunde, Volkskunst und Familienforschung, für badische Literatur, Musik und Kunst, all das sind die Aufgaben des Landesvereins:

ist lebendige Idee unserer Heimatabende und Heimatkurse,

ist praktische Arbeit durch Bekämpfung und Beratung,

ist Zweck und Ziel unseres vielfältigen Heimatschrifttums.

Unsere Mitglieder erhalten für den Jahresbeitrag von 6 RM. die beiden reich mit sorgfältig ausgewähltem Bildschmuck versehenen Zeitschriften „Mein Heimatland" in volkstümlicher Ausgestaltung und „Badische Heimat" (erscheint als Jahresheft) auf wissenschaftlicher Grundlage, jeweils einem umrissenen Landesteil gewidmet, ohne weitere Kosten zugesandt.

Jeder echte Badener und Heimatfreund, gleichviel wo er wirkt, muß durch seine Mitgliedschaft die idealen Bestrebungen, Aufgaben und Ziele des Landesvereins unterstützen, sie gelten dem Wohle des Landes, des Volkes, des Staates.

Digitized by Google

Das Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit

im 9. Jahrgang mit Unterstützung des Preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung erscheinend, bringt regelmäßig die amtlichen Berichte der Vertrauensmänner für kulturgeschichtliche Bodenaltertümer in Preußen. Es berichtet schnell und zuverlässig über Neues auf vorgeschichtlichem Gebiet und will Verständnis für die Pflege der Bodenaltertümer wecken.

Erscheinungsweise: Monatlich ein Heft

Bezugspreis: Für 1933 5,— Mk., für Mitglieder der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte und der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft nur 4,50 Mk. einschließlich Porto.

Anzeigenteil: Auf dem Umschlag ist eine werbewirksame Gelegenheit geboten zur Ankündigung von Fachliteratur (Zeitschriften, Bücher, Kataloge, Bildmaterial, auch solches zu Vorträgen usw.), Sammler-Bedarf (Museumsschränke), anthropologische Instrumente usw. Probeheft wird auf Wunsch kostenfrei zugesandt.

Kurt Kabitzsch Verlag, Leipzig C 1, Salomonstr. 18b

MEYERS LEXIKON

12 BÄNDE VON A-Z
VOLLSTÄNDIG

Ausführlicher, illustrierter Prospekt
kostenlos durch jede Buchhandlung

Diesem Heft liegt ein Prospekt des Verlages Winter, Heidelberg, über „Heusler, Germanentum" u. a. bei, welcher der Beachtung empfohlen wird.

Digitized by Google

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Schriftleiter:

Ministerialrat Univ.-Prof. Dr. Eugen Fehrle

Karlsruhe, Schloßbezirk 10

8. Jahrgang 1934

Verlag Konkordia A.-G., Bühl-Baden

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis des 8. Jahrgangs

Seite

Abhandlungen

Eugen Fehrle, Das Hakenkreuz 5

Richard Hünnerkopf, Die isländische Saga und die deutsche Volkskunde 39

August Lämmle, Vom Adel des Bauerntums 46

Hermann Güntert, Runen, Runenbrauch und Runeninschriften der Germanen 51

Friedrich Panzer, Walther von der Vogelweide, ein deutscher Dichter 103

Wolfgang Treutlein, Der Einsatz der Volkskunde in der Arbeit am Grenz- und Auslanddeutschtum 109

Siegfried Hardung, Elsaß und Baden — eine Lebens- und Schicksalsgemeinschaft 114

Ernst Fehrle, Westischer Geist und deutsches Schrifttum . . . 127

Albert Zink, Über Brunnengenossenschaften 134

Otto Bertram, Oberdeutsches Spruchgut in der Pfalz . . . 138

Seite

Frau A. v. Lettow-Vorbeck, Freisassen- und Anerben-Höfe im Bozener Land 150

Ferdinand Herrmann, Die tiroler Buttermodel 156

Egon Lendl, Wandlungen in den Siedlungsformen im Gebiet der Budweiser deutschen Sprachinsel 167

Hermann Eckert, Inschriftenforschung 174

Friedrich Lautenschlager, Bibliographische Hilfsmittel oberrheinischer Volkstumsforschung . . 178

Kleinere Mitteilungen

Hermann Baier, Die Opfer bei der Wallfahrt Birnau 184

Karl Wohlgemuth, Südtiroler Volksglaube 186

Volkskundliche Mitteilungen vom Oberrhein 187

Das Heimatarchiv an der Lehrerbildungsanstalt Karlsruhe . . . 188

Bücherbesprechungen 188 ff.

Digitized by Google

Digitized by Google

Oberdeutsche
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STACK
MAY - 8 1967

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde

8. Jahrgang 1934

Verlag Konkordia A.G./Bühl-Baden

Digitized by Google

Die Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde erscheint jährlich dreimal mit einem Gesamtumfange von mindestens 12 Bogen. Bezugspreis für drei Hefte vom Verlag oder durch den Buchhandel 4 RM. Mitglieder der an der Herausgabe beteiligten Vereinigungen zahlen 3 RM. bei unmittelbarem Bezug vom Verlag: Konkordia A.-G., Bühl (Baden). Postscheckkonto Karlsruhe 237.

Anzeigen-Aufträge durch den Verlag. Preise: 1/1 Seite RM. 50.—, 1/2 Seite RM. 25.—, 1/4 Seite RM. 12.50, 1/8 Seite RM. 6.25. Beilagen bis zu 15 g einschließlich Postgebühren RM. 20.—.

An die Leser.

Drei Hefte der Oberdeutschen Zeitschrift für Volkskunde erscheinen dies Jahr in einem Sammelband und aus äußeren Umständen reichlich spät. In Zukunft werden drei Hefte erscheinen, je eines im Frühling, Sommer und im Herbst. Ich bitte alle Bezieher der Zeitschrift, uns weiter treu zu bleiben und neue Leser zu gewinnen. Meinem Aufruf im vergangenen Jahr, daß jeder Bezieher wenigstens einen neuen Bezieher beibringt, haben manche Leser Folge geleistet. Ich danke ihnen dafür und bitte die übrigen, dies nachzuholen und mir bald neue Bezieher der Zeitschrift zu melden. Je größer die Zahl der Bezieher, desto größer die Leistungsfähigkeit der Zeitschrift. Sie kann schon dies Jahr in einer bedeutend erhöhten Auflage erscheinen.

Eugen Fehrle.

Inhaltsangabe:

Eugen Fehrle, Das Hakenkreuz, 5 / Hünnerkopf, Die isländische Saga und die deutsche Volkskunde, 39 / August Lämmle, Vom Adel des Bauerntums, 46 / Hermann Güntert, Runen, Runenbrauch und Runeninschriften der Germanen, 51 / Friedrich Panzer, Walther von der Vogelweide, ein deutscher Dichter, 103 / Wolfgang Treutlein, Der Einsatz der Volkskunde in der Arbeit am Grenz- und Auslanddeutschtum, 109 / Siegfried Hardung, Elsaß und Baden — eine Lebens- und Schicksalsgemeinschaft, 114 / Ernst Fehrle, Westischer Geist und deutsches Schrifttum, 127 / Albert Zink, Über Brunnengenossenschaften, 134 / Otto Bertram, Oberdeutsches Spruchgut in der Pfalz, 138 / Frau A. von Lettow-Vorbeck, Freisassen- und Anerben-Höfe im Bozener Land, 150 / Ferdinand Herrmann, Die tiroler Buttermodel, 156 / Egon Lendl, Wandlungen in den Siedlungsformen im Gebiet der Budweiser deutschen Sprachinsel, 167 / Hermann Eckert, Inschriftenforschung, 174 / Friedrich Lautenschlager, Bibliographische Hilfsmittel oberrheinischer Volkstumsforschung, 178 / Kleinere Mitteilungen, 184 / Buchbesprechungen, 188.

Abdruck ganzer Aufsätze und größerer Teile, ebenso Übersetzung in fremde Sprachen sind nur mit Erlaubnis der Schriftleitung gestattet. Wer ohne vorherige Vereinbarung ein Manuskript einschickt, möge Rückporto beilegen.

Digitized by Google

Dem badischen Minister des Kultus und Unterrichts

Herrn Dr. Otto Wacker

dem Freund und Förderer des Volkstums
in der Südwestmark des Deutschen Reiches
gewidmet von

Eugen Fehrle

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Hakenkreuz.

Von seinem Sinn und seiner Geschichte.

Von **Dr. Eugen Fehrle**, Karlsruhe.

Die Treue ist von jeher auch von fremden Beobachtern des germanischen Volkstums als ein Hauptkennzeichen germanisch-deutschen Wesens erkannt worden. In der ältesten zusammenfassenden Darstellung der Germanen, in der Germania des römischen Geschichtsschreibers Tacitus, die im Jahre 98 unserer Zeitrechnung erschienen ist, wird die Treue zwischen Gefolgsherrn und Gefolgsmannen ausdrücklich hervorgehoben[1]. Treue ist die leitende Vorstellung der deutschen Heldendichtung und in der Sage oft Grund der Handlung. Auf Treue beruht auch das Verhältnis des Menschen zur Gottheit. Das kommt heute noch in vielen Volksbräuchen zum Ausdruck. Wenn wir zur Zeit der Wintersonnenwende Tannenbäume, die auch im Winter grün bleiben, in unseren Stuben und auf freien Plätzen aufstellen, so geben wir damit der Zuversicht zur Erneuerung und ewigen Dauer des Lebens Ausdruck, und diese Zuversicht und Hoffnung verbinden wir mit dem Begriff der Treue, wenn wir singen:

O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie treu sind deine Blätter,
Du grünst nicht nur zur Sommerszeit,
Nein, auch im Winter, wenn es schneit.
O Tannenbaum, o Tannenbaum,
wie treu sind deine Blätter.

Der Maien ist seit den ältesten Zeiten unserer Geschichte bekannt. Schon auf den skandinavischen Felsritzungen, die von der germanischen Bronzezeit durch Jahrhunderte wiederholt sind, kommt er vor. Auf Schiffen und Schlitten ist der Maien eingeholt und umgefahren worden. Er ist gleichbedeutend mit dem Lebensbaum, der zu allen Zeiten im Vordergrund der religiösen Vorstellungen unserer Ahnen stand und bis heute, oft fast bis zur Unkenntlichkeit stilisiert, in der Volkskunst weiterlebt[2].

[1] Vgl. die Anmerkungen zu Stück 13 meiner Ausgabe der Germania und Stück 24.

[2] Vgl. Almgren, Nordische Felszeichnungen als religiöse Urkunden, 105 ff.; Fehrle, Deutsche Feste und Volksbräuche, s. Wortweiser unter Maien; Oberdeutsche Zt. f. Volkskunde 5, 1931, 1 ff.

Digitized by Google

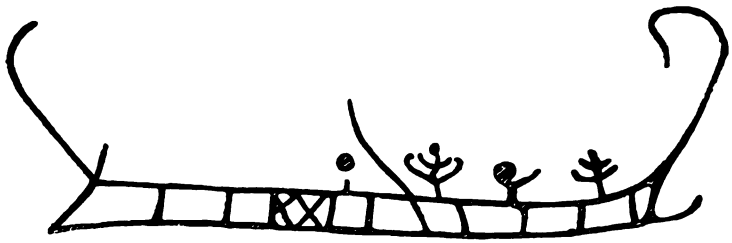


Abb. 1. Schiff mit Maien aus Himmelstadlund bei Norrköping (Schweden). Nach Almgren, Nord. Felszeichnungen, S. 12.

Der germanische Wintermaien, der zur Wintersonnenwende aufgestellt wurde, ist in christlicher Zeit zum Weihnachts- oder Christbaum geworden. Durch Maien spricht man auch im Frühling die Hoffnung auf neues Leben aus: in der Pfalz ziehen die Kinder mit immergrünen Zweigen an ihren Sommertagsstecken durch die Straßen und geben im Lied das Vertrauen kund, daß hinter ihnen der Sommer erscheine[3]. Und am ersten Mai ist der

Abb. 2.
Waffeleisen aus Neudenau, Baden. Gezeichnet von H. Heimberger. Vgl. Obd. Zt.f.V. 6, 1932, 96.

Glaube an das neue Leben gestärkt. Das Aufstellen der Maien bedeutet jetzt Glückwunsch und sieghaften Jubel, wie ihn Walther von der Vogelweide so schön ausspricht:

In liehter varwe stat der walt
der vogele schal nu doenet.
Diu wunne ist worden manicvalt.
Des meien tugent kroenet
senede liebe: wer waer alt,
da sich diu zit so schoenet?
Her Meie, iu ist der bris gezalt,
der winter si gehoenet.

[3] Vgl. diese Zeitschrift 5, 1931, 5.

Digitized by Google

Abb. 3. Schiff mit Sonnensinnbild von einer Felsritzung in Bohuslän (Norwegen), nach Almgren a. a. O. 4.

Neben den Maien gibt ein anderes Sinnbild im deutschen Volksbrauch der Zuversicht zur währenden Erneuerung des Lebens Ausdruck. Schon vor unserer Zeitrechnung haben die Germanen Bilder der Sonne hergestellt, sie herumgefahren oder von einem Punkte aus über Menschen und Saaten leuchten lassen. Dies waren vergoldete Scheiben, Räder oder Holzscheiben, die man anbrannte und einen Berg hinabwälzte bzw. warf, oder auch einfach ein Feuer, das von einer Anhöhe aus über die Gemarkung leuchtete[4]. Dabei hofft man zuversichtlich, daß nach diesem Beispiel die Sommersonne Wärme bringe und Segen verbreite über Menschen und Fluren.

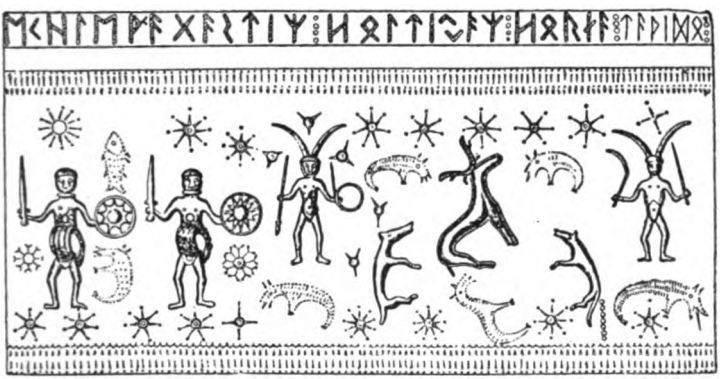


Abb. 4. Das goldene Horn v. Gallehus. Nach Güntert, in dieser Zeitschrift 1934, Fig. 20.

Solche Sinnbilder der Sonne brachte man an Häusern und an einzelnen Gegenständen als Heilszeichen an[5].

Dabei wird die sich bewegende Sonne als Zeichen des immer wieder erwachenden Lebens angedeutet durch wirbelartige, durch gekrümmte oder eckig umgebrochene Strahlen[6]. Diese sind in beliebiger Zahl angebracht oder es sind nur vier oder drei.

[4] Vgl. Fehrle, Deutsche Feste und Volksbräuche 33 ff., 58 ff.

[5] Vgl. Obd. Zt. f. V. 1, 1927, 12 f.

[6] Schön verbunden sind Sonnenwirbel und Hakenkreuz auf einem Grabstein der Völkerwanderungszeit: Zweites Nordisches Thing 1934, Tafel 1, Abb. 38. Vgl. Nordische Welt, Zeitschrift der Gesellschaft für germanische Ur- und Vorgeschichte, Juli/August 1934, 18 f.

Digitized by Google

Abb. 5. Bronzephalera mit Sonnenwirbel, gefunden bei der Niederlassung der Neckar-Sweben von Hauptlehrer Wolber bei der Anlage der Reichsautobahn, jetzt im Schloßmuseum in Mannheim, etwa 100 n. Chr.

Abb. 6.
Darstellung der Sonne auf einem Szekler Tor im Dorfe Menyasag (nördlich von Kronstadt) vom Jahre 1761. Die Szekler sind eine Mischung zwischen Gepiden und Magyaren. Im deutschen Kronstadt mußte der Zimmergeselle ein hohes Tor ausgeführt haben, um Meister werden zu können. Das Bild ist freundlicherweise zur Verfügung gestellt von Prof. Pfleps, Danzig.

Digitized by Google

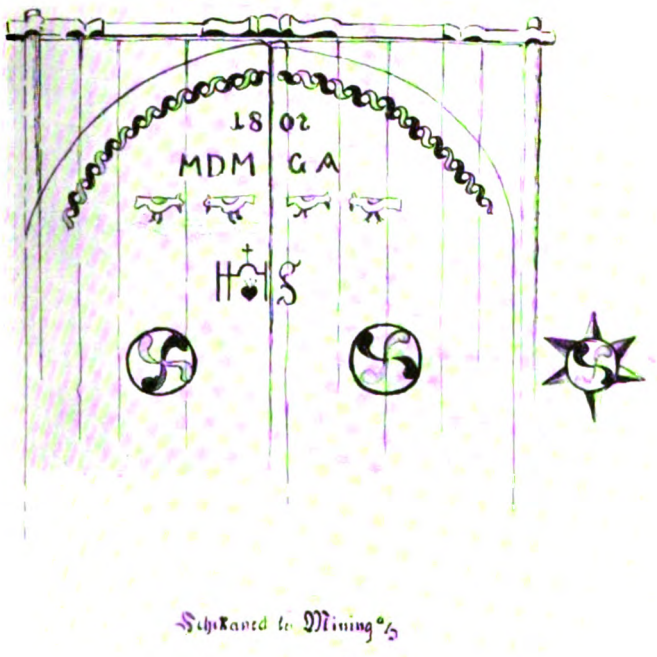


Abb. 7. Scheunentor aus Tirol 1807. Federzeichnung von Hugo von Preen, Osternberg bei Braunau, Oberösterreich.

Wenn solche Sonnendarstellungen am holzgeschnitzten Ständer einer Lampe angebracht sind, so mag darin ein Übergang vom Bewußtsein des Sinnbildes zur bloßen Verzierung zu sehen sein (Abb. 8).

Oft ist das Sinnbild nur noch Verzierung.

Das ruhende Sonnenbild ist vielfach bezeichnet durch eine Scheibe mit einem senkrechten und einem wagrechten Durchmesser. Von hier aus mag man dazu gekommen sein, das Hakenkreuz als Sinnbild der sich bewegenden Sonne mit vier von einem Mittelpunkt ausgehenden Strahlen zu bezeichnen. Die Vereinfachung auf vier Teile kann aber auch aus dem Wesen der Volkskunst erklärt werden. Volkskunst ist nie naturalistisch, sondern stilisiert und deutet an. So mag es auch hier der Kunst genügt haben, die an sich unzählbaren Strahlen, mit denen ein naturalistischer Künstler die ganze Scheibe füllt, anzudeuten durch vier oder auch nur durch drei —, dann haben wir das Dreibein (Triskele), das mehrfach gleichbedeutend neben dem viergeteilten Hakenkreuz oder an seiner Stelle steht (vgl. Abb. 10).

Digitized by Google

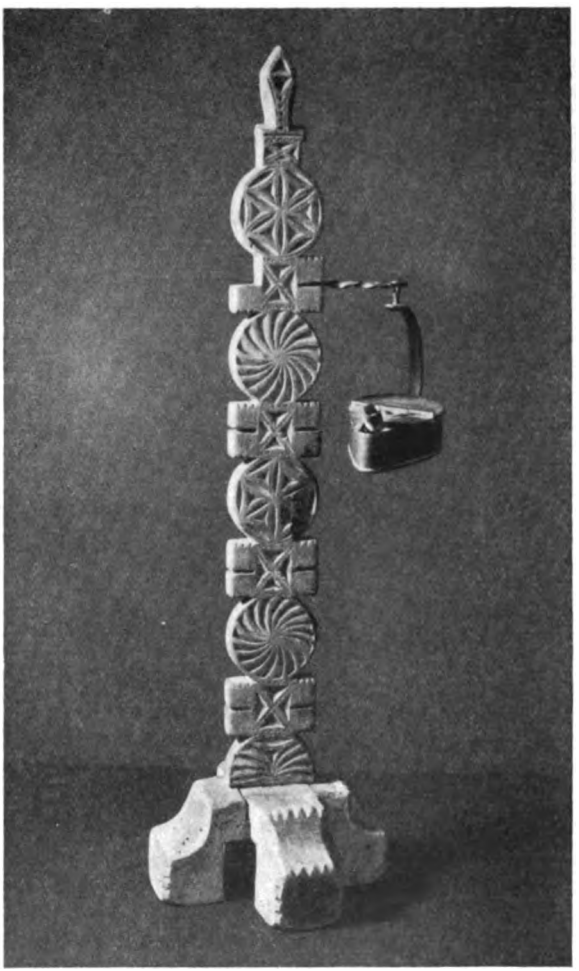


Abb. 8.

Bauern-Lampe aus Thüringen mit holzgeschnitztem Ständer. Museum in Eisenach. Bild vom Schloß-Museum Mannheim freundlicherweise zur Verfügung gestellt.

Digitized by Google

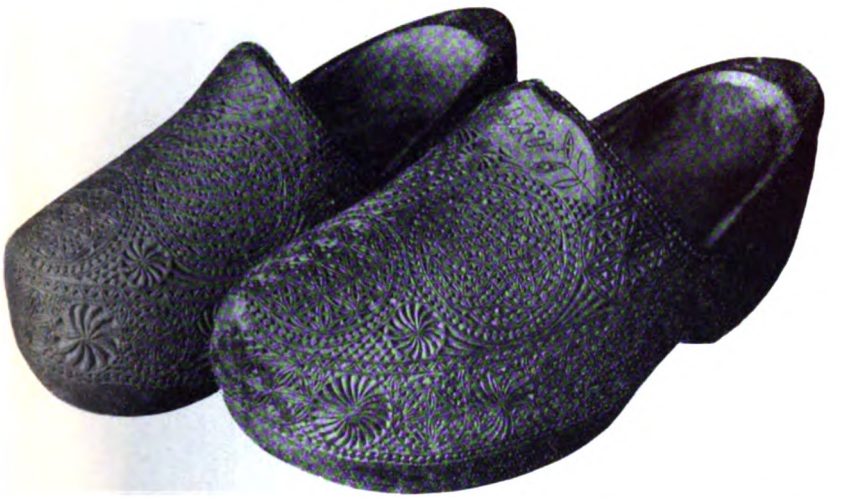


Abb. 9. Friesische Holzschuhe für die Braut mit Kerbschnittverzierung. Museum für Völkerkunde in Leipzig. Bild vom Schloß-Museum in Mannheim freundlicherweise zur Verfügung gestellt.

Der Übergang vom mehrstrahligen Hakenkreuz zum viergeteilten ist sehr schön zu ersehen aus zwei frühgriechischen Vasen (Abb. 11 und 12).

Im Kulturkreis der arischen oder indogermanischen Völker findet sich das Hakenkreuz schon zur Steinzeit, bei den Bandkeramikern im Donaugebiet[7], etwa um 3000 v. Chr. Diese Bandkeramiker (so benannt nach Gefäßen, die mit bandförmigem Schmuck umzogen sind) sind ein Gemisch aus verschiedenen in Europa auch heute noch nachweisbaren Rassen, im östlichen Mitteleuropa, in der Nachbarschaft der nordischen Schnurkeramiker sind sie vorwiegend nordisch. Bei den Nordindogermanen ist das Hakenkreuz für die Bronzezeit nachgewiesen. Auf Felseinritzungen in Skandinavien ist es in abgerundeter[8] und eckiger Form vorhanden[9] (Abb. 14).

Die Sinnbilder, in deren Umgebung das Hakenkreuz in der Frühzeit vorkommt, sind großenteils religiös. Wir dürfen also auch das Hakenkreuz von Anfang an als ein heiliges Zeichen betrachten. Es hat dieselbe Bedeutung wie in späterer Zeit: es ist Sonnensinnbild.

Wohl weiß ich, daß manche Forscher das Sinnbild aus dem Ornament herleiten wollen oder andere Gründe seiner Entstehung suchen. Ich möchte hier die Möglichkeit darlegen, das Hakenkreuz aus bäuerlichem Brauch herzuleiten. Dadurch sollen die Vertreter der Frühgeschichte angeregt werden, dieses Zeichen in den ersten Jahrtausenden unserer Geschichte zu unter-

[7] Günther, Herkunft und Rassengeschichte der Indogermanen 15.

[8] Siehe Wolfg. Schultz, Altgerman. Kultur, Taf. 12.

[9] Die Begriffe indogermanisch und arisch decken sich nur teilweise. Für diese Darlegung kommt nur das Übereinstimmende beider Begriffe, nicht das Verschiedene in Frage. Deshalb brauche ich sie nebeneinander.

Digitized by Google

Abb. 10.

Speerspitze von Müncheberg nach Kossinna, Germ. Kultur. Verlag Kabitzsch, Leipzig. Vgl. Güntert in dieser Zeitschrift 1934, Figur 16. Wolfg. Schultz, Altgerman. Kultur, Tafel 35.

Digitized by Google

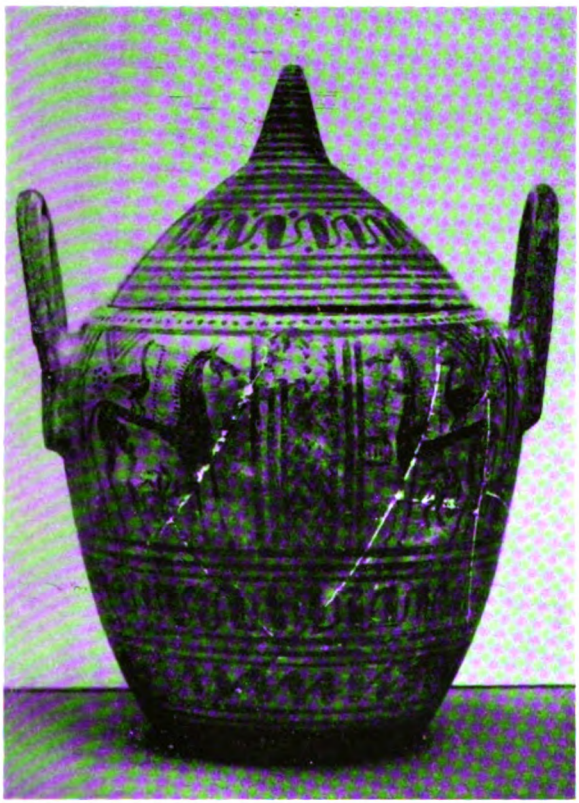


Abb. 11. Attiſch-geometriſches Gefäß, 9./8. Jahrh. v. Chr. Keſtner-Muſeum, Hannover.

ſuchen. Denn nur durch genaue Erläuterung der früheſten Belege unſeres Heilszeichens wird die Frage ſeiner Herkunft zu klären ſein[10].

[10] Zur Hakenkreuzforſchung vgl. Thomas Wilſon, The swastika, the earliest known symbol, and its migrations: with observations on the migration of certain industries in prehistoric times. Annual report of the board of regents of the Smithsonian institution 1896; W. Kluge, Das Hakenkreuz, eine prähiſtoriſch-kulturelle Studie: Vergangenheit und Gegenwart 24, 1934, 537—554; Jörg Lechler, Vom Hakenkreuz, die Geſchichte eines Symbols, 2. Auflage, 1934; Fr. Rauſch, Das Hakenkreuz, ſein Sinn und ſeine Bedeutung, 1933; E. Richter, Neues vom Hakenkreuz, Hammer 1933, nr. 749/750; W. Scheuermann, Woher kommt das Hakenkreuz? 1933; derſ., Das Hakenkreuz als Sinnbild in der Geſchichte, 1934; L. Wilſer, Das Hakenkreuz nach Urſprung, Vorkommen und Bedeutung, neubearbeitet v. d. Bernhardi, 1933; H. Wirth, Vom Urſprung und Sinn des Hakenkreuzes: Germanien 1933, 161—166.

Digitized by Google

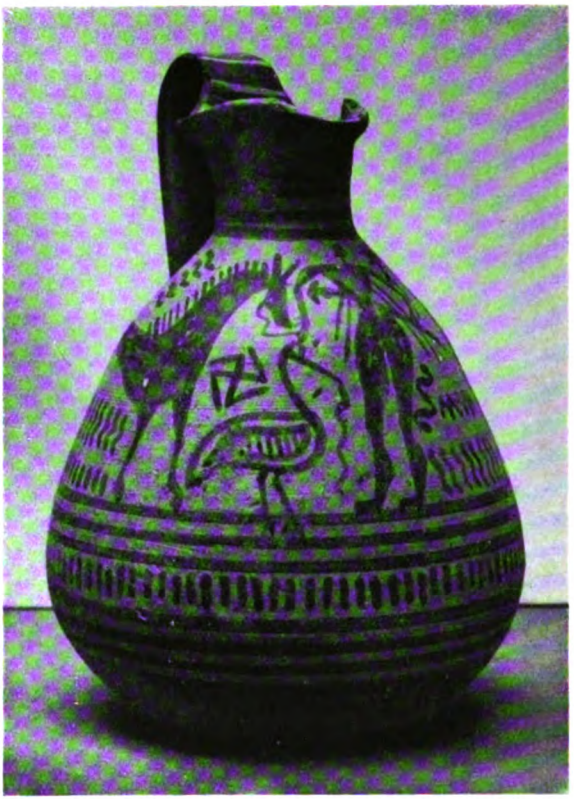


Abb. 12. Attiſch-geometriſcher Krug, 9./8. Jahrh. v. Chr.
Keſtner-Muſeum, Hannover.

Die Vertreter der Frühgeſchichte werden auch zu unterſuchen haben, ob ein Bedeutungsunterſchied ſei zwiſchen dem eckig und dem in Rundung umgebogenen und zwiſchen dem rechts- und dem linkslaufenden Hakenkreuz[11].

Wenn ich meine Annahme der Herleitung des Hakenkreuzes aus dem Brauch des Scheibenſchlagens vorausſetze, ſo könnte man das rechtslaufende Hakenkreuz unmittelbar auf Beobachtung des Brauches zurückführen. Denn die Scheibe wird im allgemeinen mit dem rechten Arm geſchleudert. Alſo gehen die von dem Werfer aus beobachteten, durch den Windzug umgebogenen Strahlen oder die abbrechenden Funken nach rechts. Die Sonne aber geht von uns Menſchen aus geſehen von links nach rechts. Sie bewegt ſich für unſer Auge allerdings nie ſchnell. Das Abbrechen der Strahlen nach links müßte demnach nicht auf unmittelbare Beobachtung der Sonne ſelbſt, ſondern auf Übertragung durch gedankliche Schlüſſe zurück-

[11] Vgl. Ebert, Reallexikon der Vorgeſchichte 14, 322.

Digitized by Google

Abb. 13. Gürtelblech aus Königsbrück bei Hagenau. 7./6. Jahrh. v. Chr. Kelten der Vorlatenezeit. Nach F. A. Schäffer. Hier ist das Hakenkreuz wie oft neben anderen Verzierungen verwendet.

gehen. Vielleicht ist auch die Bedeutung der Strahlenrichtung den Darstellern des Hakenkreuzes mit der Zeit nicht mehr bewußt gewesen. Wir beobachten z. B. oft, daß Kinder und auch Erwachsene heute das Hakenkreuz bald nach dieser, bald nach jener Richtung wiedergeben. Oder wir haben es mit einer ähnlichen Erscheinung zu tun, wie bei den von rechts her geritzten Runen[12].

Die beiden nach derselben Richtung weisenden Heilszeichen Maien und Sonnensinnbild sind vielfach verbunden. Auf einem der Schiffe der Felsritzung von Kårstad ist ein Maien und über den Schiffen ein großes Hakenkreuz (Abb. 14).

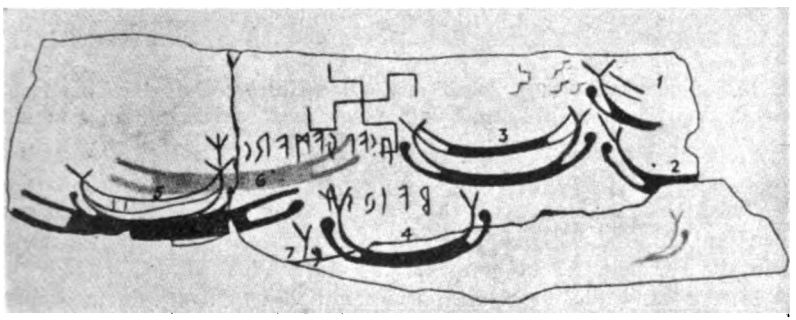


Abb. 14. Inschrift von Kårstad. Aus Agrell, Rökstenens chiffergåtor. C. W. K. Gleerups Verlag, Lund (vgl. Güntert, unten S. 89).

[12] Die Herleitung des Hakenkreuzes vom Mond wird m. E. von Lechler, S. 8 f., gut widerlegt.

Digitized by Google

Abb. 15. Mosaik aus dem 3. Jahrh. n. Chr., jetzt in der Galleria Comunale di Faenza. Vgl. Faenza, Belletino del museo delle ceramiche in Faenza 20, 1932, S. 3 ff., Taf. 1.

Aus dieser Verbindung wird auch das Mosaikbild aus Faenza zu erklären sein, nicht aus der Darstellung eines griechischen Mythos, wie der italienische Herausgeber vermutet[13] (Abb. 14).

Wieder ganz anderer Kultur gehört ein Wappen auf einem Taufstein der Bodenseegegend an, wo außer dem Hakenkreuz ein Lebensbaum dargestellt ist (Abb. 16).

Sonne und Lebensbaum sind verbunden auf einem Siegel aus Armenien (Abb. 17).

[13] Vgl. K. v. Spieß, Bauernkunst 245 ff.; derselbe, Deutsche Volkskunde 213, 217.

Digitized by Google

Abb. 16. Spätgotiſcher Taufſtein aus Möggingen bei Radolfzell am Bodenſee, darauf Wappenſchild mit Baum und Hakenkreuz. 1580. Nach Lichtbild des Freiherrn R. v. Bodman, vom Bürgermeiſteramt Möggingen freundlicherweiſe zur Verfügung geſtellt.

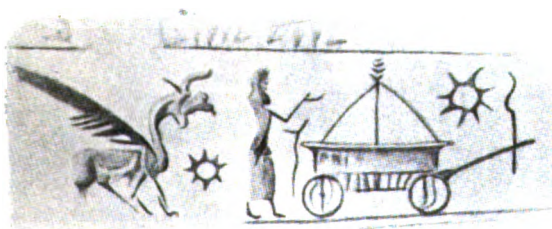


Abb. 17. Kultwagen aus Armenien, 8. Jahrh. v. Chr. Nach Almgren, Nordiſche Felszeichnungen S. 362 f.

Digitized by Google

Abb. 18. Kanne aus Korinth, um 1700 v. Chr. (mittelhelladisch). Nach Aberg, Bronzezeitliche und früheisenzeitliche Chronologie, Bd. 4, 35, Abbildung 51.

Abb. 19. Schnabelkanne aus Haliki bei Athen, um 1500 v. Chr. (mittelminoisch III / spätminoisch I). Nach Furtwängler-Löschke, Mykenische Vasen 38, Tafel 19, nr. 136.

Abb. 20. Geometrischer Trinkbecher, um 800 v. Chr. Universitätssammlung in Heidelberg.

Digitized by Google

Abb. 21. Schmuck eines kypriſchen Tongefäßes. Cesnola, Cypern, Taf. 92. Geometriſch, vermutlich 10./9. Jahrh. v. Chr.

Auffallend viel kommt das Hakenkreuz im alten Griechenland vor, vom zweiten Jahrtauſend vor Chriſtus bis in die beſten Zeiten griechiſcher Kultur. Die Abbildungen 17 bis 22 geben eine kleine Auswahl neben den in Hakenkreuzdarſtellungen erwähnten zahlreichen Beiſpielen. Bezeichnend

Abb. 22. Unterſeite eines böotiſchen Napfes. 8. Jahrh. v. Chr. Univerſitätsſammlung in Heidelberg.

Digitized by Google

Abb. 23.
Böotiſcher Napf. 8. Jahrh. v. Chr.
Univerſitätsſammlung in Heidelberg.

iſt, daß in der Spätzeit griechiſcher Entwicklung, in der die ariſche Bevölkerung vor fremdem Zuwachs zurücktrat, das Hakenkreuz immer ſeltener wurde. Es kommt noch im dritten Jahrhundert v. Chr. beim Sonnengott vor, von dem es kaum zu löſen war, und wird gelegentlich als Schmuck verwendet (Abb. 25).

In chriſtlichen Kunſtdarſtellungen[14] kommt das Hakenkreuz von der Zeit der Katakomben an bis faſt in unſere Tage vor. Auch dafür ſollen neben den zahlreichen Belegen, die vor allem Jörg Lechler hat, einige wenige Beiſpiele genügen.

Abb. 24.
Böotiſcher Becher. 8. Jahrh. v. Chr.
Univerſitätsſammlung in Heidelberg.

[14] Vom Hakenkreuz auf chriſtlichen Inſchriften handelt Dölger, Antike und Chriſtentum I, 301 f., III, 47 f.

Digitized by Google

Abb. 25. Bild auf einer griechischen Vase
des 4. Jahrh. v. Chr., aus Unteritalien. Vgl. Keller, Antike Tierwelt 2, Abb. 98.

Was werden sich die Christen gedacht haben bei der Anbringung des Hakenkreuzes? Jedenfalls haben sie es nicht in seinem ursprünglichen Sinne aufgefaßt, aber auch nicht im Gegensatz zum Heidentum angewandt. Die ersten Christen in den Katakomben haben dieses Heilszeichen von ihren Eltern und Voreltern, die dem arischen Kulturkreis angehörten, übernommen und haben es als Schutzzeichen beibehalten, ohne etwas von seinem Sinne zu wissen. Für die späteren Christen war es ein Zeichen, das in der Frühzeit der Geschichte ihrer Religion schon bekannt und dadurch geheiligt war. Schon das würde genügen zur Erklärung des Hakenkreuzes auf christlichen Darstellungen. Für manche Christen mag dazu das Bewußtsein ge-

Abb. 26. Aus den Katakomben Roms. Nach Lichtbild.

Digitized by Google

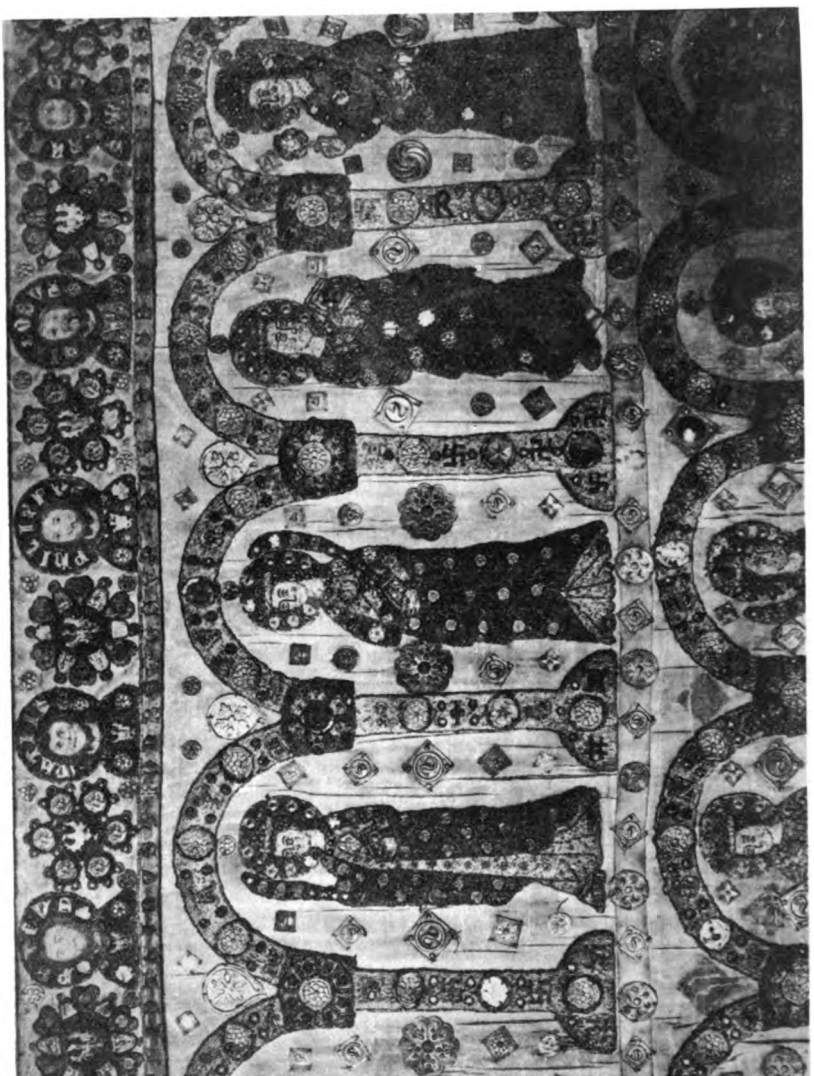


Abb. 27. Kirchl. Perlenstickerei, Altarbekleidung (antependium = Türhang) aus dem Klarissinnen-Kloster in Eger. Stadtmuseum Eger. 13. Jahrh. Vgl. Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte, hrg. v. O. Schmitt 1, Sp. 441 ff.

Digitized by Google

Abb. 28. Teil eines Antependiums aus dem Kloſter Wienhauſen, 13. Jahrh., Landesmuſeum Hannover. Vgl. die Zeitſchrift: „Das Bild“, 1934, S. 306. Die Vorlagen zu den Abb. 28, 29, 38, 41 ſind freundlicherweiſe zur Verfügung geſtellt vom Verlag C. F. Müller, Karlsruhe.

Digitized by Google

Abb. 29. Teil eines Antependiums, 1. Viertel des 15. Jahrh., Landesmuseum Hannover. Vgl. „Das Bild", 1934, 306.

kommen sein, daß es ein völkisches Zeichen sei. Denn unsere Geschichte kennt zu verschiedenen Zeiten auch geistliche Herrn, die völkisch gesinnt waren.

Wenn auf einem Beuroner Gebetbuch (Abb. 32) die Auferstehung Christi dargestellt ist und unter dem siegreichen Heiland drei seiner Wächter mit einem Hakenkreuz, so kann hier der Sieg des Christentums über das Heidentum angedeutet sein, oder aber dieses Hakenkreuz kann darauf hinweisen, daß nach der Legende einer der Wächter am Grabe Jesu ein Germane war.

Das Hakenkreuz ist seit Jahrhunderten bei den verschiedensten Völkern der Erde verbreitet. Nur in Australien ist es bisher nicht nachgewiesen. Es frägt sich nun, ob es bei den einzelnen Völkern selbständig entstanden oder ob es an bestimmten Orten gebildet und von dort aus zu den übrigen Völkern gewandert sei.

Im allgemeinen ist die Wissenschaft in der Frage Wanderung oder selbständiges Entstehen in verschiedenen Kulturkreisen zu der Erkenntnis gekommen, daß eine einzelne Vorstellung immer wieder selbständig entstehen kann, Vorstellungskreise dagegen, deren Glieder so aufeinander folgen, daß sie nicht naturnotwendig sich in derselben Reihenfolge ergeben, entstehen nicht selbständig bei verschiedenen Völkern, sondern wandern von einem Ort aus. Das Hakenkreuz als Sinnbild der Sonne beruht nicht auf einer Einzelvorstellung, sondern setzt eine Vorstellungsreihe voraus, besonders, wenn man die Verbindung mit den Segenshoffnungen bedenkt. Dieses Sinnbild ist am frühesten nachweisbar und in seiner Anwendung am innig-

Digitized by Google

Abb. 30.
Teil eines Antependiums (1. Viertel des 15. Jahrh.).
Landesmuseum Hannover. Vgl. „Das Bild", 1934, 306.

Digitized by Google

Abb. 31. Bild aus dem Kloſter Beuron im Donautal, etwa 1900. Vgl. W. M. Senn, Halt! Katholizismus und Nationalſozialismus. Meine zweite Rede an den deutſchen Katholizismus und — nach Rom. München, Eher Verlag, o. J. (1931?).

ſten erfaßt bei den ariſchen Völkern in Europa. Deshalb iſt die mehrfach vertretene Annahme als richtig zu bezeichnen, daß das Hakenkreuz in dieſer Völkergruppe entſtanden und von hier aus über die Welt verbreitet worden iſt. Dieſe Verbreitung iſt in vielen Fällen nachweisbar, manchmal ſind die Wege noch unbekannt. Man muß aber bedenken, daß, von wenigen Ausnahmen abgeſehen, die Verbreitung dieſes Heilszeichens erſt ſeit verhältnismäßig kurzer Zeit beobachtet wird. Man entdeckt heute in faſt allen Muſeen unſeres Landes Hakenkreuze, die bisher kaum beachtet worden ſind. Wenn alle dieſe Belege einmal geſammelt, geſichtet und aus ihrer

Abb. 32. Nach einem Holzſchnitt aus Anſelm Schott, O. S. B. Das Meßbuch der hl. Kirche, lat. und deutſch, herausgegeben von P. Bihlmeyer, O. S. B., Erzabtei Beuron. Herder, Freiburg i. Br., 1921, freundlicherweiſe zur Verfügung geſtellt von Eliſabeth Walter, Rötenbach.

Digitized by Google

Abb. 33. Sonnenadler der Indianer. Teller der Hopi-(Moki-)Indianer. Arizona, 19. Jahrh., wahrscheinlich nach älterem Vorbild. v. Portheim-Stiftung, Heidelberg.

Umgebung erläutert sind, wird erst die Geschichte dieses Sinnbildes zu schreiben sein. Aber soviel ist heute schon zu sagen: Die Geschichte des Hakenkreuzes wird ein wertvoller Beitrag zur großen Bedeutung der arischen Völker auch schon in der Frühgeschichte sein. Die Erforschung solcher religiösen Sinnbilder in der Frühzeit der Menschen ist eine für Religionswissenschaft, Frühgeschichte und Volkskunde wichtige Aufgabe. Sie wird Hand in Hand gehen müssen mit der Durchforschung der Volksbräuche, der Märchen und Sagen, die sich entsprechend bei verschiedenen Völkern finden und auch schon in der Frühzeit gewandert sind.

Was ich im folgenden gebe, sind einzelne Beiträge zur Verbreitung des Hakenkreuzes, die teilweise neue, bisher unbeobachtete Belege veröffentlichen und andererseits ergänzen und abrunden, was bisher über unser Sinnbild geschrieben ist.

Bei den Indianern ist das Hakenkreuz öfters zu finden. Es ist auch dort Sonnensinnbild.

In Ostasien ist bekanntlich das Hakenkreuz sehr verbreitet[15]. Den In-

[15] Vgl. Günther, Die nord. Rasse bei den Indogermanen Asiens 33; H. Schmidt, Prähistorisches aus Ostasien: Zeitschrift f. Ethnologie 56, 1924, 150.

Digitized by Google

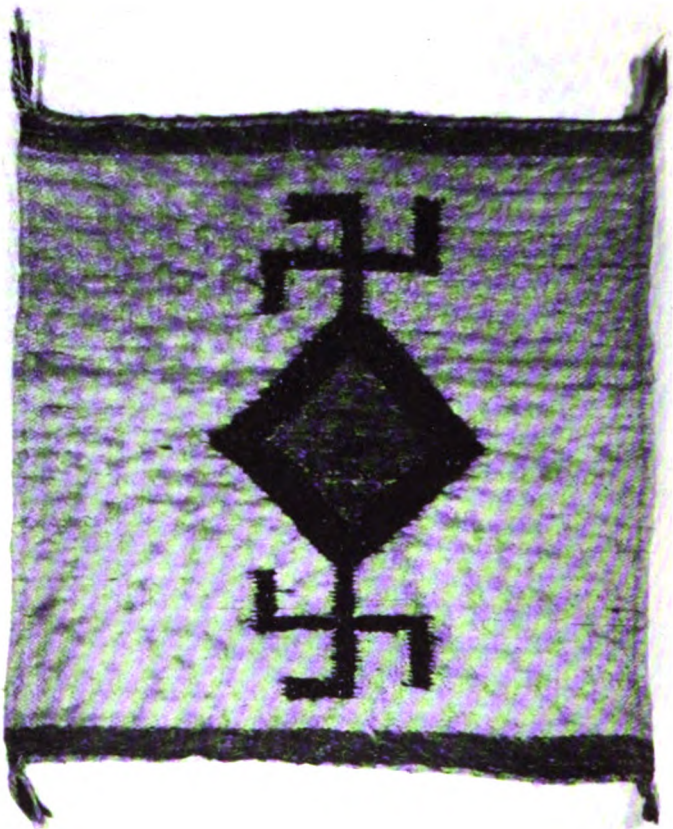


Abb. 34. Satteldecke aus Mexiko. 19. Jahrh. v. Portheim-Stiftung, Heidelberg.

dern war es als Heilszeichen geläufig. Im Sanskrit heißt es Swaſtika: ſu— aſti heißt: es iſt gut. Die Statuen des Buddha z. B. haben es häufig auf der Bruſt des Gottes oder am Sockel. Der Buddhismus iſt ſtark mit ariſchen Vorſtellungen durchſetzt; mit ihnen mag das Hakenkreuz nach Oſtaſien gekommen ſein.

Auch ſpäter haben dort Zuwanderungen ſtattgefunden, durch die es nach dem Oſten gekommen ſein kann.

In Aſien und Europa iſt das Hakenkreuz überall bekannt. Ich verweiſe auf die oft erwähnten Hakenkreuze in Troja.

Bei uns in Deutſchland iſt das Hakenkreuz im 6./7. Jahrhundert n. Chr.

Digitized by Google

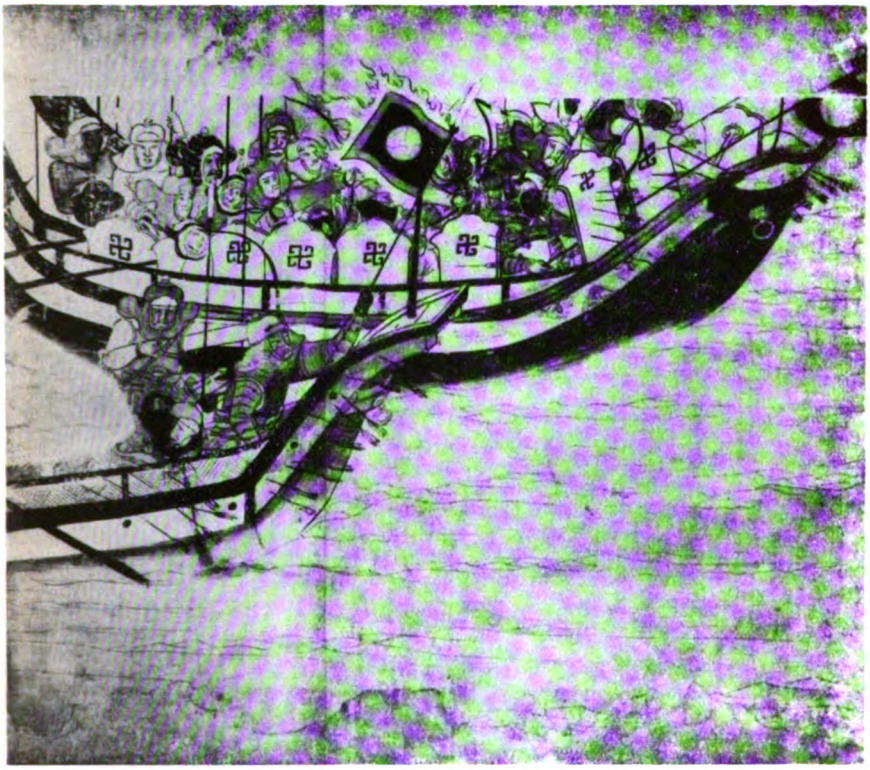


Abb. 35. Mongoliſche Flotte Kubilai Khans (1214—44), Bild im Beſitze des Kaiſers von Japan. Nach Lichtbild des Muſeums für oſtaſiatiſche Kunſt der Stadt Köln. Vgl. H. Günther, Die nordiſche Raſſe bei den Indogermanen, 205 ff.

auffallend viel verbreitet[16]. Damals ſah unſer Volk ſeine Eigenart von allen Seiten bedroht. Noch klang die Völkerwanderung nach und andererſeits brachte das Chriſtentum viel Fremdes. Wenn wir auch keine Belege dafür haben, liegt doch die Vermutung nahe, daß das Hakenkreuz gerade in dieſer Zeit als völkiſches Sinnbild von beſonderer Bedeutung angeſehen wurde.

Es wird kein Zufall ſein, daß in alemanniſchen Gräbern[17] viele Hakenkreuze gefunden worden ſind. Denn gerade hier in der Südweſtmark des

[16] Vgl. Süddeutſche Monatshefte 31, 1934, Tafel III und S. 718. Über das Hakenkreuz bei den Weſtgoten in Spanien aus derſelben Zeit vgl. Hans Zeiß, Die Grabfunde aus dem ſpaniſchen Weſtgotenreich, S. 88 und Taf. 17, 4. Siehe dort auch S. 60 und Taf. 25, 3.

[17] Über Funde von Hakenkreuz und Triquetrum in einem Alemannenfriedhof der Schweiz vgl. Thurgauer Zeitung v. 21. 11. 1934, nr. 274.

Digitized by Google

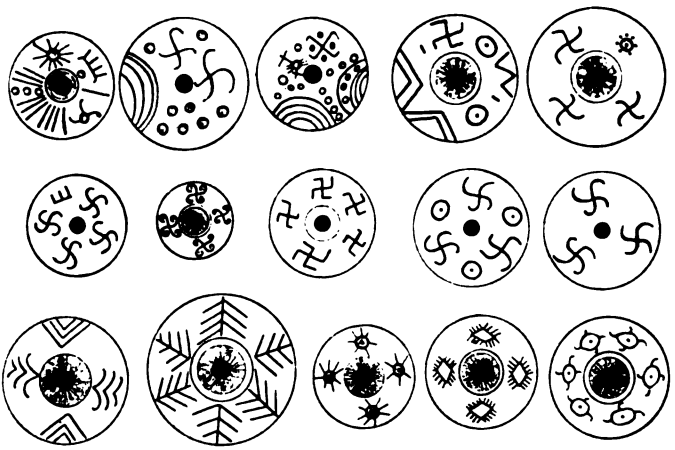


Abb. 36. Spinnwirtel aus Troja.
H. Schmidt, H. Schliemanns Sammlung troj. Altertümer, Taf. 8.

Abb. 37. Altsächsische Urne mit Hakenkreuzstempeln. 6./7. Jahrh. n. Chr.
Vgl. v. Richthofen in Knaurs Weltgeschichte (Vorgeschichte), S. 74 u. 79.

Digitized by Google

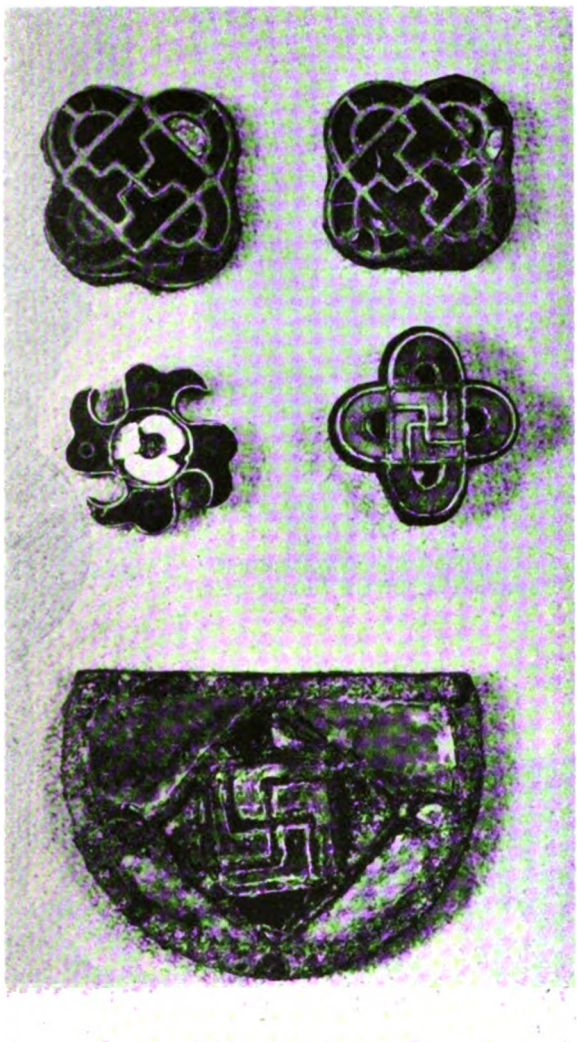


Abb. 38. Germaniſcher Schmuck der Völkerwanderungszeit, 6./7. Jahrh. Staatliches Muſeum für Früh- und Vorgeſchichte Berlin. Vgl. „Das Bild“, 1934, 309. Aufnahme Dr. Hilde Bauer, Deutſcher Kunſtverlag, Berlin.

Digitized by Google

Abb. 39. Gold. Hängeschmuck aus dem Thüringerfriedhof von Obermöllern, Kreis Weißenfels.

Abb. 40. Bügelfibel aus Mengen bei Freiburg i. Br., Silber mit Vergoldung, um 600 n. Chr. Augustiner Museum, Freiburg i. Br.

Abb. 41. Sporn aus Eisen mit Silbertauschierung aus Hintschingen, Amt Engen. 7. Jahrh. n. Chr. Landesmuseum in Karlsruhe. Vgl. „Das Bild" 1934, 104 ff.

Digitized by Google

Abb. 42. Scheibenfibel mit eingelegten Almendinen. Das Hakenkreuz in Filigran aufgelegt. Binningen, Amt Engen, Baden. Museum Schaffhausen, 600 n. Chr.

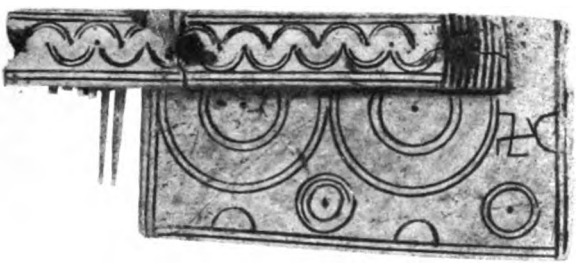


Abb. 43. Knochenkamm aus Buchheim, Amt Meßkirch, Baden. 1. Hälfte d. 7. Jahrh. Heimatmuseum Meßkirch.

Abb. 44.
Alemannische Zierscheibe. Staatl. Altertümersammlung Stuttgart.

Abb. 45.
Hakenkreuzanhänger, Museum in Weimar, um 600 n. Chr.

Digitized by Google

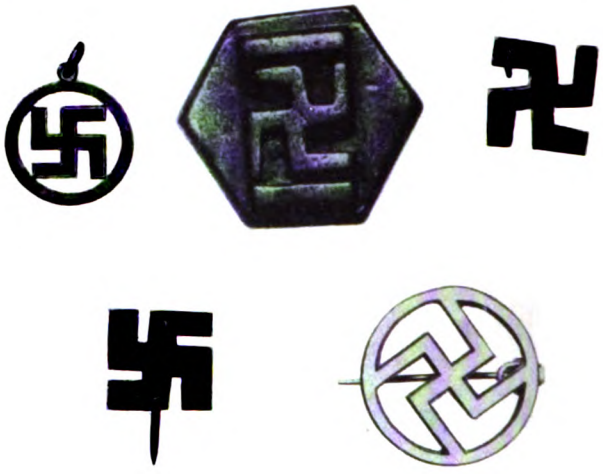


Abb. 46. Hakenkreuze aus der v. Portheim-Stiftung in Heidelberg. Links oben: Amulett aus dem Weltkrieg 1914/18; rechts unten: Nachbildung einer römischen Gewandfibel; rechts oben und links unten: Amulette der Navaho-Indianer; in der Mitte oben: Goldgewicht der Aschanti. Auf solchen Goldgewichten kommt das Hakenkreuz mehrfach vor. Vgl. Rudolf Zeller, Die Goldgewichte von Asante (1912) 52 ff. Das Hakenkreuz ist hier sowohl links- wie rechtsgerichtet.

deutschen Landes war ein harter Kampf gegen die Überfremdung aus dem Süden und Westen zu bestehen.

Das Heilzeichen, das seinen religiösen Sinn, wenn auch oft fast unbewußt, immer bewahrte, ist zu verschiedenen Zeiten als Anhänger zum Segen oder zur Übelabwehr getragen worden.

In der christlichen Zeit Deutschlands tritt es zunächst stark zurück. Doch vergessen ist es nie. Auf christlichen und anderen Denkmälern erscheint es immer da und dort wieder. Unter den Gebildbroten findet es sich von Schweden bis Mitteldeutschland (Abb. 47).

Deutsche, die bewußt völkisch eingestellt waren, haben das Hakenkreuz mehrfach als ihr Sinnbild angesehen. Unser Führer hat es zum Heilszeichen

Abb. 47. Hakenkreuzgebäcke. Jahrbuch für historische Volkskunde, Band 3/4. Verlag Herbert Stubenrauch, Berlin und Leipzig. Vgl. Mannus 23, 1931, 1 ff.

Digitized by Google

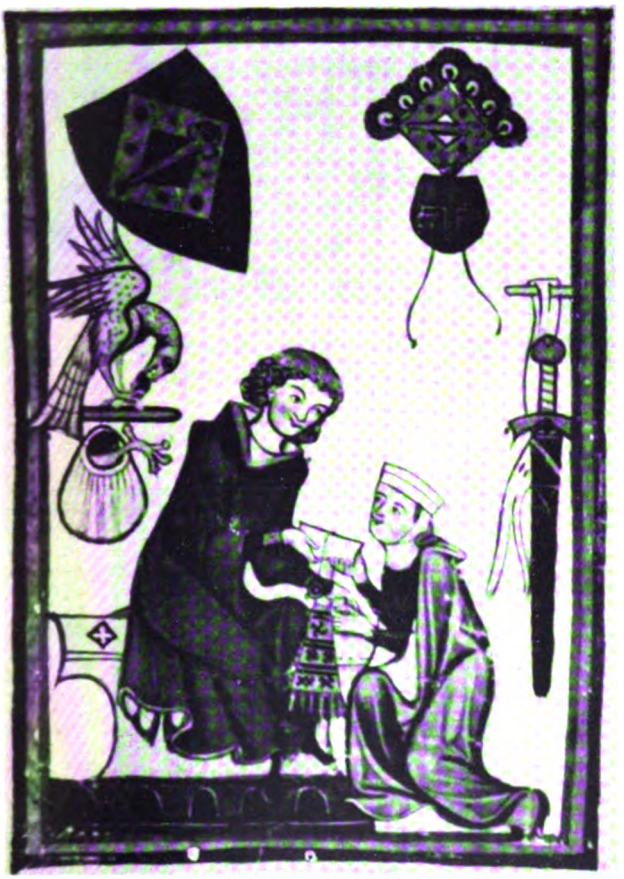


Abb. 48. Bildnis des Minneſängers Wilhelm von Heinzenburg aus der Maneſſiſchen Handſchrift, erſte Hälfte des 14. Jahrhunderts. Freundlicherweiſe zur Verfügung geſtellt von der Direktion der Univerſitätsbibliothek Heidelberg.

Digitized by Google

Abb. 49. Truhe, geschnitzt, mit Allianzwappen. Nordharz, um 1560. Kestner-Museum, Hannover.

Abb. 50. Brunnen im Hof Neuhaus bei Rottenburg a. Neckar, Württemberg, um 1750. Nach Lichtbild von Gertrud Walter.

Digitized by Google

Abb. 51. Siegel der isländiſchen Literaturgeſellſchaft.

Abb. 52. Abzeichen der Turner, vom Turnvater Jahn eingeführt.

des neuen Deutſchen Reiches gemacht[18]. Er hat damit ein altgermaniſches Wahrzeichen zu neuem Leben erweckt, ein Sinnbild, das in jeder Weiſe als Verkörperung der Grundvorſtellung unſeres Dritten Reiches gelten kann. Aus dumpfer Verzweiflung, welche die aus Gier und Rachſucht gezeugte

Abb. 53. Wotan als Wanderer, Radierung von Hans Thoma, 1916. Vom Verlag F. Bruckmann, München, freundlicherweiſe zur Verfügung geſtellt. Thoma hatte ſchon 1913 Wotan mit Hakenkreuz gezeichnet. Vgl. J. A. Beringer, Hans Thoma, Radierungen, 1923, S. 67, 68.

[18] In ſeiner Jugendzeit hat Adolf Hitler das Hakenkreuz in der Schule der Benediktiner zu Lambach an der Traun geſehen. Im Hofe dieſer Schule war über dem Tor ein Hakenkreuz angebracht. Der Abt des Kloſters, Theoderich von Hagen, hat nach der Übernahme der Kloſterleitung das Hakenkreuz in Form von

Digitized by Google

Mißgeburt des Versailler Diktates einerseits und die unfähige Herrschaft einer nicht volksmäßigen Regierung in unserem Lande andererseits hervorgebracht hatte, sehnte sich das gesunde deutsche Volk aus der Niederung heraus zur Höhe, zum Licht und zum neuen Glauben an seinen Bestand und zur Hoffnung auf sein Glück. Der Nationalsozialismus verkörpert diese Sehnsucht des deutschen Volkes, und das Hakenkreuz ist wie ein Stern, der uns den Weg weist. Es ist für uns dasselbe, was es allezeit war: ein Sinnbild des sich immer wieder erneuernden Lebens, politisch gesehen: ein Sinnbild des ewigen Deutschland.

---

zwei sich kreuzenden Wolfsangeln in sein Wappen aufgenommen. An solche Jugendbeobachtungen mag Adolf Hitler sich erinnert haben, wenn er später als völkischer Führer das altgermanische Heilszeichen einführte. Bestimmend aber war die Jugenderinnerung für ihn jedenfalls nicht. Sonst hätte er wohl die in der Klosterschule Lambach gebräuchliche Form des Hakenkreuzes gewählt.

Anmerkung: Bei Abfassung dieses Aufsatzes habe ich mich mehrfach freundlicher Hilfe erfreuen können. Dafür spreche ich hier meinen Dank aus. Zunächst danke ich den Direktoren der Sammlungen, die mir die Erlaubnis gaben, Bilder ihres Bestandes zu veröffentlichen: dem Archäologen der Universität Heidelberg, Herrn Professor Dr. von Salis, und seinem Assistenten, Herrn Dr. Horn, der mir mit Rat und Tat zur Seite stand, und dem bewährten Photographen des Institutes, Herrn Heppeler; dann Herrn Professor Dr. Zintgraff, dem Leiter der von Portheim-Stiftung in Heidelberg und seinem Assistenten, Herrn Dr. Herrmann. Ferner danke ich der Direktion des Kestner-Museums in Hannover, der Direktion des Schloßmuseums zu Mannheim, dann Herrn Dr. Martin, Direktor der Bad. Kunsthalle in Karlsruhe, Herrn Professor Dr. Gropengießer in Mannheim, Herrn Professor Dr. Hans Hahne in Halle a. S. und Herrn Dr. Eckert an der Universität Heidelberg.

Digitized by Google

Die isländische Saga und die deutsche Volkskunde.

Von Prof. Dr. Hünnerkopf, Heidelberg.

Wenn wir uns heute wieder mehr denn je auf unser deutsches Volkstum besinnen, so paart sich damit der Wunsch zu erkennen, was von deutscher Art und deutschem Wesen im germanischen Altertum wurzelt. Frei von falscher Romantik, die in allem Deutschen „Urgermanisches" wittert, müssen wir nach klar fließenden Quellen suchen, die uns ein ungetrübtes Bild vom Leben und Treiben unserer Vorfahren zeigen. Und dies ist nicht so leicht, wie es bei oberflächlicher Betrachtung scheinen mag. Wohl hat der Spaten manches wertvolle Zeugnis aus der germanischen Frühzeit ans Licht gebracht, aber die Funde geben uns zum mindesten keinen unmittelbaren Einblick in das eigentliche altgermanische Leben. Hier müssen schriftliche Berichte weiterhelfen. Die Germania des Tacitus, das klassische Werk für das germanische Altertum, sowie die anderen griechischen und römischen Berichte über die älteste Zeit der Germanen werden dem Forscher immer unentbehrlich bleiben. Nur dürfen wir nicht übersehen: durch mehrere Jahrhunderte hindurch erfahren wir über unsere Vorfahren nur das, was Fremdlinge gesehen und aufgezeichnet haben. Und was für Germanen traten in deren Gesichtskreis? Nur solche, die auf der Völkerwanderung, auf dem Kriegszug begriffen waren, schließlich auch Söldner und Siedler auf fremdem Boden; fern bleibt ihrem Blickfeld der Germane im Frieden, der Germane in seiner Heimat. Die Chroniken unserer südlichen Länder sind zwar von Einheimischen geschrieben, aber bereits durchtränkt vom Geiste der neuen Heilslehre. Der Geist des germanischen Heidentums lebt noch — auch in christlicher Zeit — in der Heldendichtung fort; Fürsten und Kriegeradel treten hier auf, aber was den Grundbestandteil des Volkes ausmacht, lernen wir nicht kennen: den Bauernstand.

Hier treten die isländischen Bauerngeschichten, die „Familiensagas", in die Bresche[1]. Die Sagazeit umspannt das Jahrhundert von 930 bis 1030, aufgezeichnet ist keine Saga vor dem 12. Jahrhundert, und doch sind die isländischen Verhältnisse zum mindesten in einem wesentlichen Punkte viel altertümlicher als die des deutschen und englischen Mittelalters: bis ins 13. Jahrhundert hinein wird hier das Leben nicht von der Kirche beherrscht. Nur hier, in der isländischen Saga, sehen wir den altgermanischen, d. h. heidnisch-germanischen Bauer auf heimatlichem Boden, im Kreise seiner Familie, im Alltag.

[1] Vgl. zum folgenden die beiden Abhandlungen von A. Heusler: Die Isländersagas als Zeugnisse germanischer Volksart (Deutsche Rundschau 170, 1917, 375 ff.); Altgermanische Sittenlehre und Lebensweisheit (Nollau, Germanische Wiedererstehung, 156 ff.).

Digitized by Google

Allerdings müssen wir klar scheiden zwischen dem, was gemeingermanisch, und dem, was eigentümlich isländisch ist. Neben die geographische tritt die staatliche Besonderheit, beide vor allem bedingt durch die ferne Lage der Insel am Rande des nördlichen Eismeers. Eine solche Selbstherrlichkeit des einzelnen wie auf Island war in anderen, auch in nichtmonarchischen Staaten in diesem Umfange kaum möglich. Andererseits spüren wir aber sonst in keiner Aufzeichnung in germanischer Sprache eine solche Wirklichkeitsnähe wie in der Prosa dieser Bauernnovellen[2].

Wer deutsches Bauerntum auch nur einigermaßen kennt, ist beim Lesen dieser Erzählungen überrascht von der großen Ähnlichkeit mit altisländischen Verhältnissen. Besonders groß ist die Ähnlichkeit da, wo, wie auf Island, noch Einzelhöfe bestehen, denn der Hofbauer ist der treueste Bewahrer väterlicher Sitte, der echteste geschichtliche Bauer. Das Bauernhaus weist selbstverständlich im einzelnen erhebliche Unterschiede auf, so wie ja beispielsweise auch niedersächsisches und fränkisches Haus stark voneinander abweichen, aber da das Bauernhaus sozusagen mit dem Boden verwachsen und aus diesem herausgewachsen ist, ist vieles grundsätzlich gleich. Wie das niedersächsische hat das altisländische Haus einen einzigen Raum zwischen Boden und Dach, und der Hauptraum ist in drei Teile geteilt durch zwei Reihen starker Pfosten. Im Mittelschiff des niedersächsischen Hauses steht der Herd, ursprünglich brannte hier aber das Feuer auf der nackten Erde; so kennt es noch der Pastor Müller in Schwelm im Jahre 1786[3]. So brennen auch in der Saga im Mittelschiff des Hauses auf dem Erdboden die Feuer. Das Luft- und Rauchloch des altisländischen Hauses entspricht dem westfälischen Ulenlok. Außerdem kennt man in Island den Bettschrank (lokrekkja, Grettissaga 35), ein durch eine Bretterverschalung vom übrigen Raume abgetrenntes Bett, also etwas ähnliches wie das Alkovenbett. Um das Haus herum läuft Pflaster oder festgestampfter Boden — nord- und süddeutsches Bauernhaus haben das gleiche. Schon Tacitus redet Germania 16 von Vorratsgruben, die mit Dung bedeckt sind. Die altisländische dyngja bedeutet dasselbe; zwar ist sie in geschichtlicher Zeit zu einem Frauengemach oberhalb des Bodens geworden, aber die Vorratsgruben bestehen daneben noch weiter und leben bei uns heute in der Kartoffelmiete noch fort.

Rosegger sagt in seinem „Volksleben in Steiermark": „Ein rechter oberländischer Bauersmann könnte sein Haus und Hof und was dazugehört getrost mit einer chinesischen Mauer umgeben. Er benötigt nichts von der Welt herein, hat aber auch nichts für die Welt draußen. Was er für sein und der Seinen Labe braucht, das wächst auf seinem Grund und Boden, in seinem Stall. Der Wald liefert Bauholz und Geräte, das Feld und der Garten Mehl, Gemüse, Obst, Leinwand, der Viehstand Wolle, Leder, Fleisch, Eier usw." Und an einer anderen Stelle: „Außerdem hat mancher Bauer des steirischen Oberlandes noch eine Mühle, eine Brettersäge, eine

[2] Die isländischen Familiengeschichten liegen vollständig übersetzt vor in der Sammlung „Thule", herausgegeben von Felix Niedner. Ich führe die Sagas mit ihrem isländischen Titel an, füge aber jeweils den entsprechenden Thuleband hinzu.

[3] Westfälisches Magazin zur Geographie, Historie und Statistik 2, 268, 272 f.

Digitized by Google

Zeugschmiede, eine Zimmerhütte, auf entlegenen Weiden einen Sommerstall, in welchem die weidende Herde Schutz vor Nächten und Stürmen findet, eine Senn- oder Schwaighütte auf der Alm." Ähnlich große Betriebe kennt auch die Saga. In der Egilssaga 29 (Thule 3) wird uns Egils Vater Skallagrim als Musterlandwirt vorgeführt. Er beschäftigt viele Leute: auf der Viehweide, zum Treibholzsammeln, zum Fischfang, zur Seehundsjagd, zum Eiersammeln, zum Walefchießen, zum Getreidesäen und zum Lachsfang. Außerdem hat er einen zweiten Hof im Gebirge, so daß das Vieh das ganze Jahr dort bleiben kann. Er ist auch ein tüchtiger Schmied; als Amboß hat er sich selbst einen Stein aus dem Meere heraufgeholt, den zur Zeit des Erzählers vier Männer nicht mehr heben konnten. Auch sonst hören wir von tüchtigen Landwirten: sie verteilen die Arbeit richtig an die Knechte, stehen früh auf und sehen selbst nach dem rechten (Ulf in Egilssaga 1, Thule 3; Ljot in Valla-Ljotssaga 6, Thule 11). Der Vorwurf der Faulheit, einem jeden von uns von der Schule her aus Tacitus geläufig, trifft auf diese Leute nicht zu: Herr und Knechte, Männer und Frauen, haben im Sommer schwere Arbeit zu leisten. (Auf der Bärenhaut lagen die jungen Krieger am Fürstenhofe, wenn sie von der Heerfahrt heimgekehrt waren.)

Die Lage der Knechte war dem Gesetze nach schlecht, in der Wirklichkeit aber, wie die Saga eindeutig beweist, sehr viel besser; man erinnert sich an die patriarchalischen Verhältnisse, die noch mancherorts im Bauernstande bestehen. „Bäuerliche Dienstboten sind nicht Angestellte eines landwirtschaftlichen Betriebes, sondern Glieder eines Organismus, die Angelegenheit des Hofes ist auch die ihre[4]." Steinthor hat viele Gäste bei sich, die sich täglich durch Spielen unterhalten. Als eines Tages ein Mann zum Spiel fehlt, fordert er einen alten Knecht auf einzuspringen. Aber der meint: „Du solltest mich lieber nicht darum bitten, denn ich habe sehr viel zu tun, und ich vermute, deine Kämpen werden nicht für mich arbeiten wollen" (Havardharsaga 17, Thule 8). Die Arbeit ist seine Angelegenheit, und der Herr hat nicht das Recht dazu, ihn daran zu hindern. Und dazu halte man die Worte des alten Behringer in Burtes „Wiltfeber", als er von seiner Unterredung mit einem unbotmäßigen Knecht erzählt. Er fragt den Knecht: „Haben deine anderen Rosse gesoffen?" — „Ich habe eure Rosse getränkt", sagte er spitzig. Und Behringer fährt fort: „An dieser Antwort merkte ich, daß alles böser Wille war. Denn wenn ein Knecht von den ihm anvertrauten Pferden nicht sagt: meine Braunen, meine Schweren, meine Schimmel, so ist es letz, und er schaut nicht auf des Meisters Vorteil."

Auch in Speise und Trank haben sich die bäuerlichen Verhältnisse seit der alten Zeit wenig verändert. Auf Island lebt man (von den Dörrfischen abgesehen) hauptsächlich von Milch und Milcherzeugnissen (der

[4] J. Schwietering, Die sozialpolitische Aufgabe der deutschen Volkskunde. Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 7, 1933, 8. — Nichts ist bezeichnender für die Trostlosigkeit der Nachkriegsverhältnisse als die Schaffung des Wortes „Landwirtschaftsgehilfe".

Digitized by Google

Bericht des Tacitus wird so bestätigt); auch heute sind das neben Kartoffeln und Gemüse auf dem Lande Hauptnahrungsmittel, Fleisch gibt es nicht alle Tage[5]. Der Makel der Trunksucht, den Tacitus kennt, haftet dem isländischen Bauer nicht an. Der Gewohnheitstrinker kommt nicht einmal als Ausnahme vor, monatelang lebt man ohne Alkohol, beim Gelage allerdings, bei festlichen Gelegenheiten, pflegt man sich zu betrinken, und zwar mit selbstgebrautem Bier. Selbstbereitetes Bier kannte man auf dem Dorfe bis ins 19. Jahrhundert hinein[6]. Met kommt auf Island kaum einmal vor, es war das vornehme Getränk der norwegischen Hofkreise; bis in unsere Zeit galt er übrigens in Süddeutschland, auch im Emslande, als Festtrunk[7]. Er spielt in der Sagazeit etwa dieselbe Rolle wie bis in unsere Gegenwart der Wein, der seit dem 13. Jahrhundert das Bier von den Tafeln der Vornehmen verdrängt hat, während dieses bei den Bauern seine Stellung behauptete; ausnehmen müssen wir selbstverständlich die weinreichen Gegenden Süddeutschlands[8]. In Immermanns „Münchhausen" trinken bei der Hochzeit der Tochter des Hofschulzen die Gäste Bier, nur dem Diakonus und den städtischen Gästen wird Wein vorgesetzt.

Sehr hoch entwickelt ist die Gastfreundschaft. Auch der heutige Bauer legt seinen Stolz darein, die Gäste gut zu bewirten; der „Bauerngeiz" bezieht sich in der Regel nur auf das Bargeld, wie in der Saga auf das in Kisten aufbewahrte Silber. Hermund in der Bandamannasaga (Thule 10, Die Geschichte vom durchtriebenen Ofeig) hat sein Geld bei so dichtem Nebel versteckt, daß er es selbst nicht mehr finden kann, wenn er Lust bekommen sollte, danach zu suchen. Und geradezu unheimlich ist die Geldgier in der Familie des Skalden Egil, bei Egils Vater Skallagrim und bei Egil selbst, die beide vor ihrem Tode, schon altersschwach, mit letzter Kraft ihre Geldkisten verstecken.

Die merkwürdige Ähnlichkeit im Gemeinschaftsleben des alten Island und des deutschen Bauerntums im Hause, im Verkehr mit der Nachbarschaft, bei den Spielen, besonders den Gemeindespielen, auf dem Markt und vor allem auf dem Thing, das Jahrmarkt, Kirmes und alles übrige zusammen für den alten Isländer bedeutet, habe ich an anderer Stelle eingehend geschildert[9]. Wer allerdings gewohnt ist, in der Volkskunde den Nachdruck auf den sogenannten „Gemeinschaftsgeist" zu legen, darf das keineswegs geringe Maß von persönlicher Eigenart und eigenwilliger Lebensgestaltung bei den isländischen Bauern nicht übersehen.

Wie noch bei unserem heutigen Bauernstande, bedeutet die Sippe eine starke Bindung. In der Gislasaga (Thule 8) stehen sich Gisli und seine Geschwister, die mit Gislis Gegnern befreundet sind, kühl, ja geradezu feindselig einander gegenüber, aber in allen entscheidenden Fällen treten Bruder sowohl wie Schwester mit einer gewissen Selbstverständlichkeit für

[5] Sartori, Sitte und Brauch 2, 29.
[6] Ebenda 2, 32; Sartori, Westfälische Volkskunde 110.
[7] Weinhold, Deutsche Frauen 2, 61; Sartori, Westfälische Volkskunde 110.
[8] A. Hagelstange, Süddeutsches Bauernleben im Mittelalter 121 f.
[9] Gemeinschaftsleben und Geselligkeit im alten Island und im deutschen Bauerntum. Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 12, 1934, Heft 2.

Digitized by Google

Gisli ein. An mehreren Stellen der Sagas wird ausdrücklich erzählt, daß zwischen Verwandten, öfters geradezu zwischen Brüdern, ein kühles Verhältnis besteht. Sobald aber Hilfeleistung bei großer Not oder Verfolgung einer Totschlagsklage in Frage kommt, tritt dies in den Hintergrund vor der Ausübung der Sippenpflicht.

Sehr lehrreich für die Beurteilung der altgermanischen Frau sind die Frauengestalten der Sagas. Es ist ein immer noch verbreiteter Irrtum, das höchste Ziel der germanischen Frau sei gewesen, Waffen zu führen und in den Kampf zu ziehen wie der Mann, ihr unmittelbares Vorbild sei die Walküre. Scheinbar gestützt wird diese Behauptung durch die altgermanischen Frauennamen: Gertrud, Brunhild, Hildegunde usw. weisen auf Kampf und Waffen und sind richtige Walkürennamen. Dies ist aber nichts anderes, wie wenn man in christlicher Zeit Heiligennamen bevorzugt: man verbindet sich durch den Namen mit dem höheren Wesen und erwartet sich Heil und Glück davon[10]. Wenn ganz vereinzelt eine Frau in der Saga einmal in höchster Not zur Waffe greift (Gislasaga 33, 36, Thule 8), so ist dies genau so zu bewerten, wie wenn in Jeremias Gotthelfs Novelle „Elsi, die seltsame Magd" die Heldin mit einer zweizinkigen Schoßgabel einen Franzosen vom Pferde rennt, um ihrem Geliebten beizustehen, oder in Goethes Epos Dorothea dem Franzosen, der auf sie eindringt, den Säbel entreißt und ihn niederhaut. Die Frau des Alltags zeigt uns die Saga auf Schritt und Tritt; wir sehen tüchtige Hausfrauen, viele davon dem Manne geistig ebenbürtig und mitunter seine beste und treuste Kameradin, so besonders die Frau Gislis (Thule 8) und die Njals (Thule 4). Dem Gesetz nach mochte die Frau eine untergeordnete Stellung einnehmen; war sie aber wirtschaftlich tüchtig, so hatte sie großen Einfluß auf das gesamte Hauswesen. Wir lassen wieder den Behringer aus Burtes „Wiltfeber" reden: „Überhaupt, eine gescheite Frau, ein rechtes Weib, wenn sie gattig und ordentlich ist, so hat sie eine gewaltige Kraft über die Männer und Rechtes genug gegen sie schon von Natur und braucht es nicht geschrieben und verbrieft auf dem Papier."

In einem Punkte bemerken wir allerdings einen weiten Abstand. Zum deutschen Bauern gehört die schlichte Frömmigkeit, sittlicher Wert und Christentum sind untrennbar verbunden. Demgegenüber spielt der Heidenglaube bei den Isländern unserer Sagas kaum eine Rolle. Dies mag zum Teil an der Überlieferung liegen; denn bei aller Duldsamkeit konnte der christliche Schreiber diese Seite schwerlich betonen; aber ganz deutlich treten uns eine Reihe tüchtiger Männer vor Augen, die den Glauben an die Götter verlassen haben und nur auf die eigene Macht bauen. Die Sagazeit zeigt uns das Heidentum bereits im letzten Abendscheine, der Götterglaube hat seine innere Kraft verloren.

Im übrigen aber erinnert die gesamte Wesensart dieser Leute stark an unsere heutigen Bauern: sie sind nüchtern, durchaus nicht zu vertrauensselig, mitunter geradezu kühl und berechnend. Wenn Tacitus von einer

[10] Vgl. dazu meine Abhandlung: Zur altgermanischen Namengebung. Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 9, 1931, 15.

Digitized by Google

gens non astuta nec callida spricht, so verschiebt sich hier das Bild wohl am stärksten. Schlau und durchtrieben können diese Bauern manchmal sein; man lese in der Vandamannasaga (Thule 10) nach, wie Ofeig seine Gegner überlistet.

Wenn wir eine weitgehende Ähnlichkeit zwischen dem altisländischen und dem deutschen Bauer feststellen, so könnte man einwenden: dies beruht nicht auf Stammes-, sondern auf Standesgleichheit; auf der ganzen Welt wird das Bauerntum ähnliche Züge aufweisen. Daran mag viel Richtiges sein; aber wenn wir beim Lesen der Sagas so oft uns an deutsche Art erinnert fühlen, so ist dies doch etwas mehr: die germanische Kultur ist eben im Grunde eine Bauernkultur, während auf dem Boden unserer westlichen Nachbarn sich viel früher eine Städtekultur entwickelt hat, und dieser frühe Unterschied wirkt bis heute in mannigfacher Weise nach.

Auf größere Schwierigkeiten werden wir stoßen, wenn wir Glaube und Brauch der Saga und des deutschen Volkslebens einer vergleichenden Betrachtung unterziehen wollen. Hier hat ja das Christentum den großen Wandel gebracht. Allerdings hat die christliche Kirche sehr viele Bräuche nicht ausgerottet, sondern übernommen und umgedeutet, und im Volksglauben wirkt viel aus vorchristlicher Zeit noch unbewußt nach. Eine andere Frage ist aber die: wieviel davon ist „germanisch"? Mehrere Sagastellen berichten von einer Wirkung des bösen Blickes, einer Vorstellung, die heute noch da und dort bei uns lebendig ist, aber sie findet sich zu allen Zeiten und bei allen Völkern der Erde[11]. Das gleiche gilt vom Amulett: in der Heidharvigasaga (Thule 8) hängt Bardis Pflegemutter eine Steinkette ihm um den Hals, die ihn nachher beim Kampfe vor Verwundung schützt; ähnliches kommt überall vor. Die meisten von der Kirche übernommenen oder doch wenigstens geduldeten Bräuche hatten ursprünglich den Zweck, die Fruchtbarkeit des Feldes und des Viehs zu fördern. Aber auf Island kam Ackerbau so gut wie gar nicht vor, und auch von einem Fruchtbarkeitszauber für das Vieh hören wir nichts. Bezeichnend ist, daß das Unwetter, das die Hexe der deutschen Sage hervorruft, meistens die Ernte schädigen soll, während der Wetterzauber in den Sagas stets etwas anderes bezweckt (gewöhnlich sollen irgendwelche Verfolger behindert werden). Im übrigen sind die Sagastellen, die vom Zauber handeln, recht verschieden zu werten. Nur einige davon sind Zeugnisse für den Volksglauben, andere aber, die mehr einen märchenhaften Charakter zeigen, sind lediglich als Erzählungsmotive aufzufassen[12]. Die jüngeren Erzählungen betonen übrigens bereits den Widerspruch zwischen Christentum und Zauberei.

An einem Beispiele aber wenigstens wollen wir darlegen, wie die Saga noch einen Brauch der heidnischen Zeit in seiner alten Bedeutung kennt, die das Christentum später auf deutschem Boden umgebogen hat. Es handelt sich um den Totenglauben. Die der christlichen Zeit geläufige Vorstellung der Zweiheit von Körper und Seele ist der isländischen Saga noch unbe-

[11] Vgl. den Artikel „Auge" von Seligmann im Handwörterbuch des Aberglaubens I, Sp. 688.

[12] K. Jarausch, Der Zauber in den Isländersagas. Zeitschrift für Volkskunde. Neue Folge 1, 1930, 237.

Digitized by Google

kannt. Wenn ein Toter umgeht, so ist es immer der aus dem Grabhügel ausgebrochene Leichnam. Solche Wiedergänger kommen in den altisländischen Erzählungen häufig vor. Wenn man von einem Toten fürchten mußte, er werde wiederkehren — und das mußte man, wenn er im Leben ein gewalttätiger Mensch gewesen war —, suchte man ihm wenigstens die Rückkehr ins Haus unmöglich zu machen, indem man die Wand durchbrach und den Leichnam durch die Öffnung hinaustrug, die man hinter ihm wieder schloß[13]. Solches wird berichtet von Egils Vater Skallagrim (Egilssaga, Kap. 58, Thule 3) und von Thorolf in der Eyrbyggiasaga (Kap. 33, Thule 7, Die Geschichte vom Goden Snorri). Thorolf geht tatsächlich später um. Nun wird aus Uri als alter Rechtsbrauch gemeldet, man habe früher die Leichen der Selbstmörder nicht durch die Türe, sondern durch das Fenster oder durch ein Loch unter der Haustürschwelle[14] oder ein Loch in der Hauswand hinausgeschafft, „weil durch die Türe herein der Heiland zum Verwahren getragen wird und die Selbstmörder nicht würdig sind, den gleichen Weg getragen zu werden"[15]. Die Sagastellen zeigen uns die ursprüngliche Auffassung: man fürchtete, der Selbstmörder werde wiederkommen, denn einmal war er ja nicht an Krankheit oder an Altersschwäche gestorben und besaß somit noch seine volle Lebenskraft, und dann vermischt sich damit die bereits christliche Vorstellung, daß der Mensch, der die Todsünde des Selbstmords auf sich geladen hat, im Grabe keine Ruhe finde. Die Erklärung, er sei unwürdig, den gleichen Weg wie der Heiland getragen zu werden, konnte erst aufkommen, als man den alten Zusammenhang nicht mehr verstand.

Es sind nicht unsere unmittelbaren Vorfahren, die in der isländischen Saga an uns vorüberziehen, aber die Stammesverwandtschaft fühlen wir beim Lesen fast auf jeder Seite. Und so darf die deutsche Volkskunde nicht vorübergehen an diesen Geschichten, in denen beste Kräfte unseres Volkstums lebendig gestaltet sind.

[13] Die Mahrt fängt man, indem man das Schlüsselloch oder das Astloch, durch das sie hereingekommen, verstopft. Erst wenn die Öffnung wieder frei gemacht wird, kann sie entweichen; siehe U. Jahn, Volkssagen aus Pommern und Rügen, Nr. 465; Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche, Nr. 16; vgl. auch Mephistopheles in Goethes Faust: „'s ist ein Gesetz der Teufel und Gespenster: Wo sie hereingeschlüpft, da müssen sie hinaus." — Ähnlicher Brauch beim Hinaustragen des Leichnams bei den Siamesen; Sartori, Zeitschrift für Volkskunde 4, 1894, 422. Vgl. auch Grimm, Rechtsaltertümer, 726/28.

[14] In mecklenburgischen Dörfern hatte man früher bewegliche Schwellen, die in die Höhe gehoben wurden, wenn man die Leiche hinausbeförderte; vgl. Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg 2, 100.

[15] Josef Müller, Sagen aus Uri 1, S. 61, Nr. 88c, d.

Digitized by Google

Vom Adel des Bauerntums.

Von **August Lämmle.**

Mitarbeiter Gottes. Wer einen Menschen kennenlernen will, muß ihn bei seiner Arbeit aufsuchen: Bauernarbeit ist Härtigkeit und Lindigkeit, Lustspiel und Trauerspiel, Herrschaft und Knechtschaft; die Mühe ist oft der bessere Teil des Lohns. Sie ist jeden Tag neu, eingegliedert in den Jahreslauf und in den Reigen der Gestirne; sie bewegt sich zwischen engvermarkten Grenzen und hat doch Himmel und Hölle zu Nachbarn. So ist sie von unendlicher Weite und Fülle. Sie verbraucht des Bauern Kraft und gibt sie ihm zwiefältig wieder. Sie hat Tage voll Sorgen und Bangen, aber die Stunde der Ernte macht alles wieder gut.

Mitarbeiter Gottes ist der Bauer: die Saat grünt unter seiner Hand, seine Fußstapfen machen den Boden fett. Er kehrt der braunen Scholle den Rücken, und wenn er wiederkommt, stehen in stolzer Pracht Kornfelder vor ihm, die er schneidet, und Weinernten, die seine Fässer füllen.

Kind und Kindeskinder genießen seinen Fleiß. Ein Strom von Liebe, Stolz und Gemeinschaftsgefühl geht die Geschlechter hinauf und hinunter. Was der Vater begonnen, zwingt den Sohn zur Arbeit, sein Wille und sein Denken schafft Familiengeschichte, sein Geist wirkt auf Kinder und Enkel. Bauer und Bäuerin und Kinder sind ein Blut und ein Wille, sie haben ein Schicksal, eine Sorge und eine Freude. Vorfahren und Nachkommen sind durch eine unzerreißbare Kette gemeinsamer Arbeit verbunden. Der Bauer weiß, daß ein Geschlecht die Sorge der Saat haben muß, wenn das andere die Freude der Ernte erleben soll, und daß von jedem Geschlecht Ernten in die Scheuer geführt werden, zu denen die Vorfahren die Samen gestreut haben.

So steht die Bauernarbeit vor uns, getragen von der Erde Kraft, gesegnet von Sonne und Wind, geheiligt durch die mitschaffende Natur:

Bauer sei', dees ist e Ehr,
Bauer sei', wär mei' Begehr:
hebt dr Bauer e Arbet a',
schafft dr Herrgott weiter dra'.

Es spürt darum der Bauer immer die höhere Macht über sich. Sein Acker zeigt ihm, wo die Grenzen seiner Kraft sind, zeigt ihm aber auch die Fülle göttlichen Reichtums. So lehrt ihn sein Bauerntum die Gelassenheit und Ruhe dem Schicksal gegenüber, lehrt ihn auch die Ausdauer und Zähigkeit und führt ihn zu demütiger gläubiger Frömmigkeit. Die Bauern mögen lärmen und fluchen, wie sie wollen: heimlich sind sie alle fromm.

Digitized by Google

Bauernreligion. Sie sind freilich fromm auf ihre Art. Die Bauernreligion ist gelernt an der Bauernarbeit. Ein schwäbisches Sprichwort sagt: „Im Aprillen hat's der Herrgott am besten, da kann er's Wetter machen, wie er will." Auf den ersten Blick scheint das einer jener kecken Sprüche zu sein, die da herauskommen, wo einer ehrfurchtslos drauflosredet oder mit Gewalt witzig sein will. Bei einigem Nachdenken aber zeigt es sich, daß das Wort nicht ohne Sinn und Verstand ist.

Die Bauern denken so: Der Herrgott hat die Welt gemacht mit Himmel und Erde und alles nach bestimmten Gesetzen geordnet. Sonne, Mond und Sterne regieren Tag und Nacht, es fehlt keine Minute an der Zeit; und es ist verheißen, daß Same und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter nicht aufhören sollen, solange die Erde steht.

Die Bauern richten sich danach. Sie kundschaften den Boden aus, sie beobachten das Wetter und haben herausgebracht, daß jedes Gewächs, Korn und Öl und Obst und Wein, seine Art und Zeit hat und seine besondere Pflege braucht, wenn es gedeihen soll. Also fangen sie an zu ackern, sie säen zur rechten Zeit, sie hacken und roden das Unkraut und tun das ihre unermüdlich. Wenn aber das rechte Wetter nicht kommen will, wenn der Same auswintert, wenn die Baumblüte erfriert, wenn im Mai der warme Regen ausbleibt, wenn im Juni die Heuernte und Traubenblüte verdirbt, so werden die Bauern ungeduldig, und etliche fangen an zu schimpfen.

Denn sie denken, daß der, der die Gesetze für den Jahreslauf, für Wachsen und Blühen und Reifen gemacht hat, sich nun auch selber daran zu halten habe mit dem Wetter, weil ja sonst der ganze göttliche Plan aus dem Leim ginge. Und die Bauern sind immer und überall so, daß sie ihre Rechte und Pflichten und die Rechte und Pflichten ihrer Herren, und sei es selbst des Herrgotts, genau abzuwägen wissen.

Was aber dann, wenn jahrelang das Wetter nicht will, wie der Bauer will, wenn Ernte und Markttag ausbleibt? Wird er nicht irre werden an der Weltregierung? Wird er dem Herrgott nicht absagen?

Da zeigt sich nun, daß im Bauern stärker als alles andere der Glaube an Gleichgewicht und unbedingte Gerechtigkeit verwurzelt ist. Er weiß, daß er letzten Endes den Fehler nicht beim Herrgott, sondern bei sich selber zu suchen hat. Und so hat er das andre Sprichwort: „Seit die Bauern die zehn Gebote nicht mehr halten, hält der Herrgott die Wetterregeln nicht mehr."

Von allen Welt- und Lebensanschauungen ist die beste die, die den Wettermacher und Schicksalbringer in der eignen Brust sucht und die erkennt, daß die Ordnung in uns die Voraussetzung ist für die Ordnung um uns.

Aus dieser schlichten Erfahrung und Weisheit heraus verstehen wir die Religion aller der Menschen, die mit der Natur und in der Natur leben und arbeiten: sie sehen den sich immer wiederholenden Ablauf der Natur; aber sie sehen auch, daß sich das Naturgesetz nicht rein mechanisch erfüllt, sondern alles Geschehen bald wie aus der Fülle, bald wie aus der Kargheit zu kommen scheint. Und sie wissen, daß die Ernte durch das Verhalten des Menschen mit bestimmt wird. Daraus ergibt sich ganz zwangsläufig jenes innige persönliche Verhältnis zum Naturwillen oder zu Gott, das auf Ehr-

Digitized by Google

furcht und Vertrauen beruht und Hingebung an den höheren Willen ist, aber doch der eignen Kraft und Leistung die Mitverantwortung zuweist. Es ist im bäuerlichen Denken und Urteil kein Zweierlei von stofflicher und geistiger Welt; Natur und Geist stehen im Glauben des bäuerlichen Volkes in engster Wechselwirkung.

Aber ebenso klar erscheint nun auf der andern Seite die Tatsache, daß der Mann, für den Wind und Wetter und Wasser und Erde und Sonne und Jahreslauf gleichgültige Dinge sind, der die Dampfkraft und die elektrische Kraft meistert, der dem Gesetz des Marktes unterworfen und dem die Bestimmung über den Ertrag seiner Arbeit entzogen ist, mit der Bauern- und Schifferreligion nicht viel anfangen kann; und es ist kein Wunder, daß ihm die Predigten und Bücher darüber nicht viel sagen. Sein Leben und Sterben geht um andre Dinge, sein Glauben hat andre Grundlagen, seine Abhängigkeit und Freiheit sind zu einem großen Teil in menschlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen bedingt.

Bauernkultur. So wie seine Religion ist auch die ganze Lebensform und Lebenskultur des Bauern aus den natürlichen Verhältnissen erwachsen. Wo ein Volksstamm jahrhundertelang ansässig war, hat er Art, Kraft und Seele des Landes in sich aufgenommen.

Nicht umsonst nennt der Mensch die Erde seine Mutter, hatten die Griechen das Gleichnis von dem Heraklesbekämpfer Antäus, der aus der Berührung mit seiner Mutter Erde Kraft gewinnt und erst unterliegt, als er jegliche Verbindung mit ihr verliert, „in der Luft hängt", entwurzelt wird.

Immer neu vollzieht sich, mit jedem Geschlecht erneuert sich recht eigentlich die Schöpfung des Menschen. So verstehen wir das Wort der Bibel: „Und Gott der Herr machte den Menschen aus einem Erdenkloß."

Nichts bestimmt einen Menschen so stark wie die Landschaft, in der er lebt, und die Arbeit, die er an ihr und in ihr tut. Man kann darum einen Menschen nicht verstehen und ihm nicht gerecht werden, wenn man seine Heimat — womit ein ganzer Lebensraum gemeint ist — nicht kennt, daraus er gewachsen ist und daraus die Wurzeln seines Wesens gespeist werden, solange er lebt. Es lassen sich die Grundlagen, die Kräfte und Formen der Kultur, der menschlichen Arbeit, Bildung und Gesittung nur aus Blut und Umwelt heraus erklären und nicht davon trennen.

Mensch und Lebensraum stehen im engsten Verhältnis: indem der Mensch auf seine Umwelt einwirkt, wirkt diese mit derselben Kraft auf ihn zurück und mit demselben Erfolg. Dieser Pendelschwung geht lebenslang fort. Das ist der Kern der Lehre unseres Führers, und so verstehen wir die deutsche Ordnung, die uns Adolf Hitler brachte.

Bäuerliche Überlieferung. Ohne Kenntnis der bäuerlichen Überlieferung ist man auf dem Bauerndorf so hilflos wie in einem fremden Lande ohne Kenntnis von Landessprache und Landesbrauch. Der Bauer wohnte jahrhundertelang abseits. Neues kam spärlich zu ihm; er lebte in seinem Kreis, der durch Arbeit und Markt, Recht und Verwaltung abgegrenzt war. Das Zusammenleben der Familienglieder und der Dorfgemeinde war streng geregelt und geordnet, nicht weniger als die aus-

Digitized by Google

geklügelten Sitten- und Rangordnungen an den Fürstenhöfen. Die Arbeit hielt sich an die von den Vorfahren erprobte Art und Weise, die Kirchenpflicht wurde wohl öfters versäumt, aber kaum einmal grundsätzlich verweigert; die Dorfverfassung entsprach und deckte sich mit den Bedürfnissen.

Manches in dieser Überlieferung war dem Fremden unverständlich, dem Gebildeten unpraktisch und töricht, dem Sittenprüfer sündhaft. Es war so: das ewige, immer neue Spiel von Gut und Böse vollzog sich hier auf einer andern Ebene als in der Stadt und im Bürgerhaus und unter andern Formen als anderswo. Das Natürliche gab sich offen und unverfeinert, das Allzumenschliche wurde nur schlecht maskiert. Aber alles in allem genommen, waren sich auch hier Weisheit und Torheit, Bös und Gut, wie anderswo überall, im Gleichgewicht. Vieles wird bis heute auf dem Dorfe geübt und geglaubt, was als Aberglauben gilt und doch nur sinnvolles gutes Brauchtum oder Gleichnis verwunderlich tiefer Lebensweisheit oder Naturerkenntnis ist.

Das Spiegelbild des Bauern. Standesurteile kommen meist aus fremden, Bauerngeschichten aus nichtbäuerlichen Berufen oder aus der Herrenschicht. Die Beurteiler kennen den Bauern selten aus seiner Arbeit, seiner Häuslichkeit, seinem inneren Leben; sie kennen ihn vor allem aus dem Wirtshaus, vom Gerichtstisch, vom Krankenbett, vom Kirchenbesuch, vom Steuerzahlen, von der Amtsstube. Da wirft er freilich oft einen krummen Schatten, scheint unfromm und ungebildet, wenn nicht gar grob.

Ist das der Bauer? Auch. Gewiß. Diese Dinge sind in ihm, sonst kämen sie ja nicht heraus. Er hat wie jeder andre ungute Seiten, danach allein man ihn nicht beurteilen soll und darf. Man muß den Gegenstand im Lichte betrachten, nicht im Schatten; wer den Bauern kennenlernen will, muß ihn daheim aufsuchen.

Zum andern: Nur zu leicht sieht der Beamte, der Pfarrer, der Städter den Bauern mit eignen Augen an und versetzt ihn in das eigne Weltbild. Der Kaufmann mißt ihn mit seiner Elle, der Pfarrer an seiner Bildung, jeder den andern mit ganz persönlichen Maßen und Werten, Anschauungen und Gewohnheiten. Und dazu oft nach dem Nutzwert, den er für ihn hat.

So kommt aber kein freies und kein wahrhaftiges Urteil zustande. So ist Beschränktheit und Eigenliebe Richter. Man muß das Ding „mit andern Augen" ansehen.

Jeder von uns lebt in einer persönlichen Welt, einem Lebenskreis, darin er Mittelpunkt ist, darin er Nahrung, Liebe, Freude, Geltung sucht. Und aus diesem Leben heraus hat jeder Forderungen und Wünsche an die Umwelt und an Gott. Und jeder denkt mit seinem Verstande, mit eignen Erfahrungen, empfindet mit seinem Blut, redet seine eigne Sprache, lebt aus seinen Trieben heraus, zu eignen, oft eigenmächtigen Zielen hin; er ißt, wohnt, kleidet sich, genießt, betet auf seine Weise: all unser Denken und Tun geht von uns aus und kehrt zu uns zurück.

Das ist natürlich. Der Bauer ist in erster Linie dazu da, ein Bauer zu sein. Und wenn er ein hundertprozentiger Bauer ist, dient er dem Ganzen, seinem Volke am besten.

Digitized by Google

Der Lohn des Bauern. Der Gelderlös ist nur ein Teil des Ertrags aus des Bauern Arbeit. Hat der Bauer sonst keinen Gewinn aus seiner Mühe als den, den er nach der Ernte in Säcke fassen und in Geld umsetzen kann? Bauerntum ist keine Wirtschaftsform, sondern eine Lebensform. Die Bauernarbeit kann nicht nur am Marktwert der bäuerlichen Erzeugnisse gemessen werden, Bauernwesen und Bauernkultur nicht an den Gewohnheiten und dem Geschmack einer Zeit.

Was Korn und Obst und Milch an sich und wirklich wert sind, hat sich gezeigt in der Hungersnot der Kriegs- und Nachkriegszeit. Ist heute das Stück Brot und Butter, das wir essen, weniger nahrhaft, gesund und schmackhaft als damals? Man muß immer wieder diese Frage stellen, da man die Ehrfurcht vor dem Brote so leicht vergißt. —

Stellt der Bauer seinen Stundenlohn in Rechnung, so wird er sowenig Gutes leisten wie der Künstler, der sich bei seiner Arbeit darüber besinnt, was er daraus lösen könne. Bauernarbeit muß man wie eine Kunst treiben, als tue man sie um ihrer selbst willen: jede wertschaffende Arbeit des Menschen erfordert ganze, leidenschaftliche Hingabe.

Es ist ein Glück, daß der Bauer die Schwielen nimmer spürt, wenn er den Geldlohn für seine Arbeit einnimmt. Sonst wäre die Arbeit fast nicht zu tun.

Schlußwort. Der Staat, der sein Bauerntum verliert, verliert die Substanz seines Volkstums. Aus dem Bauernstande erneuert sich immer und immer das Blut und der Geist eines Volkes; hier werden die Erfahrungen des Schicksals Frucht, hier wächst die Persönlichkeit. Und von hier aus empfangen alle Stände die Soldaten, die Volk und Staat sichern und weiterführen.

Beim Kaufmann geht es um Ware und Geld, beim Richter um Recht und Ordnung im Staat, beim Lehrer um das geistige und sittliche Wohl der Schüler, beim Arzt um die Gesundheit der Menschen. Dem Bauern ist der Acker der Inhalt seines Lebens; Saat und Ernte sind das A und O seines Dichtens und Trachtens, um sie geht jahraus, jahrein seine Mühe und seine Sorge, um ihretwillen lebt er mit den Seinigen zwischen Furcht und Hoffnung. Der Bauer ist mit seinem Feld und seinem Weinberg leiblich und seelisch verwachsen, es steckt sein Sinnen und Schaffen, sein Schweiß und sein Erfolg darin: der Acker ist die Urkunde seines Lebens und seiner Familie. —

Nun feiert im neuen Deutschland mit dem Bauern der Arbeiter und der Handwerker, der Beamte und der Gelehrte sein Fest, das Erntedankfest.

Es darf in Deutschland nicht wieder geschehen, daß die das Brot bauen und die es kaufen, einander fremd sind. Wir Städter sind schon durch unsere Hauptnahrungsmittel Brot, Milch, Obst auf den Bauern angewiesen und mit seiner Arbeit verbunden; und seine Ernte ist ebenso unsere Ernte.

Wir sind ihm noch enger verbunden durch das gemeinsame Blut und dadurch, daß das Bauerntum unser aller Heimat und der Grund ist, darauf das deutsche Volk und der deutsche Staat steht.

Digitized by Google

Runen, Runenbrauch und Runeninſchriften der Germanen.

Von **Prof. Hermann Günkert.**

Du weißt von Runen, die geheimnisvoll
Bei dunkler Nacht von unbekannten Händen
In manche Bäume eingegraben ſind:
Wer ſie erblickt, der kann nicht wieder fort;
Er ſinnt und ſinnt, was ſie bedeuten ſollen,
Und ſinnt nicht aus, das Schwert entgleitet ihm,
Sein Haar wird grau, er ſtirbt und ſinnt noch immer ...

Hebbel, Nibelungen, I, 1, 1.

Die älteſten Zeugniſſe für die Sprache der Germanen ſind, abgeſehen von den bei griechiſchen und römiſchen Schriftſtellern überlieferten Eigennamen und alten germaniſchen Lehnwörtern im Finniſchen, zahlreiche Inſchriften, die in einem eigenen Alphabet aufgezeichnet ſind, in den ſo-

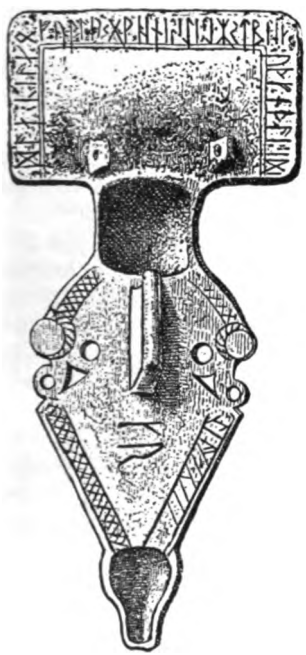


Fig. 1. Die Spange von Charnay (nach O. v. Frieſen).

Fig. 2. Der Brakteat von Vadſtena (nach O. v. Frieſen).

Digitized by Google

genannten „Runen". Namentlich ist der skandinavische Norden reich an solchen unmittelbaren und einheimischen Sprachdenkmälern; aber auch aus Deutschland, Osteuropa und England besitzen wir Runeninschriften. Auf Speerspitzen, Spangen, Ringen und im Norden vor allem auf Steinen und Felsen sind diese Inschriften eingeritzt und bieten in ihren ältesten Beispielen noch die fast einheitliche, nicht mundartlich unterschiedene, gemeingermanische Sprachform.

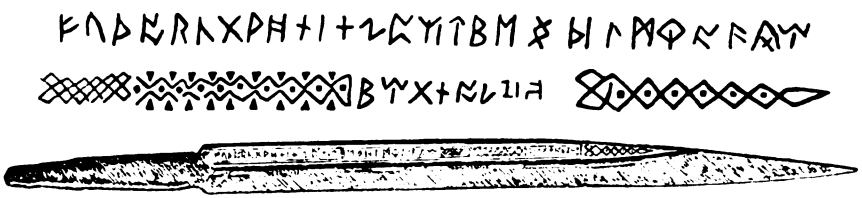


Fig. 3. Das Themsemesser (nach S. Agrell, Runornas Talmystik).

Das germanische Alphabet, also die geschlossene Runenreihe, besteht aus 24 Zeichen; Lautwert und Namen der einzelnen Buchstaben sowie die eigenartige Anordnung der Buchstaben kennen wir aus alten Handschriften (z. B. der Salzburger Alkuinhandschrift, aus Handschriften in Leiden, St. Gallen, Heidelberg, London usw.) sowie aus altnordischer Überlieferung. Die seltsame Reihenfolge des Runenalphabets belegen übereinstimmend mehrere Denkmäler aus ganz verschiedenen Gegenden des Germanengebiets, wie die Spange von Charnay aus Burgund, das sogenannte Themsemesser, zwei Brakteaten (d. h. einseitig gestanzte Goldblechmünzen) aus Vadstena und Gumpan in Schweden, der Stein von Kylver aus Gotland und die Steinsäule von Breza (Bosnien, jetzt in Serajewo). (Fig. 1, 2, 3.)

Nach den fünf ersten Buchstaben f, u, þ, a, r, k nennt man das germanische Runenalphabet „Futhark", in derselben Art, wie man von unserem „Abc" oder dem antiken „Alpha-bet" redet. Die ältesten Runeninschriften stammen erst aus nachchristlicher Zeit und gehören frühstens dem dritten nachchristlichen Jahrhundert an (also 200—300 n. Chr.), wie sich aus archäologischen Beweismitteln ergibt.

Die 24 Zeichen des gemeingermanischen Futharks sind folgende:

ᚠᚢᚦᚨᚱᚲᚷᚹ ᚺᚾᛁᛃᛇᛈᛉᛊ

f u þ a r k g w h n i j ė p R s

ᛏᛒᛖᛗᛚᛜᛟᛞ

t b e m l ng o d

Digitized by Google

In der Wikingerzeit, also etwa seit 850 n. Chr., kam im Norden, in Dänemark und Skandinavien, ein kürzeres Runenalphabet von nur sechzehn Zeichen auf. Dieses jüngere, ausschließlich nordische Runenalphabet hat folgende Zeichen:

f u þ a r K h n i a s

t b l m R

Es handelt sich bei diesem jüngeren, nordischen Runenalphabet um eine Verarmung, Entartung und Rückbildung des germanischen Futharks, keineswegs etwa um seine ursprünglichere Vorstufe. Das zeigt die sprachliche Form der Inschriften und die Zeit und Verbreitung der Denkmäler unwiderleglich. Umgekehrt stellt das angelsächsische Runenalphabet eine Erweiterung des Futhark zu 28 und später zu 32 Zeichen dar.

Uns hat hier nur die gemeingermanische Runenreihe, also das Futhark mit 24 Zeichen, zu beschäftigen.

1.

Auf den ersten Blick sieht man mancherlei Ähnlichkeiten dieser Zeichen mit den lateinischen großen Buchstaben, z. B. ᚱ = lateinischem R, ᚺ = lateinischem H, ᚠ = lateinischem F. Die Abweichungen der Runenform von den großen lateinischen Buchstaben erklären sich leicht aus der Technik des Einritzens, weshalb statt der Rundungen und wagrechten Striche der lateinischen Zeichen sich bei den Runenzeichen eckige Spitzen und schräge Querstriche finden. Die Runen ᛁ i, ᛒ b, ᛗ m, ᛊ s, ᛏ t, finden sich in ganz ähnlicher Form sowohl in lateinischen als auch in altgriechischen Buchstaben wieder (I, B, M, S, T). Aber es bleiben noch Zeichen übrig, die in allgemeiner bekannten antiken Buchstaben keine unmittelbare Entsprechung haben. Gegenüber der Lehre des Dänen Wimmer[1], der das „Futhark" aus dem lateinischen Alphabet entlehnt sein ließ, vertritt der schwedische Runenforscher von Friesen[1] die Ansicht, die Runenschrift sei bei Balkangoten auf Grund griechisch-römischer Buchstabenvorbilder entstanden, und zwar knüpft er an die Kursive an. Aber einmal ist gerade dies schon an sich sehr unwahrscheinlich, zumal wo bei den Zeichen ᚱ oder ᛊ nur von großen Lapidarzeichen ausgegangen werden muß. Zweitens werden Runen

[1] Siehe das Schrifttumverzeichnis am Ende der Arbeit.

Digitized by Google

oft von rechts nach links geschrieben: das kommt damals im Griechischen nicht mehr vor. Vor allem aber stellen sich große zeitliche Schwierigkeiten dieser Behauptung entgegen, da man bei dem Gotenreich am Schwarzen Meer frühstens an die Zeit nach 250 n. Chr. denken könnte, die Inschrift von Kärstad im Norden Norwegens aber schon der Zeit um 200 n. Chr. angehört.

Der Norweger Karl Marstrander hat daher mit Recht auf die sogenannten „nordetruskischen" Alphabete hingewiesen, in denen mancherlei Inschriften aus dem Alpengebiet abgefaßt sind; namentlich bieten Inschriften aus Lugano und Sondrio eine Zeichenreihe, die dem germanischen „Futhark" sehr nahe steht (z. B. ᚠ a, ᚢ u, ᚱ o, ᚦ d, D th) und gerade solche Zeichen erklärt, die sich nicht mit griechischen oder lateinischen Buchstaben ohne weiteres vergleichen lassen. Die Annahme eines engeren Zusammenhangs zwischen dem germanischen Futhark und einem solchen keltisch-alpinen Alphabet ist daher nicht von der Hand zu weisen.

2.

Ein Zeichen aber läßt sich unmittelbar auch nicht aus diesen verschiedenen nordetruskisch-latinisierten Alphabeten ableiten, nämlich die Rune ᛉ, denn für diesen Laut wird hier der Buchstabe ᚴ oder ᚲ geschrieben. Aber eben dieses Runenzeichen ᛉ führt uns zum Runenbrauch der Germanen, der für die Frage nach der Bildung des „Futharks" von entscheidender Bedeutung ist und uns zu neuen Einblicken in die Entstehung des Runenalphabets verhilft. Daß nämlich zur Zeit noch so widerspruchsvolle Ansichten über die Herkunft der Runenschrift sich entgegenstehen, beruht zum guten Teil darauf, daß man nicht strenge unterscheidet zwischen Runenalphabet (als einer geschlossenen, festgeordneten Buchstabenreihe) und andererseits zwischen einzelnen Marken, Zeichen, und religiösen Symbolen, wie wir sie seit sehr alten Zeiten nachweisen können. Schon Tacitus erwähnt in der „Germania" (cap. 10) solche „Zeichen" (notae) bei seiner Schilderung des germanischen Losorakels: „Vorzeichen und Lose beachten sie außerordentlich. Das herkömmliche Verfahren bei der Losung ist einfach: sie schneiden den Zweig eines fruchttragenden Baumes ab, zerlegen ihn in Stäbchen, die sie durch gewisse Zeichen (notis quibusdam) unterscheiden und aufs Geratewohl und wie der Zufall es will, auf ein weißes Tuch streuen. Dann betet der Priester, wenn öffentlich, der Familienvater, wenn von einzelnen Rates begehrt wird, zu den Göttern, indem er zum Himmel aufblickt und drei Stäbchen nacheinander aufhebt. Diese deutet er dann nach dem Zeichen (notam), das vorher auf jedes eingeritzt war. Sind die Zeichen ungünstig, so findet am selben Tag keine Beratung über die gleiche Sache statt; sind sie aber günstig, so sucht man noch die Bestätigung durch Vorzeichen zu erlangen[2]."

[2] Ähnliches berichtet Herodot (IV, 67) von den Skythen: die σήματα λυγοά bei Homer (Ilias VI, 168) werden ebenfalls „notae" gewesen sein. Bei südafrikanischen Kaffernstämmen sind noch jetzt ganz ähnliche Losorakel im Gebrauch.

Digitized by Google

Solche religiösen, geheimnisvollen Zeichen (notae) nannte der Germane seit alters „Runen". Bei Venantius Fortunatus (6. Jahrhundert) liest man:

Barbara fraxineis pingatur runa tabellis
Quodque papyrus agit, virgula plana valet.

„Eine barbarische Rune soll gemalt werden auf Eschentäfelchen, und was Papier leistet, vermag das flache Stäbchen." Oder man vergleiche die Stelle bei Hrabanus Maurus (op. 333): cum quibus carmina sua incantationesque ac divinationes significare procurant, qui adhuc paganis ritibus involvuntur „mit diesen (Schriftzeichen) sind sie in der Lage, ihre Gesänge, Zauberlieder und Weissagungen zu bezeichnen, die noch jetzt mit heidnischem Gebrauch geübt werden."

Über Runenkraft und Runenbrauch erfahren wir aber vor allem aus der altnordischen Literatur mancherlei. So war der berühmte Skalde Egill Skallagrimsson ein zauberkundiger Runenmeister. Als ihm ein Horn mit vergiftetem Trank gereicht wird, ritzt er Runen daran, und das Horn springt (Egilssaga c. 44). Besonders lehrreich ist die Geschichte von einem kranken Mädchen in Vermland (ebenda cap. 72): In Schweden kehrt Egill einst bei einem Bauern Thorfinn ein und trifft dessen Tochter Helga krank auf der Frauenbank liegen. Man erzählt ihm, das Mädchen sei schon lange krank, es könne nicht schlafen und leide an schwer auszehrendem Siechtum. Um die Krankheit zu heilen, habe ein Bauernsohn aus der Umgegend Runen geritzt, aber dadurch sei alles noch viel schlimmer geworden. Egill untersuchte dann das Lager und findet einen Fischkiemen, in den Runen geritzt waren. „Egill las sie, schabte die Runen ab und ließ das Abgeschabte sofort ins Feuer fallen. Er verbrannte den ganzen Kiemen und ließ die Laken, die sie vorher gehabt hatte, an die Luft hinaustragen. Dann sprach Egill die Strophe: ‚Niemand soll Runen ritzen, wenn er sie nicht richtig zu deuten vermag; es begegnet manchem Mann, daß er von einem dunklen Runenstab irregeleitet wird. Ich sah auf dem geglätteten Kiemen zehn Geheimrunen eingeritzt; sie sind es, die dem Mädchen die lange Krankheit gebracht haben.' Egill ritzte Runen und legte sie unter das Kopfkissen auf dem Lager, auf dem sie ruhte. Da glaubte sie aus einem Schlaf zu erwachen und sagte, sie sei wieder gesund, nur fühlte sie sich noch recht schwach."

Man sieht, die Runen haben zwingende Kräfte; sie sind machtwirkende Zeichen voller Kraftsubstanz; Egill schabt sie daher ab und verbrennt sie[3]. In der Eddadichtung denkt man sich Runen auf allen möglichen Gegenständen angebracht, wo sie ihre dämonischen Kräfte ausstrahlen. So heißt es in den Hávamál v. 9: „Wogenrunen sollst du kennen, wenn du die Segelrosse geborgen haben willst auf dem Sund; auf den Stab soll man sie ritzen und auf das Ruderblatt und das Feuer legen auf das Ruder ...

[3] Vom Abschaben der Runen ist auch in der Edda (Sgd. 18) die Rede (allar vóru af skafnar, þær er vóru á ristnar „alle waren abgeschabt, die eingeritzt waren").

Digitized by Google

Zweigrunen sollst du kennen, wenn du Arzt sein und Wunden beschauen willst; auf die Borke soll man sie ritzen und auf die Spitze des Baums, dessen Zweige nach Osten sich recken." Mimir spricht zu Odin von „wahren Runenstäben" (sanna stafi Sd. 14 ff.): „auf dem Schild sprach er, der vor dem scheinenden Gotte steht, seien sie geritzt, auf dem Ohr des Arvakr und auf dem Huf des Alvinnr, auf dem Rad, das sich dreht unter dem Töter Hrungnirs (= Thors), auf den Zähnen Sleipnirs und auf den Kufen des Schlittens, auf der Pranke des Bären, auf der Zunge Bragis, auf den Klauen des Wolfes und dem Schnabel des Adlers, auf den blutigen Schwingen und dem Kopf der Brücke, auf der Hand der Lösung und der Fußspur der Heilung, auf Glas und Gold und den Schädeln der Männer, in Wein und Bier sowie auf dem Lieblingssitz, auf Guggnirs Speer und Granis Brust, auf dem Nagel der Nornen und dem Schnabel der Eule ..."

Die Runen sind Träger heilender oder schädigender, machtvoller Kräfte, es sind geweihte religiöse Bilder und Symbole. Wie man sie nützte, erfahren wir gleichfalls aus der Edda. Als Gerd, die Riesentochter, Freys Boten Skirnir keine günstige Antwort geben will, droht dieser, einen ‚Thurs' zu ritzen, und das bringe Wahnsinn und Weh (Skirnism. v. 36):

„Einen Thurs ritze ich dir und drei Stäbe, Gier und Wut und Ungeduld! Ich ritze sie wieder ab, wie es aufritzte, wenn du es so haben willst."

þurs „Riese" ist in dem Runenalphabet der Wikinger der Name des Buchstabens th; dieses Zeichen hatte also einst eine schädigende, ungünstige Kraft. Dagegen war die T-Rune, die im Norden Týr hieß, einst von sehr günstiger Wirkung (Sigrdrifum. 6): „Siegrunen sollst du kennen, wenn du den Sieg haben willst, und sollst sie ritzen auf die Parierstange des Schwertes, einige auf der Klinge, einige auf der Spitze und dabei zweimal den Týr nennen" (ok nefna tysvar Týr).

Die letzten Belege zeigten, daß zum Ritzen der Rune stets ein wirksamer Spruch, eine Formel oder ein leises, flüsterndes Lesen gehört. Die drei Stäbe heißen im Urtext: ergi og øþi ok óþola; sie „staben" also, sie „alliterieren"! Und im letzten Beispiel soll zweimal der Name des Kriegsgottes Týr ausgesprochen werden. Also kommt zum Ritzen der Zeichen die weihende Formel, ein Zauberspruch, ein gesprochenes Wort, ein Gebet. (Man vergleiche die Formel rúnar ok galdrar „Runen und Zaubersänge".) In der Skirnismál haben wir ein Beispiel solchen Vorgehens. Es beginnt mit einer epischen Einleitung, dann folgt die feierliche Verwünschung:

„Zu Holze ging ich und in den grünen Wald, einen Zauberzweig (gambantein) zu erlangen: ich erlangte einen Zauberzweig.

Es zürnt dir Odin, es zürnt dir der Asen Bester (= þór), Freyr soll dich hassen!"

In Holz schnitt auch die stumme Oddný, die Mutter Thorsteins uxafótr, Runen ein, um sich verständlich zu machen (Fms. III, 109, 18 u. f.). Runen wurden auf Holzbrettchen geritzt, auf ein kefli (rúnarkefli); vergleiche unser Wort Kavelstäbchen.

Digitized by Google

In der Egilssage cap. 3 heißt es: Auðbjǫrn konungr lét skera upp herǫr „König A. ließ einen Kriegspfeil aufschneiden"; das heißt, er ließ in ein Holztäfelchen den ‚Kriegspfeil', d. i. die T-Rune, einschneiden und sandte es in seinem Gebiet umher, um damit zur Kriegsleistung aufzurufen.

Vielfach wird auch berichtet, daß die Runenzeichen rot gefärbt wurden (altnordisch fá = althochdeutsch gifêhen, angelsächsisch fœgean „malen"). So liest man in der Edda (Guðrúnarkviða II, 22):

Vóro í horni hvers kyns stafir
ristnir ok roðnir — ráða ek ne máttak —
„Es waren am Horn jeder Art Stäbe
Geritzt und gerötet — zu deuten vermochte ich sie nicht."

Oder Hávamál 142:

rúnar munt þú finna ok rádna stafi,
miǫk stóra stafi,
miǫk stinna stafi,
er fáði fimbulþulr
„Runen sollst du finden und rötliche Stäbe,
Sehr wichtige Stäbe,
Sehr wuchtige Stäbe,
Die färbte der Riesenseher."

Ähnlich Hávamál 80.

Im Altenglischen heißt téafor „Rötel, Mennig", englisch tiver dsf.; diesem Wort entspricht altnordisch taufr „Amulett", althochdeutsch zoubar „Beschwörung": unser Wort Zauber bedeutete also einst „gerötetes Zaubermittel". Die rote Farbe bedeutete gewiß eigentlich Blut. Man sieht, die Runen als heilige Symbole vereinen die Vorstellung von einer geweihten Kraftsubstanz (wie etwa bei dem Weihwasser des christlichen Kultus) mit der einer Feindliches abwehrenden Schutzmacht (wie etwa später das Zeichen des Kreuzes).

Das Wort „Rune" ging ursprünglich auf die beim Ritzen oder Lesen gesprochenen Heilworte, auf das flüsternde Lesen der Runenzeichen und auf die geheimnisvolle Weihkraft der Zeichen: gotisch runa heißt nämlich „Geheimnis", altisländisch rúnar „geheimnisvolles Reden", angelsächsisch rún, altsächsisch und althochdeutsch rūna „geheimnisvolle Besprechung", althochdeutsch rūnōn „raunen", angelsächsisch ge-reonian „flüstern", altirisch rún bedeutet „Geheimnis", finnisch runo, ein aus dem Germanischen entlehntes Wort, besagt „Gedicht", eigentlich „Zauberlied". Besonders wichtig ist ferner, daß altnordisch stafr (= unser „Stab") immer „Runenstab" oder „Rune" bedeutet, die Mehrzahl stafir meint „Kunde, Wissen" (z. B. Vafþrúðn. 1); man kann sogar sagen: mœla forna stafi „alte Stäbe" (d. h. Urwissen) mitteilen, sagen" (Vafþr. 35, 7).

Mit diesem Runenbrauch hängt offenbar auch der Stabreim zusammen, der einzelne Worte innerlich geheimnisvoll bindet[4]. Solche Losorakel, wie

[4] Vgl. Verf., Von der Sprache der Götter und Geister, 1921, 135 ff.

Digitized by Google

es Tacitus schildert, werden auch sonst erwähnt; bei Caesar bell. Gall. I. 50. 53 wird das Los um das Leben eines Gefangenen geworfen; nach Alkuin, vita d. Heil. Willibrord c. II warf der Friesenkönig Radbod das Los wegen des Schicksals seiner christlichen Gefangenen. Auch Odin treibt nach der Edda (Hávam. 140) Losorakel, wenn er niederspäht und Runen aufnimmt (namk upp rúnar); denn davon ist sein weiteres Tun abhängig. Man sagt im Altnordischen sehr bezeichnend hrista teina „Stäbe schütteln" und fella blótspán „den Opferspan auswerfen".

„Runenkunde" ist soviel als Besitz von Weihkraft und machtwirkendem Wissen. Man redet von „alten Stäben" und meint Kunde der Vorzeit damit (Vafþrudnismál v. 35); so lehrt Sigrdrifa, die von Sigurd erweckte Walküre, den Helden alsbald solche geheimnisvolle Weisheit: „Alu-runen sollst du kennen, wenn du nicht willst, daß dich eines anderen Frau betrüge, wenn du ihr traust; aufs Horn soll man sie ritzen und auf den Rücken der Hand und auf dem Nagel merken die ‚Not' (ok merkja á nagli Nauþ)". ‚Not' ist aber der Name der n-Rune, von der wir oben eine Sonderstellung behaupteten. Das Runenzeichen ᚾ ist meiner Ansicht nach nichts anderes als das Kreuz, als die uralte Kreuzmarke, die zu den ältesten Heilszeichen der Menschheit gehört. Es ist ein gefahrabwendendes Zeichen; es verwehrt Eingang und Zugang zu dem Gegenstand, den es schützt. Noch heute kreuzt der Bauer zwei Besenstiele am Eingang zum Stall, wenn er seine Tiere vor bösen Mächten schützen will.

Daß beim Losorakel Zauberformeln gemurmelt wurden, bezeugt ausdrücklich Ammianus Marcellinus 31, 2, 24. „Gute Zaubergesänge und Lustrunen" (góðra galdra ok gamanrúna) werden zusammen in der eddischen Sigrdrifumǫl 5 genannt. Besonders galten Frauen als zauberkundig; vgl. Jordanes Get. 24: magas mulieres, quas patrio sermone Haliurunnas is ipse cognominat; dies gotische *haljarūna kehrt in althochdeutschen Glossen wieder: necromantia helliruna, necromantia hellirun; „Halja- oder Hel-Runen" sind „Totenrunen", Totenbeschwörungen. Im Angelsächsischen ist bezeugt: femin. hellerúne pythonissa „Zauberin", a pithonibus fram helrunum; im Beowulf geht das männliche Hauptwort helrúna auf Grendel und seine Sippe. Eben weil man den Frauen nach Tacitus' bekanntem Wort ‚sanctum aliquid et providum', „etwas Heiliges und Seherisches" zuschrieb (Germania 10), sind germanische Frauennamen mit dem Wortbestandteil run so häufig, wie Siegrun, Gutrun, Friedrun, (schon bei Tacitus, a. a. O., bezeugt) Albrūna.

„Rune" bedeutet also einst das geheimnisvolle „Raunen" und Beten beim Schneiden oder Ritzen von Weihzeichen und das Flüstern bei ihrem Lesen und Deuten. Dann wird das Wort „Rune" gebraucht, um solche Heils- oder Schadenzeichen selbst zu benennen, und schließlich und ganz zuletzt heißt man so die Buchstaben des germanischen Alphabets. Das Wort war im Deutschen seit christlicher Zeit wegen des ihm anhaftenden, religiösen Gefühls gemieden, dann ganz ausgestorben und dem Sprachschatz abhanden gekommen, bis es in neuerer Zeit künstlich aus alten Texten wieder hervorgeholt und neu belebt worden ist.

Digitized by Google

3.

Es ergibt sich also, daß vor dem eigentlichen germanischen Alphabet, also vor den 24 Zeichen der fest geordneten Runenreihe, den Germanen längst religiöse Weihzeichen und heilige Marken (wie z. B. das Kreuz), bekannt waren und zum Losorakel, als religöse Symbole und als amulettartige Schutz- und Segenszeichen gebraucht wurden; auch an Eigentumsmarken müssen wir denken. Daß das in der Tat der Fall ist, wird vor allem auch dadurch erwiesen, daß derartige Weihzeichen noch später, als man im Runenalphabet schrieb, der eigentlichen Inschrift beigefügt wurden, so z. B. auf der Speerspitze von Kowel, wo man Kreise und andere Zeichen neben der eigentlichen Inschrift angebracht findet (s. Fig. 17). Auch in der altnordischen Literatur werden diese Heilszeichen auf Waffen erwähnt; so hören wir in der Gislasaga von einem damit versehenen Speer (málaspiót, Ausgabe von F. Jónsson 1903, S. 14, cap. VI, 3; ebenda cap. XI, 3, S. 24: spiót... mál váru í). In der Edda ist von Schwertern die Rede, die bunt sind von Kraftzeichen (mœki málfán Sg. 4, 3; Skm. 23, 2; 25, 2). Im Beowulf wird ein Riesenschwert beschrieben, wo „mit Runenstäben die Kunde geritzt war, für wen die edle Waffe, das unschätzbare Schwert, zuerst geschmiedet wurde" (v. 1696 ff. þurh rūn-stafas rihte gemearcod)[5]. Wir haben also hier die einheimisch germanischen Belege für die richtigen Angaben des Tacitus über die ‚notae'. Es ist nichts grundsätzlich anderes, als wenn später der christliche Ritter das Kreuz an seinem Schild führte. Schon auf Bernsteinstücken aus Schwarzort in Ostpreußen aus der jüngeren Steinzeit finden wir solche Zeichen; ähnlich auf einem Beilhammer aus der älteren Eisenzeit. Aber es ist falsch und irrig, diese religiösen Symbole als Lautzeichen und einzelne, wirkliche Buchstaben ansehen zu wollen, sondern es handelt sich vielmehr um Heilszeichen der besprochenen religiösen Art[6]. Wie man das Wort „Rune" von derartigen Symbolen religiöser Art dann übertrug auf wirkliche Buchstaben (d. h. praktische Zeichen zur Bezeichnung eines Sprachlauts), so ist es leicht denkbar, daß man altübliche Heilszeichen und Marken in das neue Alphabet mit hereinnahm, wenn die äußere Form dies nahelegte. So erkläre ich die Form der n-Rune, ᚾ : es ist das alte Kreuz, und dies uralte Heilszeichen trat an Stelle des ähnlichen Zeichens ᚴ oder ᛘ in dem Vorbild jener alpin-keltischen Alphabete.

Auch noch bei anderen Runenzeichen dürfte dies der Fall gewesen sein, vor allem bei den Zeichen ᛏ t und ᛉ R, die sich als uralte Heilszeichen selbständig längst vor dem Bestehen des eigentlichen Runenalphabets nachweisen lassen; aber wohl auch in noch anderen Fällen. Denn es ist eine höchst seltsame Tatsache, daß bereits in der älteren Steinzeit sich in

[5] Das Wort merkja — zu unserem Marke — kommt gerade von Runen öfters vor, vgl. oben Sigrdr. 7 (merkia Nauð) oder Solarljóð 61: (blódgar rúnar váru á brjósti þeim merktar meinliga). Weitere Belege bei B. M. Ólsen Runerne i den oldislanske literatur 1883, 29 ff.

[6] Dies muß u. a. gegen Neckel, Forschungen und Fortschritte, 1933, Nr. 20/21 S. 294 scharf betont werden.

Digitized by Google

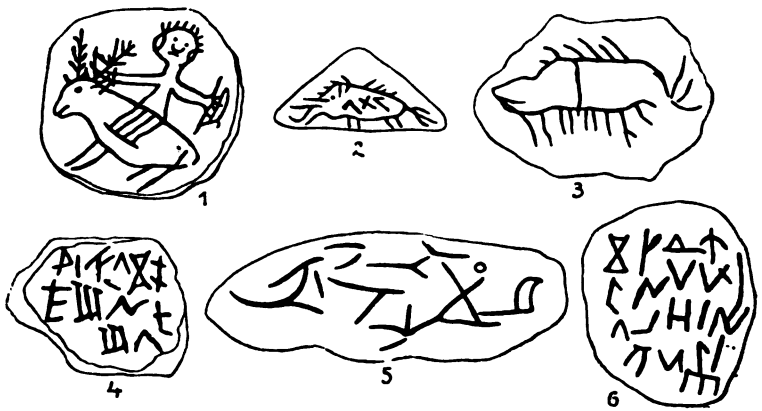


Fig. 4. Ritzzeichnungen von Alvão (nach K. Weule).

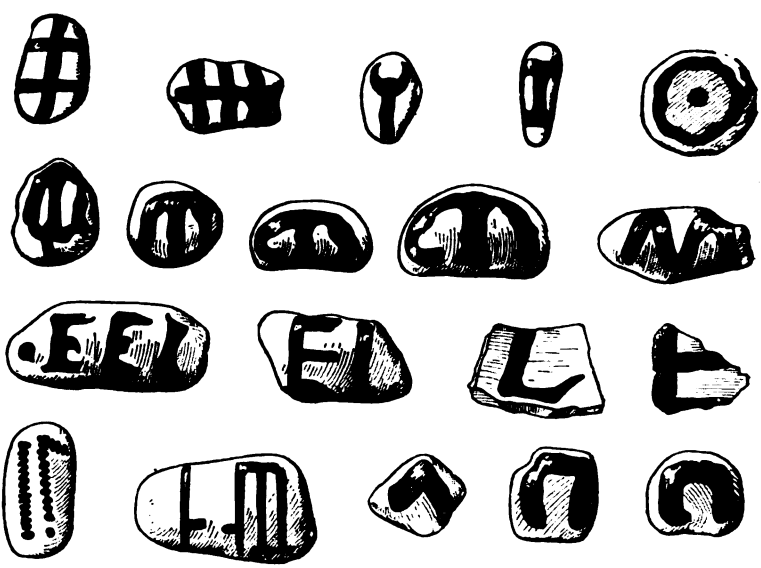


Fig. 5. Kiesel von Mas d'Azil (nach K. Weule).

Höhlen aus dem Westen und Süden der Pyrenäenhalbinsel buchstabenähnliche Zeichen finden; so vor allem in den Dolmengräbern von Alvão in der nordportugiesischen Provinz Trazos-Montes, wo die Zeichen auf flache, durchlochte Steine eingeritzt sind (Fig. 4), und auf den berühmten Kieseln von Mas d'Azil aus der Epoche des Azilien-Tardenoisien (Mesolithikum im Westen) (Fig. 5) oder in den Höhlen von Marsoulas und Gourdan (Nordseite der Pyrenäen und der Pasiegahöhle bei Puente Viesgo (Provinz

Digitized by Google

Santander), Funde, die gar dem Magdalénien, also der letzten Stufe der Eiszeit, angehören! Überall handelt es sich hier nicht um eigentliche Schriftzeichen, sondern um Heilszeichen, Zählsteine, religiöse Symbole, Eigentumsmarken u. dgl. Die Steine mit solchen Marken fand man in Alvão je an einem Stäbchen in den Grabkammern aufgehängt. Eben die wesentliche Tatsache, daß sich diese Zeichen in Grabhöhlen finden, zeigen ihren religiösen Ursprung.

Hier in Westeuropa entwickelte sich nun ein Hauptmittelpunkt der sogenannten „Megalithkultur", die durch ihre Dolmen, Steindenkmale und Menhirs gekennzeichnet ist. Daß diese Kultur mächtige Wirkungen nach Südosten ausgestrahlt hat, zeigte vor allem Schuchhardt in seinem Buch „Alteuropa" (2. Auflage 1926). Auch ein Zusammenhang zwischen den altiberischen und den mykenischen, kretischen, vorhieroglyphisch ägyptischen Schriftzeichen läßt sich nicht mehr bestreiten, um so weniger, als auch auf anderen Gebieten der Kultur dieser westeuropäische Einfluß auf die östliche, alte Mittelmeerwelt sich immer deutlicher herausstellt.

Diese westeuropäische Megalithkultur strahlte aber auch nach dem Norden aus bis in die westlichen Ostseegegenden, in denen später die Germanen siedeln. So erklärt es sich, daß wir seltsame Übereinstimmungen zwischen mancherlei Symbolen, Felsenbildern und buchstaben-ähnlichen Zeichen finden zwischen dem nordischen und dem westeuropäischen Kulturkreis. Aber bei solchen Zeichen handelt es sich noch keineswegs um eigentliche Buchstaben, sondern um religiöse Symbole, Wertmarken, Eigentumszeichen, kurz um ‚notae' im Sinn des Tacitus. Und wie nun nach meiner Überzeugung derartige uralte Weihzeichen vereinzelt zu wirklichen Buchstaben und zu Schriftzeichen im späteren germanischen Runenalphabet geworden sind, so ist ähnliches für die vorphönizischen Schriftgattungen des östlichen Mittelmeers anzunehmen. Daraus lassen sich befriedigend die seltsamen Ähnlichkeiten mancher späteren Buchstabenformen in den verschiedensten Alphabeten in Nord und Süd des alten Europa verstehen. Gustav Neckel hat kürzlich behauptet, das Runenalphabet und die antiken Alphabete seien „urverwandt"; diese Ansicht lehne ich ab, weil sie auf der unrichtigen stillschweigenden Grundauffassung beruht, es handle sich hier überall um feste, wirkliche Schriftsysteme. Aber nicht diese eigentlichen Alphabete im wahren Sinn des Worts, sondern ein ihnen vorausliegender gewisser Vorrat an symbolischen Marken und religiösen Einzelzeichen besitzen einen — freilich sehr mittelbaren — Zusammenhang. Nichts hält sich stärker als solche urtümlichen, schon einer Urzeit angehörenden Symbole, wie etwa das Kreuz oder der sog. „Donnerbesen" Y. Dies uralte Symbol bezeichnete eine Pflanze; denn es liegt der späteren sog. „heraldischen Lilie", der Friedenslilie der deutschen Rechte[7], zugrunde (auch dem Wappen der Bourbonen); und es entbehrt nicht des feinen Reizes, fest-

[7] So z. B. Sachsenspiegel, Bild 80 der Bilderauswahl von Frh. v. Künßberg, Inselbücherei, 347. H. Wirths Deutung dieses Zeichens als eines „Gottessohns" mit erhobenen Händen kann mich nicht überzeugen.

Digitized by Google

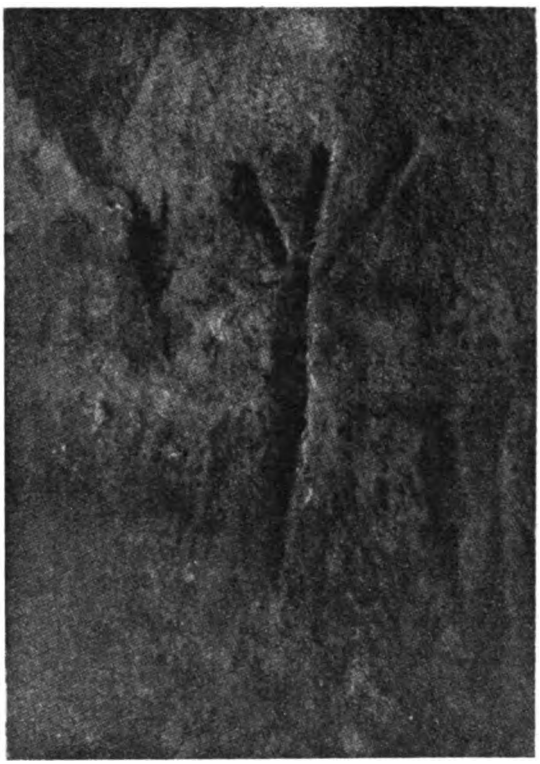


Fig. 6. Die Wachstums-Rune auf den Externsteinen (nach W. Teudt).

zustellen, daß in dieser uralten Form Goethe das Zeichen seiner Urpflanze sieht[8]. (Fig. 6.)

Die Megalithkultur Westeuropas, die nach Nordosten, Osten und Süd-

[8] Material bei E. Jung, Germanische Götter und Helden, 1922, 323 ff. Ich mache darauf aufmerksam, daß das Zeichen ᛉ (Lautwert ic und z) auch in den alttürkischen Orkhoninschriften wie den damit offenbar zusammenhängenden Kerbzeichen der Székler in Ungarn sich finden; auch ✝ (Lautwert d) findet sich in beiden Schriftsystemen. Ein Zusammenhang mit den germanischen Runen aber liegt keineswegs vor; siehe Thomsen, Inskriptions de l'Orkhon déchiffrées, Helsingfors, 1896 in den Mémoires de la s. c. finno-ougr. V, Jorga, Bulletin de l'Institut pour l'étude de l'Europe Sudorientale, 1923, 10, 21; Munkácsi, Zum Problem der Székler Runenschrift, Keleti Szemle, 14, 226, Tagliavini, Luigi Ferdinando Marsigli, Bologna, 1930. Auch sei hier wenigstens hingewiesen auf skythische Schriftzeichen, die aber mit den germanischen Runen keinen unmittelbaren Zusammenhang besitzen. (Vgl. Izvěstija imperatorskoi archeologičeskoi Kommissii, Bd. 37 [1910], S. 23 ff., Bd. 40, S. 112 ff. Minns, Scythians and Greeks, 319, Rostowzew, antike dekorative Malerei, 298 ff., Atlas, Tafel 83, derselbe, Skythien und der Bosporus, I, 217.)

Digitized by Google

osten mächtige Ableger entsandt hat, kann unmöglich als „indogermanisch" in Anspruch genommen werden. Dagegen sprechen zeitliche Erwägungen im allgemeinen, und vor allem steht einer solchen Auffassung schon die Grundtatsache entgegen, daß indogermanische Stämme erst recht spät nach Westfrankreich und nach der iberischen Halbinsel gekommen sind. Im Baskischen haben wir noch einen Rest einer vorindogermanischen Sprache, und auch die „blonden" Berber Nordafrikas, die zweifellos mit diesen Trägern alt-westeuropäischer Kultur zusammenhängen, haben niemals eine indogermanische Sprache geredet. Rassisch betrachtet ist der Hauptträger der westlichen Megalithkultur ein cromagnoïder Menschenschlag gewesen.

Der Versuch, die letzte symbolische Bedeutung solcher uralten, westeuropäischen Ursymbole zu erschließen, begegnet begreiflicherweise allergrößten Schwierigkeiten, und man kann nicht genug vor vorschnellen, phantastischen, haltlosen Träumereien auf diesem Gebiet warnen. Noch fehlt es hier an den allernotwendigsten Vorarbeiten: es klaffen noch überall die Lücken gewaltiger Zeitabstände; noch sind die kretischen („minoischen") Schriftgattungen nicht entziffert; noch wissen wir viel zu wenig über die vorindogermanischen Sprachverhältnisse im alten Westeuropa. Aber namentlich Schuchhardt hat doch sichere Grundlagen geschaffen, auf denen die Forschung behutsam und langsam weiterbauen kann. Auch die Arbeiten Herman Wirths sind hier zu nennen, weil sie viel Stoff und mancherlei Anregungen bieten. Aber sein Material muß noch viel genauer, zeitlich und örtlich, gesichtet werden; die sprachwissenschaftlichen Ausführungen Wirths sind ganz verfehlt, seine Deutung der Bilder auf eine atlantische „Urreligion" ist ganz unsicher und vorschnell, oft sogar willkürlich; und der Grundfehler seiner Lehre ist die Annahme, die Kultur der „Westatlantiker" (d. h. eben der Mittelpunkt westeuropäischer Megalithkultur) sei eine unmittelbar gradlinige Vorstufe des späteren germanisch-nordischen Kreises. Was sich nach meiner Ansicht allein als haltbarer Kern aus den Forschungen Herman Wirths ergibt und ihnen trotz allem Bedeutung sichert, ist die Tatsache, die auch Schuchhardt hervorhebt, daß diese (westliche, nicht-indogermanische) Megalithkultur mächtige vorgeschichtliche Anregungen und Ausstrahlungen bewirkt hat sowohl nach dem Norden als auch nach dem alten, östlichen Mittelmeergebiet. Aber Wirth verkennt und verzeichnet völlig die gewaltige Bedeutung der Indogermanen nordischer Rasse, die ausschlaggebend überall in Europa als Herrenschicht über ältere Völker die von ihnen jeweils vorgefundenen Kulturen überschichtet, artgemäß umgeformt und im nordischen Geist gestaltet haben. Was er untersucht, das ist, soweit sich darüber überhaupt wissenschaftlich reden läßt, in Wahrheit Kultur, Religion und Ausbreitung der alten Megalithvölker im vorgeschichtlichen Westeuropa.

Diese bäuerlichen Völker aber sprachen keine indogermanisch-arische Sprache und sind nicht vorwiegend nordischer, sondern, wie bemerkt, cromagnoïder Rasse*. Auch mag gegenüber dem ungeheuren Aufsehen,

* Vgl. Verf., Der Ursprung der Germanen, Heidelberg, 1934. Gegenüber den Ausführungen von G. Neckel, Deutsche Ur- und Vorgeschichtswissenschaft der

Digitized by Google

das Wirths Lehren in weitesten Kreisen erregt haben, bemerkt werden, daß sie für den Fachmann durchaus nicht so neu sind, wie man meist glaubt: Auf den Zusammenhang altägyptischer, prädynastischer Schriftzeichen mit jenen altsteinzeitlichen „Buchstaben" hat schon 1912 Flinders Petrie (the formation of the Alphabet) hingewiesen, und schon 1914 hat K. Frh. v. Lichtenberg die westliche Herkunft der antiken Schriftsysteme behauptet (Amtlicher Führer z. Internat. Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik, Leipzig, 1914, ferner mit Angabe weiterer Literatur derselbe Gelehrte, Die ägäische Kultur, 2. Auflage, 1918 (Wissenschaft und Bildung, 83); auch G. Wilke machte wiederholt auf solche Zusammenhänge aufmerksam (Mannusbibliothek, Nr. 7, Südwesteuropäische Megalithkultur und ihre Beziehung zum Orient, 1912, derf., Mannusbibliothek, Nr. 10: Kulturbeziehungen zwischen Indien, Orient und Europa, 2. Aufl., 1923). Die — ganz unmögliche — Lehre, die Germanen stammten aus der nördlichen Arktis, vertrat u. a. schon L. Wilser, Die Germanen. Die „Urreligion" erinnert an die Symbolik des Heidelberger Romantikers Creuzer. Schon diese Hinweise zeigen, daß dem Fachwissenschafter sehr vieles an den Lehren Herman Wirths, soweit sie überhaupt wissenschaftlich gewertet werden können, keineswegs so neu und unerhört sind, wie man allgemein glaubt.

Gegen die Annahme, das gesamte Runenalphabet stamme unmittelbar aus der Steinzeit, spricht schon das Fehlen jeder Zwischenglieder; auf Gegenständen der Bronzezeit[10], auf Waffen, auf Felsen und Stein müßten sich Inschriften finden, so gut wie in der nachchristlichen Zeit. Hätte man seit so alter Zeit bereits mit Runen geschrieben, so müßte sich schon in älterer Zeit eine wirkliche Gebrauchsschrift entwickelt haben, und man müßte eine organische Weiterbildung zwischen Bronze-, Eisenzeit und den ersten christlichen Jahrhunderten nachweisen können. Der Gebrauch des Runenalphabets in kurzen Namen und Sätzen zu vorwiegend religiösen Zwecken deutet vielmehr auf einen neuen jungen Anfang, nicht auf das Ende einer angeblich mehr als tausendjährigen Entwicklung. Als die Südgermanen die keltisch-alpinen Alphabete kennen lernten, hielten sie diese eben für wirksamer als ihre seitherigen Heilszeichen, und deshalb übernahmen sie diese südlichen geschlossenen Alphabete zunächst ganz in dem Geist, wie die seitherigen Marken und Symbole, nämlich zu religiösen Zwecken; erst langsam und in wohl zu beobachtender Entwicklung kamen sie zum eigentlichen Schreiben

Gegenwart, Berlin 1934, 11 ff., die beweislos bloße Behauptungen aufstellen, halte ich an meiner Ansicht voll und ganz fest. Nicht nur Schuchhardt, sondern auch Kossinna vertreten grundsätzlich die Ansicht von zwei Komponenten des germanisch-nordischen Kulturkreises, im Grund sogar H. Wirth. Über die vorindogermanischen Kulturen der Bronzezeit vgl. die sehr klaren Ausführungen von B. Frhr. v. Richthofen, Knaurs Weltgeschichte 60 ff. (1934).

[10] Auf den berühmten schwedischen Felsenzeichnungen aus der Bronzezeit, den sog. Hällristningar, gibt es keine Runeninschriften, ebensowenig auf Grabplatten wie denen von Kivik in Schonen! Sie fehlen ebenso auf den bronzezeitlichen Waffen und Spangen.

Digitized by Google

und praktischen Aufzeichnen mittels der Runenbuchstaben[11]. Für unsere Behauptung, daß sie einige ihrer gewohnten Heilszeichen in das Alphabet mit übernahmen, darf man auf Ulfilas Vorgehen bei der Schöpfung des gotischen Alphabets erinnern, wo er einige einheimische Runenzeichen in sein neu zusammengestelltes, vorwiegend auf den griechisch-römischen Buchstaben beruhendes Alphabet herübernahm. Somit stellt sich die Behauptung vom steinzeitlichen Alter des germanischen Runenalphabets als wissenschaftlich ganz unhaltbar heraus.

4.

Für unsere Ansicht, daß vor dem eigentlichen Runenalphabet mancherlei religiöse Symbole den Germanen bekannt waren, die bereits „Runen" hießen und teilweise in die spätere, geschlossene Runenreihe des „Futharks" eingeführt wurden, sprechen nun noch weiter verschiedene Tatsachen, die es andererseits verwehren, an eine plumpe Übernahme des latinisierten „nordetruskischen" Alphabets zu denken. Da ist vor allem die ganz eigenartige und selbständige Anordnung des Runenalphabets beachtenswert, die von der feststehenden Buchstabenfolge der antiken Alphabete, wie wir sie in der Hauptsache heute noch haben, völlig abweicht. Es muß hervorgehoben werden, daß das germanische Schriftsystem in der Zeichenfolge gegenüber den semitisch-phönikischen und den damit eng zusammenhängenden griechisch-lateinischen Alphabeten ganz eigene Wege einschlug. Zweitens sind die Namen der einzelnen Buchstabenrunen von denjenigen der semitisch-antiken verschieden. Zwar beginnen auch die germanischen Buchstabennamen mit dem Laut, den sie benennen; aber während griechisch „Alpha" mit semitisch „Aleph", „Beta" mit „Beth", „Gamma" mit „Gimmel", „Delta" mit „Daleth" usw. engstens zusammenhängen, sind uns in den genannten Handschriften und in altnordischen Runengedichten (s. Wimmer, Runenschrift, 1887, 275 ff.) ganz andere Runenbenennungen für das Germanische bezeugt. So hatte z. B. die a-Rune den Namen germanisch ansus (altnordisch ás, angelsächsisch ós, gotisch aza, d. h. der „Ase"), die b-Rune[11] berkana (angelsächsisch beorc, gotisch bercna, d. h. „Birke") usw. Endlich sind die 24 Zeichen des „Futhark" — man beachte auch diese Zahl — in drei Gruppen (altnordisch ættir) eingeteilt, die auch in Denkmälern bezeugt sind; diese Gruppen sind je einem Gott, nämlich Freyr, Hagall und Týr im Norden gewidmet. Nun haben auch die Iren eine Art Runenalphabet gehabt, das zwar aus ganz anderen Zeichen besteht, und dessen Buchstabennamen ganz abweichen, das aber auch in drei Gruppen eingeteilt ist, das sogenannte Ogham-alphabet. Aber auch schon im Altertum findet man die Zerlegung des Alphabets in drei Reihen, und zwar beruht dies auf dem Glauben an die geheimnisvolle Kraft des ganzen Alphabets und einer ihm zugeschriebenen wirksamen Macht. Die Dreiteilung der germanischen Runenreihe und die des irischen Oghamalphabets wird also in antiker Alphabetsmystik ihre letzte gemeinsame Anregung haben. Ein Runenname ist dabei besonders wichtig: die

[11] Um die Zahl 24 zu erhalten, häuft man Runenzeichen, z. B. vgl. den Brakteaten aus Fünen (5. Jahrh.) bei Noreen, Altisl. Gr., 4, 1923, 379, Nr. 22.

Digitized by Google

auch in ihrer Form wenig gefestigte p-Rune hat nämlich im Angelsächsischen den dunklen Namen cweord, peord, der im gotischen Buchstabennamen qetra, pertra der Salzburger Alkuinhandschrift wiederkehrt, also alt sein muß. Man muß dabei beachten, daß p im Germanischen, insbesondere im Anlaut, ganz selten vorkam. Nun ist uns der irische Buchstabenname quert bezeugt, der im Gallischen nach einer bekannten, besonders keltischen Lautregel pert- lauten muß; in der Tat kennen wir eine Göttin Perta aus einer Inschrift von Vistre (Nîmes): PERTAE EX VOTO „Der Perta auf Grund eines Gelübdes (geweiht)". Da p im Germanischen selten vorkam, da insbesondere der Wechsel kw und p für das Keltische bezeichnend ist, so ist die keltische Herkunft dieses germanischen Runennamens unbestreitbar. Dieses Beweisstück für den engeren Zusammenhang keltisch-alpiner und germanischer Schrift ist von großer Durchschlagskraft. Dabei muß man weiter beachten, daß das Wort „Rune" außer im Germanischen nur im Keltischen (altirisch rún, cymrisch rhin) vorkommt; finnisch runo ist Lehnwort aus dem Germanischen (s. o.). Bedenken wir ferner, daß nach Caesar bell. Gall. I, 19, für die Helvetier Listen in „griechischer" Schrift bezeugt sind (tabulae litteris Graecis confectae) — in Wahrheit dürfte es das Lugano-Alphabet gewesen sein, das an griechische Zeichen ja sehr erinnert[12] —, so werden wir von Friesens Theorie von der Zusammenstellung des Runenalphabets bei den Goten am Schwarzen Meer endgültig abweisen. Auch verdient Beachtung, daß die älteste, seither bekannte germanische Inschrift, die auf dem Bronzehelm von Negau (in der Steiermark), Mitte des dritten vorchristlichen Jahrhunderts, nicht in Runen, auch nicht in lateinischer oder griechischer Schrift abgefaßt ist, sondern im nordetruskischen, linksläufigem Alphabet; man liest hier (das Ende ist nicht mehr zu entziffern): Harigasti Teiva . . . „Harigast dem Tiuz" (nach Neckel „dem Gott Harigast", was schwerlich richtig ist[13]). Es ist sehr wahrscheinlich, daß die latinisierten alpinen und keltischen Alphabete zuerst unter germanischen Söldnern im keltischen und römischen Dienst bekannt geworden sind; denn gerade alte Runeninschriften finden sich auf Waffen. Im zweiten nachchristlichen Jahrhundert blühte nun in den Grenzgarnisonen römischer Soldaten der Mithraskult, der aus Iran stammt und in dieser Zeit sich von Kleinasien sehr schnell im römischen Heer verbreitete. Germanische Söldner konnten so einen Geheimkult kennen lernen, der in seiner männlichen Art ihnen mancherlei Anziehendes und Wesensverwandtes bieten mochte. Daher glaubt der schwedische Sprachforscher Sigurd Agrell die Anordnung der Runen und ihre Namen auf römische Mysterien des Mithra und letztlich auf mithräische Magie zurückführen zu können. An

[12] Eine Inschrift wie die auf dem Rinderknochen von Maria-Saalerberg bietet Zeichen, die den Runen mindestens ganz nahe stehen, s. Marstrander, Norsk Tidsskr. f. Sprogvidenskap. I, 1928, 90 ff.

[13] S. Kretschmer. Zeitschr. f. d. Altertum, 66, 1 ff., Specht, Kuhns Zeitschr. f. vgl. Sprachforschung, 60, 130; Neckel, ebenda, 282 ff. Die Bedeutung der Inschrift erkannte zuerst Marstrander.

Digitized by Google

sich wird man den Versuch einer römischen Überfremdung im Rhein- und Donaugebiet nicht leugnen können.

Im zweiten bis dritten Jahrhundert n. Chr. war der Mithraskult von der Schweiz (Vindonissa) bis nach Xanten am Niederrhein verbreitet. Am Grenzwall (limes) in Obergermanien sind 16 Mithraskapellen nachgewiesen; auch in Dormagen und Xanten war ein Mithräum; in Trier, in Saarburg in Lothringen, in Neuenheim bei Heidelberg, in belgischem Gebiet gab es Mithrasheiligtümer. Für die Art, wie fremde Götter an heimische, altbekannte angeglichen wurden, ist besonders bezeichnend, daß auf dem Mithrasstein von Heddernheim bei Darmstadt, der vor einiger Zeit erst bekannt wurde, sich eine germanische Reitergottheit findet. Dem Sabazios, einem thrakischen Rauschtrankgott, ist ein Mainzer Altar gewidmet; die sog. „Sabazios-Schwurhände" kommen in Belgien, Ostfrankreich und in der Schweiz (Avenches) vor. Auch Denkmäler, die sich auf Orpheus und auf den Dionysos-Bakchoskult beziehen, fanden sich in den Rheinlanden, ebenso wie Weihungen an den syrischen Baal von Heliopolis, den Jupiter Heliopolitanus und den syrischen Jupiter Dolichenus mit der Doppelaxt, der den Germanen nur als eine Abart ihres Donar erscheinen konnte. Die Magna Mater Kybele mit Attis wurde allerorten im Rheinland verehrt. Besonders wichtig war der Isiskult. In Baden bei Zürich, dem alten Aquae Helveticae, stand laut inschriftlicher Angabe ein Isistempel; ja in Süddeutschland und Ostfrankreich fanden sich eine Reihe Statuetten ägyptischer Götter, z. B. eine Isis bei Avenches und Besançon, ein Apis bei Augst, ein Osiris bei Bern. Isis und Serapis werden inschriftlich aus Stockstadt bei Aschaffenburg und aus Marienhausen im Rheingau bezeugt. Für Köln ist der Isis- und Serapiskult gut bezeugt, auch auf belgischem Gebiet hat man Funde von Isisbildern gemacht. Besonders erwähnt sei die Isisterrakotte im Tempel der einheimischen Caiva bei Pelm (Kreis Daun), das beinahe 2 Meter hohe Isisstandbild aus Metz und der überlebensgroße Kopf des Jupiters Ammon mit Widderhörnern aus Lechenich (Kreis Euskirchen).

Solche Tatsachen, die sich leicht vermehren ließen, beweisen unwiderleglich, welch eine mystische Luft in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten am Rhein und der Limesgegend wehte. Wegen der Vorliebe der keltischen Druiden für Astrologie, Symbolik und Phantastik fanden offenbar die Mysterienkulte der römischen Soldaten hier einen sehr günstigen Boden. Liebten es doch die gallischen Priester nach Caesar (b. Gall. IV, 13), viel über Gestirne und ihre Bewegung zu sinnen. Auch mag bemerkt sein, daß wir schon auf dem berühmten Kessel von Gundestrup eine Darstellung des stiertötenden Gottes finden; es handelt sich um eine keltische Arbeit.

Vor allem aber sei darauf aufmerksam gemacht, wie unsere Wochennamen entstanden. In hellenistischer Zeit hat sich in Ägypten, in Alexandreia, die siebentägige Woche mit Beziehung auf die Planeten herausgebildet: assyrisch-chaldäische Anregungen wurden dabei verwertet. Diese „Planetenwoche" wurde im Rheinland Kelten und dann auch Germanen bekannt, wie die „Wochengötterstelne", die Planetenvasen, das Denkmal des Hercules Saxetanus (bei Bad Tönnisstein) und der Mainzer „Wochen-

Digitized by Google

götter-Becher" beweisen. Wochengötter oder Planetenbilder finden wir zuerst auf dem Denkmal des Hercules Saxanus aus dem Brohltal (Anfang des 2. Jahrhunderts n. Chr.); dann überall im Rheinland als Teile von Säulenbauten, die einem Jupiter geweiht sind, Sol, Luna, Mars, Mercurius, Jupiter, Venus, Saturnus. Auch die Jahreszeiten sind öfters dargestellt. Die Germanen haben sich erst damals die Wochennamen, wie wir sie bis heute gebrauchen, durch Übersetzung der römischen Ausdrücke, mit Ersetzung der römischen Götter durch einheimische geschaffen, wie allgemein bekannt ist: sie haben die Einteilung des römischen Kalenders mit ihren einheimischen Vorstellungen nachgeschaffen.

Daß aber Germanen unmittelbar aus mithräischen Geheimkulten ihre Runen benannt und geordnet haben, wie S. Agrell lehrt, halte ich nicht für glaubhaft, jedenfalls nicht für bewiesen, wohl aber ist in gewissem Grad keltische Vermittlung aus den angegebenen Gründen recht erwägenswert.

5.

Die Runen waren anfangs keineswegs eine Gebrauchsschrift, sondern dienten zu religiösen Zwecken; man liebte Verhüllungen, Umstellungen, dunkle Geheimworte, verstärkende Bilder und Heilszeichen. Einen lehrreichen Beleg dafür bildet das Runenmal von Kylver (Fig. 7). Dieser Stein lag im Inneren eines Grabes; die Inschrift konnte und sollte gar nicht gelesen werden, sondern die gesammelte Kraft aller Runen sollte das Grab schützen. Dies beweist weiter das seltsame Wort rechts oben. Wir haben zu lesen ᛊ ᚢ ᛖ ᚢ ᛊ d. i. s u e u s. wobei auffällt, daß die zwei ersten Runen im Vergleich zu den beiden letzten entgegengesetzt, gleichsam in Spiegelschrift erscheinen. Die richtige Deutung hat M a r s t r a n d e r gefunden: auch bei den irischen Oghamsystemen gab es verschiedene Arten von Geheimschrift, um den Sinn Unberufenen zu verhüllen; eine wird in einer irischen Abhandlung darüber (im Buch von Ballymote) als die sogenannte „Schlange mit Kopf auf beiden Seiten" (irisch nathair imdheann) bezeugt: man schreibt ein Wort vom ersten Buchstaben an nach links u n d rechts weiter. Wenden wir dieses Chiffresystem auf unser dunkles Wort des Kylversteins an, so erhalten wir eus, das im gotischen eyz der Salburg-Wiener Alkuinhandschrift wiederkehrt. Damit wird der Buchstabe e des Ulfilanischen Alphabets bezeichnet; es ist aber der gotische Name der e-Rune, vergleiche den angelsächsischen entsprechenden Runennamen eoh. Altisländisch heißt das Wort jór, altsächsisch ehu, gotisch entspräche aihw (vgl. aihwa-tundi „Dornstrauch", eigentlich „Pferdezahn"). Der Sinn des chiffrierten Worts ist also „Pferd". Diese Auffassung wird dadurch völlig sichergestellt, daß mehrere Brakteaten von Gotland, einer von Åsum in Schonen und einer von Dänemark, das Wort ehe (bzw. ehwe) bieten, das eben „Pferd" bedeutet, und vor allem, daß auf den Runensteinen von R o e s und E g g j u m ein Pferd bildlich dargestellt ist. Auf dem Stein von R o e s, der unter den Wurzeln eines Haselstrauchs

Digitized by Google

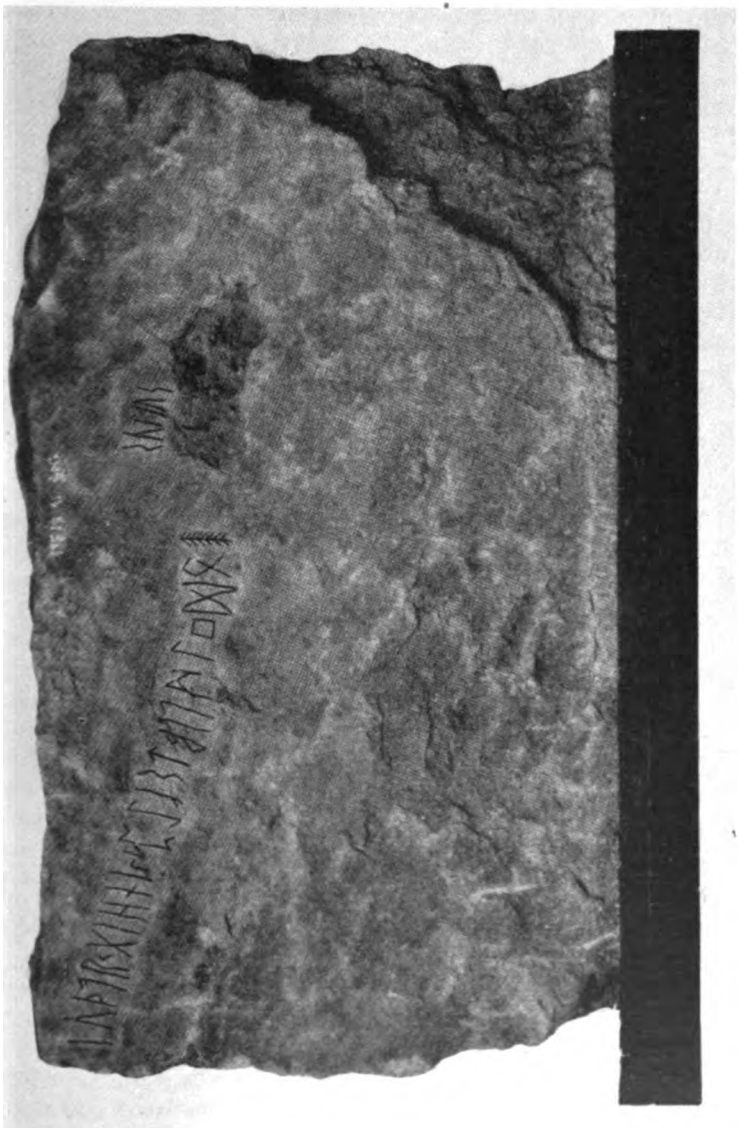


Fig. 7. Stein von Kylver (aus Krause, Beiträge zur Runenforschung. Max Niemeyer Verlag, Halle/Saale).

weitab von bewohnter Gegend gefunden wurde, steht die Inschrift iuþinl uđrAk, d. h. „diesen Hengst trieb Uddr" (s. Noreen, Altnorw. und altisländ. Grammatik⁴, 1923, S. 385, Nr. 53). Auch auf dem Eggjumstein ist zwischen den Runen ein Pferd abgebildet, um die wirksame Kraft zu erhöhen. Was ein solches Pferd bedeutet, zeigt uns eine bekannte Stelle der Egilssaga,

Digitized by Google

cap. 57. Gegen den König Eirik Blutaxt errichtet der Skalde Egill beim Verlassen des Landes eine sogenannte „Neidstange, d. h. er steckte einen Pferdeschädel hoch auf eine Haselstange, ritzte Runen und drehte den Kopf des Pferdes in der Richtung auf das Land; dazu spricht er die Verwünschung: „ich wende diesen Schimpf gegen die Landgeister, die in diesem Land hausen, so daß sie alle in die Irre fahren, keiner finde, noch erlange sein Heim, bis sie König Eirik und Gunnhild aus dem Land treiben." Ähnliches wird in anderen Sagas berichtet (sog. trénid, siehe die Hinweise und Belege bei F. Jónsson zur Egilssaga 57, 56, Sagabibl. 3, S. 189, Note 1). Ein Pferd und Pferdekopf hat also abwehrende Bedeutung, er springt und bespringt die Feinde, die dadurch überwältigt und weibisch werden. Die Sitte, in Pferdeköpfen den Hausgiebel auslaufen zu lassen, hat hier ihre tiefere Wurzel.

Bei anderen Denkmälern, die das ganze Futhark bieten, finden wir ähnliche verstärkende Mittel. So steht auf dem Brakteaten von Vadstena das Geheimwort tuwatuwa (8 Zeichen!). Ein wirksames Heilwort, das sich auf vielen Runendenkmälern der älteren Zeit findet, ist alu, das man etwa mit „Abwehr" übersetzen mag. Auch hier tritt gelegentlich ein Bild an Stelle des Geheimworts: auf einem Runenstein von Krogsta in Uppland finden wir einen Mann mit abwehrend erhobenen Händen dargestellt, wie Wolfgang Krause richtig diese Gebärde deutet. Oder alu wird verhüllt geschrieben (mit umgestellten Buchstaben z. B. lua, Nydam, s. u. S. 87, oder al, Börringe und Flokfand, all. Brakteat aus Fünen, aluh. Kinneved). Auch ein dreifacher Segenswunsch kommt vor, z. B. auf dem Brakteaten von Skodburg (5. Jahrhundert): auja alawin auja alawin auja alawin j(ah) alawid „Glück, Alawin, Glück, Alawin, Glück, Alawin und Alawid".

Ein anderes Mittel, den Sinn einer Runeninschrift zu verhüllen, besteht im Auslassen der Vokale, wofür wir unten Beispiele finden werden (z. B. mk = mik), oder in dem Setzen der Anfangsbuchstaben der Wörter z. B. g a = gibu auja „ich verleihe Glück". Auch die „Binderunen" dienen öfters der Verhüllung[14]. Ferner finden wir gelegentlich Reimformeln, die seit alters im Zauber- und Bannspruch verschiedenster Völker sich finden (wie das Zauberwort Abracadabra); aus dem runischen Inschriftenvorrat nenne ich als Beleg dafür die Formel laukaR ga(u)kaR auf einem Brakteaten aus Schonen.

Besonders die Brakteaten, die als heilige Amulette dienten, bieten viele derartige Abkürzungen und verhüllte Schreibungen, was ihre sichere Lesung und Deutung in höchstem Maß erschwert. Als eigentliche magische Zauberworte begegnen neben dem erwähnten alu „Abwehr" vor allem noch laukaR „Gedeihen", lapu „Anrufung" (im Sinn magischer Beschwörung), ehe „dem Pferd!" (im Sinne einer verwünschenden Fluchformel)[15].

[14] Vgl. darüber H. Pipping, S N F. 23, 2, 1 ff.

[15] Belege und Beweise für diese Auffassung siehe bei Wolfgang Krause, Beiträge zur Runenforschung I, 1932, 60 ff., II, 1934, 5 ff.

Digitized by Google

Diese Belege mögen genügen, um zu zeigen, daß tatsächlich die religiöse Verwendung der Runen die ursprüngliche und alte war; man wollte zunächst Schutz- oder Abwehrbrauch ausüben und keineswegs die Runenzeichen zu praktischer Aufzeichnung und zum eigentlichen Schreiben in unserem Sinn verwenden. Dadurch erfährt unsere Auffassung, daß im Futhark auch uralte religiöse Symbole aufgenommen sind, ihre tiefere, sachliche Begründung.

Was die Einteilung der Runen in drei Geschlechter und deren Zuweisung an besondere Götter betrifft, so sei nochmals betont, daß Götterdreiheiten und sogar dreiköpfige Götter bei den Kelten reichlich bezeugt sind. Auch bei den Nordgermanen finden sich solche Götterdreiheiten, die teilweise einen recht altertümlichen Eindruck machen; denn in solchen Formeln finden sich Gottheiten, die später recht wenig erwähnt werden: ich nenne nur die zwei bekanntesten Reihen: Odin, Vili und Vé (wo sicher wegen der Alliteration eine ältere Form Wodin, wie niederd. Wode, altsächs. Wodan vorausliegt) oder Odin, Hönir, Loki. So dürften auch Freyr, Hagall und Týr mit solchen Götterdreiheiten zu vergleichen sein, wobei Hagall ein Deckname Odins zu sein scheint[16]. Wie das irische Ogham-alphabet benannt ist nach dem alten Galliergott Ogmios, dem Schützer der Weisheit, Beredsamkeit und Schrift, so ist Runenwissen und Runenbrauch eine Hauptseite von Odins Tätigkeit.

Selbständiger als Römer und Griechen, deren Alphabet auf das westsemitisch-phönizische zurückgeht, haben sich die Germanen also ihre Runenreihe geschaffen; Anregungen und Einflüsse, denen sie wie jedes Volk ausgesetzt waren, haben sie nicht plump und unverändert übernommen, sondern ihrem Denken entsprechend umgebildet und ihrem Glauben angepaßt. Seit ältesten Zeiten standen bei ihnen religiöse Symbole und Heilszeichen im Gebrauch, die ihnen als heilig und geweiht galten, etwa wie einem Christen das Kreuz. Solchen Weihzeichen haftete Heiligkeit und geheimnisvolle Macht an. Das Kreuz, das Sonnenrad, die Speer- und Pfeilwaffe ↑, das Zeichen organischen Wachstums Y und viele andere mehr gehen in alte Urzeit hinauf und stehen mittelbar in Zusammenhang mit ganz ähnlichen religiösen Symbolen altsteinzeitlicher Kulturen Westeuropas; die Megalithvölker stellen hier ein zeitliches Bindeglied dar. Denn Ableger von ihnen schufen eine Keimzelle des nordischen Kulturkreises im westlichen Ostseegebiet. Von Germanen aber können wir hier erst sprechen seit etwa 1800 v. Chr., nachdem Volksgruppen nordischer Rasse und indogermanischer Sprache hier die Herrenschicht geworden waren. Umgekehrt finden sich solche uralte Zeichen auch als Grundlage alter mittelmeerländischer Schriftzeichen; denn die Megalithkultur Westeuropas strahlte auch weit nach Südosten aus. Beim Ausdehnen nach Südwesten lernten Germanen später auch keltisch-alpine Alphabete kennen, wie sie im Voralpengebiet üblich waren, und zwar am oberen Rhein- und Donaugebiet, an der sog. Markomanengrenze.

[16] Vgl. Odin, Thor und Freyr, Skirnism. 37 (s. o. S. 56).

Digitized by Google

Aber die Germanen entlehnten nun nicht etwa ohne weiteres die fremden Namen und fremden Begriffe, wie es einst die alten Griechen mit den phönizischen Buchstaben und Buchstabennamen getan hatten, sondern sie ersetzten die fremden Buchstabennamen durch einheimische Begriffe religiöser Art nach Maßgabe des Anfangsbuchstabens. Daß dabei Kelten bzw. keltisierte Germanen die Vermittlerrolle spielten, und daß die Runenschrift nicht etwa unmittelbar nach antiken Gebrauchsalphabeten geschaffen ist, beweist erstens die unleugbare Übereinstimmung einzelner Runenzeichen mit Buchstaben alpiner Alphabete (s. o.); zweitens der Runenname perta (s. o.); drittens das Chiffresystem des Worts eus auf dem Stein von Kylver (s. o.); viertens das Wort „Rune", das in dem germanischen Wortsinn sonst nur noch im Keltischen vorkommt (s. o.). Auch spricht fünftens die Zuordnung der drei Runengeschlechter an besondere Götter dafür, weil solche Götterdreiheiten etwas bezeichnend Keltisches sind.

Die Selbständigkeit, auch den Kelten gegenüber, wird weiter durch die eigenartige Anordnung der Runenzeichen erwiesen, die von der keltischen wie der griechisch-römischen Anordnung der Buchstaben völlig abweicht. Nach welchem Gesichtspunkt die Runen geordnet sind, hat sich freilich bis jetzt wissenschaftlich noch nicht sicher ermitteln lassen[17].

Die Selbständigkeit der Germanen zeigt sich endlich auch darin, daß sie zunächst die Runenreihe nicht zum praktischen Schreiben verwandten, sondern noch auf längere Zeit hinaus zu denselben religiösen Zwecken, zu denen ihnen schon stets ihre alten Heilszeichen gedient hatten: daher die kurzen Sätze der älteren Runeninschriften, daher die Verhüllungen und die Beifügung weiterer heilkräftiger Kraftzeichen. Noch auf lange Zeit war Runenschrift und Runenbrauch eine geheimnisvoll religiöse Sache. Nur wenige besaßen das wahre Runenwissen und vermochten die Runenzeichen richtig zu gebrauchen, wie etwa auf Island Egill Skallagrímsson oder wie Gísli Súrson, von dem eine eigene Saga berichtet. Daher wird auf Runeninschriften so gern der Runenmeister genannt, wie z. B. ein Hariuha sich auf einem Brakteaten aus Seeland (Johannesson Gramm. S. 105, Nr. 54) als farauisa (d. h. fárvíse „der Gefahrenkenner") bezeichnet und damit gleichsam die Wirksamkeit seiner Runenritzung beglaubigt. Es war dieses Geheimwissen, wie es bei anderen Völkern Priestern und Sehern zugeschrieben wird, weshalb auch noch in der Edda in feierlicher Weise gefragt wird (Hávamál 144):

Veiztu, hvé rísta skal?
Veiztu, hvé ráda skal?
Weißt du, wie man ritzen soll?
Weißt du, wie man raten soll?

Noch geheimnisvoller lautet eine Strophe aus den Sprüchen des Hohen in der Edda (Hávamál 80), mit der wir unsere Betrachtung des germanischen Runenbrauchs schließen wollen:

[17] Herman Wirths Ableitung der Runenreihe aus dem Bild des Jahreskreises ist unerwiesen. Doch kann hier auf diesen wie auf andere Erklärungsversuche nicht eingegangen werden.

Digitized by Google

þat er þá reynt,
er þú at rúnom spyrr,
inom reginkunnom,
þeim er gørdo ginnregin
ok fádi fimbulþulr:
þá hefir hann batst, ef hann þegir.

In der Überſetzung F. Genzmers (Thule II, 172):

Das erfährſt du dann
Beim Erforſchen der Runen,
Der rater-entſproſſenen,
Wie ſie wirkten Weihgötter
Und ſie zog der Zauberherr:
Das ſchlauſte iſt, du ſchweigſt.

6.

Wenden wir uns nun einzelnen Inſchriften zu, ſo kann es ſich hier nur um eine kleine Auswahl, nur um Proben handeln, und beſonders möchte ich deutſche und dann einige der germaniſchen Zeit am nächſten ſtehende, außerdeutſche Runeninſchriften kurz behandeln. Da ſpricht es denn ebenſo gegen von Frieſens, wie zugunſten unſerer Anſicht, daß die Mehrzahl deutſcher Inſchriften ſich in der Gegend öſtlich des Mittelrheins finden.

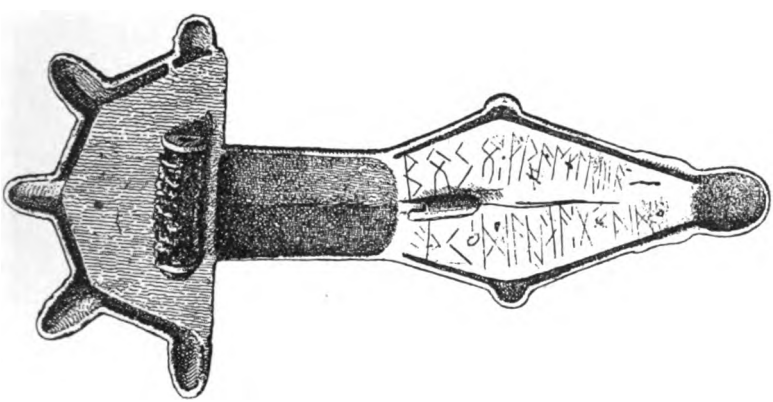


Fig. 8. Die Spange von Freilaubersheim (nach O. v. Frieſen).

Auf einer Scheibenfibel von Friedberg in Oberheſſen leſen wir den Frauennamen þuruþhild d. h. Thrud-hilt, auf einer Spange aus Engers (Rheinprovinz) ſteht leub, ein Name (althochdeutſch Liuf); auf einer in Ems gefundenen Spange ſtehen die Namen Ubada und Madan. Spangen aus Weimar bieten Namen wie Haribrig, Ida, Bigina, Hiba (weiblich) und Hahwar, Bubo, Awimund, Leob (männlich). Haben wir hier, wie

Digitized by Google

Fig. 9.
Die Nordendorfer Spange, Vorderseite und (unten) die Rückseite mit der Inschrift (nach P. Herrmann).

Digitized by Google

auf manchen anderen Denkmälern, nur Namen oder einzelne Worte, so bietet uns eine Gewandnadel von Freilaubersheim (bei Mainz) (Fig. 8) einen richtigen Satz. Das Schmuckstück stammt aus dem Grab einer vornehmen Frankin; denn es hatte noch zahlreiche Beigaben: eine Silberspange ohne Inschrift, eine Halskette aus Bernsteinperlen, Schnallen, Gefäße usw.

Die obere Zeile der Runeninschrift heißt:

Boso: wraet runa „Boso ritzte die Runen". Die untere Zeile bietet der Erklärung Schwierigkeiten:

þ(i)k: daþena: (golda oder godda) „Dich, Dathina, beschenkte er (oder „begrüßte er"). Dasselbe Zeitwort, aber leider noch mehr verstümmelt, scheint eine Inschrift von Osthofen (jetzt im Mainzer Museum) zu bieten: go ... fuard ... de ... of. leg.

Ein umfangreicheres Denkmal ist die größere Nordendorfer Spange (jetzt im Museum zu Augsburg, Nordendorf liegt zwischen Augsburg und Donauwörth). (Fig. 9.) Wir lesen:

Logaþore	ᛚᛟᚷᚨᚦᚩᚱ ᚱᛖ
Wodan	ᚠᛟᛞᚨᚾ
Wigi þonar	ᚠᛁᚷᛁ ᚦᛟᚾᚨᚱ

Das sind alte Götternamen, ein besonders interessanter Runenbeleg!

Noch ungeklärt ist das erste Wort. Zwar wollte man von rechts nach links lesen, wo ero þa gol „Erde besprach da" einen Sinn gäbe (Feist,

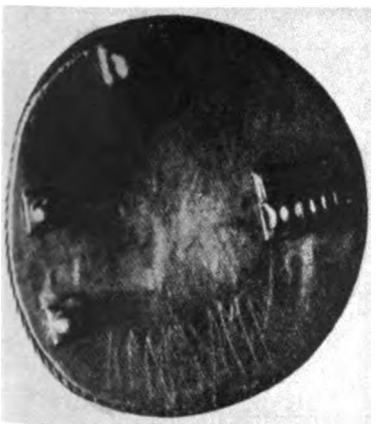


Fig. 10. Scheibenfibel von Soest (aus Krause, Beiträge zur Runenforschung. Max Niemeyer Verlag, Halle/Saale).

Zeitschr. f. d. Philol. 49, 1 ff., Arkiv f. nord. filol. 31, 243), aber das verwehrt doch die Richtung der Buchstaben; vigi bedeutet „er weihe". Es folgt dann noch eine zweite Gruppe, die offenbar Eigennamen sind: awa leubwinie: Awa ist uns als Frauenname bekannt (vgl. die bayrische Dichterin Frau Awa), das zweite Wort bedeutet „lieber Freund", also vielleicht: „Awa dem Leubwini"; es wäre dann die Geschenk- oder Weiheformel[18]. Kürzlich

[18] Vielleicht bedeutet der erste Satz: „Glut (vgl. Lohe) durchglühe! þorrē zu dorrēn, nhd. ‚verdorren', latein. torreo)" — ein Hochzeitswunsch der Awa an ihren Leubwini?

Digitized by Google

(März 1930) fand man bei Soest in Westfalen eine goldene Scheibenfibel, die der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts angehört. (Fig. 10.) Man liest auf der Rückseite Runenwörter; zunächst rada: daþa. Rada ist ein Personenname, der auch sonst belegt ist, offenbar die Kurzform eines mit räda gebildeten Frauennamens. Daþa aber erinnert uns sofort an Daþêna auf der Spange von Freilaubersheim (vgl. auch das männliche Gegenstück althochdeutsch Tado, eine Kurzform von Tadelbert). Dann sieht man ein magisches Kreuz, dessen vier Arme Zweige tragen; scharfsinnig liest Wolfgang Krause daher atan, den Schluß bildete die o-Rune im oberen Winkel des Kreuzes, so daß wir den Namen Atano d. h. Attano erhielten (vgl. Athanarih). Diese Kreuzchiffrierung ist jedenfalls ein weiteres wertvolles Zeugnis für die Art der Runenschrift und das Vorgehen der Runenritzer. Eine silberne Scheibenfibel aus einem Gräberfeld von Bülach (bei Zürich) bietet die Inschrift (Anfang des 7. Jahrhunderts):

ᚾᚱᛁᚠᛁᛞᛁᛚ
ᛗᚢ
ᚾᛏᛗᚦ
ᚨ

Frīfridil du-at mik „Frīfridill" (d. h. ‚Geliebter Gatte') schenkt mich[19]. Bemerkenswert ist die „Binderune" ik und weiter das verschriebene Zeichen ᚾ in der letzten Reihe, das durch die darunter gesetzte a-Rune richtig verbessert ist. „Binderunen" sind neuerdings auch sonst aus Runen-

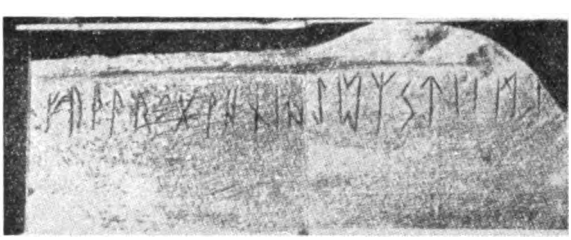


Fig. 11. Die Runen von Breza (nach S. Agrell).

denkmälern auf deutschem Boden bekannt geworden. Wenn wir unbedeutendere Runeninschriften, wie die aus Balingen (Württemberg) übergehen, bleiben vor allem noch die zwei Silberspangen von Bezenye (bei Preßburg in Ungarn); die eine bietet den Frauennamen Godahi(l)d. Auf der anderen steht Arsiboda segun; davor ein Zeichen ᛦ, das man als gedrehtes ᚲ k lesen muß, wie auf einem Brakteaten von Börringe in Schonen und der Steinsäule von Breza. Da der Name Arsirid belegt ist und offenbar dasselbe erste Glied wie Arsiboda bietet, kann k nur für ik stehen, genau wie þk auf der Freilaubersheimer Spange nur þik und mk auf einer Spange von Ekelhelm in Gotland mik meinen kann. Also lesen wir: ik Arsiboda segun „Ich Arsiboda (erflehe) Segen."

[19] Vgl. Kapteyn PBB 58, 1934, 299 ff.

Digitized by Google

Schließlich erwähnen wir noch die beiden vom Mittelpunkt der mittleren Rheingegend am weitesten entfernten deutschen Runeninschriften, nämlich die Spange von Charnay (bei Verdun, im alten Burgunderland, Fig. 1) und die Steinsäule von Breza (in Bosnien), welche das Futhark bieten. (Fig. 11.) Daß auch die letztgenannte westgermanisch ist, ergibt sich aus der besonderen Form der j-Rune und der h-Rune mit zwei Querstrichen. Dies Denkmal stammt wohl von Langobarden, die sich vor ihrem Italienzug unter Alboin in jenen Gegenden aufhielten, und mag etwa der Mitte des sechsten Jahrhunderts angehören.

Fig. 12a. Weserinschrift I (nach S. Agrell).

Fig. 12b. Weserinschrift I (nach S. Agrell).

Besonders wichtig ist, daß das Runenalphabet von Breza auf einer Säule eingemeißelt ist, da ja die meisten deutschen Runeninschriften sich auf Spangen befinden; nur unter den Weimarer Runeninschriften ist je eine auf einer Bernsteinperle und einer Gürtelschnalle angebracht. Zweifellos hat die Art solcher Spangen die Runenschrift verbreitet, und man hat mit Grund als Ausgangspunkt dieser Spangenmode die Gegend um Hannover zu Anfang des fünften Jahrhunderts bezeichnet. Bei Goten und Nordgermanen ist die H-Rune mit zwei Querstrichen unbekannt — vgl. auch das einstrichige h der Weserinschriften — also bereits vor dieser Spangenkultur in Hannover schon üblich gewesen. Daraus läßt sich mit Wolfgang Krause schließen, daß die Südgermanen schon seit Anfang die Runenschrift kannten. Die nähere Betrachtung der deutschen Runen bestätigt also aus geographischen und zeitlichen Gründen die Ansicht, daß das Runenfutbark bei einem südwestgermanischen Stamm zusammengestellt worden ist.

Digitized by Google

Altsächsisch scheinen die merkwürdigen Runeninschriften zu sein, die man kürzlich (1927/28) aus dem Sand der Unterweser (bei Brake und Hammelwarden) auf braunen Knochenstücken gefunden hat. Sorgfältige Untersuchungen haben den schnell auftauchenden Verdacht einer Fälschung zerstreut, so seltsam und auffallend auch mancherlei uns vorkommen mag. Auf dem ersten Knochen lesen wir: (Fig. 12a, 12b.)

latam hari
kunni ze
hagal

Der zweite bietet: (Fig. 13.)
lokom her.

Auffällig ist die Schreibung kunni mit doppeltem nn, da sonst in den Runeninschriften für doppelte Laute stets nur é in Zeichen geschrieben wird. Daher wollte S. Agrell nicht nn, sondern gg lesen (nach gotischer

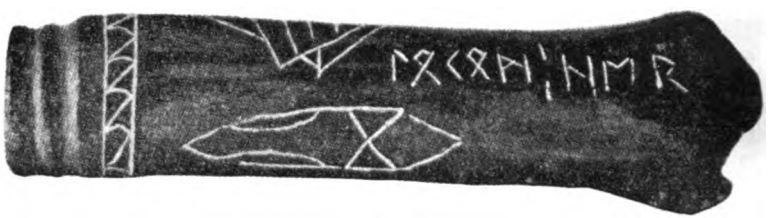


Fig. 13. Weserinschrift II (nach S. Agrell).

Schreibung). Aber die Inschrift ist nicht gotisch, und vor allem wird in dem Wort hagal die übliche g-Rune geschrieben. Da ein auf den Knochen dargestelltes Schiff römische Form hat, läßt sich mit Hammarström die merkwürdige Doppelschreibung des n wohl auf römische Schreibgewohnheit zurückführen, ein Einfluß, der in der Gegend der Wesermündung nicht überraschen kann. Eigenartig und offenbar sehr altertümlich ist die Form der u-Rune: ᚢ, statt sonstigem ᚢ (bzw. ᚤ, ᚣ) und die der z-Rune ᛉ statt ᛉ. Ferner ist ᚲ größer als sonst in den germanischen Runeninschriften. Wir sehen auch daraus, daß die einzelnen Runenformen nicht ganz gleichartig in den einzelnen Gegenden waren, sondern kleine örtliche Unterschiede besaßen.

Die Inschrift bietet einen Zauberspruch; latam hari hängt mit den Worten heri lezidun des ersten althochdeutschen Merseburger Zauberspruchs zusammen, wie T. E. Karsten richtig erkannt hat. Die Worte latam hari bedeuten: „Laßt uns das Feindesheer aufhalten!" Kunni gehört zu gotisch kunja „Sippe, Stamm" und ist mit lateinisch genius urverwandt. Hier, in einem Zauberspruch, muß man wohl an die in der Sippengemeinschaft wirkende Kraft denken, an die Ahnfrau und ihre schicksalhafte Bedeutung; ze, wohl für se nach Vokal stimmhaft gesprochen, dürfte dem gotischen sai, dem althochdeutschen sê „siehe" entsprechen, so

Digitized by Google

daß die Überſetzung geſtützt iſt: „Sippenmacht, ſieh hin!“ Hagal iſt das Zauberwort, durch das das Feindesheer zum Stehen gebracht werden ſoll;

Fig. 14a. Weſerinſchrift III (nach S. Agrell).

es ſtabt mit hari, wie das auch ſpäter in der Formel Hagel und Heer vorkommt. Lokom hängt mit mittelhochdeutſch luogen, unſerem lugen zuſammen „aufſehen, aufpaſſen, ausſpähen“; als Objekt des Lugens dient das eingeritzte Schiffsbild nach der oben S. 70 von uns ſchon erwähnten Weiſe, daß ein Bild ſtatt eines Worts eingeſetzt wird („Pferd“ und „Abwehr“). her iſt altſächſiſch hēr „hier“; alſo ergibt ſich die Deutung: „Laßt uns hier [auf das Römerſchiff] aufpaſſen!“ Es verdient Beachtung, daß

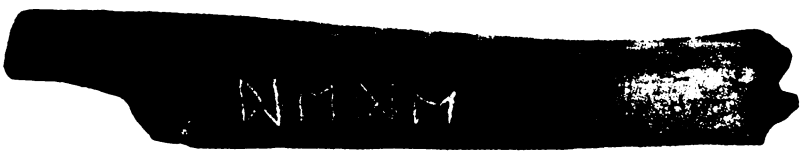


Fig. 14b. Weſerinſchrift III (nach S. Agrell).

latam hari und lokom her durch doppelten ſogenannten „überſchlagenden“ Stabreim gebunden ſind. Offenbar ſollte durch die in die Weſer verſenkten Zauberknochen der römiſchen Flotte die Einfahrt magiſch verhindert werden.

Auf einem weiteren Runenknochen (Fig. 14a, b) ſteht:

ulu hari dede, d. h. „Wulfhari“ — ein altſächſiſcher, auch ſonſt belegter Perſonenname, das althochdeutſche Wolfhere — „machte“ (die Inſchriften). Dieſe Art, wie ſich der Runenmeiſter ſelbſt nennt, hat in zahlreichen anderen Fällen ſeine Entſprechung, vergleiche nur die Inſchrift auf dem goldenen Horn von Gallehus (ſ. u. S. 86).

Endlich nenne ich noch die Fibel von Kehrlich, Kreis Magen, die jetzt im vorgeſchichtlich-ethnologiſchen Muſeum in Berlin ſich befindet[20], mit der Inſchrift:

ᚹᛟᛞᛁᚾᛁ ᚼᚨᛁᛚᚨᚷ

Wodini hailag „dem Wodan geheiligt“.

[20] Zur Echtheit dieſes Denkmals ſ. Mannus, 24, 1932, 211 ff.; Neckel, Handbuch der Kulturgeſchichte, 1934, I, 131. — Die Inſchrift auf zwei bei Buneſchti (in der Moldau) 1931 gefundenen Steinen iſt noch nicht ſicher gedeutet (ſ. Ivan Bianu in den Schriften der Akademie von Bukareſt, 1931).

Digitized by Google

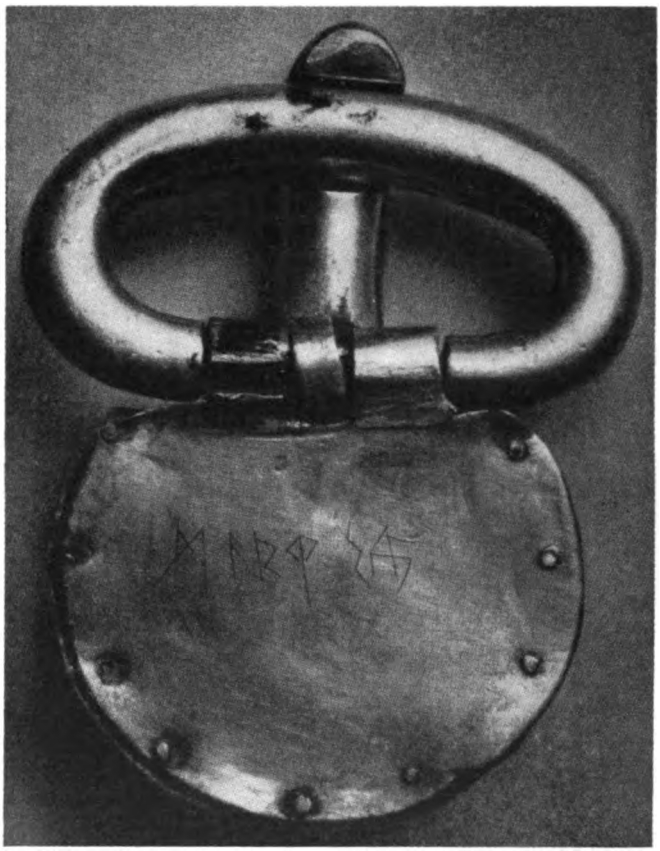


Fig. 15. Schnalle von Szabadbattyán.
Aus Krause, Beiträge zur Runenforschung II, Max Niemeyer Verlag, Halle/Saale.

Langobardische Spracheigentümlichkeit bietet eine silberne Gürtelschnalle, die 1927 aus Szabadbattyán (in Ungarn, zwischen Stuhlweißenburg und Plattensee) (Fig. 15) zutage kam und der Zeit von etwa 450 n. Chr. angehört[21]. Man liest:

MARNgSD d. h. Mār(i)ng s(egun) d(eda). s(egun) erinnert sofort an die eine Spange von Bezenye (s. o.), die man auch für langobardisch hält. W. Krause vergleicht außerdem ein (noch unveröffentlichtes) Bronzebüchschen aus einem Alamannengrab bei Schretzheim mit den Runen:

BOGJSD d. h. Boggis (segan) d(eda) „Boggis (ein bezeugter Personenname) gab Segen". Das Wort segan, aus dem lateinischen signum

[21] S. Wolfgang Krause, Beiträge zur Runenforschung, 2. Heft, 1934, 1 ff.

Digitized by Google

Fig. 16. Speerſpitze von Müncheberg.
Aus Koſſinna, Germaniſche Kultur. Kurt Kabitzſch Verlag, Leipzig.

(crucis) „(Kreuzes)zeichen" entlehnt, gehört der Kirchenſprache an und zeigt uns alſo, wie ein chriſtliches Heilwort in dieſen drei Inſchriften die alten, heidniſchen Formeln (wie alu uſw.) erſetzte.

Digitized by Google

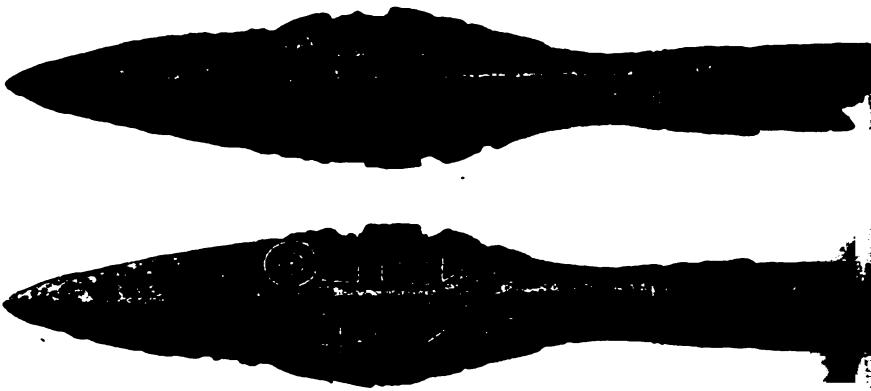


Fig. 17. Die Speerspitze von Kowel (nach v. Friesen).

7.

Den deutschen Inschriften lassen wir nun die gotischen Runendenkmäler folgen. Da ist zunächst die Lanzenspitze von Münchеberg (Dahmsdorf) in der Mark (Fig. 16) zu nennen, die den Eigennamen ᚨᛜᛃᚨᚾ Ranja in linksläufiger Schrift enthält, daneben ‚notae', also Heilszeichen aller Art: ein Hackenkreuz, Triskele, 2 Sicheln, ein antikes Blitzbündel. Aus Kowel in Wollynien (Fig. 17) stammt ein Speerblatt, das ebenfalls allerlei Heilszeichen bietet; dabei lesen wir wieder von rechts nach links die Inschrift: ᛉᛏᛁᚨᚨᛚᛚᛏ d. i. Tilarids, ein Personenname: til - gehört zu gotisch ga-tils „geeignet, tüchtig zu etwas", - rid - offenbar zu ridan „reiten", vergleiche altisländisch Átríþr „der Herbeireitende" (Grimnism. 48) und vor allem angelsächsisch Tilred; das s am Ende beweist die gotische Herkunft des Denkmals; nordisch wäre[20] TilaridaR, westgermanisch[20] Tilarit zu erwarten. Der Sinn des Namens ist „der gewandte Reiter". Der Goldring von Bukarest gehört zu einem großen Goldschatz (Fig. 18), der im März 1837 in Pietroassa, einem Dorf am Berg Istriza, zwischen Bukarest und Galatz, von zwei rumänischen Bauern gefunden worden war. Die Inschrift steht auf einem runden, ganz massiven Goldreifen, der einen äußeren Durchmesser von 16 cm hat: ᚷᚢᛏᚨᚾᛁᚹᛁᚺᚨᛁᛚᚨᚷ Gutaniowi hailag. Die wahrscheinlichste Lesung gab Loewe (Indog. Forschungen 26, 203 ff.): „Dem gotischen Jupiter geheiligt"; es ist offenbar ein Weihgeschenk an Donar gewesen. Unwahrscheinlicher ist die Deutung gutanio wi(h) hailag „gotisches Heiligtum (oder Tempelschatz); heilig (ist es)"[22].

Ferner muß hier die Spange von Etelhem aus Gotland genannt werden, welche die Inschrift trägt: mkmrlawrtaa, d. h. mik Mērila worta; alu „mich verfertigte Merila; Heil!"; das Endungs-a in worta (anstatt nordischem wurte) weist auf die gotische Sprache hin (vgl. wurte

[22] Sprachlich völlig unmöglich ist die Deutung von C. Schuchhardt, Vorgeschichte von Deutschland, 2. Aufl., 1934, 284: „Den Göttern ist Skythien heilig."

Digitized by Google

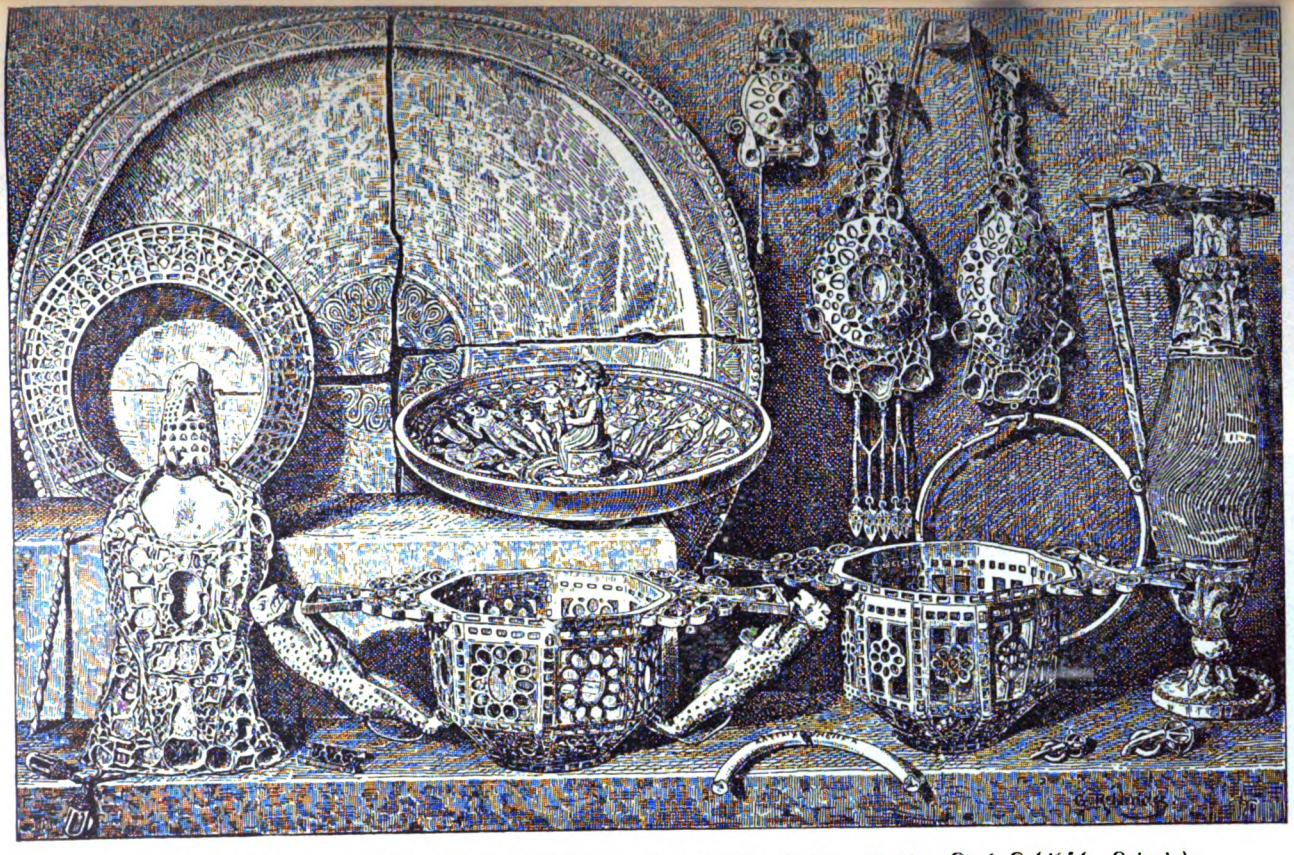


Fig. 18. Goldschatz von Pietroassa (aus Kossinna, Germanische Kultur. Verlag Kurt Kabitzsch, Leipzig).

Digitized by Google

Fig. 19a. Scherbe des Runentopfs von Sedschütz (nach W. Krause).

Fig. 19b. Scherbe des Runentopfs von Sedschütz (nach W. Krause).

auf dem Brakteaten von Tjurkö). Auch der oben behandelte Kylverstein aus Gotland muß wegen des chiffriert geschriebenen Wortes eus „Pferd" der gotischen Sprache zugewiesen werden: um 400 n. Chr. wurde auf Gotland noch eine dem Gotischen sehr nahestehende Mundart gesprochen. Vielleicht könnte daher auch die Speerspitze von Mos in Stenkyrka (Gotland) noch gotisch sein.

Vor einiger Zeit (1931) wurde in Sedschütz (in Oberschlesien, Kreis Neustadt) ein vandalisches Grab mit wichtigen Beigaben ausgegraben und von Georg Raschke beschrieben. Die archäologische Prüfung sichert als Datierung dieses bedeutsamen Fundes das Ende des dritten Jahrhunderts n. Chr. Es befand sich unter den Beigaben auch ein leider zerbrochenes Tongefäß mit Runenzeichen (Fig. 19 a—d); der Anfang und das Ende dieser rechtsläufigen Inschrift ist abgebrochen. Lesbar ist folgendes:

... r lþ . b . h k bul ....

Wolfgang Krause hat sich erfolgreich um die Deutung bemüht[23]; er ergänzt und liest: [sa]r l(a)þ(a) B . h(abai)k bul(lan) „Hier Beschwörung . B (Personenname?), ich habe dieses Gefäß"; namentlich die Ergänzung bul(lan) „Gefäß", vgl. altschwedisch bulle, deutsch Bolle, englisch bowl ist über-

[23] Vgl. Festschrift zum 70. Geburtstag von Hans Seger, Altschlesien, Mitteilungen des Schles. Altertumsvereins, Band 5, Breslau 1934, S. 376 ff. und 382 ff., W. Krause, Forschungen und Fortschritte 1934, Nr. 22, Spalte 273 ff.

Digitized by Google

Fig. 19c. Scherbe des Runentopfs von Sedschütz (nach W. Krause).

Fig. 19d. Scherbe des Runentopfs v. Sedschütz (n. W. Krause).

zeugend, während die Deutung der vorhergehenden Zeichen viel unsicherer bleibt. Jedenfalls ist es bisher das einzige ostgermanische Runendenkmal außerhalb des Gotischen und zugleich die älteste, sicher datierbare Runeninschrift auf deutschem Boden.

Die Zeichen lþ s r kommen nach Wolfgang Krauses Angabe (a. a. O. 385) auch vor auf einer noch unveröffentlichten kleinen Zierart aus Kupfer aus Hainspach in Nordwestböhmen; wieder handelt es sich um ein Amulett (vgl. die Thorshämmerchen des Nordens); die Zeichen bedeuten: l(a)þ(a) s(a)r „Beschwörung hier".

Der holländische Germanist Kapteyn hat kürzlich eine Reihe von Runeninschriften aus westsächsisch-friesischem Sprachgebiet veröffentlicht[24]; wir nennen hier das beinerne Kammgehäuse von Ferwerd (niederländische Provinz Friesland) aus dem 6. Jahrh. n. Chr. mit der Inschrift tœkurœ, vgl. altfriesisch tākere „dem Schwager". Ferner sei der beinerne Schwertgriff von Wester-emden erwähnt mit der Beischrift:

ieþ emu k a t d. h. der „Demütige",

das Wester-emder Webemesser (Ende des 8. Jahrhunderts):

[24] Kapteyn PBB. 57, 1933, 160 ff., 58, 1934, 299 ff.

Digitized by Google

adugislui I mēþ gisuhldu „für Adegisl und Gisuhild“ (beachte die „Binderunen!“ sowie das Wester-emder Eibenstäbchen, das einen Runenzauberspruch bietet (zwischen 8. und 9. Jahrhundert. Die ebenso wichtige wie schwierige Inschrift liest und deutet Kapteyn folgendermaßen:

ophāmu gistad(d)a
āmluþ
īwim ōst āh þuku
īwi ōs ūst dūkale

„Gegen Opheim nahm Stellung Amluþ. Vor Eiben hat sich die Brandung geduckt. Vor der Eibe ducke sich die Brandung!“

8.

Wir reihen nun noch einige der wegen ihres Alters oder Inhalts bemerkenswertesten älteren Runeninschriften des Nordens an, wo ja eine sehr reiche Runenüberlieferung vorliegt. Meine kleine Auslese soll nur an den Denkmälern selbst beweisen und erhärten, was wir allgemein über das Wesen der alten germanischen Runen dargelegt haben.

Wir bringen zunächst das berühmte goldne Horn von Gallehus (bei Tonder in Nord-Schleswig, bald nach 400) (Fig. 20):

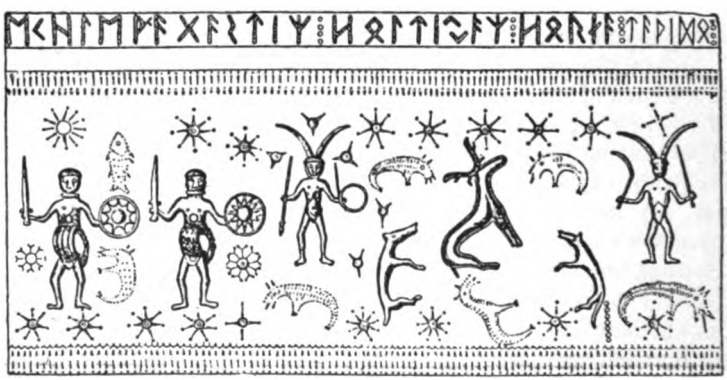


Fig. 20. Das goldne Horn von Gallehus, Streifband mit der Inschrift (nach S. Agrell).

Ek HlewagastiR · Holtingar · horna · tawido „Ich, Hlewagastis, der Holting, habe das Horn hergerichtet“. Recht alt ist die Zwinge von Torsbjœrg in Schleswig (etwa 300 n. Chr.) (Fig. 21):

owlþuþewaR ‖ niwangmariR, d. h. Wulþuþewas, Niujamaris, zwei Eigennamen, die nordisch später Ullþér „Diener des Ullr“ und Nýmœrr lauten würden. Noch etwas älter ist die Zwinge von Vimose in Dänemark, auf der wir lesen:

Digitized by Google

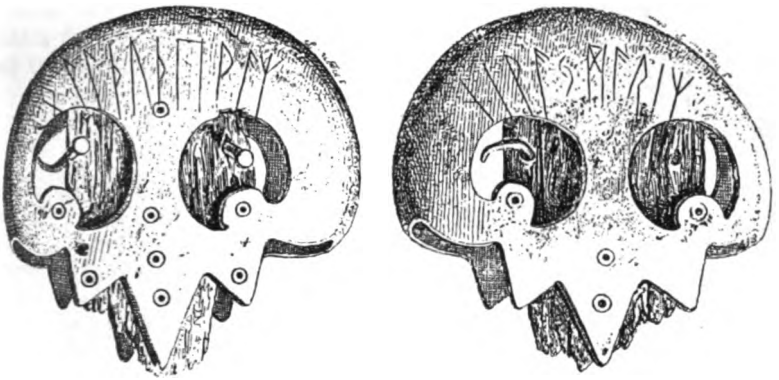


Fig. 21. Die Zwinge von Thorsbjœrg (nach S. Agrell).

mariha | iala | makia, d. h. wahrscheinlich: „Ala besitzt das Schwert Mari."

Aus Aydam in Schleswig stammt ein Pfeilschaft (um 400 n. Chr.) mit der beachtenswerten Schreibung lua; dies ist verhülltes alu, gewiß kein Schreibfehler, sondern beabsichtigte Umstellung. Bald nach 400 v. Chr. setzt man den Lanzenschaft von Kragehul in Dänemark an, der eine längere Inschrift bietet (mit sogenannten „Binderunen"):

ek erilaR a[n]sugisalas muha haite gagagaginugahelijahagala wijubig[aiRe]. Der Anfang ist klar: „ich heiße Jarl, des Ansugisalas Gefährte (muha = altnordisch múge, angelsächsisch muga „Genosse, Reisegefährte"). Die drei folgenden, durch Binderune wiedergegebene Silbe ga ist die dreimalige Formel gibu auja, die sich auf einem Brakteaten aus Seeland aus dem 6. Jahrhundert (Stephens Nr. 57) am Schluß findet: „ich verleihe Glück". ginugahelija ist im zweiten Glied der Zusammensetzung mit althochdeutsch gahelli „zusammentönend" zu vergleichen. In hagala finden wir das Zauberwort der Weserrunen wieder, ich kann es aber nicht, wie Wolfgang Krause (Runica I, Göttinger Ges. d. Wiss. 1926, 5) als „Vorteil, Glück", sondern wie in den Weserrunen als „Unheil, Hagelschlag" auffassen; dazu stimmt aufs beste das wuchtige Beiwort „mächtig schallend". So erhalten wir die Übersetzung des zweiten Teils dieser Inschrift: „Mächtig rauschendes Hagelunheil weihe ich auf dem Ger." Der schon herangezogene Brakteat von Seeland (Fig. 22) hat die Inschrift:

hariuha · haitika · farauisa · gibu auja. ᛏ

„Hariuha („Heer-eule"?) heiße ich, der Gefahrenkenner; ich verleihe Glück." Dann folgt ein Heilszeichen, dreimal die Týrrune aufeinandergesetzt. Dieses Heilszeichen findet sich in wagrechter Haltung, wie man noch nicht bemerkt zu haben scheint, auch auf der Speerspitze von Kowel (siehe

Digitized by Google

Fig. 22. Der Brakteat von Seeland (nach v. Friesen).

Fig. 23. Das Amulett von Valby (nach v. Friesen).

Fig. 17). Eine ähnliche magische Inschrift bietet ein Knochenstück von Lindholm aus Schonen (5. Jahrhundert). (Fig. 24.)

ek erilaR sa wilagaR ha[i]teka : || aaaaaaaaRRRnnn(n)bmuttt · alu. „Ich heiße Jarl, der Listige." Dann folgen acht a-Runen, drei R-Runen, drei (wahrscheinlich vier, das Zeichen ist aber unleserlich geworden) n-Runen, je eine b, m und u-Rune, dann drei Týrrunen, endlich das Zauberwort alu. Ein solches Denkmal ist besonders lehrreich für die ältere Bedeutung und Verwendung der Runeninschriften. Der Stamm wil- (vgl. angelsächsisch wil „List, Tücke") der in vilagaR vorliegt, begegnet im Hinblick auf „Zauberrunen" auch in dem Wort uilald auf einem Brakteaten von Askatorp (Nordholland) und einem von Overhornbœk auf Jütland.

Volkskundlich sehr bemerkenswert ist ein kleines, augapfelähnliches Amulett aus Valby in Dänemark (etwa 700) mit der abwehrenden Inschrift gegen den bösen Blick (Fig. 23):

wiþr A funþ R „Wider Mißgunst", dann die offenbar wieder segenbringende ᛉ-Rune.

Fig. 24. Das Knochenamulett von Lindholm (nach v. Friesen).

Digitized by Google

Was Norwegen betrifft, so ist eine sehr alte und religionswissenschaftlich äußerst wichtige Inschrift das Runendenkmal von Kårstad am Nordfjord, das im Jahr 1927 entdeckt worden ist (Fig. 25a, 25b),

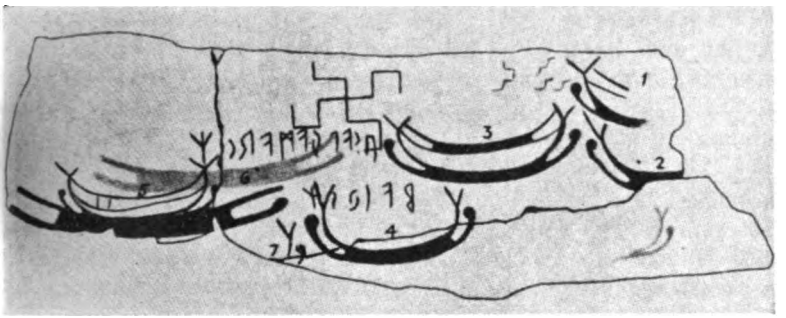


Fig. 25a. Inschrift von Kårstad. Aus Agrell, Rökstenens chiffergåtor. C. W. K. Gleerups Verlag, Lund.

und dessen Einzelstücke sich jetzt im Museum in Bergen befinden. Es ist eine Felswandinschrift mit Zeichnungen, einem seltsam geformten Hakenkreuz und sechs paarweis geordneten Schiffen. Dies deutet auf eine Stätte alten Vanenkultus hin. Die beiden Runenzeilen stammen von verschiedener Hand. Die eine heißt ᛉ ᛁ ᚲ ᚨ ᚨ ᛗ ᚨ ᛜ ᛚ ᚨ ᚲ ᛗ d. h. ek alja-markir „ich, einer aus andrem Land"; die zweite bietet ᛉ ᛜ ᛁ ᚨ ᛒ, d. i. baij·R (entweder baijaR oder baijiR zu ergänzen, die zweitletzte Rune ist sehr undeutlich). M. Olsen deutet das Wort als „der Bojer" (vgl. germanisch Boiorix), also „der Mann aus Böhmen". Ist das richtig, so hätte die Ansicht eine treffliche

Fig. 25b. Die Runeninschrift von Kårstad (nach S. Agrell).

Digitized by Google

Stütze, daß die Markomannen aus Böhmen die Runenschrift in Skandinavien verbreitet hätten. Die Inschrift von Kärstad schreibt man der Zeit um 200 n. Chr. zu; sie ist jedenfalls eine der ältesten Runeninschriften überhaupt[25]. Auch die Inschrift raunija auf dem Speerblatt von Övre Stabu setzt man um 200 n. Chr. Felswandinschriften, wie die von Kärstad, sind auch die Runeninschriften von Veblungsnes im Romsdal, (7. Jahrhundert: eirilaR wiwila „der Jarl Wiwila" (ritzte es) oder die vom Valsfjord (Anfang des 6. Jahrhunderts: ek HagustaldiR þewaR Godagas ... „ich, Haukstaldr, ein Manne des Godag"). Sehr lehrreich ist das Schabmesser von Flöksand in Norwegen, aus dem vierten Jahrhundert, das linksläufig die stabende Formel lina laukaR a „Lein, Lauch zum Schutze" bietet. Diese Formel geht auf alte Opfergebräuche zurück: Linnen und Lauch kommen schon im ägyptischen Osiriskult verbunden vor, und für den Norden ist die Formel in den sogenannten „Volsistrophen" belegt: das Zeugungsglied eines Pferdes wurde in einer norwegischen Bauernfamilie mit den Worten verehrt:

„Gehegt bist du, Wölsi, und gehütet wohl;
In Linnen gehüllt und mit Lauch geschützt" (Eddica minora, 23, Str. 2).

Endlich ist in Norwegen zuerst die Sitte aufgekommen, die Steine zur Erinnerung an Tote, die Bautasteine, mit Runeninschriften auszustatten: dem vierten Jahrhundert teilt man den Stein von Einang zu mit der Runeninschrift:

DagaR þar runo faihido „ich, Dagas, malte diese Runen". Sehr wichtig ist der Stein von Tune in Norwegen (5. Jahrhundert) (Fig. 26):

ek WiwaR after. witadahalaiban
woduri l de worahto r(unoR)

... R woduride · staina ... þrijor dohtriR dalidun l
arbija sijosteR arbijano.

„Ich, Wiwas (man vgl. den Namen Wiwila auf der Inschrift von Veblungsnœs) verfertigte zum Gedächtnis des Wodurid, des ‚Brotausteilers'. — ...s (errichtete) dem Wodurid den Stein; drei Töchter rich-

[25] Neckel setzt diese Felseninschriften in die Zeit vor 400 vor Christi und bringt sich damit ohne näheren Beweis in Widerspruch zu der allgemeinen Ansicht der Archäologen: Wenn die Schiffe von Kärstad denen der schwedischen Felsenzeichnungen angeblich gleichen, warum setzt man diese Runeninschriften nicht gleich in die Bronzezeit? Daß die Runen mit den lateinischen und griechischen Buchstaben urverwandt seien (Neckel, Forsch. u. Fortschritte, 1933, Nr. 20/21, Sp. 293 ff.. Deutsche Ur- und Vorgeschichtswissenschaft der Gegenwart, 1934, 79), haben wir schon oben S. 61 als unhaltbar abgelehnt. Übrigens verdient Beachtung, daß zur Hallstattzeit eine Urne mit römischen Schriftzeichen am Niederrhein gefunden zu sein scheint (s. Ebert, Reallex. d. Vorgesch., s. u. Niederrhein. Hügelgräber). Neckel ist übrigens in seiner Ansicht über die Herkunft der Runenschrift recht schwankend und unsicher, vgl. noch seine Ausführungen im Handbuch der Kulturgeschichte, herausgegeben von H. Kindermann, 1934.

Digitized by Google

Fig. 26. Der Stein von Tune (nach v. Friesen).

seten das Erbmahl aus als Nächstverwandte der Erben[26]." Das Wort witada-halaiba „Brotausteiler" ist eine stabende Umschreibung für „Hausherr", eine sogenannte „Kenning", vergleiche das englische lord, angelsächsisch hláford, hláfweard „Brot-wart", lady, angelsächsisch hlafdige „Brotverteiler". Ins 6. Jahrhundert gehört der Stein von Kjölevig (oder Strand) in Norwegen, wo man liest:

hadulaikaR | ek hagusta[l]daR | hlaaiwido magu minino „Hadulaik (ruht hier). Ich, Hagustald, setzte meinen Sohn im Hügel bei."

Sehr altertümlich klingt die Inschrift auf dem Stein von Opedal, obwohl sie dem 6. Jahrhundert angehören dürfte (Fig. 27):

birg(i)ñgu bor(g)u swestar minu | liubu meR wag(i)e

„Bergung (d. h. Begräbnis fand hier statt); Borga, meine liebe Schwester, sei mir gewogen". Ein Stein, wie der von Tveito, zeigt bereits den Übergang zum jüngeren Runenalphabet und stammt aus der Zeit nach 600 (tAitR „Tait", ein Personenname). Von diesen späteren Steinen mag hier nur

[26] W. Krause, Forschungen und Fortschr., 1934, Nr. 17, Sp. 217, liest statt sijosteR arjosteR „die vornehmsten", was ich nicht annehmen kann.

Digitized by Google

Fig. 27. Die Inschrift von Opedal (nach v. Friesen).

noch der berühmte Stein von Eggjum im Sogndal in Norwegen (um 700) erwähnt sein, weil er von alten Bestattungsgebräuchen seither völlig unbekannte Einzelheiten berichtet. In besonders starkem Maß finden wir hier Umschreibungen, Kenningar, so daß wir vermuten dürfen, diese späteren dichterischen Bilder wurzelten ursprünglich in einer Art kultischen Geheimsprache. Leider bietet die längere Inschrift der Erklärung so große Schwierigkeiten, daß wir sie hier nicht übersetzen können; nur ein Abschnitt mag wenigstens gegeben sein:

ni s solu sot uk ni sAkse stAin skorin
ni [sAti] maR nAkda
ni snAreR ni wiltiR manR l Agi Af

„nicht ist der Stein den Strahlen der Sonne ausgesetzt, noch ist er mit einem Messer zubehauen worden; niemand setze ihn offen hin, noch sollen ihn kecke oder unsinnige Menschen entfernen!" Das ist wieder bezeichnend für den Runenbrauch: der Stein durfte nicht mit einem Eisenmesser bearbeitet werden. Eisen war also verpönt bei dem kultischen Ritzen, so wie auch nach der Bibel (1. Buch der Könige, 6, 7) von Salomons Tempel gesagt wird: „Beim Bau des Tempels verwandte man aber nur Steine, die beim Bruch schon fertig behauen waren, so daß man während der Errichtung des Gebäudes von Hämmern und Meißeln, überhaupt von eisernen Werkzeugen, nichts hörte." (skorenn, von skera „scheren" meint wohl nicht, wie man meistens übersetzt, das Einritzen, sondern das Zuhauen und Abschlagen des Steins.) Aller wirksamer Zauber muß des Nachts vorgenommen werden und meidet das Licht der Sonne. Zu Anfang der Inschrift steht in dunklen Umschreibungen, die beabsichtigt sind, daß der Stein mit Opferblut übergossen und auf den Kufen eines Schlittens zur Bestattungsstelle gefahren worden war.

Von den älteren schwedischen Runeninschriften erwähnten wir bereits den Stein von Kylver auf Gotland (4. Jahrh.) sowie die Brakteaten von Vadstena und Gumpan. Wir bringen weiter den eigenartigen Stein von Möjebro (oder Hagby) (Fig. 28) aus dem 6. Jahrhundert, der einen Reiter zeigt mit gezücktem Schwert; links unten scheint der besiegte Gegner am Boden zu liegen. Die Inschrift lautet:

Digitized by Google

Fig. 28. Der Stein von Mõjebro (nach S. Agrell).

frawaradaR | ana haha is [s] lagina | R „Frawaradas (ist das); Ane der Einäugige(?) ist erschlagen"; andere fassen ana haha(i) als „auf Hagi" wegen Hagby, aber erstens ist das lautlich sehr bedenklich und bedarf einer Ergänzung von i, sodann kommt es doch bei dem Denkmal sichtlich auf den Sieger an, der bei dieser Auffassung gar nicht genannt wäre. Daher ist mir auch W. Krauses Deutung nicht glaublich: „Fr. ist auf dem Pferd erschlagen worden (ana hahai slaginaR)".

Auf dem Brakteaten von Tjurkö bei Karlskrona (7. Jahrh.) Fig. 29) steht: wurte runoR an walhakurne. heldaR kunimu(n)din „Es verfertigte die Runen auf der welschen Krone Heldas für den Kunimund". (kurne gehört doch wohl zu altnordisch krúna aus latein. corona „Krone, Münzrand", und nicht zu „Korn".) Ein Stein von Noleby in Schweden (um 600) (Fig. 30) beginnt mit den Worten: runo fahi raginakun(n)do „Runen ritze ich, schicksalsgewaltige"; raginakundo — enthält das alte Wort ragin —, umgelautet regin, welches die Schicksalsmacht bedeutet. (Vgl. oben S. 73 rúnom inom reginkunnom, Hávam. 80.) Die weiteren Worte dieses Denkmals bieten noch mancherlei Schwierigkeiten. Ein A-

Digitized by Google

Fig. 29. Der Brakteat von Tjurkö (nach v. Friesen).

Fig. 30. Der Stein von Noleby (nach v. Friesen).

Fig. 31. Der solidus des Honorius (nach v. Friesen).

Digitized by Google

Fig. 32. Eine Seite des angelsächsischen Runenkästchens (nach H. Naumann).

Digitized by Google

Fig. 33. Der Stein von Angeby (nach v. Friesen).

runAR d. h. „Zauberrunen" werden auf dem Stein von Björketorp aus dem 8. Jahrhundert erwähnt, der den Übergang zu den Wikingerrunen vertreten mag.

Auch aus England haben wir etwa 40 Runeninschriften. Eine der ältesten ist auf einer Münze, einem solidus des Honorius (Anfang des 5. Jahrh.), angebracht (Fig. 31), in den besonderen angelsächsischen Runenformen: skanomodu, offenbar ein Personenname. Um 650 sind Münzen des Königs Péada von Mercien anzusetzen mit der Inschrift pada, dem Namen des Königs. Berühmt ist das sogenannte Franckesche Runenkästchen (Fig. 32) aus Walfischbein (um 600?) mit Darstellungen aus

Digitized by Google

germanischer und römischer Sage und der biblischen Geschichte. Die schwierige Inschrift, soweit sie germanisch ist, hat mit den Darstellungen nichts zu tun, sondern scheint von dem Walfisch (hronœs ban „Walfischbein") zu handeln. Das uns schon bekannte Themsemesser (Fig. 3, wohl nach 700) mag den Abschluß unserer kurzen Übersicht bilden; außer dem Alphabet enthält es den Mannesnamen beagnoþ.

Im skandinavischen Norden wurden in späterer Zeit die Runeninschriften immer größer und zu geschichtlichen Aufzeichnungen verwendet; auch nur andeutend darauf einzugehen, liegt außerhalb des Rahmens unserer Arbeit, die sich auf die älteren germanischen Runendenkmäler beschränkt. Bemerkt sei nur, daß noch auf Inschriften aus dem 10. Jahrhundert Thor angerufen wird, wie auf dem Stein von Glaventrup (Nr. 80, S. 103, bei Wimmer-Jacobsen): þur uiki | þasi | runaR „Thor weihe diese Runen", was uns an die deutsche Runeninschrift auf der Nordendorfer Spange, s. o. S. 75, erinnert[27]. Später werden Christus oder Heilige dafür eingesetzt, wie ein Stein von Angeby in Schweden (Fig. 33) veranschaulichen mag:

Rahnfridr. litrisastainþina. aftiR Biurn. sunþaira KitilmuntaR. Kuþmialbihansantauk Kuþsmuþir. hanfilaUirlanti | in Asmuntrma | rkaþi „Ragnfrid ließ diesen Stein ritzen zum Gedächtnis Björns, ihres und Ketilmunds Sohn. Gott und Gottesmutter helfe seiner Seele. Er fiel in Virland. Asmund aber ritzte."

Eine der längsten Runeninschriften bietet der Stein von Rök aus Östgotland, der auch auf die germanischen Sagen von Walther und Hildgund und die von Ermanarich anspielt. Der Namen des Runenmeisters wird in Geheimrunen verhüllt. Auch wohlbekannte historische Persönlichkeiten werden in diesen Runensteinen erwähnt, die so zu geschichtlichen Zeugnissen werden. Sie künden auch von den weltweiten Wikingerfahrten; so heißt es auf einem Stein: runa rista leit Rahnvaldr hvar a kriklandi vas lisforunki „Runen ließ Ragnwald ritzen, der in Griechenland Anführer der Leibwache war." Dieser Stein stammt aus der Zeit 1070. Das berühmteste derartige Denkmal ist der 3 Meter hohe Marmorlöwe (Fig. 34), der heute vor dem Arsenal in Venedig steht und auf beiden Seiten seines Leibes Runenbänder trägt. Einst stand er im Piräus, dem Hafen Athens, der deshalb einmal Porto leone „Löwenhafen" hieß. Nach der Eroberung Athens durch die Venetianer wurde 1688 dieser Löwe als Kriegsbeute nach Venedig gebracht. Leider sind die Runen bereits stark verwittert. Auf der linken Seite steht eine Inschrift, die übersetzt lautet: „Sie erschlugen ihn in der Mitte der Heerschar, aber in diesem Hafen meißelten Männer Runen für Horse, einen wackeren Bauer von der Bucht. Schweden brachten dies auf dem Löwen an. Er verfuhr mit Klugheit, Gold gewann er auf seiner Fahrt. Kämpfer ritzten Runen und meißelten sie." Auf der rechten Seite entziffert man:

[27] Ähnlich uew rnR „ich weihe die Runen" auf einem Brakteaten von Dannenberg in Hannover (etwa um 600).

Digitized by Google

Fig. 34. Der Löwe von Venedig.
Aus Fornvännen 9, 1914. Verlag Wahlström & Widstrand, Stockholm.

„Sie, Eskil und [Tho]rlef ließen gut meißeln, die in Rodrsland wohnten, ... Sohn von ... meißelte diese Runen. Ulf und ... malten ... gewann er auf der Fahrt."

Auch literarische Werke wurden später in Runen aufgezeichnet; als der Skalde Egil Skallagrímson sein berühmtes Gedicht Sonartorrek „Sohnesverlust" auf seinen ertrunkenen Sohn gedichtet hatte, ritzte seine Tochter die Verse sofort auf Stäben ein (Egilss. cap. 78). Ein Runenmeister Thorodd (þóroddr rúnameistari) ist uns aus dem 12. Jahrhundert für Island als Gelehrter bezeugt. Von weiteren Denkmälern nennen wir hier nur die sogenannte Fasti Danici, einen Runenkalender von 1328. Besonders bekannt ist weiter der codex runicus (Fig. 35), ein Teil der Handschrift des Schonischen Gesetzes aus dem Ende des 13. Jahrhunderts. Bemerkenswert ist, daß auch in lateinischem Alphabet geschriebene Handschriften gelegentlich Abkürzungen durch eine Rune kennen, z. B. in angelsächsischen ᛞ für dœg „Tag", in deutschen ᚸ für die Vorsilbe ga, in nordischen ᛘ für maðr „Mann". Bis ins 17. Jahrhundert gab es runische Aufzeichnungen in Schweden; ja bis in unsere Zeit soll es in Dalarne Bauern geben, die noch Runen lesen können.

Digitized by Google

Fig. 35. Ein Blatt aus dem codex Runicus (nach H. Naumann).

Digitized by Google

Anhang.

I. Aus dem Schrifttum.

Wimmer, Die Runenschrift, übs. v. Holthausen 1887.
Henning, Die deutschen Runendenkmäler 1889.
S. Bugge und M. Olsen, Norges Indskrifter med de ældre Runer. 1891—1924.
v. Friesen, Om Runskriftens Härkomst. 1904—1906.
— Bei Hoops Reallexikon d. German. Altertumskunde 1918 (IV, 5 ff.).
— De germanska, anglofrisiska och tyska runorna in dem schwedischen Sammelwerk Nordisk kultur 6, 1933.
M. Olsen, de norröne runeinskrifter, ebenda, 83 ff.
H. Pedersen, Runornas Oprindelse, Aarbøger 1923, 37 ff.
Marstrander, Om runena og runenavnes oprindelse 1928 (in Norsk Tidskrift for Sprogvidenskap I, 85 ff.).
Hammarström, Om runskriftens härkomst (Skripter ntg. af Svenska Literatursällskapet i Finnland, Pippings Studier i Nord. Fil. Helsingfors 1929. — Soc. Scient. Fenn. Comm. Hum. Lit. III, 5, 1 ff.
F. R. Schröder, German.-romanische Monatsschrift 10, 1922, 4 ff.
— Altgermanische Kulturprobleme, 1929, 41 ff., 124 ff.
Loth, Revue Celtique 44, 1927, 1 ff.
S. Agrell, Arkio f. nord. filol. 43, 1927, 97 ff.
— Runornas Talmystik. Lund 1927.
— Rökstenens chiffergåtor och andra runologiska problem. Lund 1930.
— Die spätantike Alphabetmystik und die Runenreihe, Lund 1932.
— Senantik mysteriereligion och nordisk runmagi. Stockholm 1931.
— Zur Frage nach dem Ursprung der Runennamen, Lund 1928.
— Lapptrummor och Runmagi. Lund 1934.
T. E. Karsten, Die Germanen (Grundriß d. german. Philologie 9) 1928, 157—169.
A. Noreen, Altisländische Grammatik, 4. Aufl., Halle 1923, 374 ff.
Johannesson, Grammatik der urnordischen Runeninschriften, Heidelberg 1925.
Neckel, Erstes nordisches Thing, Bremen 1933.
— Forschungen und Fortschritte Nr. 20/21, 293 f.
— Handbuch d. Kulturgesch., hrsg. v. Kindermann I, 1934.
— Germania, Anzeiger d. röm.-german. Kommission 18, 1934, 41.
— Deutsche Ur- und Vorgeschichtswissenschaft d. Gegenwart, Berlin 1934, 78 ff.
W. Krause, Runica, Nachr. d. Ges. d. Wiss. zu Göttingen 1926, 230 ff.
— Runica II, ebenda 1929, 35 ff.
— ZfdA. 1929, 66, 247 ff.
— Anzeiger der ZfdA. 50, 9 ff.
— Arkiv f. nord. filol. 45, 156 ff.
— Beiträge zur Runenforschung I (Schriften d. Königsberger gel. Ges.) 1932 und II, 1934, Halle.
— Forschungen und Fortschritte Nr. 17, 1934, 217 f.
— Ebenda, Nr. 22, 1934, 273 f.
— Altschlesien, Mitteil. d. Schles. Altertumvereins 5, Breslau 1934, 382 ff.
Ehrismann, Geschichte der deutschen Literatur I, 1918, 40 f., über das sog. Abecedarium Normannicum, S. 349 f., § 70.
B. M. Olsen, Runerne i den oldislandske literatur. Kopenhagen 1883.
Krahe, Indogerm. Forschungen 1934, 52, 148.
A. Heiermeier, Der Runenstein von Eggjum, Halle 1934.

Digitized by Google

L. Schmidt, PBB. 51, 1927, 103 f.
E. Moltke, Nytolkning af Gylling-Stenen, Aarhus 1930.
Kretschmer, ZfdA. 66, 1 ff.
Specht, Kuhns Zeitschrift f. vgl. Sprachforschung 60, 130 ff.
H. Wirth, Die heilige Urschrift der Menschheit, Leipzig (erscheint in Lieferungen).
Kadner, Urheimat und Weg d. Kulturmenschen, Jena 1931 (S. 64 ff. übersichtliche Darstellung der Ansichten Herman Wirths).
J. Burg, ZfdA. 58, 281 ff.
Kapteyn, PBB. 57, 1933, 160 ff. — Ebenda 58, 1934, 299 ff.
Löwe, ZfdA. 67, 1930, 491 ff.
v. Buttel-Reepen, Vorgeschichtliche Funde in der Unterweser.
[E. Baesecke, Germ.-Roman. Monatsschrift 22, 1934, 413 Korr.-N.]
Außerdem kürzere Äußerungen über die Runen in den Werken von Kossinna, Schuchhardt, Wahle, von Richthofen u. a. — Texte und Quellen zum Runenbrauch bei
J. R. Schröder, Quellenbuch zur germanischen Religionsgeschichte, 1933, 140 ff.

II. Quellennachweis der Abbildungen.

Fig. 1: v. Friesen, Nordisk Kultur VI, S. 70, Nr. 5.
Fig. 2: S. Agrell, Runornas Talmystik, S. 208, Abb. 32.
Fig. 3: v. Friesen, a. a. O., S. 29, Nr. 27.
Fig. 4: K. Weule, Vom Kerbstock zum Alphabet, Kosmos, Stuttgart 1915, S. 39, Abb. 15.
Fig. 5: Ebenda, S. 37, Abb. 14.
Fig. 6: Teudt, Germanische Heiligtümer 1929, S. 201, Abb. 43.
Fig. 7: W. Krause, Beiträge zur Runenforschung, 1932, Tafel I.
Fig. 8: v. Friesen, a. a. O. 71, Fig. 54.
Fig. 9: P. Herrmann, Altdeutsche Kultgebräuche, Eugen Diederichs Verlag, Jena 1928, Tafel bei S. 66.
Fig. 10: W. Krause, Beiträge z. Runenforschung, 1932, Tafel IV oben.
Fig. 11: S. Agrell die spätantike Alphabetmystik, S. 48, Fig. 5.
Fig. 12—14: S. Agrell, Rökstenens chiffergätor, S. 78, 82, 84.
Fig. 15: W. Krause, Beitr. z. Runenf. II, 1934, Tafel I, Abb. 1.
Fig. 16: Kossinna, Germanische Kultur, 1932, Abb. 257, bei S. 220.
Fig. 17: v. Friesen, a. a. O., Fig. 1, S. 4.
Fig. 18: Kossinna, German. Kultur, 1932, Abb. 112, S. 115.
Fig. 19a—d: W. Krause, Altschlesien, Selbstverlag des Schlesischen Altertumsvereins, Breslau 1934, Tafel XXXIII.
Fig. 20: S. Agrell, Runornas talmystik, S. 147, Abb. 11.
Fig. 21: Ebenda, S. 163, Abb. 17.
Fig. 22: v. Friesen, a. a. O., S. 20, Fig. 10.
Fig. 23: v. Friesen, a. a. O., S. 21, Fig. 12.
Fig. 24: v. Friesen, a. a. O., S. 20, Fig. 11.
Fig. 25: S. Agrell, Rökstenens chiffergätor 1930, Abb. 3, S. 66 und Abb. 4, S. 71.
Fig. 26: v. Friesen, a. a. O., S. 22, Fig. 15.
Fig. 27: v. Friesen, a. a. O., S. 24, Fig. 19.
Fig. 28: S. Agrell, Rökstenens chiffergätor, S. 94, Fig. 10.
Fig. 29: v. Friesen, a. a. O., S. 19, Fig. 8.
Fig. 30: v. Friesen, a. a. O., S. 30, Fig. 30.
Fig. 31: v. Friesen, S. 50, Fig. 41.

Digitized by Google

Fig. 32: H. Naumann, Frühgermanentum, Verlag R. Pieper & Co., München 1926, Tafel 7 bei S. 21.
Fig. 33: v. Friesen, a. a. O., S. 207, Fig. 46.
Fig. 34: Fornvännen 1914, 9, Stockholm, S. 120, Fig. 15.
Fig. 35: Naumann, Frühgermanentum, Fig. 5 bei S. 17.

Den Herren Verlegern sei auch an dieser Stelle für die Überlassung der Abbildungen bestens gedankt.

III. Seitenweiser zu den besprochenen Runendenkmälern.

(Die betr. Ortsnamen alphabetisch geordnet.)

Angeby 97
Askatorp 88

Balingen 76
Bezenye 76, 80
Björketorp 96
Börringe 70, 76
Breza 52, 76 f.
Bukarest 82
Buneschti 79, A 20
Bülach 76

Charnay 51 f., 77

Dannenberg 97, A 27

Eggjum 68 f., 92
Einang 90
Ems 73
Engers 73
Etelhelm 76, 82
Externstein 62

Ferwerd 85
Flökfand 70, 90
Freilaubersheim 75, 76
Friedberg 73
Fünen 65, A. 11, 70

Gallehus 86
Glaventrup 97
Gumpan 52, 92

Hagby 92
Hainspach 85

Kärstad 89 f.
Kehrlich 79
Kinneved 70
Kjölevig 91
Kowel 59, 82, 87
Kragehul 87
Krogsta 70
Kylver 57, 68 f., 84, 92

Lindholm 88

Maria-Saalerberg 66, A 12
Mos 84
Möjebro 92
Müncheberg 81 f.

Negau 66
Noleby 93 f.
Nordendorf 74 f., 97
Nydam 70, 87

Opedal 91
Osthofen 75
Overhornbæk 88
Övre Stabu 90

Pietroassa 82 f.

Roes 68 f.
Rök 97

Schonen 70
Schretzheim 80
Schwarzort 59
Sedschüß 84 f.
Seeland 72, 87 f.
Skodburg 70
Soest 75 f.
Szabadbattyán 80

Themsemesser 52, 97
Tjurkö 84, 93 f.
Torsbjærg 86 f.
Tune 90 f.
Tveito 91

Vadstena 52, 70, 92
Valby 88
Valsfjord 90
Veblungsnes 90
Venedig (Löwe) 97 f.
Vimose 86

Weimar 73, 77
Westeremden 85 f.
Weserrunen 77 ff., 87

Digitized by Google

Walther von der Vogelweide, ein deutscher Dichter.

Von **Prof. Friedrich Panzer**, Heidelberg.

Als Ausdruck des Dankes für einsichtsvolle Förderung volkskundlicher Forschung in Baden möchte dieser Jahrgang der „Oberdeutschen Zeitschrift für Volkskunde" Herrn Kultusminister Wacker sich widmen. Der Lieblingsdichter unseres Ministers ist Walther von der Vogelweide; so sagt mir der Herausgeber dieser Zeitschrift und ermuntert mich, dem Bande einige Zeilen über den großen Sänger unserer Vorzeit einzufügen. Ich folge gerne der Aufforderung in dem Bewußtsein, mit solchem Beitrag unsere Zeitschrift keineswegs aus ihrer Bahn zu drängen.

Das bedarf wohl einiger Worte der Begründung, die nicht ohne Belang sein möchten für die grundsätzliche Einstellung volkskundlicher Forschung. Um ihren Bereich und ihre Methoden ist noch in den letzten Jahren viel hin und her verhandelt worden. In dem Widerstreit der stark auseinandergehenden Meinungen haben Adolf Spamers wiederholte Darlegungen sich eindrucksvoll hervorgetan und ich möchte seiner Einstellung im weitesten Maße beipflichten. Ich begrüße vor allem seine Forderung, daß Volkskunde erlöst werden müßte aus jener Enge, die ihren Beobachtungsbereich auf das „Primitive" im Volke einschränken wollte, seine Feststellung, „daß sich die Aufgabe viel weiter spannt, daß sie dem tatsächlichen Leben der volkhaften Gemeinschaft gilt, deren Herzschlag es zu erlauschen gilt in Zeitbild und Artung, im äußeren Werden und im inneren Wesen". Aber ich möchte in einem Punkte den volkskundlicher Bearbeitung unterliegenden Stoff erweitert sehen, wo Spamer ihm die Grenzen enger ziehen will — zu eng wie ich glaube. Er möchte der Kulturgeschichte überlassen: „die Einzelnen und Einsamen, die Begnadeten, deren Werke des Geistes, deren Gestaltungen der Seele, deren Bildschöpfungen auserwählter Hände weit über ihre Zeit und ihr Volk emporsteigen und deren Licht gleich den Sternen unbeweglich sowohl über dem Mutterboden wie über dem Erdenrund steht. Eine Geschichte der deutschen Kultur wird nach beidem greifen, nach dem Leben der Tiefe wie den Flammen der Höhe, volkskundliche Betrachtung bleibt Tiefenschau zu den Quellkräften des Mutterbodens, vorbehalten dem urtümlichen Wuchs ihrer Erde. So geht der Forschungsweg der Volkskunde nicht zu den Wundern begnadeter Einzelschöpfungen, sondern zu der Kernsubstanz des geistig-seelischen Menschenlebens im Populusraum."

Aber wie denn? Gehören diese Begnadeten nicht zu dem Volke, das Volkskunde untersuchen will, untersuchen muß, wenn sie sinnvolle Wissenschaft sein will? Stehen sie außer jener geistig-seelischen Kernsubstanz im Volksraum? Gewiß, sie heben sich steil aus ihm empor, mit lodernder,

Digitized by Google

leuchtender Flamme: aber aus welcher „Substanz" nährt diese Flamme sich denn bei allen wahrhaft Großen, wenn nicht aus den heimlichsten, tiefsten Kräften völkischer Muttererde, aus völkischem Blut und Boden? Sicherlich haftet ihren großen Schöpfungen viel des Einzigartigen, Einmaligen, im völkischen Sinne Zufälligen an, bedingt durch die Sonderart ihrer Persönlichkeit, durch die Gebundenheit ihres Werks an Zeit und Umwelt. Dies an sich auch Bedeutungsvolle herauszuholen ist nicht Aufgabe der Volkskunde, sondern freilich der „Kulturgeschichte", d. h. der Literaturwissenschaft, Kunstwissenschaft, Geschichte usw. Aber daneben besteht doch auch bei diesen überragenden Geistern überall breite und tiefe Bindung an die Volksgemeinschaft, ja mehr als dies. Diese Denker, Dichter, Täter erscheinen ihrem Volke groß und begnadet und üben unerschöpfliche Wirkungen auf seine Gegenwart und Zukunft, weil ihnen ein Gott gegeben hat, auszusprechen, zu gestalten, zu tun, was wohl auch a l l e anderen denken, empfinden oder tun möchten, nur daß sie es nicht in solcher Stärke fühlen, mit solcher Klarheit zu Ende denken, mit solcher Bestimmtheit und Kraft in Wort und Tat umzusetzen imstande sind. So prägt volkhafte Wesenheit, volkheitliche Kernsubstanz in den Persönlichkeiten und Schöpfungen jener Großen sich klarer, tiefer, faßbarer aus als irgendwo und nun und nimmer kann eine ihrer letzten Aufgabe bewußte Volkskunde an ihnen vorübergehen. Sie erlauben und fordern Betrachtung auch unter volkskundlichem Blickpunkte. Solche Betrachtung darf nicht darin sich erschöpfen, daß man unter bekannten Stichwörtern — „Volkskundliches bei Luther", „bei Goethe" usw. — Stoffteilchen und Beobachtungen aus dem üblich abgegrenzten Bereiche zusammenstellt. Auch das kann verdienstlich sein, es trifft aber nicht, was hier gemeint ist. Es gilt vielmehr das Volkhafte in Erscheinung und Werk dieser Führer herauszustellen.

Daß auch Walther von der Vogelweide solcher Schau zugänglich ist, möchte hier mit ein paar Worten nur eben angedeutet werden.

Geschichtliche Betrachtung im engeren Sinne des Wortes wird in Walther den Dichter sehen, der, seinem Zeitalter tief verpflichtet, dessen Sinn und Wollen im Felde der Lyrik den höchsten und reinsten Ausdruck gegeben hat. Ältere Anläufe und Leistungen nützend, hat er den Minnesang auf einen Gipfel geführt, hat im Felde des Spruches Vorformen deutscher und lateinischer Dichtung ausgebaut und überhöht und dabei im politischen Spruche Leistungen vollbracht, denen sich in deutscher Dichtung bis heute nichts völlig Ebenbürtiges mehr zur Seite gestellt hat. Er vollbrachte all das als Glied und im Dienste jener ritterlich-höfischen Gesellschaft, die zu seiner Zeit politisch, wirtschaftlich, gesellschaftlich nicht nur, sondern — hier freilich neben der Kirche — auch im Geistigen die Führung der Nation in Händen hielt. Die Kräfte für seine überragende Leistung dankt Walther seiner persönlichen Anlage, wie seiner Zeit und Umwelt, vielfach aber auch Kräften, die aus dem Mutterboden seines Volkstums stammen. Das tritt ganz besonders dort hervor, wo er den Wollens- und Leistungskreis seiner Zeit und Gesellschaftsschicht überschreitet.

Schon in seiner persönlichen Anlage und Haltung liegt manches, wodurch Walther sich als echter Deutscher erweist, ein Deutscher mit jenen

Digitized by Google

Besonderheiten, die innerhalb dieser von je so ungewöhnlich reich abgestuften Volkheit die besondere Stammesart ihm aufprägte. Er war Österreicher, wenn nicht von Geburt, so doch nach eigenem Zeugnis und mannigfachen Kennzeichen seiner Dichtung in seiner geistigen und künstlerischen Abstammung. Und man weiß, wie sehr er lebenslang die Ostmark als seine Heimat empfunden, dauernd nach dem „wünneclichen hof ze Wiene" sich gesehnt hat, auch als Verhältnisse und vielleicht eigene Schuld ihn längst von dort vertrieben hatten. Man wird kaum fehl gehen, wenn man seinem Wesen und Werk österreichische Züge eingeprägt findet. Es mag heimische Stammesart im Spiele sein, wenn er in allen seinen Äußerungen so warm, so liebenswürdig, so kindlich heiter, so sinnenhaft erscheint und doch wieder problematisch in seinem tiefsten Wesen und von leicht störbarem Gleichgewicht, jäh abstürzend von dem Himmelhochjauchzen zu tötlicher Betrübnis und bewußt resigniert: „ich bin der ganze vröude nie halben tac gewan." — Walther war Musiker, nicht nur Dichter: er spielte die Geige zum Tanze, und alle seine Lyrik war von ihm vertont. Unserer Würdigung entzieht sich diese Seite seiner Leistung so gut wie ganz, aber man weiß wie hoch ein Kenner wie Gottfried gerade die Melodien seiner Lieder wertete. Sollte hier nicht auch der Österreicher, der Wiener sich verraten?

Walther war Grenzlanddeutscher, in der Mark daheim, die, seit das Deutschtum den Boden gewonnen, dort treue Grenzwacht gehalten hat gegen alle Anstürme von Osten her — bis in unsere Tage. Es mag auch daraus sich erklären, daß sein Sinn so wach ist für seines Volkes Ehre; in einer Zeit, die solchen Regungen noch selten eine Stimme gab, die zu uns hätte dringen können, hat er seinen Hochgesang zum Ruhme deutscher Art in Tönen angestimmt, die uns noch heute das Herz bewegen.

Zwiespältig war sein Wesen, voll menschlicher Widersprüche. Er liebte gut deutsch ein trauliches Heim, wo man im Winter die Zehen wohlig am Feuer des eigenen Herdes wärmt, im Sommer in luftiger Laube der selbstgekelterte Wein im Becher auf dem Tische funkelt. Welch widriges Wort, „Gast" zu heißen, jahraus und ein! Und doch: es war schwerlich nur Zwang, was ihn aus der Heimat trieb, von Hof zu Hof, die weiten Strecken von Ungarns Grenzen bis zur Seine, von der Trave zum Po; der urdeutsche Wandertrieb war in ihm gewaltig wie er seinen Zeit- und Sangesgenossen Wolfram „lande vil durchstrîchen" hieß. Ein großes Herz braucht die weite große Welt und deutsches Leben in seiner ewigen Sehnsucht nach Werden und Wachsen kann, wo immer es stark und mit Bewußtsein gelebt wird, auch im äußeren Sinne sich schwer in ruhigem Sein behagen. Walther trieb wohl auch jener unstillbare Drang nach dem „Reich", der heute noch im Herzen jedes deutsch-empfindenden Österreichers lebt. Wie er nach Friedrich des Katholischen Tode in seiner Heimat aus dem Neste fiel, begab er sich auf uns unbekannten, kaum sehr gebahnten Wegen nach dem Mittelpunkte innerdeutscher Politik, in jenen mittelrheinisch-staufischen Raum, wo nach Ottos von Freising Wort damals „maxima vis regni esse videtur". Die Politik dreier deutscher Könige hat er mit Leidenschaft verfochten gegen päpstliche Anmaßung, als echter Deutscher, die, wenn man das Wort überzeitlich verstehen will, eben doch ewige Protestanten sind; er ein innerlich

Digitized by Google

tieffrommer Mann, in kindlicher Gläubigkeit jedem kirchlichen Dogma aufgetan, aber erklärter Feind aller „unrehten pfaffen, die daz rîche waenent stoeren". Er stellte sich, Kind seiner Zeit, ganz in den Dienst jenes übersteigerten Begriffs vom Kaisertum, wie die staufische Theorie ihn ausgebildet hatte, wie Friedrich II. ihn zu schwindelnder Höhe erhob, — mit welchem Erfolge haben Walthers Gegner bezeugt. Echt deutsch war hier und überall in seiner Dichtung seine Leidenschaft zu lehren, zu bilden, zu erziehen, in der er sich zum Seher, zum Propheten, zum Abgesandten Gottes hinaufsteigerte.

Walther lebte in einer in der Kunst- und Geistesgeschichte unseres Volkes einzigartig formseligen Zeit und hat in seiner Dichtung in Sprache, Stil und Gehalt der reinsten Form nachgestrebt. Er war ihr ängstlicher Hüter bis zur Abwehr junger Talente, die wie Neidhard sich geneigt zeigten, die sachte zur Langeweile erstarrenden Formen und Inhalte zu durchbrechen und Luft vom Dorfe herein zu holen an die Höfe auf die Gefahr, daß es dabei auch einmal ein wenig nach dem Düngerhaufen roch. Mag sein, daß er — nicht unähnlich Goethe — darum so eifernder Anwalt romanischer Formenstrenge wurde, weil der Instinkt seines deutschen Herzens ihn immer wieder treiben mochte, sie zu durchbrechen. Und wirklich hat er sich ja nicht völlig einschließen lassen in die Schranken jener so stark französisch orientierten höfischen Welt, der er sich gesellt hatte. Der hohe Minnesang war, echtes Kind des Mittelalters, von nicht minder hoher und reiner Geistigkeit als das kirchliche Weltsystem der Zeit. Er hatte die Frau zu einem Ideal emporgesteigert, das in unerreichbarer Höhe schwebte, alle Wirklichkeit war aus Minnedienst und Minnelied vertrieben, der Gedanke allein herrschte. Diese Sänger schritten droben auf schmalem Grat in klarer, doch dünner und eisig kühler Luft; es bedurfte des geringsten Strauchelns, um abzustürzen in die Lächerlichkeiten eines Ulrich von Lichtenstein, in die Parodien des späteren 13. Jahrhunderts. Erlebnis und Gefühl sahen sich aus der Unwirklichkeit dieser Dichtung in einer Weise verbannt, die einem blutvollen, als Deutscher der Natur in jedem Sinne verbundenen Menschen wie Walther auf die Dauer kein Genüge zu tun vermochte. So wagte er den Schritt von der „vrouwe" zum „vrouwelîn", von der „hohen" in die „niedere" Minne; er ersetzt „minne" und „dienest" durch „liebe" und erschafft so die erste Liebesdichtung hohen Stiles und schenkt uns Köstlichkeiten, unvergänglich in Wert und Wirkung, wie sein „Unter der Linden", die volksliedhaft anmuten, mögen sie in Wahrheit auch Anregungen mehr von der lateinischen Vagantendichtung empfangen haben. Die Gesellschaft hat Walther getadelt, daß er „so nidere wende sînen sanc". Er durfte diese Lieder singen ohne höchstem sittlichen Streben etwas zu vergeben. Denn er überwand hier den quälenden Dualismus seiner Zeit wenigstens für einen beschränkten Bereich, indem er Natur und Sinnlichkeit von dem Fluche erlöste, den die Kirche darüber geworfen hatte: in einer Dichtung voll tiefsten Erlebnisgehaltes, der hier mit höchster Zartheit behandelt war, offenbarte er, wie Geist und Sittlichkeit auch in irdischster Wirklichkeit und sinnenhafter Natur sich finden.

Digitized by Google

Er gewann die Synthese nicht so allgemein, nicht so endgültig wie Wolfram, dessen Sicherheit und unergründliche Tiefe seiner labileren Natur versagt war. Er wird lebenslang im Irdischen geängstigt durch den bänglichen Blick auf ein Jenseits, das er nur im Lichte der kirchlichen Lehre zu sehen vermag; er trällert mit Beunruhigung die kurze Sommergrillenweise, da er in aller Pracht der Frühlingsblüte ein Gift zu wittern meint, das seine Seele töten könnte. Denkbar, daß auch hier eine deutsche Anlage im Spiele wäre, die gerne, vom Heute geängstigt, ins Gestern und Morgen sich flüchten möchte, die übervoll von jenem Heimweh, das Novalis' Seele so tief erfüllte, aus allem tapferen Streite der Gegenwart, aus aller tiefen Lust des Augenblicks nach einer unbekannten Welt der Ruhe und Reinheit sich sehnend, immer Neigung hat der Welt Adee zu sagen: „got gebe dir, vrouwe, guote naht: ich wil ze herberge varn."

Ist es nicht letzten Endes dies innig Deutsche in Walther, das ihn uns auch heute noch so herzlich nahe bringt vor all den zahlreichen Sängern seiner Zeit, obwohl unter ihnen Künstler stehen, die, wie Reinmar oder, modernem Empfinden besonders nahe, Heinrich von Morungen, ihn in manchen Punkten künstlerisch übertreffen möchten? Wohl hält er nicht alles in sich, was an unserer Volkheit uns anziehend und teuer ist; aber solches dürfte bei der unendlichen Mannigfaltigkeit gerade des deutschen Wesens auch sonst kaum einer unserer Großen für sich in Anspruch nehmen. Und Walthers Dichtung ist reich genug an deutschen Zügen mannigfacher Art, daß er seinem Volke auf verschiedenen Stufen seiner Entwicklung bedeutsam hat werden können.

Hier hat freilich in neuerer Zeit strenge Gelehrsamkeit eingegriffen. Konrad Burdach, ein Forscher, der sich um die Klarlegung der geschichtlichen Erscheinung Walthers die größten Verdienste erworben hat, hat 1902 einen bedeutsamen Aufsatz geschrieben über den „mythischen und geschichtlichen Walther"; er bemüht sich darin das Bild Walthers geschichtlich treu, gereinigt von manchem, was der Enthusiasmus früherer Zeiten ihm zuschrieb, darzustellen. Ein Menschenalter später hat Hans Naumann das Waltherbild aufs neue in seiner „wahren" geschichtlichen Erscheinung zu bestimmen gesucht und ist dabei beträchtlich von Burdachs Darstellung abgerückt. Und soeben ist ein umfangreiches Buch von Gerstmeyer erschienen, das „Walther im Wandel der Jahrhunderte" darstellen will und ganz in Naumanns Spuren die begeisterten Waltherschilderungen früherer Zeiten als völlig schief und falsch brandmarkt gegenüber dem einzig richtigen Waltherbilde gegenwärtiger Wissenschaft. Ich möchte zweifeln, ob diese Betrachtungsweise gerecht und ob sie fruchtbar genug ist, um wahr heißen zu dürfen. Ist Walther kein Sänger deutschen Volkstums, weil um 1200 allgemein noch kein Nationalgefühl in unserem Sinne entwickelt war, weil sein Preis der deutschen Männer und Frauen einem Minneliede im Stile seiner Zeit eingefügt ist? Durfte Walther nicht im Kulturkampfe aufgerufen werden, weil seine Stellung wider das Papsttum in vielen Punkten anders war als die des Liberalismus im 19. Jahrhundert? Ist das Denkmal Walthers in Bozen sinnlos geworden, weil genauere Prüfung der Urkunden ergeben hat, daß Walthers Abstammung von dem Vogelweidhofe bei Waidbruck nicht sicher,

Digitized by Google

ja unwahrscheinlich ist? Oder hat es im Sinne unserer oben gemachten Ausführungen doch vielleicht eine geschichtliche Berechtigung — in einer höheren als der Urkundensphäre —, daß Walther auf dem Bozener Markte und Dante, der ein paar Stunden etschabwärts auf dem Bahnhofplatz in Trient steht, einander in die Augen schauen, Hüter der Grenzen ihrer Sprachen und Völker hüben und drüben? Bedeutet es nichts, daß der Bauer, der heute auf dem Vogelweidhof hoch droben überm Eisack haust, seinen Buben hat Walther taufen lassen und ihm mit dem Namen des Sängers deutscher Ehre die Verpflichtung einpflanzt, sein Denken so deutsch zu halten, wie sein Vater das tut, trotz des Staatsitalienertums, das der Krieg ihm aufgezwungen hat?

Lassen wir unseren Walther ruhig vom nationalen Mythos umwittert sein, wie ihn eben noch der Führer hellsichtig um unseren Hindenburg gewoben hat, da er ihn im Grabe heroisierte im altgriechischen Sinne des Wortes, den Toten nach Walhall einreiten hieß zu ewigem Schützeramt seines Volkes! Geschichtliche Untersuchung der Vergangenheit ist und bleibt eine notwendige und würdige Aufgabe, die unsere Geschichtsforschung mit allem Ernste verfolgen mag. Festzustellen wie Menschen und Vorgänge der Vergangenheit „eigentlich wirklich gewesen" sind, dürfte allerdings schwerlich je gelingen und gewiß gehört die Geschichte nicht den Antiquaren allein. Sie gehört nach Nietzsches Wort „vor allem dem Tätigen und Mächtigen, dem, der einen großen Kampf kämpft, der Vorbilder, Lehrer, Tröster braucht und sie unter seinen Genossen und in der Gegenwart nicht zu finden vermag". Was diese Tätigen in der Geschichte finden, mag vor antiquarischer Geschichtsbetrachtung nicht immer bestehen. Und doch könnte in solcher Mythologisierung des Geschehenen „das eigentlich Grundwahre" — goethisch zu reden — enthalten sein und jedenfalls das Beste, was Geschichte zu bieten vermag: der Enthusiasmus, den sie erregt als Quelle neuen Lebens, neuer Tat.

Digitized by Google

Der Einsatz der Volkskunde in der Arbeit am Grenz- und Auslanddeutschtum.

Von Dr. **Wolfgang Treutlein**, Karlsruhe.

Die hinter uns liegende liberalistische Zeit wertete den Auslanddeutschen als Individuum, nur selten als Träger deutschen Volkstums. Man erblickte in ihm oft einen unterstützungsbedürftigen bedauernswerten Menschen deutscher Zunge, der das Pech hatte, daß seine Vorfahren vor Jahrzehnten oder Jahrhunderten aus dem Reichsgebiet in fremde Länder ausgewandert waren, und der auf diese Weise der deutschen Staatsangehörigkeit, die ja bis vor kurzem noch in den Augen vieler Leute den Menschen erst zum Deutschen stempelte, verlustig gegangen war. Aus dieser Einstellung heraus trug die noch so gut gemeinte und notwendige Arbeit am Grenz- und Auslanddeutschtum großenteils das Gepräge der Unterstützung. Durch den Einbruch der nationalsozialistischen Idee hat die Bewertung des Grenz- und Auslanddeutschtums eine grundlegende Wandlung erfahren. Unser Drittes Reich baut bewußt auf den Kräften des deutschen Volkstums auf. In dieser neuen Volkstumsidee steht nun nicht mehr der deutsche Einzelmensch im Vordergrunde, sondern das Volk, im Auslanddeutschtum entsprechend nicht mehr der einzelne Auslanddeutsche, sondern in erster Linie die deutsche Volksgruppe als Hüterin und Vorposten deutschen Volkstums. Im Rahmen der Volksgemeinschaft zählt daher unser Volk heute nicht mehr 65 Millionen Staatsbürger, sondern wächst darüber hinaus zu der Aufgabe, die ihm als 100 Millionenvolk in der Welt gestellt ist.

Den Kräfteborn zur deutschen Zukunftsaufgabe, aus dem alle Volksgenossen in- und außerhalb der Reichsgrenzen schöpfen können und müssen, bildet das ewig junge deutsche Volkstum. Der Wege zu dieser Quelle sind viele und verschiedenartige. Den sichersten Zugang und die klarste Erkenntnis unseres Volkstums vermitteln uns die deutsche Geschichte, die deutsche Rassen- und Familienkunde und die deutsche Volkskunde. Für unser Grenz- und Auslanddeutschtum kommt die Volkskunde als Künderin deutschen Wesens besonders in Frage, weil die volkskundliche Forschung sich nie ausschließlich auf das reichsdeutsche Gebiet beschränken konnte, sondern jederzeit das Deutschtum in den deutschen Volksgruppen im Ausland in ihr Arbeitsbereich einbeziehen mußte. Diese räumliche Ausweitung der volkskundlichen Schau erwies sich deshalb als notwendig, da die Volkskunde weitgehend auf das Bauerntum als klarste Quelle völkischen Lebens bei ihrer Forschungsarbeit angewiesen ist und daher die überwiegend bäuerlichen Siedlungen des Auslanddeutschtums berücksichtigen mußte, zumal sich in den auslanddeutschen Volksgruppen vieles erhalten hat, das ureigenster Ausdruck deutschen Wesens ist.

Digitized by Google

Entsprach diese Einbeziehung des Auslanddeutschtums in den Kreis der Betrachtungen bisher meist forschungstechnischen Forderungen, so muß heute als Auswirkung der nationalsozialistischen Volkstumsidee eine bewußte und betonte Einbeziehung aller deutschen Volksgruppen in die Volkskundearbeit angestrebt werden. Dies wird eine der Hauptaufgaben der Volkskunde unserer Zeit unter völkischem Gesichtspunkte sein müssen, eine der Aufgaben, in deren Erfüllung die Volkskunde ihre Daseinsberechtigung zu erbringen hat. Heute gilt es, die Zusammenhänge zwischen dem Reich und dem Auslanddeutschtum auf allen Gebieten, und nicht zuletzt auch auf dem volkskundlichen, herauszuarbeiten und herauszustellen. Immer und überall, in jeder Veröffentlichung, in jedem Zeitungsaufsatze muß in Zukunft der Volkskundler auf die Wesenseinheit der 100 Millionen Deutschen diesseits und jenseits der willkürlichen Grenzen hinweisen, denn nur ein Denken und Forschen im volksdeutschen Sinne vermag die Größe unseres Volkstums zu ermessen, nur eine volksdeutsche Haltung vermag der deutschen Zukunftsaufgabe gerecht zu werden. An Stelle des politischen Denkens rein nach Staaten muß in Zukunft ein Denken in Volkstümern treten, und die Volkskunde ist in erster Linie mitberufen, die Unterlagen und Vorbedingungen für diese umwälzende Umstellung unseres Denkens und Handelns auf das Volkstumsprinzip des Nationalsozialismus zu schaffen.

Jede Volkstumsarbeit erfordert selbstverständlich genaue Kenntnis des Volkstums. Nur wer sein Volk bis in die geheimsten Winkel seines Herzens kennt und weiß, wie es Sonntag und Alltag verbringt, wie es lacht und wie es weint, wie es denkt und welche Lieder es singt, nur der kann die Ansatzpunkte zu fruchtbarer Volkstumsarbeit in den grenz- und auslanddeutschen Volksgruppen überhaupt erkennen und kann sich in diesem Kampfe am wirksamsten einsetzen. Wer nicht zumindest in seinem eigenen Volkstum Bescheid weiß, ist zu kultureller Grenz- und Auslandarbeit unbrauchbar. Hier hat die volkskundliche Schulung in weitestem Maße einzusetzen, denn hier sind Versäumnisse von Jahrzehnten einzuholen. Dies ist eine Hauptaufgabe der heutigen deutschen Volkskunde: dem deutschen Volke ein klares Gesamtbild des deutschen Volkstums diesseits und jenseits der Grenzen zu geben. Bis heute wissen weite Schichten des deutschen Volkes bestenfalls die Zahl der auslanddeutschen Volksgenossen, von einer genaueren Kenntnis des Lebens und Volkstumkampfes dieser deutschen Vorposten kann dagegen keine Rede sein. Hand aufs Herz, wer weiß, wie unsere deutschen Brüder in Ungarn, in Jugoslawien, in Südtirol oder gar in anderen Weltteilen siedeln, wie sie wohnen; wer kennt ihre Mundart, ihre Lieder, ihre Sitten und Bräuche, wer vermag von ihrem Denken und Fühlen Kunde zu geben? — Wir sehen, in diesen Dingen ist Belehrung noch bitter notwendig und hier liegen neue große Aufgaben für eine volkskundlich unterbaute Schulungsarbeit in der Jugendführung, in der Schule und in der Universität in engster Zusammenarbeit mit dem Volksbund für das Deutschtum im Ausland (VDA.).

Aus dem Wissen um deutsches Volkstum erwächst gleichzeitig der Wille zu seiner Erhaltung und Kräftigung. Bei diesem Bestreben kommt alles darauf an, die für den Volkstumskampf geeigneten Ansatzpunkte zu finden.

Digitized by Google

Dem volkskundlich Geschulten wird es nicht schwer fallen, in dem Lebenskampfe seines Volkstums die besten Wege und Möglichkeiten zu dessen Stärkung und Festigung zu finden. Eine der erfolgversprechensten Möglichkeiten liegt im Wachsen eines gemeindeutschen Brauchtums, das von volkskundlicher Seite gepflegt und gefördert werden muß. Sitte und Brauch sind der Ausfluß und das Bekenntnis einer inneren Gemeinschaft, gleichzeitig aber Verpflichtung und Bindung an diese Gemeinschaft für den, der sie übt. Wir müssen in Zukunft unsere Aufmerksamkeit und Förderung bewußt auf ein deutsches Brauchtum richten, das die deutschen Volksgenossen in aller Welt umfaßt und sie dieser Volksgemeinschaft aller deutschen Menschen bewußt werden läßt. In einer Gestalt kennen wir heute schon solch gemeindeutsches Brauchtum und haben seinen Siegeszug durch alle Welt bewundernd miterlebt; ich meine den deutschen Christbaum, der allerorten zu Weihnachten im Lichterglanze erstrahlt, wo Deutsche wohnen. In ihm ist ein gut Stück deutschen Wesens verkörpert, und er ist es, der für viele eine tiefe seelische Bindung an die deutsche Heimat in sich birgt. In gleicher Weise muß sich heute das deutsche Erleben von Blut und Boden in allen Weltteilen in deutscher Sitte und deutschem Brauch ausprägen, den Deutschen seelischen Rückhalt in ihrem Volkstumskampfe geben und den anderen Völkern ein Zeichen deutscher Eigenart bieten. Am ehesten wird das möglich und zu verwirklichen sein in der Gestaltung der deutschen Feste am 1. Mai und am 1. Oktober. Deutsches Frühlingsfest und deutsches Erntefest, gefeiert von dem Deutschtum in aller Welt, schlingt auch äußerlich ein einigendes Band um alle, die sich zu dieser deutschen Schicksalsgemeinschaft bekennen. Dann erst, wenn alle Volksgenossen in der weiten Welt sich unter dem Maibaum zu gemeinsamer Feier zusammenfinden, dann erst wird dieser wahrhaft das Sinnbild eines neuen deutschen Frühlings, einer neuwachsenden kraftvollen Volksgemeinschaft, die keine äußeren und keine inneren Grenzen kennt.

Ein weiterer wichtiger Punkt der Arbeit am Grenz- und Auslanddeutschtum wird die umfassende Pflege und Erhaltung von Sprache, Lied, Spiel, Tanz, Sitte und Tracht, kurz aller Lebensäußerungen der deutschen Volksgruppen im Ausland sein. In diesen Formen lebt deutsches Wesen, zum Teil seit Jahrhunderten von der deutschen Heimat getrennt, in diesen Formen richtet die deutsche Volksgruppe im Ausland einen Wall deutschen Volksgutes gegen alles Fremdvölkische und Zersetzende auf. Jeder Verlust an deutschem Liedgut und Brauchtum, an deutschen Sprachformen und völkischen Sachgütern ist ein unersetzlicher Verlust nicht nur für diese deutsche Volksgruppe, sondern auch am Gesamtkörper des deutschen Volkes, denn das Kleinste und Unscheinbarste in all diesen Dingen wird an der Front des Volkstumskampfes wichtig und unentbehrlich.

Wenn dieser letzterwähnte volkskundliche Einsatz im Volkstumskampfe zwangsläufig mehr der Selbsthilfe der deutschen Volksgruppen draußen überlassen bleiben muß, so bietet ein anderer Weg die Möglichkeit des Einsatzes für die „angewandte Volkskunde" vom Reiche aus. Die beste und nachdrücklichste Art, die lebendige Verbindung zu dem Grenz- und Auslanddeutschtum auf volkskundlichem Wege enger zu gestalten, liegt in den

Digitized by Google

Auslandfahrten deutscher Jugendgruppen. Eine Jugendgruppe, die deutsche Volksgruppen im Auslande aufsucht und ihnen in Wort und Lied, in Spiel und Sprechchor, also in Formen der angewandten Volkskunde, Kunde bringt vom großdeutschen Reiche, die damit das deutsche Bewußtsein dieser Volksgruppen draußen stärkt, wird immer die persönlichste und wirkungsvollste Form unserer Volkstumsarbeit darstellen. In solch unmittelbarer Berührung wird sich die Gemeinsamkeit deutscher Sprache und deutschen Liedes jederzeit am besten und tiefsten für beide Teile, für Geber und Empfangende auswirken. Solche Auslandfahrten deutscher Jugend bedürfen allerdings einer gründlichen und langen Vorbereitung, gerade auf volkskundlichem Gebiete. Auslandfahrten deutscher Jugend sind heute keine Vergnügungsreisen mehr, auf denen es nur darauf ankommt, möglichst viel zu sehen, sondern sind Vorstöße zu den deutschen Brüdern draußen, um ihnen Kunde von der Heimat zu bringen und ihnen Rückhalt in ihrem Kampfe zu bieten. Zur Erfüllung dieser hohen Aufgabe ist neben einer gründlichen Fahrtvorbereitung die Forderung unerläßlich, daß, wie es heute auch schon vorgeschrieben ist, in Zukunft keine Gruppe mehr das Reichsgebiet verlassen darf, die nicht Trägerin und Künderin deutschen Wesens in Lied, Spiel und ihrer ganzen Haltung ist und damit die Gewähr bietet, eine enge Verkettung des Auslanddeutschtums mit dem Reich zu gestalten. Auf diese Art das Deutschtum der ganzen Welt zu einer inneren Einheit und zu geschlossenem Einsatz unter einheitlicher Führung erneut aufzurufen wird eine der Hauptaufgaben der deutschen Jugend für die nächsten Jahrzehnte sein: sie wird allenthalben, in allen Ländern der Erde, den deutschen Brüdern vom Reich der Deutschen singen und sagen müssen!

Das alles ist die völkische Bedeutung der angewandten Volkskunde in der Auslandarbeit. Zum Schlusse will ich aber noch einen Punkt herausgreifen und zeigen, daß auch der rein wissenschaftlichen Volkskunde große völkische Aufgaben in der Arbeit am Grenz- und Auslanddeutschtum gestellt sind. Es handelt sich um den Einsatz volkskundlicher Erkenntnisse im Grenzkampf als Stützmittel und Unterbauung völkischer Ansprüche. Andere Völker, wie die Tschechen, die Finnen, die Polen u. a. haben die Verwendungsmöglichkeiten der volkskundlichen Wissenschaft lange vor uns erkannt und ausgewertet, oft genug zu unserem Schaden. Wir Deutsche stehen noch ganz am Anfange dieser Arbeit. Die deutschen Volkskundewissenschaft hat seit einigen Jahren mit den Vorarbeiten hierzu, mit der Bestandsaufnahme unseres völkischen Lebens begonnen; es sei in diesem Zusammenhange an das gewaltige Unternehmen des Atlas der deutschen Volkskunde erinnert, der ein Bild unseres Volkslebens auch über die Reichsgrenzen hinaus bietet. Nun gilt es, diese wissenschaftlichen Vorarbeiten auch zu verwerten. Wie hoch die völkische Verwendung volkskundlicher Forschung im Grenzkampfe einzuschätzen ist, geht am besten aus den Worten einer oberschlesischen Zeitschrift hervor, die lauten: „Die totale und grundlegende Wichtigkeit (der Volkskunde) ist uns Oberschlesiern ganz tief im schweren Kampfe um die Behauptung unserer Heimaterde aufgegangen. Leider konnte ihr Einsatz damals nicht so stark sein, wie es wünschenswert gewesen wäre. Aber heute wird, soll und muß ihr Ausbau gerade bei uns zielbewußt ins Auge gefaßt

Digitized by Google

werden." Die Volkskunde sammelt eben nicht nur „alte Sachen" zu Museumszwecken, sondern ist die lebendige Bewahrerin und Künderin völkischen Lebens. Mancher hat schon darüber gelacht und gespottet, daß man seine Zeit zum Sammeln von Volksüberlieferungen, Flurnamen und ähnlichen Dingen verwenden kann, hat aber dabei nicht bedacht, eine wie wichtige Stellung diese an sich unscheinbaren Teilgebiete volkskundlicher Wissenschaft im Lebenskampfe des deutschen Volkes erhalten können. Unsere Nachbarvölker haben es gelernt und zu unserem Schaden nach dem Weltkriege bewiesen, wie man machtpolitische Ansprüche durch wissenschaftliche oder pseudowissenschaftliche Unterlagen unterbaut. Jedes nichtdeutsche Wort und Lied, jedes nichtdeutsche Bauernhaus, ja jede nicht rein deutsche Sagenfigur haben herhalten müssen, um die Berechtigung fremder Ansprüche auf umstrittenes deutsches Gebiet zu erweisen. Man kann eben aus all den genannten volkskundlichen Erscheinungen Rückschlüsse auf die Art des Volkstums ziehen, das sich darin ausprägt und Gestalt gewinnt. Für uns ist daher die volkskundliche Erforschung der deutschen Grenzgebiete eine der vordringlichsten Aufgaben.

Das dritte Reich stellt an die deutsche Wissenschaft die Forderung des restlosen Einsatzes für das deutsche Volk. Das öfters geäußerte Bedenken, daß es den einzelnen Wissenschaftszweigen an völkisch wertvollen und fruchtbringenden Betätigungsfeldern fehlen könne, hat, wie wir sehen, für die Volkskunde keine Berechtigung. Aufgaben im Dienste unseres Volkes sind für den Volkskundler in Hülle und Fülle vorhanden, und es ist unsere Pflicht, sie zu lösen!

Digitized by Google

Elsaß und Baden — eine Lebens- und Schicksalsgemeinschaft.

Von Dr. **Siegfried Hardung**, Heidelberg.

Herb und doch wieder erhebend ist es, den oberrheinischen Volks- und Kulturboden zu betrachten. Schmerzlich empfinden wir die Tragik der geschichtlichen Entwicklung des Landes am Oberrhein, um so schmerzlicher, als wir uns der unteilbaren Einheit dieser Landschaft bewußt sind, die, um mit dem Elsässer René Schickele zu sprechen, „ein einziges Lächeln atmet". Es ist darum nicht so sehr geschichtliche Liebhaberei, die uns veranlaßt, uns mit diesem Lande auseinanderzusetzen, seinen menschlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Bindungen nachzuspüren, sondern der innere Zwang, daß wir klar unsere Stellung und Aufgaben in diesem Lebensraume erkennen müssen.

I.

Wie zwei langgestreckte Riesenleiber liegen die Wasgau- und Schwarzwaldberge am südwestlichen Eingangstore zum Reich einander gegenüber und beschützen die oberrheinische Tiefebene. Der Kamm der Wasgauberge hat sich seit 1000 Jahren zur Volks- und Kulturscheide herausgebildet[1], die Zaberner Steige und der Schwarzwald sind zu Stammes- und Artscheiden geworden. Dieses Land am Oberrhein bildet eine geologisch-geographische Einheit[2], „in welcher Gegend die Stadt Straßburg mit ihrem hohen Münsterturm gleichsam wie das Herz mitten in einem Leibe beschlossen hervorprangt"[3] und deren Schlagader der Rhein ist. Denn er teilt nicht die Landschaft, er verbindet sie. So wie der Rhein selbst im Lauf der Jahrhunderte sein Bett wechselte, überschnitten auch die Gemarkungen, die an ihn angrenzen, teilweise bis 1918 den Strom, gehen verwandtschaftliche Bande bis zum heutigen Tage hinüber und herüber. Ungezählte elsässische Familien, besonders der Straßburger Gegend, haben rechtsrheinische Ahnen, zahlreiche badische Familien überrheinische Verwandte, so z. B. in Gamshurst (Amt Bühl) und Lichtenau (Amt Kehl) je 10—15 Familien. Das nimmt uns auch nicht weiter wunder, denn es sind ja dieselben Kräfte und Säfte, die in Blut und Boden rechts und links des Rheins wirksam sind.

Orts- und Flurnamen, Gemarkungsbild und Siedlungsform erweisen den einheitlich deutschen Charakter des Bodens. Die Wissenschaft des Spatens und die Geschichte, die Rasseforschung und ganz besonders die Volkskunde zeigen uns das ausgeprägt deutsche Wesen des oberrheinischen

[1] Lutz, Oberd. Z. f. Vk., 3, 111 ff.
[2] Hettner, 218; Gley, 5.
[3] Grimmelshausen, Simpl., 565.

Digitized by Google

Menschen. „Jeder volkskundliche Vergleich, auf welchem Gebiet man ihn auch anstelle, in Brauch und Sitte, im Hausbau, in der Redeart des Volkes zeigt, wie innig verbunden das Volkstum rechts und links des Rheines ist und wie sehr der Rhein allezeit die Bewohner seiner Ufer zusammengeführt und nicht getrennt hat[4]." Wie sollte dem auch anders sein, da doch die Gemeinsamkeit der Sprache sich nicht nur auf den allgemeinen Sprechcharakter, sondern auch auf Wortschatz und Redewendungen erstreckt[5]. Eugen Fehrle hat darauf hingewiesen, daß sogar dieselben Ortsneckereien untereinander hüben und drüben vorkommen und zwar nicht etwa als Wandermotive, sondern durch unmittelbare Übertragung[6]. Aus all dem geht hervor, daß, wenn auch die politischen Würfel so gefallen sind, daß die Oberrheinlande heute verschiedenem Staatsboden angehören, der Volksboden doch eindeutig einheitliches Gepräge aufweist, wie dies auch die Entwicklung der oberrheinischen Kultur und Wirtschaft beweist.

Es ist zweifellos eine unbestreitbare Tatsache, daß die Landstriche links des Rheins von Natur und Geschichte begünstigter waren als die rechtsrheinischen. Daraus aber zu folgern, wie dies französische Historiker und Geographen aus taktisch-politischen Gründen und manche Elsässer aus übertriebenem Heimatstolz tun[7], das linksrheinische Gebiet und ganz besonders das Elsaß sei als eine eigene Kulturlandschaft anzusprechen, ist vergebliches Bemühen. Einerseits wäre zwar ohne den Anteil der im Elsaß lebendigen geistigen Kräfte die deutsche Kultur bis zur Schwelle der Neuzeit sehr arm gewesen, andererseits aber kann keineswegs diese Kulturhöhe des Elsasses und ihre Vertreter als „nur-elsässisch" bezeichnet werden.

Martin Schongauers Familie stammt wie die Holbeins aus Augsburg, Matthias Grünewald ist Mainfranke. Schongauers wie Hans Baldungs Kunst ziert die Kirchen rechts und links des Rheins. Die Humanisten Sturm und Sleidanus stammen aus der Eifel, der Reformator Caspar Hedio aus dem badischen Ettlingen. Fischart und Grimmelshausen kommen vom Mittelrhein, Moscherosch ist in Willstätt (Baden) geboren. Der große Straßburger Historiker des 18. Jahrhunderts, Johann Daniel Schöpflin, ist in Sulzburg (Baden)[8] geboren, in Basel erzogen und hat in Straßburg für Elsaß, Baden und die Pfalz gewirkt (Stifter der Akademie der Wissenschaften in Mannheim)[9]. Umgekehrt starb der bekannte Elsässer Andreas Lamey 1802 zu Mannheim als „Hofrath und Oberbibliothekar Seiner Churfürstlichen Durchlaucht von Pfalz-Baiern"[10]. Das 18. und 19. Jahrhundert kennt noch rege Kulturbeziehungen zwischen Elsaß, Baden, Pfalz und dem übrigen Reich. Mehr als 2000 Elsässer haben nachweislich im 18. Jahrhundert deutsche Universitäten besucht, zahlreiche Deutsche gingen

[4] Fehrle, Oberd. Z. f. Vk., 3, 124 f.
[5] Fehrle, Bad. Vk., I, 7 f.
[6] Oberd. Z. f. Vk., 3, 124 f.
[7] Wickram, Elsaßland, 13, 229 ff.
[8] Gumbel, Els. Lothr. Jb., 7, 9 ff.
[9] Ebenda.
[10] Markwald, Els. Lothr. Jb., 7, 63.

Digitized by Google

nach dem Elsaß, unter ihnen auch Goethe. „Diesseits und jenseits des Rheins", so schreibt er, „in Hagenau, Fort Louis, Philippsburg, der Ortenau fand ich die Personen zerstreut, die ich in Sesenheim beisammen sah, jeden bei sich als freundlichen Wirt, gastfrei und so gerne Küche und Keller als Gärten und Weinberge, ja die ganze Gegend aufschließend"[11]. Der elsässische Dichter Pfeffel ist auch im Reiche bekannt, J. P. Hebel ist im Elsaß genau so gelesen und beliebt wie in Baden. Schwab und Uhland und durch diese auch Schiller werden durch die Brüder Stöber dem Elsaß bekannt[12]. 1859 findet im Mühlhausen eine nicht minder begeisterte Schillerfeier wie im Reiche statt. 1860 wird Jakob Grimm Ehrenmitglied des Literarischen Vereins Concordia in Mühlhausen, zehn Jahre bevor die Wiedervereinigung mit dem Reich erfolgte[13].

Um dieselbe Zeit war es auch, wo die 1849 gegründete Vereinigung der Niederbronner Schwestern, deren Mutterhaus im elsässischen Niederbronn liegt, auch in Baden Fuß faßte[14], — ein Beweis, wie stark auch nach Gründung der Erzdiözese Freiburg der kirchliche Gemeinschaftsgedanke am Oberrhein weiterlebt. Auch diese Entwicklung kann nur einheitlich gedacht werden.

Bekehrer und Reformer wirken bei Einführung des Christentums gleichzeitig rechts und links des Rheins. So verlegt z. B. Pirmin nach der Gründung des Klosters Reichenau (724) sein Wirkungsfeld nach dem Elsaß, um das Kloster Murbach zu reformieren. Sein Name ist weiter mit den elsässischen Klöstern Maursmünster und Neuweiler, den badischen Schuttern, Gengenbach und Schwarzach sowie dem rheinpfälzischen Kloster Hornbach verbunden[15]. In Reichenau folgte auf ihn der Elsässer Heddo[16], der 734 Bischof von Straßburg wurde[17]. Die Patronin des Elsasses, die Hl. Odilia, ist auch dem rechtsrheinischen gläubigen Bewußtsein wohlbekannt; der Hl. Arbogast, Bischof von Straßburg, ist Kirchenpatron der badischen Pfarreien Eschach, Haslach i. K. und Marlen, von denen die beiden letztgenannten zur Diözese Straßburg gehörten[18].

Die Entwicklung aller kirchlichen Bezirke in „des Heiligen Reiches Pfaffengasse", von den Erzbistümern bis zu den Sprengeln, kannte keine Rheingrenze. So gehörte z. B. der elsässische Ort Wanzenau und der später abgegangene Ort Albertzheim in die rechtsrheinische Pfarrei Honau, bis endlich 1469 gegen den Willen des zuständigen Stifts Alt St. Peter zu Straßburg die Trennung vollzogen wurde[19]. Kirchliche Besitzrechte, gemeinsame Reformen, Gebetsverbrüderungen, — alle sind sie Zeugen dieser Gemeinschaft. Diese geht auch aus der Zusammensetzung des Straßburger

[11] Dichtung und Wahrheit, 11. Buch.
[12] Die Brüder Stöber, 11.
[13] Ebenda, 18.
[14] Gr. Herder, 8, 1192.
[15] Hauck, I, 326.
[16] Ebenda.
[17] Wentzcke, Els. Lothr. Jb., 6, 119.
[18] Oechsler, Frbg. Diöz.-Arch., N. F. 8, 162 ff.
[19] Pfleger, Elsaßland, 9, 5 ff.

Digitized by Google

Domkapitels hervor. Von der Mitte des 12. bis zu der des 14. Jahrhunderts stehen unter den Kapitelangehörigen 49 Adeligen aus dem heutigen badischen Gebiet nur 67 Elsässer gegenüber[20]. Auch die Stiftsdamen des staufischen Hausklosters auf dem Odilienberg entstammen meist durchweg edlen Geschlechtern Schwabens und Frankens[21].

Die neuere Zeit kennt ebenfalls dieses Zusammengehörigkeitsgefühl. Im Jahre 1624 sagten sich die vier Benediktinerklöster der Ortenau, Schwarzach, Gengenbach, Schuttern und Ettenheimmünster zusammen mit den elsässischen Klöstern Altdorf, Ebersheimmünster und Maursmünster von der Bursfelder Kongregation, die in Niederdeutschland ihren Sitz hatte, los und schlossen sich zu einer Congregatio Argentinensis zusammen[22]. Die Ausbreitung der Niederbronner Schwestern wurde schon erwähnt.

Das Einheitsbewußtsein der oberrheinischen Kultlandschaft wurde durch die Reformation und Gegenreformation zwar gestört, aber nicht zerrissen, da die einzelnen Herrschaftsgebiete sich ja alle über den Rhein lagerten. So kommt es, daß bis zum Kriege mancher rechtsrheinische Hanauerbursche sich sein Mädel aus dem linksrheinischen Hanauerlande holte, da nördlich und südlich dieses Landstriches die Bevölkerung katholisch ist.

Mehr noch als durch diese organisatorischen Bindungen wird die oberrheinische Kultgemeinschaft durch die Fülle gemeinsamen religiösen Brauchtums betont. So kennt man z. B. den elsässischen Santikläus[23] (St. Nikolaus) nach den Ergebnissen des Atlas der deutschen Volkskunde auch in den badischen Amtsbezirken Lahr, Emmendingen, Waldkirch, Freiburg, Staufen, Wolfach, Villingen, Neustadt, Donaueschingen, Schopfheim, Waldshut, Engen, Stockach, Konstanz, Überlingen, Pfullendorf und Meßkirch, seinen Begleiter Rübelz[24] als Ruppelz (Rubelz) in den Amtsbezirken Bühl, Offenburg, Lahr, Emmendingen, Waldkirch, Freiburg und Staufen sowie seinen weiteren Begleiter Hans Trapp[25], in dem eine geschichtliche elsässische Person weiterlebt[26], im badischen Hanauerlande. Die Bauern-, Fischer- und Hirtenpatrone St. Wendelin, Nikolaus, Sebastian, Blasius, Gallus, Antonius und die Hl. Odilia werden im Elsaß und in Baden gleichermaßen verehrt[27]. Die Wallfahrtsorte Marienthal bei Hagenau, Niederbronn und Zurzach im Elsaß, Walldürn, Moosbronn und Todtmoos in Baden waren wie das schweizerische Maria Einsiedeln bis zum Kriege Ziel der Pilger aus dem rechts- und linksrheinischen Gebiet[27a].

Das besonders Bedeutsame dieser Kultlandschaft liegt aber darin, daß sie Kultformen und religiöse Vorstellungen aufweist, die nur dem deutschen Kulturboden eigen sind, zum andern aber in dem fruchtbaren Weiterleben

[20] Schulte, Els. Lothr. Jb., 6, 31.
[21] Wentzcke, ebenda, 124.
[22] Metz, Bad. Heimat, 18, 28.
[23] J. Lefftz, Elsaßland, 8, 354.
[24] Ebenda.
[25] Ebenda.
[26] Müntzer, 164.
[27] Vgl. Oechsler, Frbg. Diöz.-Arch., N. F. 8, 162 ff.
[27a] Heizmann; E. H. Meyer, 534; Schreiber, 151.

Digitized by Google

vorchristlich-germanischer Vorstellungen in christlichem Gewande. So taucht z. B. im Elsaß der religiöse Brauch, das Grab Christi nachzubilden, ein Brauch, den die französische Gläubigkeit nicht kennt, schon 1090 in Schlettstadt auf und ist im Spätmittelalter auf elsässischem Boden allgemein verbreitet[28]. Auch der Glaube, daß man seinen Gegner vor ein persönliches Gericht Gottes in das Tal Josaphat laden könne, d. h. daß man Gott bittet, er möge Kläger und Angeklagten aus dem Leben abberufen, um persönlich über sie Recht zu sprechen, kennt das Elsaß, während außerhalb Deutschlands diese Vorladung vor Gottes Gericht nur ohne Nennung des erwähnten Gerichtsortes bekannt ist[29]. Der vorchristliche Ursprung der Legende von den drei Jungfrauen, die am Oberrhein, wenn auch mit wechselnden Namen, ganz besondere Verehrung gefunden haben[30], dürfte kaum zu bestreiten sein. Immer deutlicher schält sich heraus, daß der Dreiheitsgedanke dieser Legende nicht Märchenmotiv ist, sondern daß in ihm eine vorchristlich-kultische Dreiheit weiterlebt. Weitgehend ist auch schon die von Eugen Fehrle vertretene Ansicht anerkannt, daß die Hauptwurzel des Weihnachtsbaumes im germanischen Wintermaien liegt, ein Brauch, der zum erstenmal ebenfalls am Oberrhein bezeugt ist[31].

*

Nirgends zeigen sich die Folgen der politischen Zerreißung der oberrheinischen Einheit schlimmer als auf wirtschaftlichem Gebiet. Die Einbeziehung Lothringens in den westlichen Wirtschaftsbereich ist schon schlimm; für das Elsaß aber bedeutet die schroffe Aufrichtung und Aufrechterhaltung der Rheingrenze die größte Gefahr. Denn auf keinem anderen Gebiete sind die beiden Ufer so sehr aufeinander angewiesen wie gerade auf dem wirtschaftlichen. Basel, Straßburg, Karlsruhe und Mannheim sind die oberrheinischen Wirtschaftsmittelpunkte, die sich gegenseitig ergänzen müssen. Der natürliche Wirtschaftsbereich dieser Zentren überschneidet den Rhein; das Markgräflerland, Mittelbaden und die Pfalz sind die Zeugen dieser Tatsache. Spricht es nicht für sich selbst, daß auch nach dem Kriege, in Einzelfällen bis zum heutigen Tage, nachweislich noch badische Arbeiter im Elsaß ihr Brot finden, ganz davon zu schweigen, in welchem Umfange dies vor dem Kriege und im letzten Jahrhundert der Fall war. Ein bezeichnendes Beispiel dieses wirtschaftlichen Einheitsbewußtseins vermitteln uns die Arbeiten des Stukkators Jodok Friedrich Wilhelm, des letzten Vertreters der berühmten Vorarlberger Bauschule, der seinen Sitz in Stetten bei Lörrach hatte. Die Rechnungsbücher ergeben, daß in den Jahren 1822—43 von den Arbeitsaufträgen, die meist kirchlicher Art waren, und zwar von katholischer wie protestantischer Seite, rund 50 auf Baden, etwa 20 je auf Elsaß und die Schweiz entfallen[32]. Ein ähnliches Bild geben uns die Arbeiten beim Bau der protestantischen Kirche in Kork (Amt Kehl) in

[28] Pfleger, Elsaßland, 11, 97 ff.
[29] Hardung, 28 (Vl. 30), 56; Stöber, Neue Alsatia, 165 ff.
[30] Vgl. Künzig, Oberd. Z. f. Vk., 4, 102 ff.
[31] Fehrle, Deutsche Feste und Volksbräuche, 20 f.
[32] Wilhelm, Frbg. Diöz.-Arch., N. F. 8, 239 ff.

Digitized by Google

den Jahren 1731—32. Aus Kork selbst wurden die Ziegel geliefert, die Bruchsteine kamen aus Zunsweier (Elsaß) und Diersburg (Baden), die Kalksteine aus Straßburg, Friesenheim, Niederschopfheim und Schuttern (Baden), die Hausteine von Offenburg, die Gipssteine aus Altenheim, die Sandsteinplatten von Wasselenheim und Diersburg, die Dielen und Latten aus Wolfach, Willstätt und Neumühl, die Nägel schließlich aus Straßburg und Kehl. Die Aufträge selbst waren ebenfalls an rechts- und linksrheinische Handwerksmeister vergeben[33]. Das Handwerk war es tatsächlich, das neben der Fischerei und Flößerei den wirtschaftlichen Einheitsgedanken am deutlichsten verkörperte. So haben die Untersuchungen von Petri[34] ergeben, in welchem Maße die Wanderungen der Gesellenverbände ein einigendes Band um Elsaß und Reich bis ins 19. Jahrhundert schlossen. Über 400 Jahre fand im Elsaß ein unablässiger personeller und kultureller Austausch durch Gesellen aus Baden, Hessen und Württemberg statt. Dieser Austausch ist eine Nachwirkung der oberrheinischen Handwerksbruderschaften, die schon seit dem 14. Jahrhundert sich herausbildeten und z. T. die erste politische Trennung überdauerten, wie z. B. die 1473 gegründete Bruderschaft der Breisgauer und Sundgauer Weißgerber, die bis 1753 ungetrennt blieb[35].

Wie stark die mittelalterliche Wirtschaftseinheit war, veranschaulichen am besten die Ergebnisse der Münzforschung. Die Geschichte der im Elsaß geprägten Geld- und Denkmünzen legt beredtes Zeugnis für den deutschen Wirtschaftscharakter dieser Landschaft ab. Der Geltungsbereich der Straßburger Verkehrsmünze z. B. umfaßte links des Rheins das Gebiet von dem sogenannten „Landgraben" (südlich Schlettstadt) bis zur Lauter, rechts des Rheins aber alles Land zwischen dem Breisgau und der Südgrenze des Bistums Speyer. Die West- und Ostgrenze waren die Vogesen und der Schwarzwald. Ebenso umfaßte der am Ende des 14. Jahrhunderts begründete Rappenmünzbund das Gebiet um Basel, Freiburg, Breisach und Kolmar[36].

II.

Es war zwingende Notwendigkeit, daß diese Lebensgemeinschaft eine politisch einheitliche Gestaltung durch einheimische wie fremde Mächte verlangen, ja geradezu herausfordern mußte, und zwar führt dabei eine unmittelbare Linie von den Römern bis zu den Franzosen. Gerade diese beiden Mächte sind stärkste Gegenbeweise gegen die politisch-taktische Behauptung, der Rhein gehöre zu den limites naturelles Galliens und Frankreichs. Römer wie Franzosen konnten sich zur Sicherung ihrer linksrheinischen Eroberungen nicht mit der Rheingrenze begnügen, sie mußten auch zur Besetzung rechtsrheinischen Gebietes schreiten. So kam es, daß die Gebiete rechts und links des Rheins nicht nur aus inneren volklichen Gründen, sondern auch durch äußeren Zwang zur politischen Schicksalsgemeinschaft herangewachsen sind.

Germania superior und das Dekumatland verwandelten sich aus

[33] Wolfhard, Bad. Heimat, 18, 50 ff.
[34] Petri, Els. Lothr. Jb., 10, 57 ff.
[35] Ebenda, 73.
[36] Cahn, Els. Lothr. Jb., 1, 12 ff.

Digitized by Google

römischem Herrschaftsgebiet in alemannischen Volksboden, der sowohl die zuvor ansässige Bevölkerung, wie auch die bald darauf eindringenden fränkischen Sieger in sich aufnahm. Während des Frühmittelalters bildet die Oberrheinebene einen Teil des schwäbischen Herzogtums. Reichsgut und Hausbesitz legt sich in der Stauferzeit quer über den Rhein; die Oberrheinlande zwischen Basel und Mainz verkörpern, wie Otto von Freising sagt, maxima vis imperii[37]. Die Habsburger sind es, die aus Hausmachtsgründen noch einmal vom schweizerischen Boden aus den Kampf um die einheitliche Gestaltung der Oberrheinebene aufnehmen. Der Basler Friede von 1499 sicherte die eidgenössische Freiheit, besiegelte aber auch damit das Ende der habsburgischen Oberrheinpläne[38] und beschränkte für die weitere Zukunft die habsburgische Herrschaft auf das vorderösterreichische Gebiet rechts und links des Rheins und auf die Landvogtei im Elsaß. Der Burgunder hatte inzwischen mit welschen und deutschen Truppen von Lothringen und Burgund her ebenfalls diese Aufgabe zu lösen versucht, auch er war gescheitert[39]. Die Eidgenossen wurden mehr und mehr in italienische und französische Politik hineingezogen, die Oberrheinlande waren für einige Zeit sich selbst überlassen.

Daß nunmehr diese Landschaft keine politische Sonderentwicklung wie die Schweiz erlebte, verdankt sie sowohl der nie vergessenen Überlieferung der staufischen Zeit in Verwaltung, Recht, Kultur[40], wie auch der Entwicklung der einheimischen Herrschaftsgebiete. Sowohl die geistlichen wie weltlichen Herrschaftsgebiete erstreckten sich fast sämtliche über den Rhein, so daß auch noch bei dieser großen politischen Zersplitterung der Einheitscharakter der Landschaft gewahrt blieb. Dazu kam schließlich noch die Tatsache, daß der oberrheinische Mensch in diesem „Paradies der Kleinstaaterei" (W. H. Riehl) immer wieder durch die Zeitläufte sich seines gemeinsamen Schicksals bewußt wurde. In gleichem Herzschlag erhob sich an der Schwelle der Neuzeit der Bauer rechts und links des Rheins, in gleicher Duldung mußte er in dreißigjährigem Kriege die Soldateska der Kaiserlichen, Schweden, Panduren und Franzosen in Hof und Flur so schalten und walten lassen, daß für das ganze Gebiet die Klage jenes Ortenauer Amtmannes Geltung hatte, der am Ende des großen Krieges in einer Eingabe schrieb: „Die Bauern sind mehrenteils verdorben, gestorben, die andern verloffen und das Land ist versoffen[41]." Der westfälische Friede brachte diesem Lande nur neuen, ja noch schlimmeren Unfrieden: Frankreich setzte sich im Elsaß fest, und mit ihm das System der Enquêtes, Protektorate, Reunionen, Reintegrationen, der Allianzen und Pensionsverträge, der pénétration pacifique. 1658 wurde der erste Rheinbund begründet, 1681 fiel Straßburg. Die Gedanken, die unter Philipp dem Schönen laut geworden waren, suchte man unter Ludwig XIV. zu verwirklichen, sie standen auch auf der Fahne der französischen Revolution und Besatzungs-

[37] Vgl. Andreas, Els. Lothr. Jb., 13, 27 ff.
[38] Vgl. Schnabel, Bad. Heimat, 15, 5 ff.
[39] Vgl. Witte, Z. G. O. Rh., N. F., 1, 129 ff.
[40] Wentzcke, Els. Lothr. Jb., 6, 129.
[41] Gothein, Z. G. O. Rh., N. F., 1, 22.

Digitized by Google

armee unserer Tage. Gemeinsam freute man sich noch im Elsaß und in Baden über die Siege Friedrichs des Großen, obgleich das Elsaß französisch war[42], gemeinsam berauschte man sich an den Schlagworten und Errungenschaften der französischen Revolution[43], gemeinsam kämpften auch badische und französische Truppen unter Napoleons Fahnen, trat doch das von dem Korsen geschaffene Baden erst 1813 aus dem Rheinbund aus[44], gemeinsam lebte auch das Erinnerungsbild an ihn im elsässischen wie im badischen Volke[45]. Badens politische Entwicklung ist auch weiterhin während des 19. Jahrhunderts so sehr durch die elsässische beeinflußt, daß der Gedanke einer politischen Vereinigung beider Rheinufer unter dem einheimischen zähringischen Geschlechte, der nach der Niederzwingung des Korsen und nach dem 70er Kriege auftauchte, nicht nur in Baden, sondern auch im Elsaß Anklang gefunden hätte.

III.

Es ist selbstverständlich, daß diese natur- und gottgegebene Einheit sich auch im rechts- und linksrheinischen Volksbewußtsein spiegeln muß und zwar nicht nur unmittelbar wie in Wort oder Schrift, sondern auch mittelbar, z. B. in der Sage oder im Lied.

Schon die Erdgestaltung drängt zu einheitlicher Erklärung der gemeinsamen Landschaft. Darum erzählt man sich in Baden und im Elsaß, daß beide Landstriche ihre Entstehung einem gefangenen Riesen oder Seeräuber zu verdanken hätten, der sich gegen seine Freilassung erboten habe, die Felsen, die den Abfluß der oberrheinischen Wassermassen hinderten, auseinander zu schieben und diese Tat auch vollbracht habe[46]. Daß der Rhein keineswegs als Grenze empfunden wird, geht nicht nur aus dem auch heute noch schwach entwickelten Grenzbewußtsein großer Teile der badischen Bevölkerung hervor, sondern auch aus der Einstellung des Elsasses. Es mag manchem erstaunlich klingen, daß in einer elsässischen Erzählung des Jahres 1932 ein Gedicht angeführt wird, das die Worte enthält:

„Inmitten rauscht der alte Rhein,
Der sagt, Ihr müsset Brüder sein,
Und schau ich Euch ins Auge klar,
So sind ich auch die Deutung wahr[47]."

Hier am Oberrhein paart sich eben mit dem Stolze auf die engere Heimat doch ein gemeinsames Rheinbewußtsein, das Johann Fischart so ausdrückt:

„Diß ist der fürnemst Nutz und frommen,
Der auß den Flüssen her thut kommen,
Die Flüß die Nachbarschaft verainen,
Welche an einen Fluß anrainen[48]."

[42] Vgl. Markwald, Els. Lothr. Jb., 4, 106 ff.
[43] Vgl. Obser, Z. G. O. Rh., N. F., 4, 212 ff.; 24, 199 ff.
[44] Vgl. Windelband, Z. G. O. Rh., N. F., 25, 102 ff.
[45] Vgl. Glock, Bad. Liederhort, I, 12 ff.
[46] Künzig, Schwarzwaldsagen, 262; Müntzer, 206 f.
[47] Meyer, Elsaßland, 12, 151 ff.
[48] J. Fischart, 21, 27 f.

Digitized by Google

Und dieses Rheinbewußtsein ist unausrottbar, denn es gründet sich auf die Gemeinschaft von Blut und Boden.

Zwar teilen die Rheinalemannen die blut- und artmäßige Gemeinschaft ursprünglich auch mit den Alpenalemannen und den Schwaben[49]. Aber das ausgehende Mittelalter stellt schon Artunterschiede zwischen diesen drei Stammesteilen fest und ganz besonders gilt dies zwischen den Rheinalemannen und den Schwaben. Geiler von Kaisersberg rechnet zwar heutiges badisches Gebiet schon zu Schwaben, aber der weitaus größere Teil der Elsässer empfindet den badischen Landstrich bis zum Schwarzwald durchaus als artgleich, so z. B. der Straßburger Arzt Hieronymus Brunswick[50] oder der Humanist Jakob Wimpfeling[51]. Dies bleibt auch weiterhin im ganzen die elsässische Einstellung, und zwar geht das nicht nur aus schriftlichen Äußerungen hervor, sondern vor allem daraus, wie Elsässer und Badener den schwäbischen Menschenschlag beurteilen.

Der Breisgau und das Elsaß kennt den Vers:

„Ufm Schwarzwald obe
Sinn die rechte Schwowe"[52]

worin Tracht, Gehaben und Gebaren bespöttelt werden. Fragen wir uns, was besonders als andersartig empfunden wird, dann ist dies vor allem die größere Geschäftigkeit und Selbstsucht des Schwaben. Der im Badischen bekannte Ausspruch eines schwäbischen Vaters, der seinen neugeborenen Sohn zum Fenster hinaushält und sagt: „Guck, Büeble, dort isch es badisch, do gohsch naa, wenn d' grouß bisch, die müsset de verhalte", klingt auch im elsässischen Liede vom „Krämersmichel aus dem Schwoweland" an[53]. Auch der Breisgauer Spruch:

„Im Schwoweland hetts bravi Lütt,
Sie ässe un trinke un zahle nit,
Sie choche ganzi Chessel voll
Un gäbe aim kain Löffel voll"[54]

spiegelt diese Stimmung wider.

Neben diese abweisende Beurteilung der Schwaben kann nur noch die der Lothringer durch die Elsässer gestellt werden, heißt es doch bei ihnen: „Über die Zaberner Steige kommt nichts Gutes herab als die Schweine[55]." „Mit dem Lothringer", heißt es im elsässischen Volksmunde, „ist nicht gut kegeln", denn er gilt als „vilain, traître à Dieu et à son prochain[56]". Daß der Lothringer mit gleicher Münze zahlt, mag der Ausspruch eines lothringischen Abgeordneten anläßlich der lothringischen Senatswahlen 1925

[49] Hefele, Mein Heimatland, 15, 65 ff.
[50] Rhenanus, Elsaßland, 11, 65 f.
[51] Crecelius, Alem., XII, 44 f.
[52] Vgl. Glock, Breisg. Volksspiegel, 151 (119); Rhenanus, Elsaßland, 11, 68.
[53] Mündel, 214 (Nr. 198).
[54] Glock, Breisg. Volksspiegel, 134 (20).
[55] Aubry, Elsaßland, 7, 269.
[56] Ebenda.

Digitized by Google

bezeugen: „Wir Lothringer sind, Gott sei Dank, keine Elsässer[57].“ Demgegenüber sind die badisch-elsässischen Grenzneckereien durchaus harmlos. Die Elsässer werden in Baden im allgemeinen „Wackes“, im Breisgau auch „Wyßbrotfrässer“[58] genannt, wozu zu bemerken ist, daß der Ausdruck „Wackes“ erst in norddeutschem Munde seinen ausgeprägt üblen Beigeschmack erhalten hat.

Der Elsässer, der sonst im allgemeinen alle Nicht-Elsässer in „Schwowe“ und „Welschi“ einteilt, beehrt die Badener mit „Gälfüßler“[59], in der Straßburger Gegend auch mit „Kühhörner“. Im Schlettstatter Ried, wo viele Badener als Knechte und Mägde in der Landwirtschaft beschäftigt sind, rühmt man zwar ihre Anstelligkeit, sagt ihnen aber auch einen störrischen Charakter nach: „zerscht kann mer Schuehnägel uf ihrem Kopf spalte; wenn sie aber emol warm sin, were sie frech wie e Lüs[60].“ Sonst aber vertragen sich Badener und Elsässer im Grunde ganz gut, sind sie doch letztlich von gleicher Art, nur daß der Elsässer unzufriedener, spöttischer und abgeschlossener geworden ist. Nicht ohne Grund nennt man das Lied vom „Hans im Schnokeloch“, worin es heißt:

„Was er hett, dies will er nit,
Un was er will, dies hett er nit“

die elsässische Nationalhymne, während umgekehrt der Elsässer das behäbig-gemütliche Lied: „Freund, ich bins zufrieden, geht es wie es will“ die badische Marseillaise nennt[61]. Die elsässische Haltung kann man nur aus der Grenzlage und dem geschichtlichen Schicksal dieses Landstriches begreifen. Hin- und hergezogen, umworben und getreten, ist er im Oberbewußtsein gegen alle mißtrauisch geworden, nur im Unterbewußtsein deutsch geblieben.

Die elsässische Dichterin Marie Hart hat mit verstehendem Lächeln in ihrer Erzählung vom „französch Himmel“[62], „alli Schattierunge vom Franzosetum“ im heutigen Elsässer gezeichnet. Neben den Innerfranzosen „d'pur sang“ stehen „les Alsaciens essentiellement français“. Mit ihnen suchen die „arig gueti, awer e bissel unbholfeni Franzose“ und die „Alsaciens sympathiques à la France“ Schritt zu halten und bemühen sich meist krampfhaft, den dunklen Punkt, daß „e Schwob“ unter den Ahnen oder Verwandten ist, zu vertuschen. Unbequemer sind die „Mueßfranzose“ und die „Alsaciens bochisants“, da sie manchmal dummerweise zu betonen wagen, daß das Elsaß mitunter heute gar noch stiefmütterlicher behandelt werde, wie man dies dem Reiche nachgesagt habe. Es ist eben doch in der Tat so, daß der Elsässer bei aller Loyalität seinem jetzigen Staatsvolk gegenüber deutlich die bindenden Kräfte gemeinsamer Kultur und Geschichte mit dem Reiche spürt. Denn es scheint nur so, als ob Grenz-

[57] Ebenda.
[58] Glock, Breisg. Volksspiegel, 153 (135).
[59] Rhenanus, Elsaßland, 11, 66.
[60] Ebenda.
[61] Ebenda.
[62] Marie Hart, Els. Erzähl., 35 ff.

Digitized by Google

lage und Geöffnetsein gegenüber dem Nachbarlande Hand in Hand gehe. Im Gegenteil, die Geschichte des linksrheinischen deutschen Volksbodens beweist, daß gerade hier meist stärkere Ablehnung gegen welsches Wesen war, als im Reichsinnern.

Der elsässische Bauer weiß eben, daß seine Ahnen nicht nur unter französischen Fahnen gekämpft und die Siege des Korsen mit erfochten haben, er erinnert sich auch stolz der Zeit, wo er selbst den deutschen Friedensrock getragen und gedenkt schmerzerfüllt seines Sohnes, der in Feldgrau und Stahlhelm im Osten gestanden und im Baltikum gefallen ist. In manchen elsässischen Bauernhäusern kann man noch ein vergilbtes Bild vom Alten Fritz sehen, wie auch in Baden zahlreiche Napoleonsbilder friedlich neben deutschen Soldatenbildern an der Wand hängen. Wie mancher Elsässer mag ab und zu sein EK. betrachten, bitter lächelnd über das offizielle französische Gerede, der Elsässer habe gekämpft „sous l'uniforme allemand avec un cour français[63]." Denn er ist sich bewußt, stets als guter Soldat gekämpft zu haben. Sein Vaterland, dessen Freiheit und Volkstum er stets verteidigt hat, ist und war ihm das Elsaß[64]. Schmerzlich empfindet er, daß er von rechts und links mit Mißtrauen beobachtet wird, „parceque nous avons eu le malheur de naître en Alsace entre deux nations dont notre pays a été la rançon"[65]. Legt er sich und seinem Nachbar die Frage vor, ob es heute dem Elsaß besser gehe, dann hört er meist Klagen über kulturelle Mißstände und wirtschaftliche Notlage. Am eigenen Leibe verspürt er die wirtschaftlichen Folgen der Schließung der deutschen Grenzen. Die jahrhundertealte Textilindustrie ist zusammengebrochen[66], deutsche Emigranten erhalten heute manchen Arbeitsplatz, der ihm vorenthalten wird. Langsam stellt er wieder manche Vergleiche an, die nicht immer zugunsten des neuen Staatsvolkes ausfallen: „Die Zite, die mer frieher ghatt hen, die henn mer nimmer, die ditsche Soldate di henn halt noch Geld doglasse" (Hagenauer Gegend).

Außer der wirtschaftlichen Verschlimmerung der Lage wird sich der Elsässer auch mehr und mehr der Bedrohung seiner kulturellen und völkischen Besonderheit gegenüber Frankreich bewußt und betont immer stärker die Notwendigkeit der Erhaltung seiner Kultur. In dem grundlegenden Manifest des elsaß-lothringischen Heimatbundes heißt es: „Wir fordern, daß die deutsche Sprache im öffentlichen Leben unseres Landes den Rang einnimmt, der ihr als Muttersprache des weitaus größten Teiles unseres Volkes . . . zukommt[67]." Man spricht es im Elsaß offen aus, daß das Sprachenproblem ein Problem der Erhaltung des elsässischen Volksteiles, eine Lebensfrage seiner Volksseele ist[68]. Der französischen Ansicht, daß Volkstum, Sprache, Sitten und Gebräuche künstliche, geschichtlich bedingte

[63] Vgl. Els. Lothr. Heimatstimmen, 12, 291 ff.

[64] Jolidon, 178: ma grande patrie de marin, c'est la mer; ma petite patrie terrestre, c'est l'Alsace.

[65] Ebenda, 254.

[66] Vgl. „Jung-Lothringen", Wochenblatt, vom 3. November 1934.

[67] Boeliß, 14.

[68] Vgl. „Els. Kurier" vom 7. November 1934.

Digitized by Google

Gebilde seien[69], steht somit die elsässische, oberrheinische, volksdeutsche Auffassung gegenüber, daß „Treue gegen den Staat nur da möglich sei, wo der Staat das Volkstum aller seiner Bürger unangetastet läßt“[70].

Gerade heute, wo in Deutschland und in Frankreich das geistige Leben sich erneuert, muß der Elsässer klar sehen, muß seine volks- und kulturpolitische Besonderheit auch im französischen Staatsverband erhalten. Die Aufgabe, gleichzeitig für den französischen Staat und sein oberrheinisches Volkstum zu leben, ist furchtbar schwer, — aber jede andere Lösung heißt für ihn sich selbst aufgeben.

Elsaß und Baden, das Land rechts und links des Oberrheins, muß sich dabei, unabhängig von der politischen Grenzziehung, wieder zusammenfinden im Bewußtsein gemeinsamen Bodens, Blutes und Aufgaben. „Wir sind der Meinung, daß in Absicht der Zeit, diese Zeit eben jetzt sei . . . und glauben, daß zu allernächst den Deutschen es zuzumuten sei, die neue Zeit vorangehend und vorbildend für die übrigen zu beginnen[71].“

Schrifttumsnachweis.

O. Boelitz, Das Auslanddeutschtum, seine Geschichte und seine Bedeutung. München und Berlin 1926.

R. Dumon, L'intelligence en face de la race. L'experience de L'Alsace. Paris 1926.

E. Fehrle, Badische Volkskunde, 1. Leipzig 1924.

– Deutsche Feste und Volksbräuche. Leipzig 1920.

J. Fischart, Bindnuß und Verain der dreyen Löblichen freien Stätt Zürich, Bern und Straßburg 1588.

W. Gley, Die Entwicklung der Kulturlandschaft im Elsaß bis zur Einflußnahme Frankreichs. Frankfurt 1932.

J. Ph. Glock, Badischer Liederhort, 1. Die historischen Volkslieder des Großherzogtums Baden. Karlsruhe 1910.

– Breisgauer Volksspiegel. Lahr 1909.

H. J. Chr. von Grimmelshausen, Der abenteuerliche Simplicissimus. Leipzig (Reclam).

E. Hardung, Vorladung vor Gottes Gericht (Bausteine zur Volkskunde und Religionswissenschaft, Heft 9). Bühl 1934.

M. Hart, Elsässische Erzählungen. Els. Lothr. Hausbücherei. Heft 5. Berlin und Leipzig 1922.

A. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands, 1. Leipzig 1922.

L. Heizmann, Die Wallfahrtsorte der Erzdiözese Freiburg in der Legende und Sage. Tiergarten 1932.

A. Hettner, Grundzüge der Länderkunde, 1. Leipzig und Berlin 1925.

P. Jolidon, Un Alsacien avec les Corsaires du Kaiser. Paris 1934.

J. Künzig, Schwarzwaldsagen. Jena 1930.

C. Mündel, Elsässische Volkslieder. Straßburg 1884.

D. Müntzer, Els. Sagenbuch. Straßburg 1910.

O. Schreiber, Wallfahrt und Volkstum. Düsseldorf 1934.

A. Stöber, Neue Alsatia. Mühlhausen 1885.

[69] Dumon, 218 f.

[70] Els. Lothr. Heimatstimmen, 8, 131 ff.

[71] Fichte, Reden an die deutsche Nation, dritte Rede.

Digitized by Google

Die Brüder Stöber und Gust. Schwab. Frankfurt 1930.
Die Zeitschriftenartikel beziehen sich auf die Zeitschriften:
Alemannia. Ztschr. f. Sprache, Lit. und Volkskunde des Elsasses und des Oberrheins. A. F., 1873 ff., N. F., 1891 ff.
Badische Heimat: Kehl und das Hanauerland, Jg. 18 (1931). Freiburg und der Breisgau, Jg. 16 (1929).
Elsaßland-Lothringer Heimat. Gebweiler 1920 ff.
Elsaß-Lothringen, Heimatstimmen, 8 (1930), 12 (1934).
Elsaß-Lothringer Jahrbuch, hg. vom Wiss. Institut der Elsaß-Lothringer im Reich. 1922 ff.
Freiburger Diözesan-Archiv. N. F., 8 (1907).
Mein Heimatland, 1914 ff.
Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 1927 ff.
Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins. N. F., 1886 ff.

Ganz besonderen Dank möchte ich auch Herrn Kößler, Karlsruhe, Herrn Lauppe, Rastatt, sowie Herrn Uibel, Lichtenau, für wertvolle Einzelauskünfte aussprechen.

Digitized by Google

Westischer Geist und deutsches Schrifttum.

Von Dr. Ernst Fehrle, Karlsruhe.

Matthias Claudius sagt einmal im Wandsbecker Boten:

„Die Gelehrsamkeit mag ehedem ein Ding gewesen sein, das den Menschen in sich zu Recht setzte, das ihn wandelte und zuchtigte, zu suchen und zu haben eine eigene innerliche Herrlichkeit, und zu verschmähen, wirklich und von Herzen, die Herrlichkeit des Bassa von drei Roßschweifen; nach dem dermaligen Lauf der Dinge ist sie ein nützliches Hausgerät, ein honnetter Filz-Hut auf dem Gelehrten, ihn wider Frost und Kälte zu decken, viel oft auch ein Parade-Hut, und zuweilen gar ein Chapeaubas-Hut, mit dem er vor dem Bassa wedelt und sich beliebt macht. Unsere Bücherschreiberei ist eitles Selbstbedürfnis, aus den oder jenen Gründen; eine Kunst, auf der Maul-Trommel zu spielen und das Publikum tanzt! und inwendig sehen Schriftsteller und Leser, Gelehrte und Ungelehrte sich einander ziemlich gleich; denn ob einer auf einen Schnurrbart oder auf eine Metaphysik und Henriade eingebildet und ein Narr ist; ob einer über einen größeren Kürbis oder über die Erfindung der Differential- und Integralrechnung hasset und neidet; kurz, ob man sich von seinen fünf Jochochsen oder von seiner Polyhistorei am Seil halten und hindern läßt, das scheint im Grunde einerlei zu sein und nicht zweierlei[1]."

Es ist ganz zeitgemäß, heute wieder einmal diese Worte zu hören. Verlangen wir doch gerade im dritten Reich die unbedingte Abkehr von einer kalten, auf dem bloßen Verstand beruhenden Wissenschaft, eine Abkehr, die Hand in Hand geht mit dem zielbewußten Sichwegwenden von dem nur westischen Geistesgut, das wesentlich verstandesbetont ist.

Wir Deutsche sind ja in dieser glücklichen Mitte zwischen den vom Trieb als Grundkraft bewegten östlichen Völkern, die instinktmäßig hinnehmen, was ein Schicksal bringt, und den vom Verstand her in ihrer geistigen Haltung bestimmenten Romanen. Fußen wir doch als Germanen wesentlich auf Gefühlskräften. Das ist eine Lebensgestaltung, bei der die Triebe nur als Unterstrom fließen, und bei welcher der Verstand lediglich sichtende Aufgaben hat und dazu die Pflicht, uns vor Gefühlsduselei und Phantastischem zu bewahren. Die Erinnerung an eine Erzählung aus dem romanischen Sprachgut einerseits, an Tolstoi und Dostojewsky — man denke an Raskolnikows Schuld und Sühne — andererseits, und im Vergleich zu beiden etwa an Gottfried Keller, an Siegrid Undset, an die Forsyte Saga oder an Alfred Karraschs Parteigenosse Schmiedecke[2], diese Erinnerung zeigt uns die genannten Unterschiede ganz deutlich. Herders Stimmen der Völker in Liedern ergeben die nämliche Dreiheit. Ein Blick

[1] Matthias Claudius' Werke, herausgegeben von Hans Franck, Deutsche Buchgemeinschaft, Berlin, o. J., 203 f.

[2] Alfr. Karrasch, Parteigenosse Schmiedecke, Ein Zeitroman, „Zeitgeschichte"-Verlag und Vertriebsgesellschaft m. b. H., Berlin W 35, 1934.

Digitized by Google

in die Witzblätter Rußlands, Frankreichs und in unsere eigenen ergänzt das Bild. Was wir gefühlsmäßig erfassen und halten wollen, rückt der Verstand nachträglich ins klare Bewußtsein und zügelt gleichzeitig die Triebe, aus denen mächtige Kräfte das Gefühlsleben als einen Mutterboden speisen. Dieser Grundhaltung entspricht es, wenn Matthias Claudius sagt, die Gelehrsamkeit solle den Menschen in sich zu Recht setzen, ihn wandeln und sittlich wertvoll machen, ihm eine eigene innere Herrlichkeit geben. Solche Haltung fordert auch unser Führer von der Wissenschaft: Selbsterkenntnis, ein unbedingtes Sichfreimachen von Gelehrsamkeit aus eitlem Selbstbedürfnis, und ein dienendes Sichhinwenden zu Volk und Staat. Das ist der politische Anteil der Wissenschaft am Aufbau zur neuen Geltung Deutschlands in der Welt.

Es wäre nun leicht, schlechte deutsche Proben aus dem westischen Einflußkreis aufzuzeigen und sie in billigen Gegensatz zu germanisch-deutschem Reichtum zu stellen. Nehmen wir auch in dem, was heute vergangen ist und Gegenbeispiel zunächst gute Lese.

Alice Berend fängt ihren Roman „Matthias Senfs Verlöbnis"[3] so an:

„Zwei Ringe sind das Wahrzeichen der Ehe. Jeder einem der Teilnehmer passend. Doch selten von gleichem Maß.

Symbole wirken. Kein Wunder, daß es in allen Dingen des Ehestandes zwei Meinungen gibt. Jede einem der Teilnehmer passend, doch selten von gleicher Art.

Auch der Lebensbund, dem Matthias Senf sein Dasein verdankte, machte darin keine Ausnahme.

Wenigstens nicht zu Anfang. Nicht zu der zarten Zeit, wo Matthias noch hilflos den Mächten der Vererbung preisgegeben war.

Später, als er laufen und sich selber ärgern konnte, war dies allerdings nicht mehr der Fall. Da schien es in seinem Elternhaus nur eine Meinung zu geben. Da sagte der Vater still und sanft auf alles, was die Mutter vorschlug: ‚Wie du meinst, Helene'.

Gewiß ein einfacher Satz. Aber auch er hatte gelernt sein wollen ..."

Die Lesung dieses Anfangs stellt lediglich Anforderungen an Witz und Verstand, recht für einen kleinen Zeitungsspott, nicht als Romanbeginn. Der sittliche Relativismus, in dem die Familie gesehen wird — gewiß nicht als Grundlage eines Aufbaus von Volk und Staat im nationalsozialistischen Sinne — ist wohl bezeichnend für den Strom, in den eine deutsche Leserschicht hineingelotst wurde. Alice Berend fährt fort:

„Im Stachelgehege der Familie kommt selten jemand zu seinem vollen Recht. Der gleiche Vetter, der von der Tante zum Genie erklärt wird, weil er mehr Salz zur Suppe schüttet, als es Großväterchen jemals getan, kann in den Augen des Onkels ein Idiot sein, weil er vor nachlaßfähiger Verwandtschaft zu äußern wagte, daß Geld nicht glücklich macht.

Über Matthias gingen die Meinungen nicht so stark auseinander. Man war sich einig, daß er ein Greuel war. Und zwar ein ganz aus der Familie geschlagenes.

Worüber man sich uneinig blieb, war nur die Frage, woher Matthias zu dieser Wesensart gekommen sein könnte.

Viele Jahre hindurch würzten die scharfen Debatten darüber alle Familienabende. Bei denen man sich nur beim Kommen und Gehen zu küssen pflegte.

[3] Albert Langen, München, 1918.

Digitized by Google

Die Großeltern glaubten nicht an Vererbung. Die Tanten meinten, daß auch der erbbelastetste Mensch erziehbar sei. Die Mutter war überzeugt davon, daß der Charakter dem Kinde, ähnlich dem Kauwerkzeug erst später wachse. Und der Vater sagte: ‚Wie du meinst, Helene.'

Das war nicht unmenschlich gehandelt. Niemand ist verpflichtet, sich selber anzuklagen."

Lesestoff für den übersatten Spießer oder den vornehmen Kaffeehausliteraten nach reichlicher Tafel zwischen englischen Zigaretten und „diversen" Verdauungslikören. Die dritte Probe:

„In einem Punkte hatte die Familie unfraglich recht: Matthias war nicht wie die meisten. Er gehörte nicht zu der großen Akrobatenmasse, die auf der erbbar-schrägen Lebensbühne das Glück in unermüdlichen Verrenkungskünsten zu packen sucht.

Er nannte das Glück einen Kragenknopf. Daß es nie zu finden sei, wenn man es suche, und uns im besten Fall im Nacken sitze."

Das genügt für die Weltanschauung und Auffassung des Lebens nach westischem Muster.

Hat nicht Wilhelm Raabe etwa aus den nämlichen westischen Einflußgebieten heraus eine ähnliche geistige Haltung? Eine Probe zum Vergleich: Im Hungerpastor[1] heißt es:

„Es war der vierundzwanzigste Dezember und alle die jungen Damen, welche Pantoffeln- und Zigarrenkaschen und Polster und Kissen für den Rücken gestickt hatten — die Seelen der Männer, der jungen und alten zu fangen, nach dem Wort des Propheten Ezechiel im dreizehnten Kapitel, Vers siebenzehn und achtzehn, waren fertig mit ihrer Arbeit und erwarteten ihrerseits die Dinge, die da kommen sollten. Es warteten sehr viele Leute — große und kleine — auf kommende gute Dinge, — der Himmel war am Morgen und Mittag so blau, wie man es sich nur wünschen mochte, die Sonne bestrahlte glitzernd die weiße Weihnachtswelt und färbte sich erst am Nachmittag glutrot, als sie in den aufsteigenden Nebel hinabsank. Es schien, als ob die Sonne es wisse, daß hunderttausend Christbäume auf ihren Niedergang warteten, und es schien, als ob sie gutmütigfroh ihren Lauf beschleunigte. Um fünf Minuten nach vier Uhr war das letzte Stückchen feuriges Gold hinter dem Horizont versunken, — der heilige Abend war da, war endlich gekommen, nach dem sich Millionen Kinderherzen so lange nach ihm gesehnt hatten. Um fünf Uhr läuteten alle Glocken im Lande den morgigen Festtag ein, und die Kuchen waren fertig; es wurde Friede in der Brust auch der scheuereifrigsten Hausfrau. Um sechs stand jeder festlich geschmückte Tannenbaum in vollem Lichterglanz, und wer noch froh und glücklich sein konnte, der war es gewißlich um diese Stunde, in welcher sich das Himmelreich derer, die da sind wie die Kinder, auch dem trübsten Blick öffnet und das dunkelste Herz hell macht."

Scheinbar fängt Raabe auch mit Spötteleien an, es ist aber nicht die Familie als solche, die er angreift, sondern allerlei Gefühlsduselei und unsachlicher Krimskams, von denen weg der Dichter wahrhaft schnell genug zum Wesentlichen — einer Hebelschen Verbundenheit des geringsten Erden-

[1] Wilhelm Raabe, Der Hungerpastor, Deutsche Buchgemeinschaft, Berlin, o. J., 432. Vgl. Ernst Fehrle, Aus W. Raabes Werk, Oberd. Zeitschrift f. V., 6, 1932, 73 ff.

Digitized by Google

wurmes mit dem Weltall selber — und zum Bejahen des Beglückenden kommt. Wer die folgende Schilderung der Weihnachtsfreude auf Gut Grunzenow kennt, ist darüber nicht im Zweifel.

Ich habe Wilhelm Raabe deswegen gewählt, weil er als norddeutscher Verstandesmensch gilt und in Wirklichkeit doch nur zu den deutschen Bären gehört, die ihre ganze reiche Gefühlswelt entweder unter einer Eigenbespöttelung, oder, wie seine Neunköter, unter eitel Grobheiten verstecken müssen, weil sie sich ihres Reichtums vor Andern, Ärmeren schämen:

„Spaaß möt sin, säd de Buer und kettelt sin Fruu mit de Meßfork" (Spaß muß sein, sagt der Bauer, und kitzelt seine Frau mit der Mistgabel), sagt der Volksmund.

Bei Wilhelm Raabe muß man noch etwas bedenken. Gelegentlich hängt seiner Sprache noch ganz deutlich das steif gewichste Aufklärungszöpfchen hinten an. Und doch weiß gerade er sehr wohl um das bedingungslose Jasagen zum Leben, wenn wir ihm nur ganz auf den Grund seiner Seele schauen.

Darin liegt die Verbundenheit des einfachen Menschen mit dem Weltganzen und Weltablauf. Verbundenheit nicht durch den Verstand, sondern aus der blutsmäßig erfühlten Notwendigkeit des so- und nicht anders-Geschehenmüssens. Die Welt wird nicht dadurch beherrscht, daß der Mensch vom Hirn aus die Wertigkeit der einzelnen Dinge in Prozenten ausrechnet und damit die Überschau zu haben meint, die frei macht von der Angst vor den Dingen, sondern daß man die Notwendigkeit eines Gesamtablaufs erspürt und nach dem Satz, daß Gemeinnutz vor Eigennutz geht, — jetzt einmal weltanschaulich gedacht — sich willig dienend dem Ganzen einordnet, ohne sein Herrentum zu verlieren, das einem Jeden in seinem kleinen Ablaufraum unbenommen bleibt. Das ist bäuerlich urwüchsige Verbundenheit, wie sie uns im guten Schrifttum, das zur Welt Ja sagt, überall begegnet, auch außerhalb des Bauerntums. Nicht nur inhaltlich wirkt sie sich aus, auch im Stil spüren wir sie. Wer so wie Raabe diese Gemeinschaft spürt, der hat das Recht und sogar die Pflicht, aus seinem derben, naturnahen Durchverbundensein heraus alle gefühlsduseligen Zöpfe abzuschneiden, ein Recht, das wir denen, die nur Nein zur Welt sagen, nicht zugestehen, da sie keinen Unterschied kennen zwischen Gefühlsgröße und deren Zerrbild aus Mangel an Kraft.

Westischer Einfluß hat von jeher unser Deutschtum bedroht, hat aber dank der alten Stämme, die an unsres Reiches Westgrenze sitzen, im ganzen doch wenig Eingang gefunden. Er mußte sich schon von den Großstädten aus in kleinen Rinnsalen und geleitet durch Fremdstämmige ins deutsche Wesen hineinschleichen.

Ein besonders in seiner Eigenart verharrender, hartlebiger Stamm an der Grenze sind die Alemannen. „Doo hät min Vadder gmiggel (gebremst) und doo mick ech und wenn's bäarguf (bergauf) goot", sagt der alemannische Bauer und bezeichnet damit sein Festhalten an Art und Gesinnung. Die blutmäßig gespürte Abwehr gegen jede Überfremdung und ein bis zum Starrsinn (bei kleineren Geistern Eigensinn) gesteigerter Wille, in Väterart

Digitized by Google

zu bleiben, machen den Alemannen auf der einen Seite mißtrauisch gegen alles, was von draußen hereinkommt, machen ihn aber auch hellhörig und feinfühlig gegen jede Übertölpelung. Er läßt sich nicht leicht was vormachen. Sagt doch schon Fischart im 16. Jahrhundert in seiner zeitgemäßen derben, aber bezeichnenden Art:

„Ein Scheißhauß ist ein Scheißhaus, wann man es schon wie ein altar bawet[5]."

In diesem Beispiel zeigt sich auch noch eine andere alemannische Eigenschaft, die den Stamm wohl befähigt, in dem Zustrom aus der Außenwelt sicher zu stehen: Die gute Mischung seiner Geistesgaben, mit Humor als Weltanschauung Dinge zu beherrschen, die einen im Wesen nicht berühren, und andererseits Kraft und Kampflust genug zu dieser gelassenen Seelenhaltung dazu zu besitzen, um die Dinge, die zu bekämpfen sind, satirisch zu sehen und zu bändigen.

Der Franke, zumal der Pfälzer, steht dank seiner unermüdlichen Geschäftigkeit — er muß ja immer und überall mit dabei sein — viel mehr als je ein Alemanne im Mittelpunkt des Geschehens, erzeugt, um beim Bild des Stromes zu bleiben, selbst die Wirbel im klaren Fließen, als daß er in so ruhiger Überschau die geistige Welt gelassen erobern und ruhig beherrschen könnte. Er neigt daher viel eher zu Witz und Groteske, während der Alemanne beim Humor als Grundhaltung bleibt, auch wenn es einmal ein grimmiger Humor ist. Das zeigt uns schon Ekkehard I., der Mönch von St. Gallen, in seinem Waltharius um 925. Der verfolgte Walther hat Gunther ein Bein abgeschlagen und Hagen das linke Auge herausgehauen, er selbst verlor die rechte Hand:

„Hier lag des Königs Schenkel, hier Walthers rechte Hand,
Dort Hagens zitternd Auge . . ."

Trotz dieser scheinbar verzweifelten Lage sehen sie ihr Unglück dem Weltgeschehen gegenüber klein und unbedeutend und ziehen einander fröhlich darüber auf. Ähnlicher Humor liegt über den Kämpfen des Hochmittelalters im kleinen Rosengarten, besonders in der Gestalt des Mönchs Ilsan. Wenn im Nibelungenlied Siegfried kurz vor seinem Tode einen gefangenen Bären unter die Küchenfeuer und Köche springen läßt, so ist auch das kraftbewußter, gutmütiger Humor echt deutscher Art. Das hat sich bis auf den heutigen Tag vererbt. Ein Beispiel: Ein Mann sitzt beim Zahnarzt, das Kinn fest auf die Brust gedrückt, der Doktor bohrt und bohrt in einem der unteren Backenzähne endlos zu. Auf einmal hält er inne, beschaut den Bohrer und frägt den Mann, ob er schon einmal eine Goldplombe in dem behandelten Zahn gehabt hätte. „Nei, Herr Doktor", ist die Antwort, „de wäaret uf's Krageknöpfli kumme sii".

Wenn man mit dieser gesamtdeutschen humorvollen Haltung den Witz der Franzosen vergleicht, so ist das etwas wesentlich anderes. Aus der Freude am Wortspiel, am geistreichen Gedankenblitz heraus wird westlich des Rheins die Lachlust geweckt. Ein Beispiel soll genügen: Im Anfang

[5] Dr. Otto Wacker, Studien über die groteske Satire bei Johann Fischart, 1927, 16.

Digitized by Google

des Krieges fragten die Franzosen, warum die Deutschen so vorwärts kämen. „Sie hätten eine tête carrée, die Franzosen nur einen Poincaré", lautete die französische Antwort.

Diese unterschiedliche Haltung weist O. Wacker schon für Fischart und sein Vorbild nach:

„Rabelais, Fischarts großes Vorbild, ist nur Skeptiker, nur Spötter im Sinne Voltaires. Fischart ist ein Kämpfender; und zwar ein protestantisch Kämpfender. Rom und die Mächte des Mittelalters sind für Rabelais Gegenstand seiner Ironie, seines Witzes und seiner Karikatur. Für Fischart waren sie Gegenstand erbitterten Kampfes. Rabelais war ein einzelner gegen eine Macht, Fischart ein Kämpfer für viele Gleichgesinnte." (A. a. O. 148.)

So zurückhaltend der Alemanne ist, so schlagfertig ist er aber in der Abwehr:

„Inn betrachtung das Cardanus schreibet, die Teutschen seien darumb solche Ochssen und Kälber, weil sie viel Milch essen: So wird er gewiß Treck gesogen haben, weil er so ein wüst Maul hat . . ." (A. a. O. 97.)

Das, was deutsche Art des Mittelalters war und was uns vor allem am alemannischen Beispiel aufgezeigt wurde — Fritz Reuter schildert es ebenso und in ähnlicher Weise besitzen es andere deutsche Stämme, die gesund geblieben sind —, das war Aufgabe unserer Künstlerwelt, hineinzuhorchen ins deutsche Volk, sein Wesen zu verstehen und uns das ins klare Licht zu heben, was wir verschwommen nur ahnten. Wilhelm Raabe, Gottfried Keller und manche andere aus der Blütezeit des 19. Jahrhunderts haben das getan.

Dieser ihrer Verantwortung waren sich aber die deutschen Dichter um die Jahrhundertwende und vor dem dritten Reich meist nicht mehr bewußt. Statt aus den Aufgaben, die Blut und Boden stellen, das herauszuholen, was aufwärts führt, zeigen sie Abstieg, Zerfall und krankhafte Verwilderung. Es ist daher kein Wunder, wenn damals die Staatsanwälte Literarhistoriker wurden[6] und kriminalpsychologische und pathologische Studien zu Gerhart Hauptmanns Dramen schrieben, wenn „physiologische Psychologie, Kriminalpsychologie und Psychiatrie Anwendung auch bei Analyse und Kritik der schönen Literatur" fanden[7]. So war es zur Zeit des Hochnaturalismus.

Zu dem Bloß-Westischen kommt dann in der Folge noch der jüdische Zersetzungsgeist, der unsere gestrige Welt packte und bis in die heutige hineinreicht. Haben doch unsere deutschen Schriftsteller nicht gemerkt, daß sie im fremden Geiste und mit fremden Zungen reden. Einige Proben aus einem Soldatenroman von 1931[8]:

„Sang nicht jemand in der Ferne? Und was für ein komisches Lied! Ich dachte erst, am Ausgang des Waldes stünde ein Invalide, der mich jetzt schon ermuntern wollte. Ziemlich derb stellte ich ihn mir vor: Mit einem wurmstichigen

[6] Erich Wulffen, Gerhart Hauptmanns Dramen, kriminalpsychologische und pathologische Studien, 2, 1911, Berlin-Lichterfelde, P. Langenscheidt.

[7] Ebenda, 8.

[8] Emil Belzner, Marschieren — nicht träumen, zerstörte Erinnerung, Roman, Gebrüder Enoch Verlag, Hamburg, 1931, 11.

Digitized by Google

Holzfuß und soundsovielen lächerlichen Medaillen. Der ganze Wald wurde zu einem Heer von Riesenholzfüßen, das auf einen geheimen Marschbefehl wartete. So ein Spätsommertag ist ein gefährlicher Tag; da stehen die inneren verzückten Bataillone auf; selbst Bäume, Täler und Berge möchte man gegen den allgemeinen Feind aussenden. (Nur Gewalt hilft! nur Gewalt!)"

So sieht der Kraichgauer Hügellandherbstwald im Hirne eines jüdisch-kommunistisch verseuchten Deutschen aus. Den ehemaligen Reiteroffizier aber läßt er so erzählen[9]:

„Unser Kommandeur ist bei Mülhausen gefallen." „Von mir aus in der Türkei." Richard blickte mich groß an aus seinen stechenden Augen: „Ganz recht, von mir aus noch viel weiter fort — oder hier in diesem Städtchen. Als ich ihn tot vom Pferd sinken sah, wünschte ich ihm ‚angenehme Ruhe'. Obwohl jener Tag furchtbar und verlustreich für uns war, fühlte ich mich allen Vorgängen gegenüber als wohlwollender Urgroßvater; dabei hatte ich einen blutigen Säbel in der Hand, dabei war mir der Helm durch einen Schlag über den Kopf getrieben."

Von sich selbst sagt dieser Literat:

„Wenn ich eine Todesanzeige sehe, fällt mir sofort der passende Nekrolog ein, je nach der Größe der Anzeige, je nach dem Wasserstand. Wir sollten in Deutschland überhaupt nur noch Nekrologe schreiben. Uns gehören Tränen mit Stecknadeln unter die Augen geheftet; aus unsern Häuptern sollten Blumen sprießen, aus unsern Taschen Efeu; Maulwurfshügel sollten unsere Brust schmücken und unsere Nasen Wachstropfen, als die Warzen der Einkehr und des guten Willens, als die Narben der Gewaltlosigkeit[10]."

Diese Proben genügen wohl, besonders wenn man ihnen die Kritik eines anderen seiner Romane, welche die Frankfurter Zeitung — vom selben Geist besessen — schrieb, hinzufügt:

„Die Pracht dieses Zynismus, dieses Spottes, dieses Vorbeiführens ist herrlich, sicher, zwingend, überlegen und unbekümmert. — Gesegnet sei der Teufel, dessen Wort im letzten Vers noch so nach Teufel und nach Dichter riecht, wie es im ersten und in jedem tut[11]."

Diese wüsten Worte, aus ein paar hundert Seiten wahllos herausgeschrieben, sollen auch außer der Gegensätzlichkeit zu gutem deutschem Schrifttum, außer ihrer Beweiskraft für westisch-jüdisch verseuchten deutschen Geist zeigen, warum der Nationalsozialismus den Intellektualismus so heftig bekämpft. Nicht das Geistreichsein allein ist es, niemals Bildung und hohes Wissen, die Anstoß erregen — das behaupten nur unsere Feinde —. Es ist etwas anderes: es ist Geist ohne sittliche Haltung, ohne seine Anwendung im Dienste der Politik, des deutschen Menschen und Staates[12]. Je mehr jemand weiß, je besser er die Welt und ihre Dinge

[9] Ebenda, 26.

[10] Ebenda, 100.

[11] Ebenda, letzte Anzeigeseite des Buches.

[12] Andreas Hohlfeld, Der Versuch einer Auseinandersetzung mit dem Geist des Westens, Volk im Werden, herausgegeben von Ernst Krieck, 2, 1934, 100 ff. Kulturströmungen im neuen Deutschland, Vortrag, gehalten in Genf in der Sommerschule der Ligen des Völkerbundes im August 1934 von . . . . . : Die deutsche Höhere Schule, herausgegeben von Benze, 1, 1934, 10 ff.

Digitized by Google

überschaut, um so größer ist die Verpflichtung seinem Volk gegenüber, die aus deutschem Blut und Boden erwachsene Pflicht an der Gemeinschaft. Mit anderen Worten: Das, was der einfache SA.-Mann blutsmäßig nur erspürt und seinem Führer gläubig sicher nachtut, hat der Gebildete ins Licht des Bewußtseins zu heben und mit der Kraft eines Propheten vorzutragen im Kampfe um die deutsche Zukunft. Noch anders gesagt: Der Nationalsozialismus verlangt vom Künstler und Wissenden, daß ihm aus Überschau und Bildung ein Höchstmaß sittlicher Pflicht erwachse, verlangt, daß Geistreichsein, Wissen, künstlerisches Schauen und sittliche Größe untrennbar beisammen sind und gemeinsam wirken. Alles für Deutschland! Wo aber diese sittliche Kraft und Haltung dem Geiste fehlt, da ist der Bloß-Intellektuelle, ein Schädling am Volkskörper, da ist solch teuflischer Zynismus, wie ihn die Frankfurter Zeitung seinerzeit angepriesen.

Über Brunnengenossenschaften.

Ein Beitrag zur pfälzischen Volkskunde.

Von **Albert Zink**, Erdesbach (Pfalz).

Im dörflichen und städtischen Leben der alten Zeit hatte das Wort Nachbarschaft noch seinen rechten Sinn. Wenn auch schon damals allerlei menschliche Schwächen den Wermutstropfen in die Behaglichkeit des Lebens gossen und der so oft für notwendig erachtete Hinweis auf „die gute alte Zeit" in vielen Fällen doch recht fragwürdig erscheint, so läßt sich nicht leugnen, daß die freiwillig geschaffene Bindung zur schöpferischen Gemeinschaft größer war als heute, da wir wieder um sie ringen. Albert Becker hat in seinem Buch „Pfälzer Frühlingsfeiern" auf die volkskundliche Bedeutung der Genossenschaften im Leben des pfälzischen Volkes hingewiesen. In den Bereich dieser Forschung gehört auch die Brunnengenossenschaft, die im geselligen Leben der Stadt eine Rolle spielte und lebenswichtigen Zwecken diente. In den Archiven der pfälzischen Städte mag noch mancher wertvolle Stoff zu dieser Frage ungehoben ruhen, da bisher nur die Brunnengenossenschaft zu Kaiserslautern bekannt geworden ist. (J. Küchler in den Pfälz. Geschbl., 1906, S. 90.)

Daneben liefern Arnim und Brentano in ihrem 1806/08 erschienenen „Wunderhorn" aus außerpfälzischem Gebiet folgenden Beitrag zu unserem Thema: „In Kreuznach und andern Städten am Rhein werden um Johannistag die Brunnen gereinigt und neue Brunnenmeister gewählt, wobei sich die Nachbarn versammeln und, nachdem sie manche nachbarliche Angelegenheit besprochen, ein kleines Fest geben. Am Tag des Festes ziehen die Kinder in der Nachbarschaft Eier sammelnd herum, die sie in einem

Digitized by Google

mit Feldblumen geschmückten Korbe auf Blätter legen und sich abends zu einem eignen Fest backen lassen. Bei ihrem Eiersammeln singen sie das folgende Lied:

„Gärtlein, Gärtlein, Brunneneier!
Heute han wir Johannistag,
grün sind die Lilien,
rufen wir Frau Wirtin an!
Drauß auf der Legen
steht ein Korb voll Eier.
Sind sie gebrochen,
gebt mir euere Tochter!
Sind sie zu klein,
gebt mir zwei für ein.
Strih, strah, stroh,
heut übers Jahr
sind wir alle miteinander wieder do!"

Darüber hinaus bin ich nun in der Lage, weiteren Stoff zu der Frage der Brunnengenossenschaften, die übrigens auch in andern Teilen Deutschlands bekannt sind, beizutragen. Vor einigen Jahren fiel mir aus Meisenheimer Privatbesitz das dortige Brunnenbuch in die Hände, das aus dem Jahre 1634 stammt und die Zeit von rund 200 Jahren umfaßt. Es enthält zunächst die vom Stadtrat zu Meisenheim am 5. Juli 1634 erlassene Ordnung des Marktbrunnens, dann die Inventare der Brunnen, Nachrichten über die Brunnenmeister, die Brunnengelage und anderes, über das unten noch zu sprechen sein wird.

Die Brunnenordnung bestimmte in der Hauptsache die Pflichten der Brunnenmeister eines jeden Brunnens und umschrieb den Aufbau der Genossenschaft und das Verhältnis zwischen ihr und ihren Mitgliedern. Nach der Brunnenordnung hatte der Brunnenmeister von allen Brunnengenossen „oder Häusern", die zu dem ihm unterstellten Brunnen gehörten, ein Verzeichnis aufzustellen. So betrug die Zahl der Genossen beim Marktbrunnen im Jahre 1776 44 Genossen. Der Brunnenmeister hatte über sie Befehlsgewalt, er rief sie zum Reinigen des Brunnens, er konnte sie zu andern Brunnenarbeiten in Anspruch nehmen und zur „Ergötzlichkeit" seiner Untergebenen diese zum Brunnengelag einladen. Im übrigen war ihm das Inventar, Seil, Bütten, Rolle und Kette, in Obhut gegeben. Er setzte sich der Bestrafung aus, wenn er diese Dinge in eigenen Gebrauch nahm oder anderen auslieh. Berief er die Genossen zu besonderen Gelegenheiten am Brunnen zusammen, so mußte die Einladung hierzu am Abend vorher erfolgen, wogegen diese beim Fernbleiben einen triftigen Grund anzugeben hatten. Wurde der Brunnen gereinigt, so mußten, um der Wassernot bei einem Brandfalle vorzubeugen, am Brunnen zwei oder drei „Bergbütten" mit Wasser gefüllt bereit gestellt werden.

Es scheinen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in Meisenheim nur zwei Brunnen, der Markt- und Adlerbrunnen, vorhanden gewesen zu sein, denn noch 1792 wurden zwei Brunnenmeister gewählt. Ihre Amtszeit begann mit dem Johannistag und endete am gleichen Tag des folgenden

Digitized by Google

Jahres. Sie wurden von den Brunnengenossen beim Brunnengelag gewählt und hatten für den Fall, daß sie ihres Amtes ledig wurden, „wie ihre Vorfahren", 10 Batzen in die Genossenschaftskasse zu zahlen.

Das Amt eines Brunnenmeisters scheint wegen der damit verbundenen Ehre sehr begehrt gewesen zu sein. Das geht daraus hervor, daß die Bewerber das Amt gewissermaßen käuflich an sich brachten, indem sie den Genossen allerlei Stiftungen in Form von Lebensmitteln und Getränken in Aussicht stellten, wenn die Wahl sie treffen sollte. In einem Falle bewegte sich das Gebot zwischen einem Maß und einem Viertel Wein. Als dann ein anderer einen Schinken bewilligte, einigte man sich auf ihn und „1776 ist vermelter Schunken im Beisein der ehrsamen Brunnengenossen verzehret worden". Apotheker Simon gab mit der folgenden Bemerkung im Brunnenbuch den Bürgern einen zarten und erfolgreichen Wink: „Wenn mir Gott das verleiht Brunnenmeister zu werden, so will ich der sämtlichen Gesellschaft zwei Wiener Laxiertränklein zum besten geben."

Das Brunnengelag fand nach der Reinigung des Brunnens nach unserer Quelle nicht immer am Johannistag statt, recht häufig fiel es auch auf einen andern Tag im Juli. Dieses „Imbs", das gewiß einen Höhepunkt im alltäglichen Einerlei des Lebens bildete, fand am Brunnen statt, nachdem der Brunnenmeister die „gehörige Notdurft" dafür herbeigeschafft hatte. Zur Teilnahme konnte jedoch niemand gezwungen werden. Es ist verständlich, daß bei einem solchen Feste die Ausgelassenheit oft die Grenzen, die einem ehrsamen Bürger gesteckt waren, überstieg und der Geselligkeit mancherlei Abbruch tat. Deshalb bestimmte Punkt 7 der Brunnenordnung: „Welcher sich bei dem Brunnengelag mit unnützen groben und unzüchtigen Worten und Werken, item Flüchen, Schwören, Gottes Namen lästern und die Gaben Gottes mißbrauchen würden, der soll in die Almoß einen halben Gulden und den Brunnengenossen in die Irrten einen halben Gulden Straf verfallen sein, da aber ein oder der andere ein Hader oder Zank erweckt oder verursacht, es wäre nüchtern oder trunkener Weis, der soll den sämtlichen Brunnengenossen ein Gulden verfallen sein und dazu die Verbrechung zu grob, item Scheltworte oder Schlägerei vorgangen wäre, in unserer gnädigen Herrschaft und der Stadt Strafe stehen."

Am Tage nach dem Brunnengelage traten die Genossen zu bestimmter Stunde zur Rechnungsablage und zur Prüfung der Mängel und Schäden am Brunnen noch einmal zusammen.

Die weiteren Punkte der Ordnung beschäftigen sich mit der Reinhaltung der Brunnen. So sollte niemand „stinkende Krautfässer" aufstellen oder Windeln und „ander unflätiges Zeug" dort waschen. Zum Schöpfen sollten nur die Brunneneimer benützt werden und den Kindern war besonders aufgetragen, mit der Rolle und den Ketten „nicht so ungestüm" zu verfahren.

Der Brunnenmeister hatte strenge darauf zu achten, daß niemand, der nicht zur Genossenschaft gehörte, am Brunnen Wasser holte, es sei denn, daß er das „Kruggeld" in Höhe von einem Batzen pro Jahr zugunsten der Genossen entrichtete. Kruggeld wurde auch von den Bierbrauern erhoben und zwar von jedem „Gebräu" Bier 15 Kreuzer, wenn sie nicht und

Digitized by Google

10 Kreuzer, wenn sie, wie es in diesem Falle heißt, zum Brunnengelag gehörten. Neu hinzu gekommene Bürger zahlten, wenn sie einen Brunnen zugewiesen erhielten, den sogenannten Einstand, dessen Art und Höhe verschieden war, eine Verpflichtung, die noch heute im dörflichen Leben in den auf Freiwilligkeit aufgebauten Genossenschaften („Jungvolk", Straußbuben) sich erhalten hat.

Das Meisenheimer Brunnenbuch schließt mit dem Jahre 1829, wohl deshalb, weil kein Grund mehr zur Aufrechterhaltung der Genossenschaft vorhanden war, in einer Zeit, in der der einzelne in der Wasserversorgung zur Selbsthilfe gegriffen hatte. Aber in den Dörfern, in denen noch keine Wasserleitung vorhanden und das Graben von Brunnen mit Schwierigkeiten verbunden ist, klingt bei der Inanspruchnahme der Gemeindebrunnen noch manches von der alten Brunnengenossenschaft nach.

Auf Grund der uns zur Verfügung stehenden Quelle läßt sich sagen, daß die Meisenheimer Brunnengenossenschaft eine aus einem praktischen Bedürfnis heraus geschaffene Einrichtung war, auf die die Stadtverwaltung keinen Einfluß auszuüben suchte. Das geht schon daraus hervor, daß die von der Genossenschaft ausgesprochenen Strafen nicht der Stadt, sondern der Genossenschaft zugute gekommen sind. Ich neige daher der bisher in der pfälzischen Literatur vertretenen Ansicht zu, nach der die Brunnengenossenschaft eine nachbarschaftliche Organisation war, die ihren typisch genossenschaftlichen Ausdruck im Brunnengelag, dem „Imbs", gefunden hatte, das in ähnlichen Verbänden immer wieder vorkommt.

Digitized by Google

Oberdeutsches Spruchgut in der Pfalz.

Ein Beitrag zu einer vergleichenden Spruchkunde.

Von Otto Bertram, Nußdorf (Pfalz).

In einem Grenzgebiet, wie es die Rheinpfalz ist, wurde die Frage nach der stammesmäßigen Grundart der Bevölkerung, wie die nach Abgrenzung heutigen oder früheren stammlichen Volkstums (Mundart, Brauch, Sachgut), immer wieder gestellt, seit es eine wissenschaftliche, volkskundliche Betrachtungsweise gibt. Der Weg der dabei meistens beschritten wurde, beschränkte sich darauf, besonders an Hand mundartlicher Erscheinungen oberdeutsche Eigenart festzustellen. In der Tat berührt sich ja das südliche Grenzgebiet, besonders auch das der südlichen Vorderpfalz, das p im Inlaut verschoben hat, eng mit dem angrenzenden elsässischen Gebiet und tritt in einen deutlich fühlbaren Gegensatz zur sonstigen Mundart der Pfalz. Es sind aber meist nur Einzelerscheinungen, die man feststellen kann. In den wenigsten Fällen können sie nachweisen, daß im Raum des heutigen Vorkommens nun auch tatsächlich oberdeutsche Grundbevölkerung sitzt. Die Ansichten, die man nach den Erkenntnissen neuerer, mundartlicher und volkskundlicher Arbeiten heute über Kräfte und Bewegungen hat, lassen es zweifelhaft erscheinen, ob überhaupt Vorhandensein stammlicher Eigenarten schon auf die stammliche Beschaffenheit der Bevölkerung selbst hinweist. Es ist so nicht zu verwundern, daß man die Volksgrenze zwischen Rheinfranken und Alemannen heute viel weiter nach Süden als früher, nämlich in die Gegend von Rastatt verlegt[1]. Gerade die Erkenntnis der starken Bewegungskräfte, die auf der Rheinstraße von Süden nach Norden wirkten, stärkt die Ansicht, daß auf solche Weise oberdeutsches, besonders alemannisches Volkstum auf den Südrand des fränkischen Stammesgebietes übergriff.

Die folgenden Ausführungen nun wollen eine bisher noch nicht allgemein angewandte Betrachtungsweise, die räumliche Spruchvergleichung zur Klarlegung einiger Beziehungen zwischen Rheinpfalz und Oberdeutschland benützen. Die räumliche Untersuchung des Spruchgutes steht freilich auf ganz anderer Ebene, als die Vergleichung mundartlicher Eigenheiten. Vor allem können aus den Erkenntnissen, die uns die Betrachtung der heutigen Spruchverbreitung gewährt, nur selten Schlüsse auf zeitlich weit zurückliegende Verbindungen gezogen werden. Denn trotz großer Beständigkeit vieler Sprüche treten doch in den einzelnen Gebieten eigene Formentwicklungen auf, die frühere Beziehungen zwischen Gebieten gleichen Vorkommens stark verwischen. Die Formnähe der folgend angeführten Sprüche aus der Pfalz mit solchen aus Oberdeutschland kann also nur auf

[1] Christmann, E.: „Rheinfranken und Alemannen" in „Die Westmark", 1933/34, 6, S. 294—98.

Digitized by Google

Übertragung in jüngerer Vergangenheit hinweisen, die wir zur Zeit der großen oberdeutschen Einwanderung um 1700 annehmen müssen.

In der Vergleichung von Spruchvorkommen ist man viel stärker auf Einzelvorkommen angewiesen, als in der Mundartverbreitungskunde, da einmal die Verbreitung von Ort zu Ort, dann aber auch innerhalb der Orte weit geringer ist. Eine Abhängigkeit zwischen zwei Gebieten, in denen ein gleicher Spruch vorkommt, ist dann gut zu erkennen, wenn der Spruch außerhalb der Gebiete wirklich selten ist und Formgleichheit oder doch große Formähnlichkeit vorhanden ist. Die Richtung der Bewegung bei der Ausbreitung kann aus der Dichte des heutigen Vorkommens erschlossen werden. Die Bewegung ging fast immer von Gebieten mit größerer Dichte des Vorkommens nach solchen mit kleinerer oder nur mit Einzelvorkommen.

An Hand von Neckſprüchen hat Prof. Fehrle die Einheit der alemannischen Lande links und rechts des Oberrheins nachgewiesen[2]. Hier ist gleichmäßige Dichte der Verbreitung ein ausgezeichneter Beweis für die stammliche und kulturliche Einheit des alemannischen Gebietes am Oberrhein. Von einem der dort angeführten Neckſprüche, nämlich dem Spruch, der die Eigenarten vier nahe beieinanderliegender Orte scherzhaft bezeichnet, konnte ich in der Pfalz ein Einzelvorkommen im Elmsteiner Tal feststellen. Dieses Tal liegt westlich Neustadt im Pfälzerwald und zählt sechs Waldarbeiterorte, die im allgemeinen wenig Verbindung nach außen haben. Der Spruch der früher in all diesen Dörfern oft gebraucht wurde, fällt heute langsam dem Vergessen anheim. In Elmstein lautet er:

Elmſchdää(n) iſch e ſchääni Schdat,
Iglbach e Lumbeſchdat,
Reeredaal (Rödertal) e Schaiskiwl,
Abedaal (Appenthal) de Degl driwar.

Sonstige Vorkommen sind mir aus eigenen Untersuchungen und aus dem heimatlichen Schrifttum in der Pfalz nicht bekannt. Nur Studienrat E. Christmann erinnert sich, nach mündlicher Mitteilung, in der Westpfalz den Spruch einmal gehört zu haben. Die Änderungen gegenüber dem alemannischen überaus häufigen Spruch sind geringfügig. Für alemannisch „Bettelſack" in der zweiten Zeile steht hier „Lumpenstadt", für „Lürikübel" (Butterkübel) in der dritten heißt es derber „Scheißkübel". Die Durchsicht des einschlägigen Schrifttums im mitteldeutschen Gebiet ergab nur zwei Vorkommen, in denen der Spruch genau in der oberdeutschen Fassung vorhanden ist. Der Spruch findet sich einmal im Taubergrund[3], dann an der Bergstraße[4]. Bei diesen beiden Vorkommen spricht die Formgleichheit noch deutlicher als bei dem pfälzischen Vorkommen dafür, daß es sich um eine jüngere Übertragung handelt. Lenz glaubte trotz der großen Formgleichheit,

[2] Fehrle, E.: „Volksneckereien in Baden und im Elsaß", „Obdt. Zſ. f. Vk." 3, 1929, S. 124—27.

[3] Heilig, O.: „Grammatik der ostfränkischen Mundart des Taubergrundes", Leipzig 1898, S. 196.

[4] Lenz, ZfdMan., 1916, S. 96.

Digitized by Google

daß der Spruch an der Bergstraße entstanden sei, da er örtliche Eigenarten der Orte Schriesheim, Handschuhsheim, Dossenheim und Neuenheim so gut wiedergebe. Es ist indes nicht denkbar, daß bei einer selbständigen Bildung solche Gleichheit der Form erreicht wurde. Sicher gaben örtliche Verschiedenheiten bei der ersten Bildung des Spruches Anlaß. Es ist durchaus auch möglich, daß die besondere Form eines Berges oder einer Burg zum Vergleich mit einem Kübel geführt hat, oder daß bei der späteren Übertragung an Orten, deren besondere Eigenart darauf hinweisen, solcher Sinn in den Spruch gelegt wurde. Die besonderen örtlichen Verhältnisse entschieden auch über die Möglichkeit einer Erhaltung des Spruches. Er konnte sich nur dort erhalten, wo vier oder auch mehr Dörfer wirklich in einem näheren Verhältnis stehen. Rege Beziehungen freundschaftlicher oder auch gegensätzlicher Art müssen vorhanden sein. Auf die Dörfer des engen Elmsteiner Tales treffen diese Verhältnisse in hohem Maße zu, und es ist so nicht verwunderlich, daß sich der Spruch, der früher sehr wohl unter anderen Orten auch noch bestanden hat, hier so lange halten konnte. Die Kinder der drei oberen Talorte, Speyerbrunn, Erlenbach, Schwarzenbach, die durchaus nicht nahe beieinanderliegen, kommen heute noch in einer Schule zusammen. Ein Gleichsetzen der Aussagen des Spruches mit Eigentümlichkeiten der Dörfer, wie sie Lenz feststellte, ist hier im Elmsteiner Tal nicht festzustellen. Es ist bei allen Volkssprüchen so, daß das formerfassende Gefühl trotz häufiger Umbildung das primäre ist, nicht der klarlegende Verstand.

Der zweite Spruch, den ich erwähne, stammt gleichfalls aus dem Elmsteiner Tal (Speyerbrunn) und wird von den Kindern gesungen, wenn sie im Sommer zum Heidelbeerpflücken in den Wald gehen. Vom Heidelbeermännchen ist die Rede, einem Waldkobold, der den Kindern die gesammelten Heidelbeeren wieder abnimmt. Uralte Ansicht mag sich in dem Spruch erhalten haben. Auch an anderen Stellen in der Pfalz scheint er bekannter zu sein. Aus der Nähe von Grünstadt ist er fast in gleicher Form wie der untenstehende Speyerbrunner Spruch bekannt[5].

Hällbeere (Heidelbeeren) waar ma (waren wir) bräche
In dem dunkle Wald.
Doo hämar (haben wir) käne (können) bräche,
Soo lang als uns gefallt.
's Hällbeeremännl isch zu uns kume (gekommen),
Hot uns alles abgenume,
Bis uf ääni (eine)
Ganz glääni (kleine).
Grasgriini (grasgrüne)
Hällbeeremännl, dii kansch aa (auch) noch grii (kriegen).

Im Alemannischen, besonders am Hochrhein und im südlichen Schwarzwald, begegnet dieser Beerenspruch in wenig geänderter Form sehr häufig. Den bei Zink angeführten pfälzischen Spruch hat H. Hepding in einer Untersuchung: „Die Heidelbeere im Volkstum"[6] abgedruckt. Die Gewissen-

[5] Zink, Th.: „Pfälzische Kinderreime", Kaiserslautern 1911, S. 28.
[6] Hess Bll. f. Vk. 22, 1923, S. 16—17.

Digitized by Google

haftigkeit dieser Arbeit Hepdings, in der eine Reihe von Beerensprüchen angeführt ist, gestattet es, wieder Schlüsse auf Beziehungen zwischen dem pfälzischen Spruch und dem alemannischen Vorkommen zu ziehen. Die Gestalt des Beerenmännchens oder -weibchens soll nach Hepding auch in Bayern und Franken in der Einbildung der Kinder vorhanden sein. Nur aus Schwaben, der Schweiz und der Pfalz führt Hepding aber Sprüche über das Beerenmännchen an. In der Form zeigt nun der Spruch aus der Schweiz eine größere Ähnlichkeit zu dem Pfälzer Spruch, als zu den beiden angeführten schwäbischen. Es heißt wie in dem pfälzischen Spruch: „Das Beerenmännchen ist z u u n s gekommen" („S', Beerimännli isch zuenis cho"), während die schwäbischen Sprüche die Stelle folgendermaßen haben: „Ist a buckligs Männle komme" bzw.: „Ist a gschdompets Waible komme." Wieder durch spätere Einzelausbreitung und feste Formerhaltung ist es bei dem Pfälzer Spruch möglich, an solchen kleinen Eigenarten der Form Aussagen über Herkunft und Zugehörigkeit zu machen. Das dem Alemannischen näherliegende verwandte Schwäbische hat eine andere Form, weil der Spruch in beiden Gebieten sicherlich schon früh vorhanden war und so getrennte Entwicklung erfuhr. Die Möglichkeiten der Erhaltung des Spruches in der Pfalz war natürlich wieder stark von den örtlichen Lagen abhängig. Er konnte sich nur in einer wald- und beerenreichen Gegend erhalten.

Das dritte Zeugnis, das ich für eine Übertragung oberdeutschen Sprachgutes auf rheinpfälzisches Gebiet anführe, ist der Text eines Sommertagsspieles, die man im Volksmund, nach der vorkommenden lustigen Gestalt „Hansl Fingerhut" heißt. Solche H a n s l F i n g e r h u t s p i e l e sind oder waren an der Mittel- und Oberhaardt, also nördlich und südlich von Neustadt, üblich. Besonders bekannt ist heute noch das Spiel in Forst. Die Stadt Landau hat nach dem Kriege auch ein Spiel eingeführt, das alljährlich aufgeführt wird. Früher waren Spiele in Niederkirchen, Ruppertsberg, dann in Oberhambach und Venningen bekannt. Der Öffentlichkeit war bisher unbekannt, daß sich bis heute noch ein Spiel in L i n d e n b e r g gehalten hat. Lindenberg liegt nicht wie die anderen Orte, die oben genannt wurden, im Hügelland der Haardt, sondern in einem Waldtal. An dem Text des Lindenberger Spieles fällt sofort auf, daß es außer Stellen im Spruch des Hansl Fingerhut keine Entsprechungen zu den Texten der anderen Spiele hat. Vor allem überrascht, daß die Gestalten, die Sommer und Winter verkörpern, nicht wie in den anderen Fällen einen großangelegten Wortstreit führen. Die anderen Sommertagsspiele sind nun auch nicht in ihrer heutigen Fassung der Pfalz von jeher eigen. Das Forster Lätarespiel, von dem die übrigen nicht wesentlich abweichen, zeigt eine auffallende Ähnlichkeit mit einem Spiel aus dem Kanton Appenzell, das dort heute bereits geschwunden ist[7]. Es ist nun überraschend, wie sich in nächster Nähe, in Forst und Lindenberg, verschiedene Fassungen erhalten haben, die beide im oberdeutschen Gebiet Entsprechungen haben, die für das letztere Spiel hier nachgewiesen werden sollen. Da es noch nicht veröffentlicht oder auch sonst irgendwo beschrieben ist, möchte ich beides hier kurz tun. Außer zwei Bur-

[7] B e c k e r, A.: „Sommertag 1934" in „Die Pfalz am Rhein" 17, 1934, S. 106—08.

Digitized by Google

schen, die Sommer und Winter in entsprechender Verkleidung darstellen, und Mädchen, die Papierschleifen verkaufen, sind bei dem Umzug und der kleine Szene, die dabei dargestellt wird, folgende vier Gestalten beteiligt: Ein Fähnrich, auch Offizier genannt, in Uniform und mit Holzsäbel geschmückt, der „Hansl von Sigsen-Sagsen" in zerrissenem Gewand mit einem Federhut, der „Hansl Fingerhut", als Handwerksbursche angezogen, mit Stock und großem Schlapphut, und schließlich der Bäcker in weißer Schürze mit einem Rückkorb, in den dann die Gaben, außer Geld: Butter, Eier, Speck gesammelt werden. Das Spielmäßige der anderen Lätaresspiele ist hier nicht vorhanden. Das Ganze ist ein Heischegang der Spieler, die von einer großen Kinderschar gefolgt durchs Dorf ziehen und in jedem Haus ihre kleine Szene bringen, die lediglich darin besteht, daß sich jeder kurz vorstellt. Dem Umzug geht ein Wettkampf zwischen Sommer und Winter voraus. Die beiden Burschen ringen entweder miteinander oder hauen um die Wette einen Baumstamm entzwei. Der Text, der an Lätare 1932 gesprochen wurde, ist gegenüber dem früheren stark verkürzt. Ich führe deshalb auch ältere Wendungen an. Die Spieler treten nacheinander in die Stuben der einzelnen Häuser und sprechen dabei folgende Sprüche:

Fähnrich:

Ich tret herein als ein Fürst,
teils bin ichs nicht, teils bin ich hochgeboren,
Hochgeboren. In unserm Land
Wächst Gold und Silber,
Silber und Gold,
Auch schönen Jungfrauen bin ich hold!

Hansl von Sigsen Sagsen:

Ich bin de Hansl von Sigsen Sagsen,
Wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen,
Hätt ich dran gedicht, hätt ich dran gedacht,
Hätt ich dir ach e schään Mädel mitgebracht!

Hansl Fingerhut:

Ich bin de Hansl Fingerhut,
Ich hab meim Vader zuviil geduu(n) (getan).
Het mich mai(n) Vader vor fuffzich Joor besser gezoche,
Wäär ich kän (kein) Hansl Fingerhut wore,
Het ich des nit geduu(n),
Braicht (bräuchte) ich hait nit bädle gää(n) (betteln gehen).
Geh ich in de Wald, wär ich kalt,
Geh ich uf die Schdroos (Straße), wär ich groß,
Geh ich uf di Gas, wär ich naß,
Dann lech ich mich ins Bett
Un fräs (fresse) drai Dudznd Weck!
Frisch iwer frisch,
Doo lischt (liegst du), duu alder Flärarwisch (Federwisch)!

Bäcker:

Geld, Aier orer Schbäck (Speck),
Eher gehn mar nimi vun de Hausdeer weg!

Digitized by Google

Der Spruch des Bäckers ist als Heischespruch in der Pfalz auch bei anderen Sammelbräuchen, besonders an Fastnacht, üblich, die Stelle „Geh ich uf di Gas" im Spruch des Hansl Fingerhut ist wohl auch ein Kinderspruch, der erst nachträglich dem Text beigefügt wurde. Wichtig zur Vergleichung sind für uns die beiden ersten Sprüche, der des Fähnrichs und der des Hansl von Sigsen Sagsen. Sie kommen in den anderen Spielen, soweit ich die Texte kenne, nicht vor, konnten auch sonst im allgemeinen Spruchgut der Pfalz nicht gefunden werden. Nun ist aus der Gegend von Burgau bei Augsburg ein Fastnachtsheischespruch aufgezeichnet[8], der folgenden Eingang hat:

Im Namen Gottes tret ich herein,
Grüß euch alle, groß und klein,
Und wenn ich den erstn grüßa det un den zweitn net,
So wär ich kein rechter Apodeier net,
Apodeier Hochwohlgeboren!
In unserm Land wächst wenig Wein und Korn,
Und auf der Wiesn wächst kei Gras,
Meine liebe Leutla, wos ist das?
Un i komm daher von Grünaboindt,
Wen i ebis hätt, blieb i au daboint,
Und i komm daher von Sachsa,
Wo die junge Mädli auf die Bäumla wachsa? ...

Die gesperrten Stellen weisen darauf hin, daß hier eine enge Verwandtschaft vorliegt, da gleich drei Wendungen, die zunächst nicht sinngemäß voneinander abhängig sind, wiederkehren. Statt „Gold und Silber" heißt es älter „Wein und Koren". Der Reim auf „hochwohlgeboren", das auch der Lindenberger Spruch hat, ist also noch da. Bemerkenswert bei dem Burgauer Spruch ist, daß neben Sachsen als Herkunftort auch andere Orte genannt werden. Es ist wohl so, daß zunächst nur Orte der näheren Umgebung angegeben wurden zur Bezeichnung der Herkunft und daß dann als Angleichung auch Sachsen und die Redensart von den schönen Mädchen in den Spruch hereingenommen wurden. Die Redensart ist nun nicht in Oberdeutschland heimisch, sondern soll in Niedersachsen entstanden sein und sich dann über ganz Deutschland verbreitet haben[9]. Die Grundanschauung ist aber schon uralt. In altindischen Märchen bereits findet sich die Vorstellung von einem fernen zauberhaften Land, wo die schönen Frauen auf den Bäumen wachsen. Ein Fastnachtsspruch aus Hinterstein im Allgäu hat gleichfalls die Stelle von Sachsen und den schönen Mädchen[10]. Noch überraschendere Ähnlichkeiten fanden sich nun in den schwäbischen Pfingstspielen, wie sie besonders im oberen Neckar- und Donauland üblich waren. Eine Anzahl von Texten dieser Pfingstritte, wie sie meist genannt werden, läßt

[8] Birlinger, A.: „Schwäbisch Augsburgisches Wörterbuch", München 1864, S. 484.

[9] Dt. Sprichwörterlexikon, herausgeg. von K. F. Wander, 1873, 3. Sp. 1805.

[10] Jlmberger, J.: „Butz und Butzenwible" in „Heimat und Volkstum" 12, 1934, S. 43—48.

Digitized by Google

im Herzen des Pfälzer Sommertagszuges in Lindenberg nicht mehr [illegible]. Zudem eine Verschiedenheiten in den Sprüchen. Wenn in dem Lindenberger Spruch für das einzige im Birgauer Fastnachtsspruch stehende „Wein und Korn" „Silber und Gold" steht, so hat das seinen Grund. Denn in diesen Sprüchen finden sich Stellen, an denen beide Erze erwähnt werden, etwa in Zimmern bei Rottweil im Spruch des Husaren:

Die Zech werd ich bezahlen mit Silber und Gold,
Den schönen Jungfrauen bin ich hold. (Birlinger, S. 125.)

Ursprünglich handelt es sich bei dem pfälzischen Spruch nur um eine Textverschachtelung beider Stellen. In Bettringen (im Jagstkreis bei Ellwangen) ist die Stelle mit „Korn" noch vorhanden:

Pfingstbuben sind wir hochgeboren,
Auf unsern Äckern, da wächst Korn. (Birlinger, S. 154.)

In diesem Ort Bettringen findet sich nun auch die Entsprechung des Spruches, den der Hansl von Eigsen Eagsen spricht:

Wo kommen sie her, von Sichsen Sachsen,
Wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen,
Hätt ich dran gedacht,
So hätte ich meinen Kameraden auch eine mitgebracht!

Hier ist also, wie auch in Fulgenstadt, südöstlich von Sigmaringen (Birlinger, S. 138) und Nusplingen bei Balingen (Birlinger, S. 145), mit der Erzählung von den schönen Frauen das Bedauern des Erzählers, daß er keine mitgebracht habe, verbunden. Weiterhin hat der Spruch mit dem Lindenberger den spielerischen Selbstlautwechsel in „Sichsen Sachsen" gemein. Dieser Wechsel findet sich gleichfalls in einem westlichen, der Pfalz weit näheren Vorkommen in Varnhalt bei Bühl im badischen Mittelland[12]. Der Pfingstkönig spricht hier:

Pfingstkönig bin ich genannt,
Varnhalt ist mein Vaterland,
Komm von Sichsen und von Sachsen,
Wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen.

Das Pfingstspiel zu Bettringen weist schließlich auch einen Spruch auf, der dem Spruch des pfälzischen Hansl Fingerhut nahe kommt:

Kaiser Karolus bin ich, dein Sohn,
Ich hab meinem Vater schon alles verthon. (Birlinger, S. 153.)

In Zimmern heißt es:

Ich bin des Königs Mohren Sohn,
Ich hab meinem Vater alles verthun. (Birlinger, S. 129.)

[11] E. Birlinger, A.: „Volksthümliches aus Schwaben", Freiburg 1862, II, 122 ff.

[12] Häßler, J.: „Der frohe Pfingstkönig" in „Mein Heimatland" 21, 1934, S. 179–181.

Digitized by Google

Der Lindenberger Spruch ist hier leicht geändert, aber auch in den Auftrittssprüchen des Hansl Fingerhut in den anderen pfälzischen Spielen zeigt er sich mit ähnlichen Worten als der ungeratene Sohn. In dem seit 1926 in Landau eingeführten und aus dem früheren Großfischlinger Spiel entstandenen Spiel[13] heißt es:

Ich bin der Hansl Fingerhut,
Der nichts verdient und viel vertut,
Ich hab verspielt mein Vatersgut
Bis auf diesen Fingerhut!

Auch der Auftrittsspruch des Sommers in den übrigen Pfälzer Sommertagsspielen hat mit dem Eingang des obengenannten Burgauer Spruches Ähnlichkeit. Die Stelle heißt in dem Spruch von Forst[14]:

Sommer:

Ich tret herein also frisch,
Grüß Herrn und Damen hinterm Tisch,
Grüß ich ein oder den andern nicht,
Bin ich der rechte Sommer nicht!

Es ist so ohne allen Zweifel, daß auch zwischen den bisher bekannten pfälzischen Sommertagsspielen und den schwäbischen Pfingstspielen bzw. Fastnachtssprüchen Beziehungen bestehen. Nur noch eine kleine Vergleichsstelle sei genannt. In allen pfälzischen Hansl Fingerhutspielen ist vom „Filzhut" die Rede. Man hat aus dieser Tatsache auf das Alter der Spiele schließen wollen, denn den ersten Filzhut soll Karl VII. von Frankreich (1422—1416) getragen haben[15]. Es zeigt nun der Vergleich mit den schwäbischen Pfingstspielen, daß hier sehr oft von einem Hut die Rede ist. In Weilheim (O.-A. Tuttlingen) sagt der Fähnrich, z. B.:

Mein Vater hat einen eisernen Hut,
Der Hut war viel zu süß und gut. (Birlinger II, S. 15.)

Wir können eine Anspielung auf den Helm in diesem Vers sehen, jedenfalls ist ursprünglich nur ganz allgemein von einem Hut die Rede und erst im Laufe der Zeit traten Bezeichnungen besonderer Beschaffenheit dazu.

So ist diese Vergleichung der Pfälzer Hansl Fingerhutspiele, besonders des neuen, bisher unbekannten Spieles in Lindenberg, mit den schwäbischen Pfingstspielen imstande, die Herkunft der pfälzischen Spiele mit einer recht großen Wahrscheinlichkeit festzulegen. A. Becker hat sich in den beiden letztgenannten Schriften um eine Deutung der Herkunftsfrage bemüht, hat eine Reihe von Ähnlichkeiten, besonders der Personen mit anderen Brauch-

[13] Becker, A.: „Ein neues Pfälzer Lätarespiel", Hess. Bll. f. Vk. 25, 1926, S. 213—216.

[14] Abgedruckt in Becker, A.: „Pfälzische Frühlingsfeiern", Hess. Bll. f. Vk. 6, 1907, S. 160.

[15] Becker, A.: „Sommertag", Neues zur Geschichte und Volkskunde der Pfälzer Lätarebräuche, Neustadt 1931.

Digitized by Google

gestalten, aufgezeigt, konnte besondere Ähnlichkeit mit einem Pfingstspiel in St. Georgen im Schwarzwald und einem Handwerkerspiel in Steinkirch bei Zusmarshausen feststellen und vermutet deshalb, daß das Spiel aus Südosten gekommen sei, wie so manches Kulturgut. Wie Becker schon erkannt hat, ist bei dem allgemeinen Pfälzer Sommertagsspiel zwischen dem Sommer- und Winter-Streit und der eigentlichen Hansl Fingerhutszene ein großer Unterschied fühlbar. Beziehungen zwischen beiden, wie sie das Landauer Sommertagsspiel zeigt, sind erst in späterer Zeit dazugekommen. Der Streit zwischen Sommer und Winter scheint wie der Sommertag überhaupt zuerst bestanden zu haben. Dann erst scheint sich mit diesem bodenständigen Wettstreit die fastnachtsspielartige Szene des Hansl Fingerhut vermischt zu haben. Daß beide Handlungsteile getrennt waren, zeigt das Fehlen des Streitgesprächs in dem Lindenberger Spruch, obwohl hier auch die Gestalten von Sommer und Winter vorhanden sind, und ebenfalls das Fehlen des Gespräches in den schwäbischen Gegenden, aus denen das Pfingstspiel bekannt ist, obwohl dieses Lied, wie Becker („Sommertag", S. 21) mitteilt, gerade in Schwaben und in der Schweiz weit verbreitet ist. Es steht also fest, daß das schwäbische Pfingstspiel vereinzelt in die Pfalz kam und sich in Lindenberg in wortgetreuen Resten bis heute erhalten hat. Hier wurde in der Vorderpfalz, die das Frühlingsfest an Pfingsten nicht kannte, der Brauch auf den Sommertag von Einfluß, indem Gestalten und Textstellen, wenn nicht das ganze Spiel, übernommen wurden. Ähnlichkeiten der Feste bestanden ja schon. Das Pfingstspiel hatte etwa auch eine in Laub verhüllte Gestalt, meist „Pfingstbursche" genannt, wie es der pfälzische Sommerdarsteller ist. Es soll nun nicht gesagt sein, daß die Wanderungen, die der Sommertagsbrauch erfuhr, alle gerade vom Pfingstspiel ausgegangen seien. Schon der Name „Hansl Fingerhut", der in den schwäbischen Pfingstspielen nirgends vorhanden ist, weist noch auf andere Quellen. Becker („Sommertag", S. 23) glaubt an Abhängigkeit von oberschwäbischen Fastnachtsspielen, wo der Namen Hansele häufig ist. Jedenfalls hat aber der Hansl Fingerhut seinen bezeichnendsten Zug, wie er aus allen pfälzischen Sprüchen ersichtlich ist, vom schwäbischen Pfingstspiel. Er ist der ungeratene Sohn, der in diesen Spielen häufig auch als Sohn des Mohrenkönigs vorkommt. So scheint dieser besondere Zug doch aus einem Spiel zu stammen, das schon mehr war als nur Brauch. Die Gestalten, die A. Becker („Sommertag", S. 21) zum Vergleich heranzieht, treten in den Hintergrund. Erbsenbär und Strohmann, die Becker nennt, können sowieso den Vergleich schwer aushalten. Eine dem Erbsenbär verwandte Gestalt kommt wohl auch in den schwäbischen Spielen vor, ist bis zur Unkenntlichkeit, oft auch mit Laub vermummt, der Pfingstbutz, in Fulgenstadt „Hatzeler", der Scherze macht und die Leute auf der Straße verfolgt. Sie ist aber nirgends vermischt mit der Person des ungeratenen Sohnes, der zweifellos mit unserm Hansl Fingerhut den gleichen Ahnherrn hat. — Wie weit die Abhängigkeit dieser Spielbräuche von einstigen, eigentlich dramatischen Spielen geht, ist schwer zu entscheiden. In den schwäbischen Spielen ist sie weit größer als in den pfälzischen Sommertagsspielen. Neuere Stimmen haben sich nun sicherlich mit Recht

Digitized by Google

gegen die erhoben, die besonders beim Geistesgut die Bewegung des Sinkens aus der höheren Schicht zu stark betonten. Neuerlich sucht in diesem Sinn R. Stumpfl den Ursprung des deutschen Fastnachtsspiels und findet ihn in den derben Scherzspielen der von den Jünglingen dargestellten Dämonenscharen bei den kultischen Frühlingsfeiern[16]. Der Vergleich mit heutigen deutschen Volksbräuchen, wie mit ausländischen, hat Stumpfl zur Annahme geführt, daß das Nürnberger Fastnachtsspiel des 15. Jahrhunderts noch ein Volksbrauch war, der unter Umherziehen der Teilnehmer, wie heute noch in Lindenberg oder in Schwaben geübt wurde. Auch die Spaltung der Dämonenschar, die beim bayerischen Perchtengang zu beobachten ist, und die Stumpfl auch bei dem Nürnberger Fastnachtsspiel annahm, das schließlich nur noch der Schicht der Handwerker eigen war, läßt sich wenigstens bei den schwäbischen Pfingstspielen feststellen. So teilen sich in einem Ort die teilnehmenden Knaben in Kavallerie oder Infanterie, je nachdem sie arm oder reich sind.

Nachdem die Einwirkung des schwäbischen Pfingstspiels auf das pfälzische Lätarespiel offensichtlich ist, fragt es sich noch, wie und wann die Übertragung erfolgt ist. A. Becker sagt („Sommertag", S. 24 und 26), daß das Spiel vom Hansl Fingerhut von Handwerkern getragen worden sei, der Geist des wandernden Gesellentums spräche aus dem Spiel. Gegen das erste ist nun nichts einzuwenden, zumal gerade in dem Forster Spiel eine Reihe von Einzelheiten an das Handwerkertum erinnern. Es scheint aber doch zweifelhaft, ob das wandernde Gesellentum zu solch einer Übertragung fähig war. Es handelt sich doch immerhin nur um einzelne junge Leute, die, ohne zunächst viel Rückhalt in ihren jeweiligen Aufenthaltsorten zu haben, herumziehen. Eher ist es möglich, daß das Spiel ähnlich auch die beiden zuerst genannten Beispiele ausgesprochen oberdeutschen Spruchgutes durch Einwanderung aus Oberdeutschland, die zeitweise recht groß war, in die Pfalz gelangt sind. Die Frage der Einwanderung in die Pfalz ist bis heute leider noch nicht restlos geklärt. Nur spärliche Einzeluntersuchungen wurden bislang geliefert[17]. Auf Grund der Verhältnisse in Schriesheim an der Bergstraße wurde festgestellt, daß die Haupteinwanderung aus Oberdeutschland, besonders der Schweiz, nach dem Schweizer Bauernkrieg von 1653 und von 1700 bis 1720 eine schwache Nacheinwanderung erfolgt sei[18]. Für die linksrheinische Pfalz macht sich indessen nur diese letztere Einwanderung von 1700 bis 1720 stärker bemerkbar. Wohl sind durch die Raubkriege in den vorhergehenden Jahrzehnten die Kirchenbücher und Einwohnerlisten nicht mehr so zahlreich vorhanden, die Aufschluß geben könnten. In diesen Zeiten war aber auch eine größere Ansiedlung in der Pfalz nicht möglich. Nach 1720 läßt die Einwanderung aus Oberdeutschland stark nach. In Neustadt an der Haardt ergibt sich aus Dochnahl, F. J.:

[16] Stumpfl, R.: „Der Ursprung des Fastnachtsspiels und die kultischen Männerbünde der Germanen", Zschr. f. Dschkde., 48, 1934, S. 268—297.

[17] Häberle, D.: „Pf. Bibliographie" 6, S. 957—59.

[18] Hartmann, G.: „Schweizer Einwanderung in der Kurpfalz nach dem Dreißigjährigen Krieg" in „Mannh. Gesch. Bll., 1924, Sp. 220.

Digitized by Google

„Chronik von Neustadt a. H. nebst den umliegenden Orten und Burgen", Neustadt 1867, folgendes Bild: Von 115 in den Jahren 1701 bis 1710 Zugewanderten sind 24 aus der Schweiz, 14 aus dem sonstigen Oberdeutschland, von 263 in den Jahren 1711 bis 1740 Zugezogenen nur noch 15 aus der Schweiz und 34 aus dem sonstigen Oberdeutschland. Nach 1720 mehren sich die Einwanderungen aus Mitteldeutschland, besonders aus Hessen-Nassau. Man kann also wohl annehmen, daß das hier verglichene pfälzische Spruchgut, das durchweg in Orten gehört wurde, die nicht weit von Neustadt entfernt sind, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in die Pfalz gekommen ist. Die heutige Beschaffenheit der Sprüche, die weitgehende Schlüsse beim Vergleich ermöglichte, weist auch darauf hin, daß die Sprüche nicht vor der Mitte des 17. Jahrhunderts in die Pfalz gekommen sein können, da sie sich in längerer Zeit zweifellos stärker verändert hätten. Die Tatsache, daß das Forster Spiel wie auch die anderen Pfälzer Sommertagsspiele starke Berührung mit dem Handwerk aufweist, läßt sich mit der Zeitfestlegung der Übernahme in Verbindung setzen. Es sei nur erwähnt, daß im Forster Spiel eine Barbierszene vorhanden ist, daß in Lindenberg der Hansl Fingerhut in einer Zimmermannstracht erscheint, daß hier noch die Gestalt des Bäckers (der Koch in den schwäbischen Spielen) und in dem früheren Hambacher Spiel ein Scherenschleifer aus Paris[19] vorkommt. In dem Forst benachbarten Städtchen Deidesheim sollen nun die Oberdeutschen, die zwischen 1689 und 1720 aus der Schweiz, dem Breisgau, dem Oberelsaß, der Bodenseegegend und dem Allgäu einwanderten vor allem Handwerker gewesen sein[20]. So kann man sich auch denken, daß einstige Handwerksspiele mitgebracht wurden, zunächst in kleinerem Kreis wiederbelebt und dann mit dem eingesessenen Sommer-Winter-Streit vermischt von der ganzen Bevölkerung übernommen und weitergepflegt wurden. So ist auch das Pfingstspiel vom oberen Neckar und der oberen Donau in die Pfalz getragen worden, hat sich vielleicht zunächst noch in kleinerem Kreise als Pfingstspiel erhalten, ist dann aber auf den allgemein pfälzischen Sommertag übergegangen und hat dem heutigen Spiel nicht unwesentliche Züge verliehen.

An dieser Untersuchung sind, glaube ich, recht gut auch die Unterschiede klar geworden, die zwischen Verbreitung von Spruchgut und Verbreitung mundartlicher Eigenart bestehen. Der Spruch hat bei punkthafter Einzelübertragung ganz andere Möglichkeiten der Erhaltung, als die Lauteigenart übertragener Mundart. Gerade die Neuheit des Spruches sichert oft rasche Aufnahme und verhältnismäßig gute Erhaltung der Form. Übertragung in die neue Mundart erfolgt zwar meist, aber im gesamten Aussehen, bei dem Beerenspruch, wie oben gezeigt, im Satzbau, bleibt er erhalten und gestattet noch nach geraumer Zeit Schlüsse über sein Herkommen zu ziehen. Die Sprache der neuen Einwanderer mag natürlich auch manches gebracht haben, was besonders in Sachwörtern oder zeitgemäßen Wörtern ange-

[19] Wilde, J.: „Die Pflanzennamen im Sprachschatz des Pfälzers", Neustadt, 1923.

[20] Seel, H.: „Chronik der Stadt Deidesheim", Deidesheim 1880.

Digitized by Google

nommen wurde. In Urkunden tauchen mitunter oberdeutsche Formen auf, die später wieder schwanden. Im Mußbacher „Mähterbuch", das allgemein stark mundartliche pfälzische Eigenarten aufweist, erscheint so etwa in einer Eintragung von 1784 die echt alemannische Form „trüssig" dreißig[21]. Obwohl vieles in der Mundart sich nicht durchsetzen konnte, weisen diese nachgewiesenen Übertragungen doch darauf hin, daß mundartliche Eigenart, die oberdeutsch genannt wird, nicht von der alten alemannischen Besiedlung her etwa vorhanden ist, sondern durch neuerliche Übertragung, die Hand in Hand mit der Einwanderung ging, in die Pfalz kam.

Es sollte einmal in größerem Stile daran gegangen werden, in dem oben gezeigten Sinn die räumliche Verbreitung deutschen Spruchgutes, wozu dann auch Lieder, Sagen, einzelne Erzählmotive zu rechnen sind, zu untersuchen. Stoff zum Vergleich ist genug vorhanden, allerdings ungemein weit, besonders in Zeitschriften zerstreut. Der „Deutsche Volkskundeatlas" gewährt die Möglichkeit einer großen Erfassung des gesamten deutschen Volksgebietes. Da Sprüche ja nicht willkürlich gebildet und übernommen werden, sondern Stammeseigenart oder Eigenart einer kleineren Bevölkerungsgruppe und des von ihr bewohnten Raumes auf die Bildung von Einfluß sind, kann die Spruchkunde zu einem wichtigen Hilfsmittel auch bei der Erkenntnis geistiger, wie seelischer Besonderheiten des Volkes werden.

[21] Schneider, Ph.: „Die Mähtergerechtigkeit und das Mähterbuch von Mußbach", Mitt. d. Hist. Ver. d. Pf. 4, 1874, S. 22.

Digitized by Google

Freisassen- und Anerben-Höfe im Bozener Land.

Von Frau A. von Lettow-Vorbeck, Neckargemünd, Baden.

Jedes Land, jedes Klima hat seine eigenste Wohn- und Baukultur, denn nicht nur die Volks- und Stammeseigenart bestimmt die Umgrenzung des Wohnraumes, sondern auch die Lebensumstände, der Kampf mit dem Feindlichen der umgebenden menschlichen Gesellschaft, der Schutz gegen die Schroffheiten der Witterung. Der südliche Hang der Alpen ist in seinen Gegensätzen von freundlicher, sonnenwarmer Lieblichkeit der Ebenen und Hochflächen und der rauhen Strenge der umgebenden Berge mit ihren tiefen Rissen und Schrunden, den steilen Talschluchten und tosenden Wildwassern die Heimat eines ewig kämpfenden, um seinen Bestand ringenden Volkstums, das untrennbar mit den mühsam der Natur abgerungenen Äckern und Weinbergen verbunden, sich wie eine zähe Legföhre an die heimischen Felsen krampft. In jedem der sich nach Süden öffnenden Alpentälern wohnt ein besonderer Volksstamm, meist germanischen oder bayuwarischen Ursprungs, aber auch die Nachkommen der Ureinwohner: der Räter, Reste von Cimbern, romanische Volksstämme und letzte Vertreter der großen, hageren, blauäugigen Goten. Nie kam dieser Landstrich südlich des Brenners zur Ruhe. Begehrt, umstritten, in blutigsten Kämpfen behauptet, voll Opfermut verteidigt, geliebt bis zum letzten Atemzug blutig zerfetzter oder von der Not ausgemergelter Menschenbrust.

So haben sich auch ganz eigenartige Rechtsverhältnisse in Südtirol herausgebildet, bedingt durch den Herrschbesitz großer Dynastengeschlechter, wie der Welfen, die in der Eppaner Gegend rechts der Etsch wohnten, der Herzöge von Tirol, deren Stammburg bei Meran liegt, der Bischöfe von Brixen und Trient und vieler deutscher Klöster, die wie Augsburg und Freising Ländereien und Ansitze in Südtirol besaßen. Sie alle errichten gewaltige Zwingburgen, Burgstalle, Ministerial- und Rittersitze. Südtirol ist ein Burgenland und, wenn es auch manche richtige Raubnester aufweist, deren Ruinen auf Bergnasen und Felskegeln heute noch wie drohende Fäuste sich gegen den Himmel recken, so waren die meisten der adligen Geschlechter doch reich an Ländereien, Äckern und Weingärten, die schon im Mittelalter edelste Sorten trugen.

Früh entwickelte sich ein freier, wohlhabender Bauernstand. Ob aus dem unfreien Bauer, der mit Privilegien bedacht wurde, ob aus nachgeborenen Söhnen edler Geschlechter oder Ministerialen oder nur aus Lehensträgern an deren Höfe Vorrechte hafteten und sich auf den jeweiligen Besitzer übertrugen, ist nicht mehr genau festzustellen. Im Pustertal und im

Digitized by Google

Sarntal bestehen heute noch Bauernhöfe, die einstmals sogenannte Freisassenhöfe waren. Von denen im Sarntal soll hier die Rede sein.

Die Goldegghöfe[1] liegen hoch über dem Sarntal zwischen Burg Ravenstein und dem Dorf Afing (Avigna) auf einem schmalen Kamm der schroff zur Talfer abfällt, aufgereiht wie auf einer Schnur: der Feigl-Hof, der Scholer, der Moar zu Goldegg. Der Weifner-Hof zum oberen Goldegg liegt jenseits eines Seitentals auf einer Granitkuppe von festungsartigen Ringmauern umgeben, deren Reste in der Pfister mit zugemauertem Rundbogentor, dem Holzschuppen und der Ummauerung der Hofraite und des Gartens noch erhalten sind. Dieser Hof hatte eine ausgesetztere Lage als die Nieder-Goldegg-Höfe, denn seine Acker und Wiesen liegen auf einer breiten Hochfläche ohne natürlichen Schutz von der Berglehne aus. Vielleicht war aber auch das „castrum wiffe" der eigentliche Ansitz des Goldegger Geschlechts. Schon 1473 bebaut urkundlich der Weifer den Weifenhof (Wifenhof). In dieser Zeit hat wohl der adlige Besitzer den Hof an nichtadlige Bauleute abgetreten, die als nunmehrige Lehnsträger die am Besitz haftenden Privilegien und Rechte genossen. Heute noch sitzt die Familie Weifner, leider gänzlich verarmt, auf dem Hof, der einen kärglichen Erwerb bietet: der Vater gefallen, die Söhne als Knechte verdungen, der Hof verpachtet. Die Mutter, eine würdige Vertreterin Sarntaler Bauernadels, stand an ihrem Herd, über dem wie Dutzende schlafender Fledermäuse kleine Fleischstücke im beizenden Rauch hingen, der die säulengetragene Küche und den gewölbten Vorplatz seit Jahrhunderten kohlschwarz mit Glanzruß bedeckt hat. Die Granitstufen, die zum Bodenraum führen, sind stark ausgetreten. Der mit dicken Mauern und Deckengewölbe versehene Unterbau des Hauses ist jedenfalls bedeutend älter als der obere Stock.

Der erste Goldegg, Heinrich von Puhle (Pichl) oder Pularius lebte Ende des 12. Jahrhunderts in Jenesien, einer 1080 m hoch am Salten gelegenen Gemeinde, die schon 1186 als Pfarrei erwähnt wird und heute die politische und religiöse Gemeinde der umliegenden Höfe und Ortschaften ist. Dieser Heinrich von Puhle verlobte sich mit Teckla von Ravenstein und erhielt von seinem Vater mit Zustimmung seiner Brüder den „Turm", jetzt Feiglhof, und Hof „Wiffe", letzterer schon lange befestigter Edelsitz. Möglicherweise bekamen die anderen Brüder die Höfe Scholer und Moar oder aber es saßen Beamte, Ministerialen, darauf, wofür der Name Mair spricht. Denn wenn auch Maier einfach der Name eines Bauernhofes sein kann, so wiederholt sich in Südtirol allzuoft dieser Hofname gerade in der Nachbarschaft von adligen Sitzen, um nicht auf Maier = Vogt schließen zu lassen. 1377 belehnt der Bischof von Trient die Goldegger mit der „Veste". 1438 heißt es in einer Urkunde: „die Höfe zum oberen und niederen Goldegg und dem „Schallhof" (Schaler von „scala" = Felsplatte). Mitte des 15. Jahrhunderts sterben die Goldegg aus, der Besitz geht an die Familie von Annenberg für 100 Jahre, um dann bis 1540 achtmal den Besitzer zu wechseln. Die Goldegger waren im 14. Jahrhundert sehr reich, besaßen u. a. Schloß Rieb im Sarntal und die Burg Ravenstein, aber sie

[1] Siehe auch Weingartner, Joh., Bozner Burgen.

Digitized by Google

sowohl als die folgenden Annenberger überließen bereits im 14. Jahrhundert die Goldegg-Höfe Pächtern oder Bauern. So wird 1377 urkundlich ein „Niklin zum unteren Goldegg" erwähnt. Die Familie der Mair sitzt bis heute auf dem Moar-Hof, wo vor kurzem die letzte Erbtochter geheiratet hat. Wenn auch das Haus jüngeren Ursprungs ist, so sprechen für das Alter des Sitzes die im unteren Mauerteil eingefügten Buckelquadern, die nur bei Bauten im 12. und 13. Jahrhundert Verwendung finden. Der Mair-Hof steht so auf äußerster Bergkante, daß die am Südhang liegenden Weingärten hausdachsteil abfallen und das zwischen den Pergeln pflügende Pferd angeseilt wird, um nicht in die Schlucht abzustürzen.

Von diesen unteren Goldegghöfen steht zunächst an der Berglehne und dem Wald der Feiglhof, so genannt nach Andrä Feigl, der 1391 den „Turm" bezieht und dessen Geschlecht ihn bis vor 50 Jahren besaß. Man sieht heute noch deutlich an der Südseite des steil am Hang gelegenen Gebäudes, das wie viele Tiroler Häuser und Höfe nach unten eine verbreiterte Grundmauer hat, daß es ehedem ein Turm war, mit schmalen Fenstern und Schießscharten. Vor 50 Jahren wurde nach Osten und Norden ein Wohnbau hinzugefügt. Der Turm stand schon im 12. Jahrhundert, war vielleicht ein sogenannter Kreidenturm, Vorposten einer Burg, auf dem die Kreidenfeuer angezündet wurden, die als Warnung und Hilferuf galten. Aber anders wie z. B. der Kreidenturm von der Welfenburg Hoch-Eppan war jener zum Wohnen eingerichtet. Die Fensternischen sind 1,45 m tief mit Bänken versehen. Ein großer gotischer Tisch steht unter dem Herrgottswinkel mit einer ringsum laufenden Bank. Ein mächtiger, von außen geheizter gemauerter Ofen, eine schöne eingelegte Kommode und etliche Stühle bilden die Einrichtung. Die Vertäfelung ist niedrig, an der Wand hängen einige Jagdbeutestücke und eine Jagdbüchse. Das Schlafzimmer darüber ist ganz getäfelt; hier steht wie in allen Tiroler Bauernhöfen der Reichtum an Schränken und Truhen — das Watzum = Heiratsgut der Bäuerin. Mit größerer Wahrscheinlichkeit ist der Turm als Schutz gegen Angriffe vom leicht zugänglichen Berg erbaut, diente also als Bergfried für die anderen Hofburgen des unteren Goldegg. Es will doch scheinen, als seien die Goldegg-Höfe wertvolle Güter eines Rittergeschlechtes gewesen. Die Sage geht, daß Herzog Friedrich von Tirol „Mit der leeren Tasche", wie ihn die Bozener Kaufherrn nannten, sich in den Kämpfen mit dem Kaiser Sigismund und dem Tiroler Adel um 1417 in den Goldegghöfen verborgen gehalten und zum Dank für diese Zuflucht den Besitzern die „Freisassen-Exemtionen" verliehen hätte. Doch besteht darüber keine Urkunde. Die Vorrechte bestanden in Wappen- und Waffenrecht, gleich dem der Schild- und Schildhofleute, freier Jagd und Fischerei. Die Freisassen unterstanden nicht gewöhnlichen Gerichten, sondern dem Adelsgericht von Bozen, wurden in der Liste der Tiroler Ritterschaft geführt und zu den Landtagen einberufen. Erst 1784, als das Adelsgericht von hier nach Innsbruck verlegt wurde, unterstellten sich die Goldegg-Freisassen dem Gericht Jenesien als dem näher gelegenen mit der Bedingung, bei Rückverlegung ihr altes Recht wieder anzutreten. 1790 wurden sie zum letztenmal zum Landtag einberufen, im gleichen Jahr verzichten sie auf dies Vorrecht. Von da an verschwindet die

Digitized by Google

eigenartige Rechtstellung der Goldegger Freisassen, die nur am adligen Besitzer persönlich haftete. Bei nichtadligen hing sie nur dem Hof an und übertrug sich auf den jeweiligen Besitzer oder Lehensträger. Die jetzigen Goldegger leben in schlichtem, hart ringendem Bauerntum und verteidigen ihren Boden gegen alle Unbilden der Witterung. Sie gehen durch drückende Steuerlast und schlechte Preise der Verarmung entgegen. Die heutige Verteidigung der Höfe besteht in einem langen hochgespannten Drahtseil an dem, mit laufendem Ring und Kette befestigt, ein bissiger Hund den Zugang zu Haus und Hof wirksam verteidigt.

In der Schlucht zwischen den oberen und unteren Goldegghöfen sind Reste einer kleinen Burg. Ob sie im Zusammenhang mit den Höfen stand, vielleicht bei äußerster Gefahr als Zuflucht dienend, ist unbekannt. Solche kleine Verteidigungs- und Fliehburgen, die nach den Kämpfen auf Geheiß des Siegers abgebrochen oder vom Erbauer als nicht mehr benötigt dem Verfall anheim gegeben wurden, sind allüberall im Land Tirol verstreut.

Von den vielen Anerbenhöfen mit und ohne verbriefte Rechte greife ich den Kosler auf Ceslar über Gries bei Bozen gelegen und den Neiferhof in Unterglaning, jetzt cologna di sotto, heraus. Die Ureinwohner des Bozener Landes, die Räter, kannten keinen Keller, sie hoben ihre Vorräte in Erdhöhlen am Berghang auf. So mußte ihnen ein Weinkeller — solcher war der Koslerhof schon zur Römerzeit — auffällig sein. Sie nannten ihn deshalb chellari = keller, woraus Ceslar wurde. Der prächtige Hof auf hohen gewölbten Kellerräumen und offenen Lauben erbaut, hat jetzt die Innenordnung eines Südtiroler Ansitzes. Als solcher durchzieht das ganze Haus der Flur mit schön geschnitzten Tramen der Decke. Die schmale Treppe mit schmiedeisernem Ziergeländer führt auf die „Labe" oder Kleidersaal im 2. Stock, wo die Gewandtruhen und Schränke stehen, Ahnenbilder und Wandbilder die Wände zieren. Sie schließt nach vornen heraus mit einem Erker, der überdacht, Butzenscheibenfenster und starke Gitter hat. In der unteren Wohnstube hängt der Stammbaum des Bauerngeschlechtes, dem der Sitz jetzt gehört. Trotz der landesüblichen Schlichtheit der Einrichtung fehlt es nicht an Erzeugnissen der heimischen Hausindustrie wie Standuhr, Schnitzschrank, schön geformtem Gestäng um den Kachelofen, auf dem sich das Tageslager für Knechte und Hausvaters mit hölzernen Kopfstützen befindet. Über der Haustür mit romanischem Bogen ist ein Wappen angebracht mit Löwe als Helmzier und Kleinod, aber im Schild steht bloß die Jahreszahl 1540. Wie die meisten Südtiroler Bauernsitze liegen die Wiesen und „Wingerten" rings um das Haus, ein stark fließender Brunnen speist einen großen, gemauerten Behälter zum Wässern der Reben, er ergießt sich in einen Bach der zwischen safrangelben Kopfweiden rasch zu Tal fließt. Die Torggel (Kelter) und mächtige Weinfässer stehen unter den „Lauben" des Hauses, daneben türmen sich die Maisstrohhaufen: goldgelbe Maispolenta ist die tägliche Nahrung des talwärts wohnenden Bauern; die höher gelegenen essen die derbere Kost der „Schwarz-Plenten" aus Buchweizen.

Der Neiferhof in Unter-Glaning ist zu allen Zeiten ein bäuerlicher Sitz gewesen, wenn auch vielleicht früher Eigentum der Ritter von Greiffen-

Digitized by Google

stein, welche auf der berühmten „Sauburg" hausten, die sich unweit des Neiferhofs kühn auf einer Felsenkanzel gegen den Himmel schleudert und ehemals von Oswald von Wolkenstein, dem letzten Minnesänger, gegen Herzog Friedrich verteidigt wurde. Mit dem Mair-Hof zu Glaning bildet der Neiferhof samt Umbauten eine kleine Häusergruppe auf einer Hochfläche des Altenbergs. Die Wohnhäuser sind von Stein mit flachem Schindeldach, im oberen Teil Ständerbau aus Bohlen und Brettern mit vorkragenden Pfetten. 1293 wird ein „Heinrich Mair de Glanic" urkundlich genannt. 1512 Jorg Nofer, dessen Tochter den Peter Grueber heiratet — die Stammeltern des bis 1879 im Mannesstamm hier wohnenden Bauerngeschlechts. Die Erbtochter heiratete den jetzigen Bauern Peter Gratl, der seinen Besitz mit Umsicht „regiert", zahllose Kinder hat, Berater der Gemeinde ist und eine Familien- und Gemeindechronik führt. Die Grueber besaßen im 16. Jahrhundert die Höfe Neiffer, Pichl und Gasteiger mit „Geraiten". Am 15. Oktober 1686 erhalten sie einen Wappenbrief mit dem Recht auf Schild, Helm und Kleinod. Außerdem bekommen sie die Erlaubnis des Ausschankes eigenen Gewächses, das hier auf den Hängen in 800 m Höhe feurig von der Sonne ausgekocht wird. Aber das Recht hängt am Hof, der nach Bozen ziehende Vater erhält es nicht. Auf dem Neiffer-hof wie in fast ganz Südtirol ist die Erbfolge so geregelt, daß der Vater einem seiner Söhne, nicht immer dem Ältesten, den Hof testamentarisch vermacht, der ihn „kauft" — Käufer und Verkäufer heißt es in den Erbverträgen. Natürlich ohne Barauszahlung (die Summe beläuft sich z. B. für die 3 Höfe im Jahr 1688 auf 2000 fl.), sondern der Sohn übernimmt diesen Wert, muß seine Geschwister angemessen auszahlen; sie verlieren damit ihr Heimatsrecht auf dem Hof. Oder sie verbleiben als Mitarbeiter und Nutznießer auf demselben. Der Besitzer zinst zu dem angegebenen Wert an den Lehnsherrn oder den Staat. Dem „Verkäufer", dem Vater und der Mutter wird der „Austrag" genau verbrieft bis auf die „Nussen und Pyrn" und die Pflichten von Kindesliebe und Dankbarkeit.

Rings um das Wohnhaus liegen das mächtige Stallgebäude, das zugleich Scheune und Wagengerätehalle ist, mit tief herabgezogenem Strohdach, das eine herausgebaute Giebelhaube hat, ferner das Back- und Waschhaus, die Städel, Holzställe, eine kleine Kapelle, weiter ab in einem Tälchen die Mühle mit, wie stets, oberschlächtigem Rad. Die Stube öffnet sich am Ende des Flurs, hat ein Schiebefenster zur Küche, ist ganz holzverkleidet in landläufiger Anordnung von Tischen mit weitausladenden Beinen, Bänken und einfach geschnitzten Stühlen ausgestattet. Hier beim Neifer hängen große Kupferschüsseln wie Schilde an der Wand. Zwischen den Doppelfenstern überwintern die Geranien, durch die die Sonne spielende Lichter auf die beim Kartenspiel in einer Ecke sitzenden Bauern wirft. Die Gläser voll roten Tiroler Weins leuchten wie die Granatsteine auf. Durch die große Entfernung von Ortschaften ist der Tiroler Bauer auf seine Handarbeit, seine Erfindungsgabe angewiesen, was sich in persönlich gehaltenem Hausrat, bodenständigen sich durch Jahrhunderte forterbenden Gewohnheiten ausprägt: von den eigenartigen Holzeinfriedigungen der Grundstücke bis zu den

Digitized by Google

niederen Wagen mit zwei Vorderrädern und nachschleifenden Balken als Bremse, den groben Weidenkörben, die als Wagenkasten dienen.

Der Südtiroler Bauer scheint bei oberflächlichem Verkehr zugänglich und entgegenkommend, aber es ist als ob er zu flüchtigem Gruß auf die freundlichen Altane seines Hauses träte, seine innersten Kammern bleiben verschlossen, öffnen sich schwer und selten. Er hat vom leuchtenden Süden in der Jugend und frühem Mannesalter die freie, fröhliche Stirn, doch graben sich im Alter die gleichen Risse und Schrunden in sein Gesicht wie sie seine Berge zerfurchen. Zäh und stolz auf seinen Stand und seine Rechte und Pflichten haltend, ist er kerndeutsch und grüßt jeden Blonden als seinen Bruder. Die Bauernfrau mit dem in die Ferne gerichteten Zukunftsblick der bodenständigen Mutter, hat im Haus fast unumschränkte Gewalt und wird selten zu schwerer Arbeit herangezogen, ist bis ins hohe Alter Hüterin und Auferzieherin der großen Kinder- und Enkelschar, die sich von einem Elternpaar zumeist auf zehn bis vierzehn fröhliche Sprossen beläuft.

Digitized by Google

Die tiroler Buttermodel.

Zugleich ein Beitrag zur Würdigung des Wertes der Buttermodel im allgemeinen für Volkskunst und Amulettenforschung.

Von Dr. Ferdinand Herrmann, Heidelberg.

Wenn wir hier versuchen, so einfachen und bescheidenen Gegenständen ländlichen Fleißes und bäuerlicher Kunst wie den Buttermodeln eine Besprechung angedeihen zu lassen, so haben wir damit nicht zuletzt die Absicht, die Aufmerksamkeit gerade auf das Kleingerät des Hauses und der Wirtschaft zu lenken. Dieses Kleingerät hat wegen seiner Schlichtheit immer noch nicht die ihm gebührende Bearbeitung gefunden, obwohl gerade solche scheinbar bedeutungslosen Kunstäußerungen die Beachtung des Volkskunstforschers mehr als andere verdienen. Denn sie bewahren vornehmlich altes und ältestes Formengut. In ihnen darf gewissermaßen Volkskunst ursprünglichster Art erblickt werden, Volkskunst auch, die von der Mode so gut wie unberührt geblieben ist.

Volkskunst ist in den meisten Fällen angewandte Kunst. Dies gilt auch von den Buttermodeln; denn ihr Zweck ist ja, auf der Butter gewisse Verzierungen zu hinterlassen, die nicht nur als Schmuck aufzufassen sind, ihnen kommt noch eine besondere Bedeutung zu.

Die einfachste Art, der Butter einige Schmuckformen zu verleihen, ist wohl das Eingraben von Linien mittels des Messers. So wird mancherort durch parallel laufende Linien, die von senkrecht darauf stehenden geschnitten werden, etwa ein Netz von Quadraten und Rechtecken[1] in die Butter eingezeichnet. Daneben ist wohl auch eine andere Verzierung mit dem Messer gebräuchlich. Bei dieser wird nur die Spitze des Messers benützt, und zwar wird diese einfach in gewissen Abständen in die Butter gedrückt. Dadurch entstehen Dreieck- oder Halbmondreihen, je nachdem die Spitze des Messers spitz oder rund ist.

Verschiedentlich wird auch die Kartoffel als Hilfsmittel zur Verzierung der Butter herangezogen. Ein Stück von der Größe eines mittleren Fingers wird aus ihr herausgeschnitten und auf dieses allerlei Zierlinien eingeritzt[2]. Diese ursprünglichen, einfachen Verzierungen mögen hin und wieder bei dem Beschnitzen der Model neben anderem als Vorbild gedient haben.

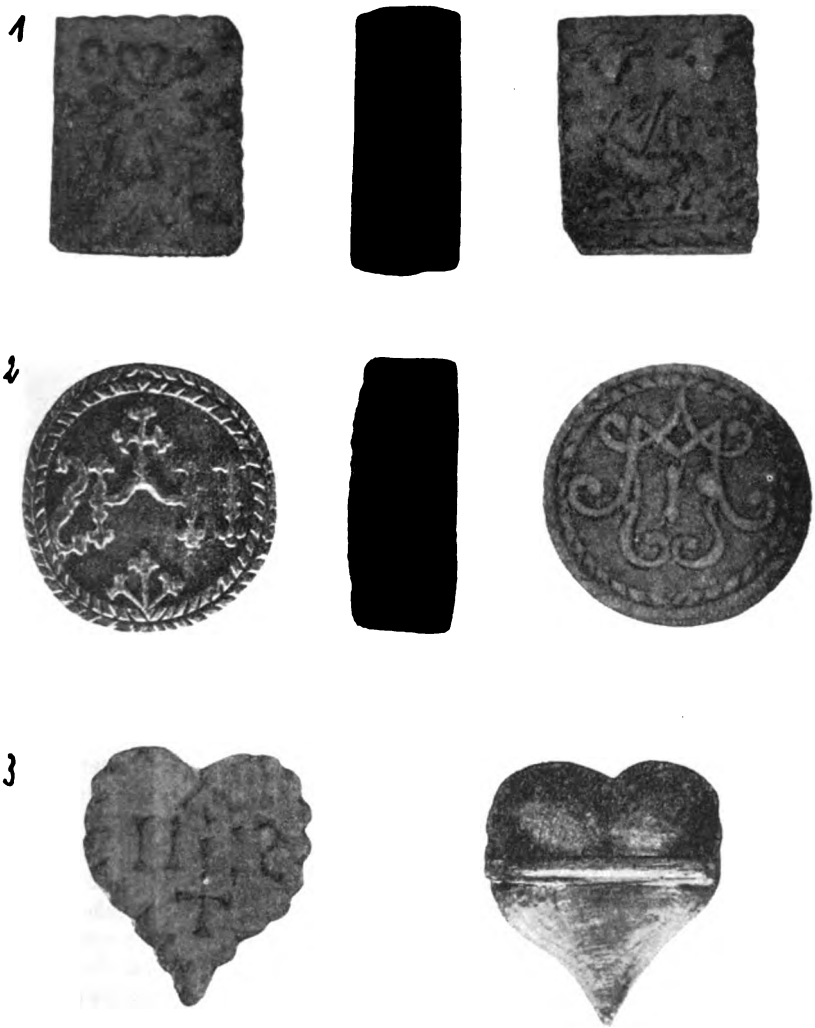
Weitverbreitet und alt ist der Volksglaube, der mit dem Buttern verknüpft ist[3]. In den verschiedensten Gegenden fürchtet man die Butterhexen, von denen manche sich auf Kosten der butternden Hausfrauen dadurch bereichern, daß sie ihnen große Buttermengen auf zauberischem Wege entwenden,

[1] A. Riff, Les Plaques à beurre en Alsace, L'Art populaire en France. Straßburg, 1930, 140 ff.

[2] A. Riff, a. a. O.

[3] Eckstein, Butter, Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, I, 1723.

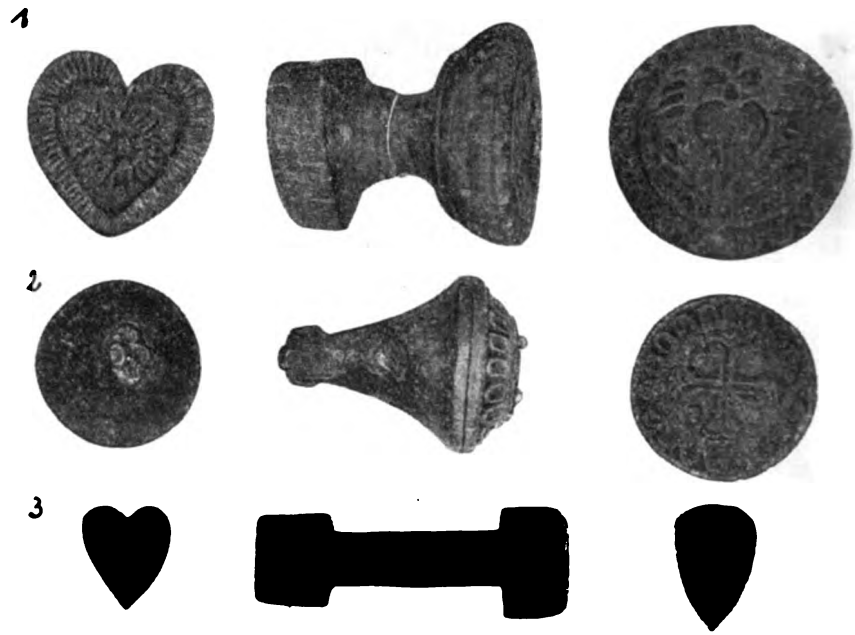
Digitized by Google



Aufnahme von Hergert, Heidelberg.

Bild I. 1 Rechteckiger Buttermodel, Vorder-, Seiten- und Rückansicht, Mühlwald. 2 Kreisförmiger Buttermodel, Vorder-, Seiten- und Rückansicht, Pfunders. 3 Herzförmiger Buttermodel, Vorder- und Rückansicht, Pfunders. Während mit den unter 1 und 2 wiedergegebenen Modeln jeweils zwei verschiedenartige Verzierungen erzeugt werden können, ist bei dem unter 3 abgebildeten Model nur die eine Seite beschnitzt und damit verwendbar. (⅔ der natürlichen Größe. — Sammlung der von Portheim-Stiftung in Heidelberg.)

Digitized by Google



Aufnahme von Hergert, Heidelberg.

Bild II. Butterstempel aus der Sammlung der von Portheim-Stiftung in Heidelberg: 1 aus Pfunders, 2 aus St. Georgen, 3 aus Mühlwald. (¾ der wirklichen Größe.)

andere wieder aus Bosheit und Übelwollen ihre Künste spielen lassen, damit die Butter nicht zusammengeht. Um sich vor diesem Zauber zu schützen, kennt die Hausfrau zahlreiche Abwehrmittel, mit denen wir uns hier nicht befassen können[4].

Dagegen sind uns folgende Bräuche von Wichtigkeit: Wenn das Buttern gelungen ist, ist die Hausfrau doch noch darauf bedacht, bösen Zauber fernzuhalten. So pflegen die Frauen in Mecklenburg mit der Kelle zwei kreuzweise Eindrücke in die Butter zu machen[5] und in Brandenburg ritzen sie ein Doppelkreuz ein[6]. Diese Schutz- und Abwehrmaßnahmen treten auch bei unseren Buttermodeln überall zutage.

Es wurde bisher zu wenig beachtet, wie sehr tatsächlich überall in der Volkskunst mit solchen Vorstellungen zu rechnen ist; daher darf auch mit Recht vielen Äußerungen volkhaften Kunstschöpfens eine gewisse Amulettbedeutung zugesprochen werden. Freilich muß der Forscher sich vor Verallgemeinerungen hüten und darf nicht in allen Erzeugnissen der Volkskunst gleichermaßen solche Gegen- oder Abwehrzauber suchen. Er sollte jedoch nie

[4] Eckstein hat sie a. a. O. zusammengestellt, besonders auf S. 1738.

[5] K. Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg, Wien, 1879 f., II, 136, 600.

[6] O. Stephan, Beiträge zur askanischen Volkskunde, Aschersleben, 1926, 112.

Digitized by Google

versäumen, die Frage nach der Möglichkeit solcher Einflüsse zu stellen und die Gründe zu erwägen, die dafür oder dagegen sprechen.

Wie Volkskunst in der Regel angewandte Kunst ist, so ist sie auch in vielen Fällen „angewandte Kunst" in übertragenem Sinne; mit anderen Worten: sie dient vielfach nicht nur zum Schmucke der in Haus und Wirtschaft gebräuchlichen Gegenstände, sondern hat außerdem nicht selten auch magische Schutz- und Abwehrbedeutung, ist somit gewissermaßen in doppelter Hinsicht Zweckkunst.

Der einfache Mensch, besonders der Bauer, schätzt das Altbewährte und Alterprobte. Es besteht für ihn kein Grund, etwa von den bewährten und durch die Überlieferung geheiligten Abwehrzeichen gegen Böses sich zu trennen. Seine Ahnen erkannten einmal ihren Wert, zahlreiche Legenden, Sagen und Geschichtchen bestätigen ihm dies, warum sollte nicht auch er sie benützen, um sich und seine Familie zu feien?

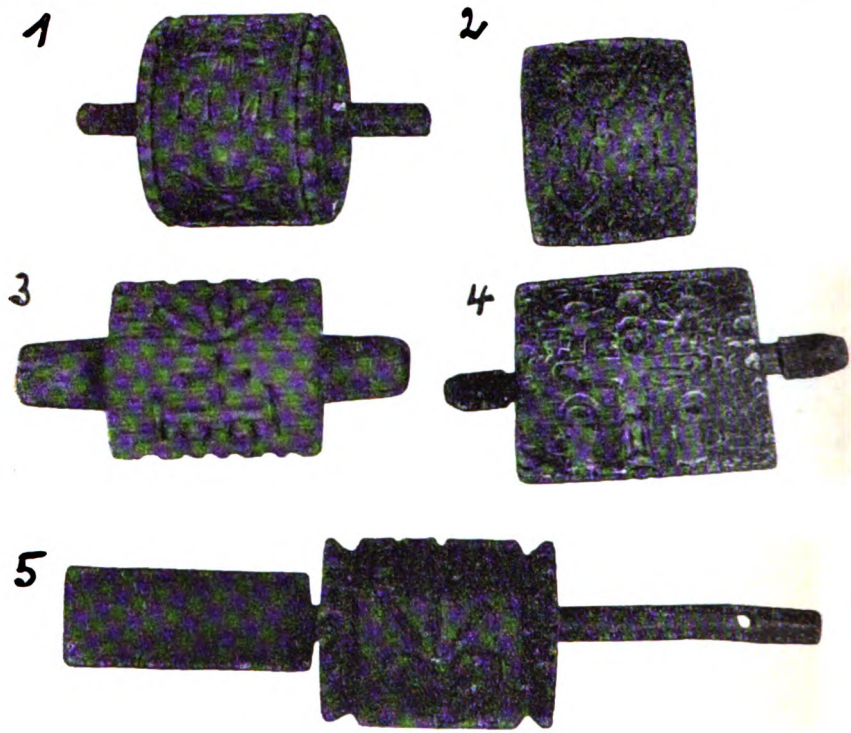
Neben gewissen geometrischen und pflanzlichen Formen bewahrt die Volkskunst, was ihre Eigenart, am Althergebrachten festzuhalten, treffend beweist, Schutzzeichen aus der frühesten Vorzeit. Die Zeichensprache des Germanentums wie die des sich darüberlagernden Christentums hat sie uns so unverfälscht erhalten. Schützte sich der heidnische Mensch mit dem Trudenfuß gegen Hexen und böse Mächte, so kämpfte wohl ursprünglich das Christentum gegen solchen „Aberglauben". Aber bald paßt es sich mit klugem Einfühlungsvermögen allenthalben an das ihm von Hause aus fremde Volkstum an. Die heidnischen Abwehrzeichen wurden durch christliche vielfach verdrängt, ganz unterdrückt oder ausgerottet konnten sie nicht werden.

Freilich wäre es falsch, in solchen Zeichen, christlichen wie anderen, nur Abwehrmittel zu sehen; oft sind sie zunächst Heilszeichen. Für den Christen haben sie zuerst die Bedeutung, die dem Christlich-Kirchlichen zukommt. Dazu gehört aber auch, daß sie alles Böse und Schlechte fernhalten. Gegen die göttlichen Zeichen vermögen Teufel und Hexen nichts; ihre bösartigen Einflüsse werden durch sie gebrochen.

Es gehört nicht zu den Aufgaben dieser Arbeit, solchen Fragen im einzelnen nachzugehen. Was hingegen für uns wesentlich ist, sind die Ergebnisse aus einer vergleichenden Durchsicht der Model. Sie lassen sich in dem Satze zusammenfassen: das Gut christlicher Zeichen und Sinnbilder ist beherrschend, wobei wir unter „christlichen Zeichen und Sinnbildern" sowohl solche verstehen, die vom Christentum neu geprägt und geschaffen wurden, wie auch solche, die möglicherweise einfach übernommen und mit christlichem Inhalte gefüllt wurden.

Das Kreuz, das Zeichen des Todes und der Auferstehung Christi, hat auf den Modeln seinen überragenden Platz. Die Werkzeuge und Geräte, wie Leiter, Hammer, Zange, die bei der Kreuzigung des Erlösers verwendet wurden, sind vereinzelt mit ihm zusammen ebenfalls wiedergegeben. Da aber nach den Vorstellungen des einfachen Menschen stets statt des Ganzen auch ein Teil davon gesetzt werden kann, so vertritt häufig der Schild, der auf Pilatus' Geheiß von den Juden am Kreuze angebracht wurde, das Kreuzeszeichen. Seine Aufschrift wird so zum wesentlichen christ-

Digitized by Google



Aufnahme von Hergert, Heidelberg.

Bild III. Walzenförmige Buttermodel aus der Sammlung der von Portheim-Stiftung in Heidelberg. (Wegen des Herkunftsortes vergleiche man die Bilder IV—VI.)

lichen Formenbestand. Die vier Buchstaben I. N. R. I. der Aufschrift für Jesus Nazarenus Rex Judaeorum fanden in der gesamten Kunst des Volkes Verbreitung. Auch die Kreuzesnägel sind hier zu nennen; drei Kreuzesnägel werden gewöhnlich in volkskünstlerischen Darstellungen (auch durchweg auf unseren Modeln [vergleiche die Bilder III, 5 und IV, 1]) über einem Herzen (dem „göttlichen Herzen") wiedergegeben. Das Zeichen JHS, meistens verbunden in den vielfachen Darstellungen der religiösen Kunst mit dem Kreuze über dem Querbalken des H, finden wir auch auf den Buttermodeln häufig (I, 2; I, 3; IV, 1; IV, 3; V, 1; V, 3; VI, 1 — V, 3). Verhältnismäßig selten stoßen wir bei unseren Modeln auf die sonst in der tiroler Volkskunst verbreitete Wiedergabe des Osterlammes mit Fahne (Bild I, 1).

Den Gegenständen des christlichen Kultes wird durch die Weihe ebenfalls Abwehrkraft zugeschrieben. Wie Legenden und Aufzeichnungen wahrer Begebenheiten berichten, soll es genügen, das „Allerheiligste" zu zeigen, um den Teufel und die verschiedensten Gefahren und Krankheiten

Digitized by Google

zu bannen. Daher ist es auch nicht verwunderlich, wenn Bilder von Monstranzen und Kelchen im Holze der Model eingekerbt werden; auch sie können der Abwehr dienen (III, 1; IV, 2; V, 3 und besonders VI, 2).

Nach den Zeichen und Sinnbildern für Christus sind die für Maria zu nennen. Wie die Muttergottes nach katholischer Vorstellung gleich nach dem Gottessohn kommt, so darf auch ihr Zeichen als zweitbedeutendes christliches Merkmal angesehen werden. Im Laufe der Jahrhunderte hat sich als Hauptzeichen für Maria eine Verschnörkelung ihres Namens herausentwickelt, bei der sich um den großen Anfangsbuchstaben M die übrigen Buchstaben des Namens schlingen (I, 2; IV, 2 und 3; VI, 2 und 3).

Bei den tiroler Buttermodeln treffen wir, namentlich bei den walzenförmigen, alle hier besprochenen Zeichen[7].

Die Freude des tiroler Bauern und Hirten am Schnitzen tritt uns allenthalben entgegen, jede freie Fläche sucht der Schnitzer schmückend zu bewältigen; nicht immer zum Vorteil des Ganzen, denn manchmal tut er wohl in seinem ehrlichen Bemühen des Guten zu viel, und es fällt uns schwer, in dem Wirrwarr der überfüllten Fläche uns zurechtzufinden (vergleiche namentlich VI, 1 — VI, 3). Manchmal wird er in seiner Darstellung besonders ausführlich, die Personen unter dem Kreuze dürfen dann nicht fehlen, Sonne, Mond und Sterne werden herangezogen, um noch freie Flächenstückchen auszufüllen. Auf einem Model scheint nicht Christus, sondern die hl. Kümmernis am Kreuze zu hängen (III, 4 und aufgerollt: 1, 2). Aber auch die verschiedenen Wesen und Dinge, die neben den auch sonst üblichen geometrischen Figuren in der Welt des alpenländischen Menschen von Bedeutung sind, kehren wieder. Pflanzliche Zierformen, oft in schlichter Einfachheit, hin und wieder auch in strenger Stilisierung, beleben die Flächen (IV, 2 und 3; V, 3; VI, 2 und 3). Auch Darstellungen von Tieren (Hirsch, Hase, Hahn, Rind usw.) finden sich da und dort wieder (V, 1 und VI, 1). Was schon bei Besprechung eines anderen Gegenstandes tiroler Bauernkunst als bezeichnend hier festgehalten werden konnte, findet bei Betrachtung der Model Bestätigung: die Natur nimmt eine bevorzugte Stellung ein, was sich aus der engen Verbundenheit des ländlichen Menschen mit ihr erklärt[8].

Was die Form der Buttermodel angeht, so scheint es uns zweckmäßig, nach der Art der Verwendung diese drei Gruppen zu unterscheiden, in die sich die mannigfaltigen Formen eingliedern lassen:

[7] Während bei den tiroler Buttermodeln die religiösen Zeichen und Sinnbilder vorherrschen, was wohl auch auf die in Österreich gebräuchlichen Model zutrifft (vgl. E. Sigmund, Über Buttermarken in Nußdorf am Inn, Volkskunst und Volkskunde, III, München 1905, 80 ff.), muß hier festgehalten werden, daß dies nicht für alle Model gilt. So belehren uns Bilder wie auch Bemerkungen, daß z. B. im Elsaß pflanzliche und geometrische Zierformen, vornehmlich Rosetten und Blumen, auch Tierdarstellungen häufig und „ausnahmsweise einmal ein Wappen oder allerlei Früchte" anzutreffen sind. (E. Polaczek, Volkskunst im Elsaß, München, o. J., 33 und Bild 112.)

[8] F. Herrmann, Die Federkielstickereien der tiroler Lederhatschen, Jg. 1932, S. 110 dieser Zeitschrift.

Digitized by Google

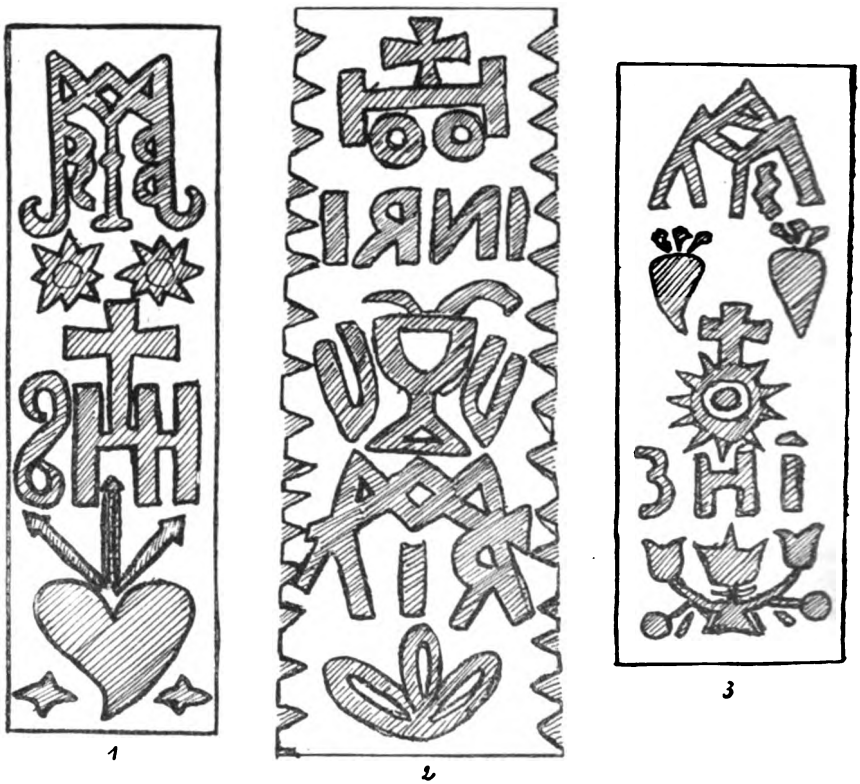


Bild IV. Wiedergabe der Schnitzereien von drei Butterrollmodeln aus der Sammlung der von Portheim-Stiftung in Heidelberg: 1 aus Mühlwald (vgl. III, 5), 2 aus Ahrntal (vgl. III, 3), 3 aus dem Sarntal.

1. die Buttermodel, bei denen durch einfaches Auflegen auf die Butter, verbunden mit einem leichten Druck von oben, die Zier- und Abwehrformen erreicht werden,

2. die napfartigen Buttermodel, die sehr den tiroler Käseformen ähneln, und schließlich

3. die walzenförmigen Buttermodel, deren Abdrücke in der Butter durch Entlangrollen auf der Oberfläche der Butter erzeugt werden.

1. Die Model dieser ersten Gruppe können untereinander wieder von verschiedenartiger Gestalt sein. Die einfachste Form ist wohl das quadratische oder rechteckige Butterbrett, das mit Einkerbungen verziert ist. Derartige Butterbretter gibt es nicht nur in Deutschland[9] und Österreich[10], sie sind

[9] O. Schwindrazheim, Deutsche Bauernkunst, Wien, Leipzig, 1931², S. 201, wo ein deutsches Butterbrett dieser Art abgebildet ist.

[10] Ein Butterbrett aus Salzburg gibt M. Haberlandt in seiner österreichischen Volkskunst, Wien, 1911, Bd. 2, Tafel 85, Abb. 7, wieder.

Digitized by Google

besonders in Frankreich[11] und auch in Italien[12] anzutreffen. Sie haben meistens einen Griff, so daß sie äußerlich unseren im kleinen Haushalt gebräuchlichen Küchenbrettchen gleichen, auf denen die Hausfrau Fleisch zerkleinert, Grünes, Zwiebel und ähnliches schneidet.

In der gleichen Weise wie diese Butterbretter werden die ovalen und kreisrunden Buttermodel gebraucht[13].

Während diese bisher aufgeführten Formen in Tirol weniger gebräuchlich sind (nur kleinere, rechteckige und runde Model sind verschiedentlich im Gebrauch: I, 1 und 2), hat sich hier der „Butterstempel" gut eingeführt; er ist leicht und ohne besondere Übung zu handhaben. Meistens können mit jedem einzelnen Stempel je zwei verschiedenartige Verzierungen auf der Butter erzeugt werden, da er nicht, wie die sonst üblichen Stempel, nur auf der einen Seite beschnitzt ist, sondern auch die gegenüberliegende Seite in der Regel als Stempel benützt werden kann. Kreis- und herzförmige, auch ovale Formen, die wiederum mit Blumen, Zeichen, Sinnbildern und sonstigen Schmuckformen ausgefüllt sind, werden vorzugsweise mit ihm in die Butter eingedrückt (II, 1—3).

2. Auch die zur zweiten Gruppe zählenden Model erfreuen sich einer weitverbreiteten Beliebtheit in Tirol. Es sind durchweg Holzzylinder, die in ihrer Achse um ein Holzstäbchen drehbar sind und wie die Nudelhölzer gebraucht werden (III, 1—5). Nur sind sie bedeutend kleiner als diese, wie aus den unten folgenden Maßen eines noch verhältnismäßig großen Models aus der Sammlung der von Portheim-Stiftung in Heidelberg hervorgehen mag.

Es wurden wohl vorwiegend die Stämmchen junger Bäume oder besonders schön gewachsene Äste von den Schnitzern für ihre Buttermodel verwendet, wie aus den Formen der Model und den Ringen im Holz hervorgeht. Die Rollenform war also damit bereits gegeben, und nur die Höhe des Zylinders war der Willkür des bäuerlichen Künstlers unterworfen. Daß daher die Model nicht immer wirklich kreisförmige Grundflächen haben und der aufgerollte Zylindermantel manchmal nicht mehr ganz ein Rechteck ergibt, ist offensichtlich. So haben wir beispielsweise bei einem walzenförmigen Model je nach der Stelle, an der man ihn mißt, folgende Ergebnisse:

Durchmesser	5,3	5,1	5
Höhe	6,7	6,3	6

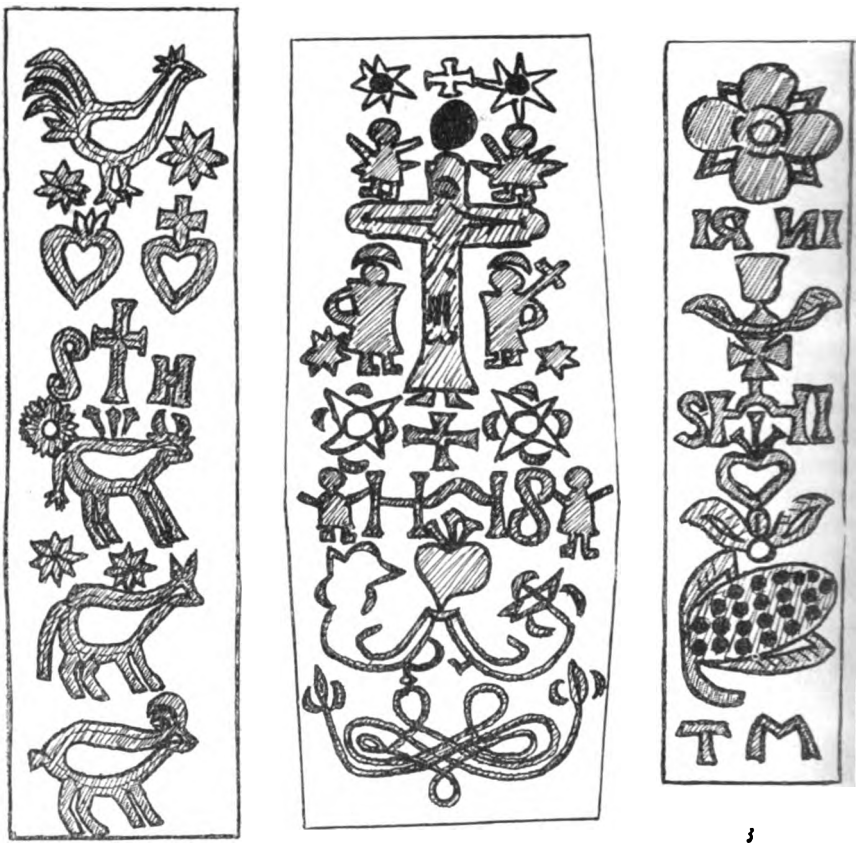
(Dadurch entsteht auch das eigentümlich verschoben aufgewickelte Bild [V, 2] dieser Rolle: III, 4!).

[11] Die meisten und schönsten Bilder solcher Butterbretter veröffentlichte A. van Gennep in seinen beiden Aufsätzen Notes sur la travail du bois en Savoie und Notes sur la décoration du beurre in L'Art populaire en France, 2. Jg., Straßburg, 1930, 117 ff. und 3. Jg., 1931, 97 ff.

[12] Ch. Holme, Peasant Art in Italy in The Studio, London, 1913, Bild 350.

[13] Unter anderem werden vorzugsweise im Elsaß solche Buttermodel verwendet. Vgl. E. Polaczek, a. a. O. und A. Riff, Les plaques à beurre en Alsace, a. a. O. und Art populaire, Paris, 1931, I, Tafel 24, Bild 1.

Digitized by Google



1 2 3

Bild V. Wiedergabe der Schnitzereien von drei Butterrollmodeln aus der Sammlung der von Portheim-Stiftung in Heidelberg: 1 aus Pfunders (vgl. III, 2), 2 von der Vöstl-Alm, hinter Lappach im Pustertal (vgl. III, 4), 3 von Weißenbach im Ahrntal (vgl. III, 1).

Die walzenförmigen Buttermodel werden auch in anderen Gegenden zur Verzierung der Butter gebraucht[14].

3. Die schüsselartig ausgehöhlten Butterformen sind in den verschiedensten Teilen des deutschen Sprachgebietes verwendet. Namentlich scheinen sie im Norden und Osten verbreitet zu sein, so in Pommern[15], Schlesien[16]

[14] Zum Beispiel in Oberösterreich, vgl. M. Haberlandt, a. a. O., Tafel 85, Bild 2, und Ch. Holme, Peasant Art in Austria in The Studio, London, 1911, Bild 8, wo sechs reizende Buttermodel aus Oberösterreich abgebildet sind. Auch in Frankreich: A. van Gennep, Notes sur la Décoration du beurre, a. a. O.

[15] F. Adler, Pommern, München, o. J., Bild 144.

[16] K. Hahm, Schlesien, München, o. J. (1926?), Bild 150 und K. Hahm, Deutsche Volkskunst, Berlin, 1928, Tafel 73.

Digitized by Google

und Niedersachsen[17]. Es sind kleine, flache Näpfe mit einem Durchmesser von etwa 10—12 cm. Der Boden ist jedoch nicht immer kreisförmig, sondern vielfach oval, ja sogar rechteckig.

In Tirol werden ähnliche Formen als „Kas-Model" gebraucht. —

Wir haben in diesem Abschnitt versucht, eine Übersicht über die gebräuchlichen Model des deutschen Sprachgebietes und teilweise darüber hinaus zu geben, da — soweit wir sehen — bisher eine solche Einteilung noch nicht geschehen ist. Wir sind uns bewußt, damit auch Formen genannt zu haben, die auf unserem engeren Gebiet, in Tirol, mehr oder weniger ganz unbekannt sind, was deshalb unseres Erachtens sehr nutzbringend sein dürfte, da somit ein Vergleichen mit anderen Ländern erleichtert wird.

Betrachten wir zum Schlusse die Handfertigkeit, die beim Verzieren der Model zum Ausdruck kommt. Der Stoff, aus dem die Model hergestellt werden, das Holz, gehört zu den beim Volk für künstlerische Äußerungen beliebtesten und ältesten. Denn mit geringem Werkzeug und ohne besondere Voraussetzung sind beim Holz schon herrliche Erfolge möglich. Was die tiroler Buttermodel besonders für die Volkskunstforschung ausgezeichnet erscheinen läßt, ist die Tatsache, daß gerade in den Alpenländern am besten den vielfachen Möglichkeiten der Holzverzierung nachgegangen werden kann, da dort noch eine große Mannigfaltigkeit und Bodenständigkeit anzutreffen ist[18].

Die einfachste und älteste Art, das Holz zu verzieren, ist wohl das Ritzen. Ein Nagel oder sonst ein spitzer Gegenstand genügt, um Linien und Striche und damit Umrisse von Personen, Tieren, Pflanzen, Gegenständen und vor allen Dingen Buchstaben und Zeichen im Holze anzubringen.

Auf unseren Buttermodeln finden wir nur vereinzelt noch Spuren der Ritztechnik. Hier und da sind zwischen Kerbschnitt-Verzierungen noch Linien zu sehen, die wohl mittels eines Ritznagels erzeugt wurden, so z. B. die Schnörkel, die Sternchen und Kreise (V, 2), die Umrisse des Kelches, die Leuchter, das Kruzifix mit den beiden Lilien rechts und links (VI, 2).

Mehr Zeit und größere Handfertigkeit erfordert der Kerbschnitt, der allerdings auch sehr alt ist, wenngleich ihn die Ritztechnik an Alter übertrifft. Zu den regelrechten Kerbschnitz-Arbeiten sind mehrere Hilfsmittel nötig[19], vor allem sind für die Vorbereitung Lineal und Zirkel wohl unentbehrlich. Die tiroler Buttermodel sind vorwiegend mit Kerbschnitzereien geschmückt. Selbst die verschiedenen Art des Kerbschnittes, wie Furchenschnitt, mandelförmiger Zweischnitt, Keilschnitt[20], lassen sich auf ihnen verfolgen.

[17] W. Peßler, Niedersachsen, München, o. J. (1923?), Bild 60—63.

[18] M. Haberlandt, a. a. O., Bd. I, 125, sagt: „Die Ziertechniken häufen sich in der Volkskunst der Alpenländer, entsprechend der dort seit dem 17. Jahrhundert erreichten Höhe des Könnens, und nehmen an Zahl und Vollendung ab, je tiefer die wirtschaftliche Lage im Fortschreiten nach dem Osten und Süden der Monarchie herabsinkt."

[19] Eine Aufzählung des zur Kerbschnitzerei gebräuchlichen Werkzeuges findet sich bei H. Schukowitz, Ländliche Kerbschnittkunst in Österreich, Zeitschrift für österreichische Volkskunde, III, Wien, 1897, 33 f.

[20] Vgl. ebenda.

Digitized by Google

1

2

3

Bild VI. Wiedergabe der Schnitzereien von drei Butterrollmodeln aus der Sammlung der von Portheim-Stiftung in Heidelberg: 1 und 2 aus dem Sarntal, 3 aus St. Johann im Ahrntal.

Die größte Geschicklichkeit und einen ausgeprägten künstlerischen Sinn lassen die erhabenen Darstellungen erkennen, wie sie von den Modeln in den Bildern I, 2 und II, 2 festgehalten wurden. Die Oberfläche der Zeichen JHS und MARIA, sowie des Ankerkreuzes stellt die ursprüngliche Oberfläche des Holzes dar; sie wurden beim Schnitzen umgangen und blieben so stehen, während unter ihnen eine neue Fläche entstanden ist. Der rosettenartige Kranz um das Ankerkreuz (II, 2) zeugt von der ungewöhnlichen handfertigen Sicherheit des ländlichen Schnitzers, wie überhaupt dieser Butterstempel als herrliches Musterbeispiel tiroler Schnitzkunst genannt werden darf.

Digitized by Google

Wandlungen in den Siedlungsformen im Gebiet der Budweiser deutschen Sprachinsel.

Von Dr. Egon Lendl, Wien.

Jede geistige Entwicklung, die ein Volk durchläuft, drückt sich in allen seinen Lebensäußerungen aus. Die moderne volkskundliche Forschung betrachtet aus diesem Grunde alle Lebensäußerungen einer Volksgruppe, darunter auch, als besonderen Ausdruck eigenständigen Lebens, die Wohn- und Siedlungsweise. Um sich über die Wandlungen innerhalb eines Volkskörpers, vor allem in soziologischer Hinsicht, Rechenschaft geben zu können, kann man daher neben Beobachtungen auf anderen Gebieten der Volkskunde auch die Veränderungen der Wohn- und Siedlungsformen im Laufe der Zeit heranziehen. Gerade die letzten 100 Jahre haben recht bedeutende Veränderungen in dieser Hinsicht gebracht. Durch das Hinzutreten eines neuen großen Standes, der Industriearbeiter, zum übrigen Volkskörper und durch die Entwicklung der modernen Großstadt haben sich auf breitem Raume neue Siedlungs- und Wohnformen herausgebildet, die sich scharf von den bäuerlichen und älteren städtischen Siedlungen unterscheiden. Die bäuerliche Siedlung weist vor allem durch den Beruf ihrer Bewohner unmittelbare Beziehung zu ihrem geographischen Standorte auf und ebenso behält auch die städtische Siedlung bis ins 19. Jahrhundert hinein ihre innige Verbindung mit der Landschaft. Gesetzmäßigkeiten bei den bäuerlichen und städtischen Siedlungen früherer Zeit, wie z. B. das Waldhufendorf- und das Schachbrettdorfschema, sind der jeweiligen landschaftlichen Situation angepaßt, und lösen nicht im geringsten die direkte Verbindung des Menschen zu dem Boden, den er bewohnt. Anders bei der modernen Industriearbeitersiedlung als besonderer Einheit oder als Teil der modernen Großstadt. Diese Siedlungen sind nach einem einseitigen Nützlichkeitsprinzip angelegt, ihr Zusammenhang mit der sie umgebenden Landschaft ist ein viel lockerer, da die wenigsten ihrer Bewohner noch irgendwie berufsmäßig direkt mit dem Boden, den sie bewohnen, im Zusammenhang stehen.

Geistesgeschichtlich fällt die Entstehung der meisten Industriearbeitersiedlungen in die Zeit des Liberalismus und des Hochkapitalismus, in eine Zeit also, wo eine sich weitab von der neuentstehenden Siedlung befindliche anonyme Macht die Siedlungsgestaltung übernimmt und den eigentlichen Bewohnern jede Formungsmöglichkeit entzieht. Industriearbeitersiedlungen wirken daher im Siedlungsbild einer Landschaft stark als Fremdkörper, ebenso wie die moderne Industriearbeiterschaft als eigener Stand im Rahmen der Volksgemeinschaft oft noch recht unorganisch empfunden wird.

Wesentlich für den großen Unterschied zwischen den alten und neueren Siedlungsformen ist die Trennung von Wohn- und Arbeitsstätte für einen großen Teil der Bevölkerung. Sowohl der Bauer am Dorfe, als auch in

Digitized by Google

der städtischen Siedlung bis ins 19. Jahrhundert hinein der Gewerbetreibende und Kaufmann, wohnt und arbeitet im gleichen Hause. Bei der modernen Industriesiedlung dagegen gruppieren sich zum erstenmal in großer Zahl die Wohnstätten um eine einzige Produktionsstätte, die Fabrikanlage. Der alte Zusammenhang ist aufgegeben[1]. In noch größerem Maße als bei der Industriearbeitersiedlung macht sich diese Trennung zwischen Arbeits- und Wohnstätte in der Citybildung der modernen Großstädte und der Entstehung der Stadtrandsiedlungen bemerkbar. Hier ist der Unterschied von der früheren Siedlungsweise noch auffälliger, da die Trennung zwischen Arbeits- und Wohnstätte noch größer ist; dafür ist häufig eine stärkere Einpassung in die natürlichen Landschaftsformen zu bemerken. Die Wohnsiedlung bildet in seltenen Fällen vollständig neue Orte, gewöhnlich schließt sie sich an schon bestehende städtische, Industriearbeiter oder bäuerliche Siedlungen an.

Die neuen und alten Siedlungsformen sind daher vielfach eng nebeneinander, ja ineinander verzahnt zu finden, denn jeder Wandel in der soziologischen Schichtung der Bevölkerung einer Landschaft und deren geistige Weiterentwicklung bedingt auch irgendwie eine Änderung der Siedlungsanlage. Das alte Siedlungsbild wird durch neue Formen überdeckt und vielfach gänzlich vernichtet. Um die Einzelheiten eines solchen Vorganges näher beleuchten zu können, soll als Beispiel die nächste Umgebung der Stadt Böhmisch-Budweis in Südböhmen, zugleich das Gebiet der alten deutschen Sprachinsel um diese Stadt, herangezogen werden.

Beim Zusammenfluß der Moldau und Maltsch im Süden des südböhmischen Beckens, an einer für den Verkehr Österreichs und Bayerns nach Böhmen wichtigen Stelle, entstand als eine Gründung des Premysliden Ottokar II. im Jahre 1265 im Anschluß an ein altes, wahrscheinlich slavisches Dorf die Stadt Böhmisch-Budweis (Ceske Budějovice). In die im Entstehen begriffene Stadt berief man deutsche Handelsleute und Gewerbetreibende aus Österreich und Bayern; auch der Grund und Boden außerhalb des neuen Ortes wurde nach deutscher Art zu Höfen vermessen und den Neubürgern übereignet. Zur selben Zeit sind auch fast alle deutschen Dörfer um die Stadt Budweis, zum Teil als ihr Eigenbesitz, gegründet worden. Die Entstehung der deutschen Sprachinsel fällt also in die Zeit um 1300. Am Ende des 15. sowie im 16. und 17. Jahrhundert traten noch einige Siedlungen hinzu, darunter die Bergarbeitersiedlungen Rudolfstadt und Adamsstadt. Die deutschen bäuerlichen Siedlungen waren verhältnismäßig klein. Am Ende des 18. Jahrhunderts hatten drei mehr als 30 Häuser (Rudolfstadt und Adamsstadt ausgenommen), selbst die „königliche Berg- und Kreisstadt Böhmisch-Budweis bestand 1789 nur aus 632 Häusern. Das Siedlungsbild der Sprachinsel gestaltete sich daher am Ende des 18. Jahrhunderts und auch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch derart, daß um eine meist von Gewerbetreibenden und Kaufleuten bewohnte reg-

[1] Alle schon vor dem 19. Jahrhundert bestehenden Siedlungen, die eine Sammlung von Wohnstätten um eine einzige Arbeitsstätte bildeten (Bergarbeitersiedlungen, Glashütten), haben niemals diese Bedeutung erlangt wie die modernen Industriearbeitersiedlungen.

Digitized by Google

same Handelsstadt im Mittelpunkt der Sprachinsel sich ein Kranz von 23 deutschen bäuerlichen Siedlungen herumlegt und im Nordwesten am Rande des Gneisplateaus die beiden Bergstädtchen Rudolfstadt und Adamsstadt hinzutreten. Selbst im Jahre 1840 ist dieses Bild noch fast vollständig unverändert, wenn auch einzelne Orte um 50 Prozent ihrer Größe zugenommen haben, Vierhöf an der Pilsner-Reichsstraße sich sogar mehr als verdoppelt hat. Eine tiefgreifendere Veränderung des alten Siedlungsbildes tritt erst mit der Zuwanderung der industriellen Unternehmungen nach Budweis und seine engere Umgebung und der Erbauung der Eisenbahnlinien nach Linz, Wien, Prag und Pilsen ein. Diese Veränderung ist durch Zuwanderung tschechischer Industriearbeiter[2] und Beamten hervorgerufen worden, die eine Überfremdung der ganzen Sprachinsel bewirkte. Erst im letzten Jahrzehnt ist diese Bewegung zwar nicht ganz zurückgegangen, aber doch nicht mehr in dem Maße wirksam wie etwa in der Zeitspanne von 1880—1918. — Zur Veranschaulichung des Gesagten dienen die angeführten Zahlenreihen, welche die Entwicklung seit 1880, dem Jahr der ersten Volkszählung, die auch die Nationalität der Bevölkerung ausweist, darstellen sollen.

Die Bevölkerung der deutschen Sprachinsel um Böhmisch-Budweis:

I. Tabelle (ohne der Stadtgemeinde Budweis).

Jahr der Zählung:	Gesamtbevölkerung:		davon Deutsche:	davon Tschechen:
1880	6 146		4193 (68 %)	1 953 (32 %)
		+ 2060		
1890	8 206		4531 (55,2%)	3 675 (44,8%)
		+ 2928		
1900	11 134		5064 (45,6%)	6 070 (54,4%)
		+ 6078		
1910	17 212		5597 (32,5%)	11 621 (67,5%)
		+ 3019		
1921	20 231		3725 (18,3%)	16 506 (81,7%)

II. Tabelle (die Stadtgemeinde Budweis).

Jahr der Zählung:	Gesamtbevölkerung:		davon Deutsche:	davon Tschechen:
1880	23 845		11 829 (50%)	11 812 (49%)
		+ 4 646		
1890	28 491		11 642 (41%)	16 585 (58%)
		+ 10 837		
1900	39 328		15 436 (39%)	23 427 (59%)
		+ 5 210		
1910	44 538		16 903 (38%)	27 309 (61%)
		+ 516		
1921	44 022		7 006 (16%)	35 577 (81%)

[2] Die Zuwanderung deutscher Industriearbeiter, besonders aus dem Böhmerwald, konnte niemals die der Tschechen erreichen, hat jedoch der raschen Entnationalisierung der Stadt Budweis entgegengewirkt.

Digitized by Google

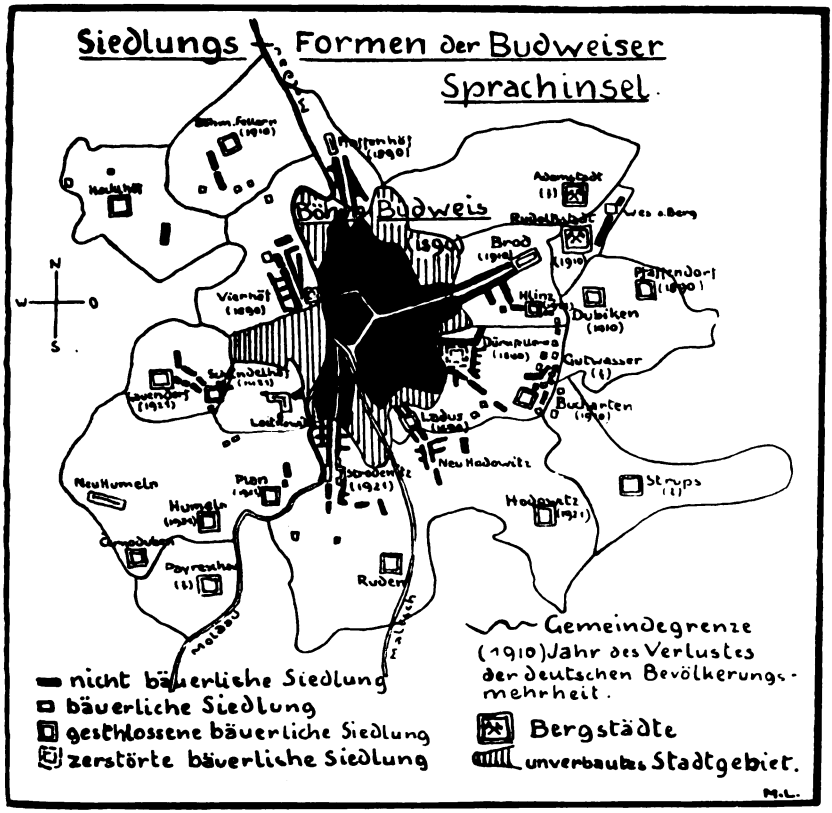
Die Gesamtbevölkerung im Raume der Sprachinsel ist also in der Zeit von 1880—1921 von 29 991 auf 64 253 gestiegen, die Zahl der Deutschen aber von 16 022 auf 10 731 gefallen. Die Kreisstadt Budweis selbst sowie alle Orte der Sprachinsel bis auf drei (Leitnowitz, Hackelhöf und Ruden), haben 1921 ihre deutsche Gemeindemehrheit schon verloren[3], so daß nicht nur das Gebiet in der Gesamtheit als überfremdet zu betrachten ist, sondern auch in jedem einzelnen Ort die nationale Zusammensetzung der Bevölkerung sich stark verändert hat. Dieser Vorgang wird einerseits durch die Zuwanderung landschaftsfremder Bevölkerung, besonders im inneren Kerngebiet der Sprachinsel, hervorgerufen, anderseits am Rande der Sprachinsel durch Entnationalisierung der erbeingesessenen bäuerlichen Bevölkerung bewirkt, die jedoch ihre soziologische Struktur beibehält. Von größerer Bedeutung im Entnationalisierungsvorgang der Sprachinsel ist daher der in ihrem Kerngebiet besonders stark fortgeschrittene Wandlungsprozeß in soziologischer Hinsicht. Ein deutlich sichtbares Bild dieser Veränderungen bietet die Umgestaltung der Wohn- und Siedlungsformen innerhalb eines großen Teiles der Sprachinsel. Diese Wandlung daher im Zusammenhang darzustellen und die Zersetzung der ehemals bäuerlichen Siedlungen im einzelnen aufzuzeigen, soll die Aufgabe der folgenden Ausführungen sein. Wir werden über die Betrachtung der Dorfformen, zu den Veränderungen im Hausformenbild und endlich zu den Wandlungen der Dorfflur übergehen.

Wie in nahezu ganz Südböhmen ist der größte Teil der Sprachinseldörfer als Angerdörfer zu bezeichnen, die oft ein regelmäßiges Viereck bilden. Bei einigen ist es wegen der Kleinheit der Siedlung nicht zur Entwicklung eines geschlossenen Angers gekommen (Vierhöf, Pfaffenhöf). Wir treffen auch einige straßendorfähnliche Siedlungsanlagen, wie zum Beispiel in Leitnowitz und Brod. Die bäuerlichen Siedlungen passen sich den naturgegebenen Formen der Landschaft an, sie liegen an einem Bach, oder benützen eine Bodenmulde und befinden sich manchmal sogar abseits der über ihr Flurgebiet ziehenden Straßen. Einzelhöfe kommen wohl im ganzen Gebiet der Sprachinsel vor, gewinnen aber außer um den schon erwähnten Orte Gutwasser, der mit späteren städtischen Zusiedlungen sich erst in den letzten Jahrzehnten zu einer geschlossenen Siedlung entwickelte, keine weitere Bedeutung. Der Vorstoß der neueren Siedlungsformen geht nun zunächst von der Stadt Budweis aus und ergreift zuerst die der Stadt am nächsten liegenden Dörfer Vierhöf, Dürnsellern, dann Brod, Pfaffenhöf und Lodus, später Strodenitz und die anderen Orte im weiteren Umkreis der Stadt. Gegen Südwesten ist lange Zeit hindurch auffallenderweise kein stärkeres Übergreifen der neuen Siedlungsformen zu bemerken, eine Tatsache, die sich vielleicht aus der relativen Verkehrsabgelegenheit dieses Teiles der Umgebung der Stadt Budweis erklären läßt. Die erste Veränderung der alten Dörfer geht durch Industriearbeitersiedlungen vor sich, die Stadtrandwohnsiedlung ist erst jüngeren Datums.

Für diese Veränderung lassen sich mehrere Entwicklungsstufen feststellen. Zuerst werden meistens nur einige ebenerdige Arbeiterhäuser, oft in

[3] Siehe Kartenskizze.

Digitized by Google



der Nähe der Fabrik, an das alte Dorf angegliedert. Diese Häuser stehen vielfach an der Straße auf der der Stadt Budweis zugewandten Seite, oder das alte Dorf ist abseits von der Straße gelegen und die neue Zusiedlung bildet das Verbindungsglied zwischen dem alten Ort und der Straße. Zuweilen steht die neue Industriearbeitersiedlung mit der bäuerlichen Siedlung in keinerlei Zusammenhang, die erstere bildet eine eigene Siedlungsindividualität im Raum der alten Dorfflur (Brod, Hodowitz).

Ein weiteres Stadium setzt in dem Augenblick ein, wo die moderne Industriearbeitersiedlung das alte Bauerndorf von zwei oder mehreren Seiten umschließt und die bäuerliche Siedlung wie eine Altform mitten unter den Neuschöpfungen erscheint. Ein recht gutes Beispiel für diese Art stellen die Orte Lodus und Strodenitz dar. Noch ist aber der Großteil der bäuerlichen Wirtschaften uneingeschränkt in Betrieb. Schon stärker in den Wandlungsprozeß der Siedlung hineingezogen ist das Dorf, sobald sich der nichtbäuerliche Teil soweit entwickelt hat, daß es zur Bildung von mehreren Seitengassen gekommen ist. Neben die dem Gelände angepaßte alte Siedlung treten dann die auf natürliche Geländeformen nicht weiter Bedacht

Digitized by Google

nehmenden, oft rechtwinkelig angeordneten Häuserblöcke. In diesem Falle werden auch größere Stücke der Dorfflur ihrem alten Zwecke entzogen und verbaut, der bäuerliche Lebensraum immer mehr eingeengt. Die stadtnahen Orte der Sprachinsel sind hiefür das beste Beispiel. Noch weiter fortgeschritten ist der Zersetzungsprozeß, wenn die Umformung im bäuerlichen Ortskern selbst vor sich geht und an Stelle einzelner Bauernhäuser nichtbäuerliche Häuser getreten sind, so daß das alte geschlossene Bauerndorf auch in seiner Anlage bereits zerstört ist (z. B. Vierhöf, Dürnfellern). Eine Erscheinung, die mit dem letztgenannten Falle verbunden ist, ist die Verlagerung des Ortsmittelpunktes bei einer derartigen Strukturwandlung der Siedlung. Die Häuserzahl des nichtbäuerlichen Siedlungsteiles wird im Laufe der Zeit im Verhältnis zu dem bäuerlichen Ortsteil immer größer; durch die stärkere Abhängigkeit der im neuen Ortsteil wohnenden Bevölkerung von Kaufleuten und Gewerbetreibenden kommt es zu einer immer stärkeren Ansiedlung dieser, der Ortsmittelpunkt mit den öffentlichen Gebäuden verschiebt sich nun nach diesem neuen Teile. In den Orten Pfaffenhöf, Vierhöf und zum Teil auch in Dürnfellern ist diese Entwicklung deutlich zu verfolgen. Besonders in den letzteren zwei Orten ist das bäuerliche Element schon fast vollständig verschwunden, da sehr große Teile der Dorfflur bereits verbaut sind und so die Existenzgrundlage für bäuerliche Betriebe sehr stark eingeengt ist.

Die in den bäuerlichen Ortsverband eindringende Industriearbeitersiedlung ist wohl bei den meisten Sprachinseldörfern, besonders in Stadtnähe, der erste Anstoß zur Umformung der Siedlung, die Stadtrandwohnsiedlung schließt sich erst später an. Mit ihren vielen Gärten und ihrer geringen Wohndichte wirkt die letztere das alte Dorfbild mehr flächenhaft verändernd als die Industriearbeitersiedlung. Eine Erscheinung, die recht deutlich bei Strodenitz südlich der Linzervorstadt von Budweis zu beobachten ist. Mehrere Orte, besonders die von der Stadt entfernteren, haben nur Veränderungen durch die Stadtrandwohnsiedlung erfahren, so daß das Bild der Durchdringung alter und neuer Siedlungsformen in Wirklichkeit noch vielfältiger erscheinen mag als es die Kartenskizze wiedergeben kann. Die beiden alten Bergarbeitersiedlungen Adamsstadt und Rudolfstadt fallen mit ihren ganz regellos zusammengeballten Häuserhaufen ohne einen ausgesprochenen Ortsmittelpunkt und den verkleinerten bäuerlichen Hausformen mit nur kleinen Wirtschaftsgebäuden etwas aus dem allgemeinen Rahmen heraus.

Auch das einzelne Bauernhaus im Sprachinseldorf, meist der giebelseitig zur Straße stehende Streckhof mit normal dazu stehender Scheuer ist nicht selten selbst in einer Umformung begriffen. Besonders in den stark durch nichtbäuerliche Zusiedlung veränderten Orten gehen auch alte Bauernhäuser in den Besitz von Handwerkern oder Kaufleuten über; diese verändern z. B. die Straßenfront des Hauses, Geschäftslokale werden ausgebrochen, Wirtschaftsgebäude werden zu Werkstätten, Garagen und Magazinen umgestaltet (Beispiele: Vierhöf, Dürnfellern). Wichtiger für die Veränderung des ganzen Hausformenbildes im Sprachinseldorf ist jedoch das Eindringen städtischer oder halbstädtischer Formen. Die In-

Digitized by Google

dustrialisierung der Umgebung von Budweis in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts setzte die Fabrikherren vor die Notwendigkeit, für ihre aus der näheren und ferneren Umgebung zusammengezogenen Arbeiter Wohnstätten zu schaffen und so entsteht das für diese Zeitperiode in der Sprachinsel so charakteristische Arbeiterhaus. Es ist fast immer ebenerdig, steht langseitig zur Straße, durch die Haustüre tritt man in einen Flur, der gewöhnlich zwei Wohnungen trennt; ein kleiner Hofraum schließt das Haus nach rückwärts ab. Außer diesem ebenerdigen Arbeiterhaus, das in allen Orten, wo Industriearbeiterzusiedlungen stattfanden, anzutreffen ist, finden wir noch das einstöckige städtische Arbeiterhaus, vor allem in Vierhöf, Lodus und Dürnfellern. Neben diese Hausformen, die innig mit der Entwicklung der Industrie zusammenhängen, treten Häuser, die im Zusammenhang mit der Stadtrandwohnsiedlung entstanden sind. Diese sind nicht mehr Miethäuser für zugewanderte Industriearbeiter, sondern Eigenheime von Menschen aus den verschiedensten Berufskreisen[4]. —

Sie unterscheiden sich von den früher besprochenen Arbeiterhäusern durch ihre individuelle Bauform. Ihre Lage ist nicht unbedingt an die Straße gebunden, der Garten ist nicht selten rings um das Haus angeordnet und der Besitz hat manchmal Villenform. Da in diesen Häusern Menschen der verschiedensten Stände wohnen, deren Berufstätten oft weit entfernt liegen, ist damit die eigentliche Zersetzung der alten, berufsgebundenen Wohnweise restlos vollzogen.

Neben Siedlungsart und Hausform wird natürlich auch das Flurbild einer bäuerlichen Gemeinde durch die nichtbäuerlichen Zusiedlungen verändert. Allerdings tritt diese Tatsache im Gebiet der Sprachinsel in größerem Umfang erst dann auf, wenn Wohnblöcke mit mehreren sich kreuzenden Seitengassen entstehen. Die Stadtrandwohnsiedlung ist hier mit ihren vielen Gärten für die Veränderung viel entscheidender als die Industriearbeitersiedlung.

Da im ganzen Gebiet der Sprachinsel in bäuerlichen Kreisen das Anerberecht bestand und zum größten Teil auch jetzt noch geübt wird, kommt es nicht zu einer so starken Flurzersplitterung, wie in anderen Landschaften; ein Umstand, der sich der Zersetzung gegenüber als hemmend erwies. Auch in stark veränderten Dörfern ist die Gewannflur noch erhalten. Wie stark das alte Flurbild und die alten Dorfwege auch in neuentstehenden Ortsteilen nachwirken, ist mancherorts zu erkennen. Neue Straßenzüge entstehen nicht selten längs alter Flurwege; erst das sich vielfach verzweigende Netz der Seitengassen geht über die ehemalige Dorfflur hinweg.

Die neuhinzutretenden Bevölkerungsgruppen haben im Gebiet der Budweiser deutschen Sprachinsel sich neue, ihnen arteigene, ihrer soziologischen Struktur entsprechendere Wohn- und Siedlungsformen geschaffen, besser gesagt, solche Formen sind ihnen geschaffen worden. Die Generaldirektion eines oft weitentfernten Fabrikunternehmens ist für die Gestaltung einer Industriearbeitersiedlung letzten Endes ebenso verantwortlich, wie

[4] Es kommt wohl vor, daß ehemalige Arbeiterhäuser heute Eigenbesitz geworden sind, andererseits moderne Einfamilienhäuser für Arbeiter gebaut werden.

Digitized by Google

sie auch für die völkische Zusammensetzung ihrer Bewohner den Ausschlag gibt; eine Tatsache, die in manchen Belangen an die mittelalterliche Kolonisation erinnert, uns aber zugleich auch den gewaltigen Unterschied gegenüber dieser Besiedlungsbewegung zeigt, wenn wir vor allem die geänderte Beziehung der Menschen zueinander und zum Boden, den sie bewohnen, uns vor Augen halten.

Inschriftenforschung.

Von **Dr. Hermann Eckert**, Heidelberg.

Es lag in der ganzen Richtung der falsch verstandenen universalen Haltung vergangener Wissenschaft tief begründet, und es fand in der deutschen Aufgeschlossenheit für fremde Kulturen seine bedenkliche Stütze, daß man den Denkmälern versteinerter oder längst in neue Formen überführter Kulturen höchste wissenschaftliche Sorgfalt und unermüdlichen Arbeitseifer zuwandte. Jahrhundertealtem Humanistendünkel hat namentlich unsere Volkskunst es zuzuschreiben, daß ihre Gegenstände, soweit sie nicht an die Wertmaßstäbe hoher Kunst heranzureichen schienen, heute in Unkenntnis ihres völkischen Wertes zerstört oder noch unbekannt sind. Währenddessen suchte eine moderne „hohe" und Gebrauchskunst neue Wege, suchte sie in Bildkunst, Musik und Tanz herzuholen von artfremden und teilweise unkultivierten Stämmen dieser Welt.

Eine Rückkehr zu den schöpferischen Kräften, nicht Formen, unserer Vergangenheit fordert den systematischen Beginn eingehender Sammlung und Forschung auf breitester Grundanlage; sie verlangt weitgespannten Rahmen neben unendlicher Liebe zum Kleinen, sie bedarf eindringlicher Kenntnis der allgemeinen Grundlagen und der jeweiligen Querverbindungen mit dem Geist der Zeiten.

Ein wesentlicher Bestandteil unserer Volkskunst, der wohl am meisten unter der ausschließlichen Beschäftigung mit griechischen und römischen Resten zu leiden hatte, sind die beschrifteten Gegenstände, die im eigenen oder fremden Sprachgewand Träger deutschen Gedankengutes sind. Diese unmittelbar redenden Zeugen tätigen Alltagslebens sind die lebendigen Ergänzungen oder Übersetzungen der Volkskunst nach Inhalt und Form und darüber hinaus die unerläßlichen Seitenstücke der noch vorhandenen Urkunden.

Es kann sich bei der zu beginnenden Sammlung und späteren Bearbeitung und Veröffentlichung dieser Inschriften nicht um eine rein germanistische Angelegenheit handeln, sie gehören zur Deutschkunde mit vielen ihrer Teilgebiete.

Digitized by Google

Die Inschrift ist meist Zweckinschrift, sie steht fast immer in Beziehung zu ihrem Träger[1]; deshalb ist die Betrachtung des beschrifteten Gegenstandes nicht von der Bearbeitung des Textes zu lösen.

Alle Grabsteine, die meisten Glasscheiben und viele Häuser tragen mindestens einen Namen: Namenkunde und Familienforschung erhalten eine Fülle neuen Stoffes. Der Grabstein zeigt meist das Wappen des Verstorbenen, oft auch seinen Ahnennachweis, die Wappenkunde wird für die vielen Belege dankbar sein. Die Grabsteine vor 1500 tragen den Stoff für die Geschichte der Ritterrüstung im späten Mittelalter zusammen, die späteren zeigen uns die Entwicklung der bürgerlichen Tracht. Für die Entwicklung der Schriftformen im Mittelalter fehlen die Vorarbeiten ganz, für den Barock liegen nur Teilarbeiten vor.

Die Frage nach der Zahl des noch Vorhandenen im Verhältnis zu den möglichen früheren Beständen wird zu ergänzenden Arbeiten über das wirtschaftliche Werden einzelner Gebietsteile führen. Verschiedenste Einflüsse haben an der Zerstörung zusammengewirkt, wirtschaftlicher Niedergang, Kriege; Geschmackswandel des Volkes trägt Schuld an der Übertünchung des bemalten Kircheninnern und der Fachwerkhäuser. Andererseits wird der auffallende Mangel an Inschriftgegenständen im Rheintal nicht hinreichend mit Wirtschaftsverhältnissen oder gewaltsamer Zerstörung allein erklärt werden können. Hier führt die Fragestellung notwendig zu den ständischen Voraussetzungen der Siedlung: Zunächst trägt (von den Glocken abgesehen, aber auch diese sind hier selten!) der Besitz des Ritters eine Inschrift, dann dringt der Bürger ein; die Burg aber fehlt in der Ebene, alte Städte gibt es nur unmittelbar am Rhein. Der Zunahme des Latein in der Literatur, besonders in den dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts, geht dieselbe Erscheinung in den Inschriften parallel, Schwulst und Fremdwörterei bemächtigen sich sogar der Votivtafel in der entlegensten Dorfkirche; die Reformation bringt für die ihr zugefallenen Landesteile den unmittelbar der Bibel entnommenen Spruch mit, während katholische Gebiete bei den alten Sprüchen allgemein religiösen Inhalts bleiben. Grabsteine in evangelischen Gegenden zeigen Anklänge an das Kirchenlied. Aber auch für das späte Mittelalter gilt es zu erhellen, ob für die Sprache der Inschriften die Entstehung auf geistlichem oder weltlichem Gebiet von Einfluß war. Zeugnisse lebendiger Rechtsübermittlung tragen noch viele Kirchen und Gemeindebauten, es sei nur an die alten Inschriften im Freiburger Münsterportal erinnert.

Ein Gang durch die alte Stadt Wertheim läßt für einen kurzen Zeitabschnitt die wirtschaftlichen Verhältnisse gegenwärtig werden, viele Häuser tragen bei ihrer Inschrift die Bemerkung, wieviel das Fuder Wein und das Malter Korn im Gründungsjahr kostete; die Inschrift an einer Kapelle berichtet von der Zerstörung einer Judenschule im Jahr 1447 an dieser Stelle. Eine Glasscheibe zu Oppenau schildert den Brand, der dort 1615 wütete, ein sogenanntes „Memorial", eine beschriftete Holztafel in der Überlinger

[1] Zierschriften, wie der Bibelspruch auf der Dolchklinge im Schloß Heiligenberg, bei denen die Beziehung zum Gegenstand weit hergeholt ist, sind selten.

Digitized by Google

Friedhofkapelle erzählt bis in die Einzelheiten den Verlauf der Pest, die Zahl der Opfer und die Anfänge der Neugründung von Familien; die Stimmung unter dem Einfluß dieser Seuche ist getreulich wiedergegeben. Hausinschriften tragen oft Sprüche voll religiösen Gefühls oder Lebensweisheit, wie z. B. in Wertheim am sog. Wittschen Haus (2. Hälfte des 16. Jahrhunderts):

Alle Menschen die Ihr furuber gehett:
Sehet wie es itzundt Umb uns stehett:
Die wir Itzo sindt Die werdt Ihr werden:
Die ir itzo sind Waren wir auff erden:
Gott ist Warhafttig und gantz Gerecht:
Alhie liegt der Herr und auch sein Knecht:
Du Weltt Weiser Mensch tritt hierbey:
Sage mir welches der Herr oder Knecht sey.

Den Wertheimer Engelbrunnen schmückt neben anderen Schriften ein Rätsel:

s ist ein Wort / das hat ein l
Wer es sieht der / begert es schnell
Wen das l nicht ' Darinnen Ist
Kein höher schatz / In Der welt is—. (Lösung: gold, god.)

Unterschüpf besitzt an seinem Rathaus einen Verwandten jenes Heidelberger Affen, an den an der Alten Brücke nur noch eine späte Tafel erinnert. Er hält ein Wappen, darunter steht:

Ein Aff Bin Ich Genand
Ein Bub bi ich wol Bekand / 1561 /

An die Ereignisse der großen Welt werden wir gemahnt, ein Relief in Villingen spricht von der Schlacht bei Rhodos, ein Prunkstreitkolben im Landesmuseum in Karlsruhe von einer Ungarnfahrt.

So ziehen alle möglichen Gegenstände an unserm Auge vorüber und erzählen von Ereignissen und Zuständen unserer Vergangenheit: Grabsteine, Häuser, Bilder, Bildstöcke, bis zu den kleinsten Dingen des täglichen Bedarfs, Krüge, Waffeleisen, Ofenplatten, Kacheln, Schränke, Schwerter, Taufbecken und vieles andere.

Ganz besonderer Aufmerksamkeit bedürfen die Glocken. Sie sind schon früh, bei uns etwa seit 1300, beschriftet. Ihre Texte zeigen das besonders enge Verhältnis, das die Gemeinde zu ihr hat, sie ist die Ruferin Gottes und seiner Heiligen um Schutz, sie schützt selbst gegen das böse Wetter. Daneben weist sie die Namen angesehener Gemeindemitglieder und erinnert an die Geschehnisse in der Gemeinde. Die Glockengießer, die besonders dicht der Rheinlinie entlang sich niedergelassen hatten, erstehen wieder vor uns in ihrer Kunstfertigkeit und ihrer gehobenen Stellung, der der erbitterte Meister Lamprecht in Engen ein dauerndes Denkmal gesetzt hat in seinem Glockenspruch:

Es ist nit muglich in diser welt der / G(l)ogen giesen kan das jedem gselt. wer verstand / hat zimlicher masen der sol ain jeden / reden lasen. Hanns Hainrich Lamprecht von Schaf— / husen un ver drossen hat die G(l)ogen zwaimal / gossen.

Digitized by Google

Auch hier sind heute die Bestände schon sehr gelichtet, es sind in Baden vor dem Dreißigjährigen Krieg nur noch etwa 150 deutsch beschriftete Glocken nachzuweisen. Ihr natürlicher Feind ist Krieg und Brand, ihr unnatürlicher die eigene Gemeinde, die noch bis in die jüngst vergangene Zeit trotz des behördlichen Denkmalschutzes mitunter alte und wertvolle Stücke geringfügiger Kleinigkeiten wegen als Werkstoff gegen eine neue Glocke eintauschte.

Eine erste vorläufige Sichtung nur der deutschen Inschriften wurde bisher nur für Baden vorgenommen[2], für ein Land also, das durch seine eigenartige Gestaltung in jeder Richtung Lehrreiches verspricht. Die drei Hauptgebiete, Taubergrund, Rheintal und Bodensee liefern das noch sehr reiche Material, verschieden an Zahl, Alter und Wert, einheitlich jedoch in der Grundhaltung, und in den Einzelheiten sich wiederum so ähnlich, daß sich eine Ausdehnung über das ganze Sprachgebiet zu einer geschlossenen und lohnenden Arbeit gestalten wird. Eine großzügige Sammlung wird neue und überraschende Einsichten in viele Zweige ständischer Betätigung eröffnen.

Die Verpflichtung unserer Vergangenheit gegenüber erfordert energischen Einsatz und möglichste Beschleunigung. Die Zahl dieser Gegenstände, die Jahrhunderte überdauerten, wird täglich gemindert: Glocken werden eingeschmolzen, Häuser übertüncht oder abgerissen, Grabsteine liegen immer noch, sogar im Freiburger Münster und in der Wertheimer Stadtkirche, auf dem Boden und werden zertreten, Hausrat und Kabinettscheiben wandern von Hand zu Hand. Staat und Kirche haben hier eine Aufgabe zu erfüllen; daß ein Schutz ohne Aufwendung allzugroßer Mittel durchaus möglich ist, zeigen die gut aufgestellten Grabsteinreihen in Baden-Baden, Bronnbach, Lahr und Adelsheim, die wohl für immer weiterer Zerstörung entzogen sind.

Den Bemühungen von Herrn Geh. Rat Professor Panzer und Herrn Ministerialrat Professor Fehrle ist es gelungen, das Kartell der Deutschen Akademien für die Veranstaltung einer großangelegten Reichssammlung zu gewinnen. Dem Verständnis und der tatkräftigen Hilfe des Herrn Kultusministers Dr. Wacker wird es zu danken sein, daß in kurzer Zeit in Heidelberg die Reichssammelstelle eingerichtet werden kann.

[2] Ich verweise hier auf meine demnächst in der Schriftreihe „Bausteine zur Volkskunde und Religionswissenschaft" erscheinende Dissertation: Die deutschen Inschriften in Baden vor dem Dreißigjährigen Krieg.

Digitized by Google

Bibliographische Hilfsmittel oberrheinischer Volkstumsforschung.

Von **Dr. Friedrich Lautenschlager**, Heidelberg.

Das neue Deutschland ist zutiefst verankert im deutschen Volkstum. Die wissenschaftliche Erforschung dieses Volkstums ist Aufgabe der deutschen Volkskunde, die mit neuer Kraft sich ihre Ziele steckt und mit verstärkter Verantwortung ihr Arbeitsgebiet abgrenzt[1]. Neue Helfer gesellen sich zu den volks- und heimatverbundenen Männern, die unbekümmert um den Beifall einer anderswertenden Zeit ihr oft verkanntes Werk im Dienste der Erforschung unserer bodenständigen Kultur getan haben. Ihre Schriften bilden neben dem unerläßlichen unmittelbaren Hineintauchen in die Vorstellungswelt des Volkes die Grundlagen volkskundlicher Erkenntnisse, auf denen die Forschung heute weiterbaut. Darum erscheint es nicht müßig, zu diesen literarischen Quellen den Weg zu weisen, der Zeit und unnötige Mühe erspart. Dieser Gang durch die bibliographischen Zusammenstellungen volkskundlichen Schrifttums, der hier auf das oberrheinische Gebiet alemannischen und fränkischen Volkstums eingeschränkt wird, ist zugleich ein Spiegelbild der Entwicklung volkskundlicher Studien in Südwestdeutschland und eine Besinnung auf die Aufgaben, die in unserer Zeit dem Bibliographen im Hilfsdienst der Volkskundeforschung gestellt sind.

Die Volkskunde im engeren Sinn hat sich erst spät die selbständige wissenschaftliche Anerkennung erkämpft. Dies ist der Grund dafür, daß wir die ersten Zusammenstellungen volkskundlichen Schrifttums anderen Disziplinen verdanken. In der zweiten Auflage des Grundrisses der germanischen Philologie findet der deutsche Volkskundler eine bibliographische Zusammenstellung der Quellen von Sitte und Brauch bei den germanischen Völkern und eine solche von John Meier über die bis 1909 erschienene Literatur zur Volkspoesie (Volkslied, Sage, Märchen, Sprichwort, Rätsel, Volksschauspiel)[2]. Die Quellenkunde der deutschen Geschichte von Dahlmann und Waitz bringt — abgesehen von den vielen auch den Volkskundler berührenden Titeln in anderen Abschnitten — unter „Kulturgeschichte" in bunter Mischung volkskundliche Schriften. Daß auch die neueste Auflage[3] dieses anerkannten Hilfsmittels deutscher Geschichtsforschung unter den Sparten: ‚Sagen, Sprichwörter, Gefühls- und Gemütsleben, Volkskunde, Sagen- und Märchenforschung, Aberglaube, Hexenwahn, Siedelung und

[1] Vgl. u. a. H. E. Busse, Volkstum: Mein Heimatland 20, 1933, 343—347; Eugen Fehrle, Bauerntum und Frühgeschichte: Ebenda 20, 1933, 147—149; derselbe, Vom Sinn der Volkskunde: Ebenda 21, 1934, 313—316; derselbe, Die Volkskunde im neuen Staat: Ebenda 21, 1934, 380—383.

[2] Grundriß der germanischen Philologie. 2. A. II, 1. S. 1178 ff.; III, 505 ff.

[3] Dahlmann-Waitz, Quellenkunde der deutschen Geschichte. 9. Aufl., herausgegeben von Hermann Haering. Leipzig 1931.

Digitized by Google

Wohnung, Hausrat und Gerät, Garten, Trachten, Haus und Familie, Sittengeschichte, Nahrung und Getränke, Sittlichkeit' nur einen Bruchteil des Erschienenen bringen kann, leuchtet ein.

Um so erfreulicher ist es, daß uns der schweizerische Altmeister der Volkskundeforschung, E. Hoffmann-Krayer, seit dem Jahre 1917 eine jährliche, alle Länder umfassende volkskundliche Bibliographie[4] schenkt, die auch das wichtige volkskundliche Material für Deutschland und seine Landschaften verzeichnet. Aber erst in dem bibliographischen Anhang der 1926 von John Meier herausgegebenen „Deutschen Volkskunde"[5] erhielten wir eine zusammenfassende, zeitlich abgeschlossene Bibliographie der deutschen Volkskunde mit einem durchsichtigen Überblick über die wertvollsten Veröffentlichungen. Die Gesamtdarstellungen der Volkskunde einzelner Landschaften und die allgemeinen Darstellungen volkskundlicher Teilgebiete dieser sind mitberücksichtigt.

Freilich, den breiten Strom der Einzelveröffentlichungen über das Volkstum einzelner deutscher Landschaften, die der Volkstumspflege der engeren Heimat nicht verloren gehen dürfen, vermochten die zuletzt genannten volkskundlichen Bibliographien ebensowenig zu fassen, wie etwa der Dahlmann-Waitz und die ihn fortsetzenden Jahresberichte für deutsche Geschichte die Flut territorialgeschichtlicher Arbeiten. Diese Aufgabe fiel regional begrenzten Sonderbibliographien zu[6]. Ihre Notwendigkeit ist am Oberrhein frühzeitig erkannt worden. Und da derartige weitausgreifende Werke staatlicher Unterstützung nicht entraten können, fällt ihre räumliche Abgrenzung mit den politischen Grenzen der einzelnen Länder zusammen. Erst ihre Gesamtheit kann ein lückenloses Bild des oberrheinischen Schrifttums vermitteln. Eines aber ist diesen entweder mehr von der Geographie oder von der Geschichte her bestimmten zeitlich abgeschlossenen großen Landesbibliographien gemeinsam: sowohl die landesgeschichtlichen wie die landeskundlichen Bibliographien unseres südwestdeutschen Gebietes geben der Volkskunde weitesten Raum. Ihre Berücksichtigung haben die Bearbeiter derselben gegenüber den Wünschen engherziger Beschränkung auf die strenge Fachwissenschaft im Blick auf die praktische Heimatpflege mit Recht und zum Glück durchgesetzt[7]. So sind denn auch die bisher erschienenen historischen Bibliographien des Oberrheins, ohne dies in ihren Titeln auszudrücken, zugleich landes- und volkskundliche Literatursammlungen im weitesten Sinne — nicht nur in ihren ortsgeschichtlichen Hauptabschnitten.

[4] Volkskundliche Bibliographie, herausgegeben von E. Hoffmann-Krayer für die Jahre 1917 ff. Straßburg (später Berlin und Leipzig) 1919 ff.

[5] Deutsche Volkskunde, insbesondere zum Gebrauch der Volksschullehrer. Im Auftrage des Verbandes Deutscher Vereine für Volkskunde herausgegeben von John Meier. Berlin und Leipzig 1926.

[6] Die Frage des Verhältnisses der gesamtdeutschen Bibliographie zu einzelstaatlichen Bibliographien behandelt mein Aufsatz „Zur Bibliographie der deutschen Reichs- und Territorialgeschichte" in der Zeitschr. f. d. Gesch. des Oberrheins N. F. 43, 1930, 138—148.

[7] Zeitschr. f. d. Gesch. des Oberrheins N. F. 43, 1930, 146, Anmerkung.

Digitized by Google

Vorbild und Ansporn ist Wilhelm Heyd's Bibliographie der württembergischen Geschichte geworden, deren erster Band 1895 erschien und den Theodor Schön und der zu früh geschiedene Otto Leuze bis zum Jahre 1915 fortgeführt haben[8]. Neben zahlreichen Arbeiten etwa über das schwäbische Bauerntum im Abschnitt „Wirtschaftliche Kultur" enthält die Gruppe L. „Geistige Kultur" die der Volkskunde zugehörenden Unterabteilungen: 1. Allgem. Charakter der Schwaben in Vergangenheit und Gegenwart. 2. Sitten und Bräuche. 4. Sagen, Märchen und Schwänke. 5. Aberglauben und Unbildung. 6. Dialekt. Allerdings, in dieses zu enge Prokrustesbett der beibehaltenen Einteilung — verglichen mit den 22 Gruppen der volkskundlichen Bibliographie Hoffmann-Krayers — mußten Schön und Leuze die Titel ihrer Ergänzungsbände zwängen.

Baden ist schon in den Jahren 1897 bis 1901 mit einer systematischen Zusammenstellung badischer Literatur auf den Plan getreten, die unabhängig von dem Vorbild Wilhelm Heyds im ersten Bande der „Badischen Bibliothek" die selbständigen Druckschriften zur Staats- und Rechtskunde und im zweiten Bande dieser steckengebliebenen Sammlung die selbständige und in Zeitschriften erschienene Literatur der Landes- und Volkskunde des Großherzogtums Baden, bearbeitet von Otto Kienitz und Karl Wagner, verzeichnet[9]. So wertvoll für den Heimatforscher vor allem das nach Landesteilen und Orten gegliederte Literaturverzeichnis auch ist, die in erster Linie durch die ungeschulten Titelaufnahmen verursachten Mängel und Irrtümer dürfen nicht verschwiegen werden. Einstweilen muß noch vom Volkskundler der Abschnitt I. 7 „Bewohner" mit den folgenden Untergliederungen zu Rat gezogen werden: Siedelungskunde. Kulturgeschichtliches. Sitten und Bräuche (einschließlich Aberglauben, Trachten, Sagen und Märchen, Mundartliches, Orts-, Volks- und Personennamen). Wirtschaftliche Kultur (v. a. Landwirtschaft, Jagd und Fischerei).' Die Badische Historische Kommission hat schon im Jahre 1908 die Bearbeitung einer Bibliographie der badischen Geschichte unter Einbeziehung ihrer Hilfs- und Sonderdisziplinen einschließlich der Personen- und Familiengeschichte in ihr Programm aufgenommen. Drei Halbbände dieses breitangelegten Werkes konnte ich als dessen Bearbeiter in den Jahren 1929—1933 gedruckt vorlegen[10]. Der Volkskundler wird heute den Abschnitt über die Vor- und

[8] Wilhelm Heyd, Bibliographie der württembergischen Geschichte. Bd. 1. 2. Bd. 3 fortgef. von Theodor Schön. Bd. 4 von Theodor Schön und Otto Leuze. Bd. 5 und 6 von Otto Leuze enthaltend die Literatur von 1906—1915. Stuttgart 1895—1927.

[9] Badische Bibliothek. Syst. Zusammenstellung selbständiger Druckschriften über die Markgrafschaften, das Kurfürstentum und das Großherzogtum Baden. I. Staats- und Rechtskunde. 2 Bände. Karlsruhe 1897 und 1898. — Badische Bibliothek II. Literatur der Landes- und Volkskunde des Großh. Baden. Bearbeitet von Otto Kienitz und Karl Wagner. Karlsruhe 1901.

[10] Friedrich Lautenschlager, Bibliographie der badischen Geschichte. Bd. 1. Allgemeines. Allg. polit. Geschichte. 1. und 2. Halbband. Karlsruhe 1929, 1930. Bd. 2. Die Hilfs- und Sonderwissenschaften. 1. Halbband. Karlsruhe 1933.

Digitized by Google

Frühgeschichte im ersten Bande begrüßen[11]. Im ersten Teile des zweiten Bandes betritt er in einigen Abschnitten schon ureigenes Gebiet. In der Rechtsgeschichte sind hier die ländlichen Rechtsquellen und die ländliche Verfassung, außerdem das Hexenwesen und die Hexenprozesse behandelt. Der der Drucklegung entgegenreifende zweite Teil dieses Bandes wird in dem Hauptabschnitt „Kultur-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte" eine Menge für die badische Volkskunde beachtliche Titel bringen, z. B. die allgemeine Literatur über das badische Bauerntum. Ganz und voll der Volkskunde dienen wird der dritte Band, der von Anfang an für die Landes- und Volkskunde einschließlich der Ortsgeschichte und für die Familien- und Personengeschichte vorbehalten worden ist. Es ist zu wünschen, daß die Mittel des Landes sein baldiges Erscheinen ermöglichen.

Mit unermüdlicher Hingabe hat Daniel Häberle 1908 bis 1928 die Literatur über seine rheinpfälzische Heimat gesammelt. Sechs stattliche Bände seiner **Pfälzischen** Bibliographie zeugen davon[12]. Die ortskundliche Literatur und die Abschnitte unter C in den landeskundlichen Bänden über Landwirtschaft, Besiedelung, Bevölkerung und Volkskunde weisen die Wege zu den Quellen pfälzischer Volkstumsforschung. Wie sehr sich der Sinn für volkskundliche Fragen gewandelt und erweitert hat, läßt die wechselnde Einteilungsart seiner einzelnen Bände erkennen.

Als Hilfsmittel zur Erforschung des Volkstums unseres alemannischen Nachbars über dem Rhein dient an Stelle einer besonderen Bibliographie der von Ernst Marckwald, Ferdinand Mentz und Ludwig Wilhelm bearbeitete Katalog der **Elsaß-Lothringischen** Abteilung der Universitäts- und Landesbibliothek Straßburg, 1908 begonnen und 1929 unter französischer Flagge zu Ende geführt[13]. Die siebte Lieferung des ersten Bandes enthält die Abschnitte: Kulturgeschichte im Allgemeinen. Sagen und Legenden. Sitten und Gebräuche. Tracht. Spiele. Speise und Trank. Feste. Volksdichtung. Sprüchwörter. Wunderglaube. Aberglauben. Prophezeiungen. Hexenwesen', die im Supplement des dritten Bandes ergänzt werden unter Ausdehnung auch auf die in Zeitschriften und Sammelwerken erschienenen Arbeiten.

Auch im Süden muß die deutsche Volkskunde ihrem Wesen nach über die Grenze des Reiches hinausgreifen. Nur hier in der alemannischen **Schweiz** ist die eigentliche Volkskundeliteratur in einer eigenen Bibliographie über schweizerische Volkskunde zwar nicht zu-

[11] Vgl. E. Fehrle, Bauerntum und Frühgeschichte: Mein Heimatland 20, 1933, 147—149.

[12] Daniel Häberle, Pfälzische Bibliographie. 6 Bde. Heidelberg, Bad Dürkheim und Speyer 1908—1928.

[13] Ernst Marckwald, Ferdinand Mentz und Ludwig Wilhelm, Katalog der Elsaß-Lothringischen Abteilung der K. Universitäts- und Landesbibliothek. Bd. 1 (Lief. 1—4). Straßburg i. E. 1908—1911. Bd. 2 (Lief. 5—7). Ebenda 1912—1915; dieser Band vollendet von Louis Wilhelm unter dem Titel: Catalogue de la Section Alsacienne de la bibliothèque universitaire et régionale de Strasbourg (Livr. 8). Strasbourg 1912—1923. Bd. 3 ebenfalls von Wilhelm in französischer Sprache. Straßburg 1926—1929.

Digitized by Google

sammenfassend, aber laufend für die Jahre 1897—1917 verzeichnet worden[14]. Daneben kann für die selbständig erschienenen Schriften ausgiebig die dreibändige Bibliographie der Schweizer Geschichte von Hans Barth[15] benützt werden, in erster Linie ihre Abschnitte: E. Landes-, Kantons- und Ortsgeschichte; L. Sprache und Dialekte (einschließlich Personen- und Familiennamen, Ortsnamen); M. Schrift- und Buchwesen usw. (darin 5. Historische und Volkslieder. 6. Inschriften. Sprüche. 7. Sagen); N. Kultur- und Wirtschaftsgeschichte (darin 6. Wohnung. 7. Nahrung und Genußmittel. 8. Tracht und Kleidung. 13. Schützenwesen. 20. Feste. Gebräuche. Spiele. 21. Volksglaube und Hexenwesen).

Neben den im Vorausgehenden behandelten zusammenfassenden großen landeskundlichen und landesgeschichtlichen Bibliographien — Hessen besitzt noch keine und die in unser Gebiet herübergreifende bayerische wird erst vorbereitet — sind noch kleinere auswählende Zusammenstellungen zu erwähnen, die von dem Volkskundler mit Erfolg zu Rate gezogen werden können. In den Jahren 1922 und 1926 hat Richard August Keller unter dem Titel „Rheinlandkunde" einen heimatkundlichen Ratgeber für die deutschen Länder am Rhein herausgegeben, der allerdings, als erster Versuch, sehr ungleich gearbeitet ist. In ihr sind Hessen, Elsaß-Lothringen, Baden und die Pfalz vertreten[16]. Baden besitzt außerdem eine wegführende Zusammenstellung für das ganze Land[17] und Sonderbibliographien für das Markgräflerland, das badische Frankenland, die Baar, den Kraichgau und das Hanauerland[18].

Fortführung und Ergänzung der großen abgeschlossenen Bibliographien ist Aufgabe der jährlichen Literaturübersichten, die nach

[14] Bibliographie über die schweizerische Volkskundeliteratur für die Jahre 1897—1917 von E. Hoffmann-Krayer und (1913—1916) Hanns Bächtold: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 2, 1898—22, 1918/19.

[15] Hans Barth, Bibliographie der Schweizer Geschichte. 3 Bde. Basel 1914, 1915. (Quellen zur Schweizer Geschichte N. F. IV, Bd. 1—3.)

[16] Rheinlandkunde. Ein heimatkundlicher Ratgeber für die deutschen Länder am Rhein unter Mitarbeit zahlreicher rheinischer Forscher herausgegeben von R. A. Keller. 2 Bände. Düsseldorf 1922 und 1926. Darin sind enthalten: H. Heidmann, Die Hessische Heimat; Daniel Häberle, Landeskundliche Literatur der Rheinpfalz (in Band 1); Albert Becker, Die Pfalz. II. Teil: Geschichte und Kultur; Paul Wentzcke, Deutsche Kultur in Elsaß und Lothringen; Friedrich Lautenschlager, Die badische Heimat (in Band 2).

[17] Die wichtigste Literatur zum Studium der Urgeschichte, Geschichte, der Kunst- und Altertumsdenkmale, der Volkskunde und Naturkunde des Badener Landes: Mein Heimatland 7, 1920, 62—64; 8, 1921, 53. — 2. verm. Abdruck. Karlsruhe 1922.

[18] Jakob Böser, Heimatschrifttum des Markgräflerlandes und angrenzender Gebiete. Bonndorf 1921. — Karl Hofmann, Fränkische Bücherei. Ein Verzeichnis von Schriften und Aufsätzen zur Heimatkunde des bad. Frankenlandes: Fränkische Blätter 13, 1930, 1—5. — F. K. Barth, Bibliographie der Baar: Badische Heimat 8, 1921, 170—176. — Friedrich Lautenschlager, Kraichgau-Bibliographie: Ebenda 9, 1922, 146—154. — Fritz Pfeifer, Praktischer Führer für die Heimatforschung durch den Amtsbezirk Kehl und das Hanauerland: Ebenda 18, 1931, 153—163.

Digitized by Google

einer Reihe von Jahren zu Ergänzungsbänden zusammengefaßt werden können. Die Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins hat die ihre für **Baden** im Jahre 1924 eingestellt. Sie sollte wiederaufgenommen werden, wenn meine Bibliographie der badischen Geschichte vollständig vorliegt. Sie kann dann in der gleichen Ausdehnung das Gebiet der badischen Volkskunde mitbehandeln, wie dies im dritten Bande der Bibliographie der badischen Geschichte der Fall sein wird. Die Weiterführung der Heydschen Bibliographie der **württembergischen** Geschichte erfolgt durch die 1911 begründeten Jahresberichte[19], deren Abschnitte Kulturgeschichte und Ortsgeschichte vor allem dem Volkskundler und Heimatforscher dienen. Einen Ersatz für die ausfallenden Berichte in dem eingegangenen „Pfälzischen Museum" gibt für die **Pfalz** die alljährliche Literarische Rundschau in der Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte[20]. Im Abschnitt „Landes- und Volkskunde" ist hier leider die Einschränkung gemacht, „daß auf den Grenzgebieten der Volkskunde, Sagen- und Namenforschung nur das Wichtigere aufgenommen wird". Die jährlich im Elsaß-Lothringischen Jahrbuch erscheinende **elsaß-lothringische** Bibliographie[21] bringt in den Gruppen: ‚III. Landeskunde. V. Einzelne Orte. XIII. Volkskunde und Kulturgeschichte' den Stoff für das Studium der elsässischen Volkskunde. Das Werk des Züricher Bibliothekars Hans Barth wird unter Erweiterung auf die Zeitschriftenaufsätze und unter Beibehaltung seiner systematischen Einteilung in jährlich als Beilagen zur Zeitschrift für schweizerische Geschichte erscheinenden Übersichten[22] zur **Schweizergeschichte** fortgeführt. Das volkskundliche Schrifttum wird in ihnen weitgehend berücksichtigt.

Es ist ein erfreulicher Weg, den wir durch das bibliographische Schrifttum des Oberrheins als Volkskundler gegangen sind. Wenn es gelingt, die abgeschlossenen und in Arbeit befindlichen großen zusammenfassenden Bibliographien weiterzuführen und die jährliche Berichterstattung fortzusetzen, ist es auch um die Bibliographie der oberrheinischen Volkstumsforschung wohlbestellt. Bibliothekare sind meistens die Bearbeiter. Sie sind dazu am ersten berufen durch ihre bibliographische Schulung in ihrem Amt, das ihnen die Bücher und Zeitschriften am leichtesten zugänglich macht. Ihre nicht leichte Arbeit, zu den literarischen Quellen der Volkstumsforschung hinzuführen, können sie um so besser und freudiger leisten, je näher sie selbst dem lebendigen Quell des deutschen Volkstums sind.

[19] Württembergische Geschichtsliteratur der Jahre 1911 ff. Zuerst von Otto Leuze, zuletzt von Georg Siegmund Keller bearbeitet: Württemberg. Vierteljahrshefte für Landesgeschichte N. F. 21, 1912 ff.

[20] Literarische Jahresrundschau von Wilhelm Krag, 1927 ff.: Zeitschr. f. bayr. Landesgeschichte 1, 1928 ff.

[21] Elsaß-Lothringische Bibliographie, zuerst bearbeitet von Wilhelm Poewe, jetzt von Christian Hallier, für die Jahre 1919 ff.: Elsaß-Lothringisches Jahrbuch 2, 1923 ff.

[22] Bibliographie der Schweizergeschichte von Helen Wild und später von Wilhelm Jos. Meyer, 1920 ff.: Beilage zur Zeitschr. für schweizerische Geschichte 1, 1921 ff.

Digitized by Google

Kleinere Mitteilungen.

Die Opfer bei der Wallfahrt Birnau.

Von Hermann Baier.

Bei Opfergaben an Wallfahrtsorten ist die Art wie der Umfang in gleicher Weise zu berücksichtigen. Die Art der Opfergaben betrachtet man wohl am besten im Zusammenhang[1]; dagegen ist für den Umfang die Beliebtheit des einzelnen Wallfahrtsortes entscheidend. In dieser Hinsicht ist es sehr lehrreich, sich die Entwicklung des Opferwesens bei der Wallfahrt Birnau am Bodensee an der Hand der Rechnungen zu vergegenwärtigen. Ich weiß natürlich, daß es der Bevölkerung 1795 und 1800 nicht gut ging, daß der gemeine Mann, um mit der Rechnung von 1740 zu reden, „kümmerlich das Maul durchbringen" konnte; aber man würde irren, wenn man glauben wollte, es sei den Leuten im 17. Jahrhundert besser gegangen. Und doch haben sie damals viel reichlicher gegeben. Der fast völlige Zusammenbruch der Wallfahrt ist offensichtlich eine Wirkung der Aufklärung und der aus ihr hervorgehenden Gesetzgebung. Man weiß, daß die Bevölkerung nur ungern von ihren Gewohnheiten abging; aber die Regierungen sind, wie der vorliegende Fall beweist, doch erfolgreicher gewesen, als man nach den Widerständen, die sie fanden, annehmen sollte. Besonders wichtig ist die Mitteilung von 1740, daß das Opfern bei den Reichen in Abgang gekommen sei, ein Zeichen, daß die Aufklärung am Bodensee schon früh Fuß gefaßt hat[2]. Im übrigen bedürfen die nachfolgenden Mitteilungen aus den Rechnungen der Pflege Birnau kaum der Erläuterung.

Es wurden nach den Rechnungen geopfert und gestiftet:

1657: 3 Viertel Vesen, 6 Hennen, 6 Hühner, 45½ Pfund Wachs, 36 Seidenricklein, 90 Pfund Flachs und Hanf, 7 Immen, 166 fl. 21 kr. Geld und wegen gelesener hl. Messen 23 fl. 8 kr. 4 hl.

1658: 3 Viertel Vesen, 1 Viertel Kernen, 8 Hennen, 47¾ Pfund Wachs, 21 Seidenricklein, 78 Pfund Flachs und Hanf, 5 Immen, 158 fl. 1 kr. Geld und 28 fl. 56 kr. wegen gelesener hl. Messen.

1686: 23 Hennen, Hühner und Hähne, 71 Pfund 2½ Vierling Wachs, 53 Pfund Flachs und Hanf, ½ Vierling Seidenricklein, 5 Ellen Flachstuch, 1 Imme, 118 fl. 55 kr. Geld und 24 fl. 10 kr. für Votivmessen, 1 zweijähriges Stierlein, 1 Milchkuh, 2 Milchschweine.

1687: 11 Hennen, Hühner und Hähne, 5 Pfund Butter und Schmalz, 15 Pfund Kerzen und Wachs, 16 Pfund Hanf, 20 Pfund Flachs, 3 Immen, 74 fl. 39 kr. Geld, 1 Kühlein.

1691: 1 Jährling (Salem), 1 anderthalbjähriges Stück Vieh (Abtei Wald), 1 dreiwöchiges Kalb (Thomas Han aus Baufnang), 2 flämische Schafe (Abtei

[1] Vgl. R. Kriß, Volkskundliches aus altbayrischen Gnadenstätten. 1930.

[2] Die Angaben von 1750 und 1754 bilden nur scheinbar eine Ausnahme. Der Neubau in Neubirnau gab der Wallfahrt vorübergehend einen Auftrieb. Kunstgeschichtlich wertvolle Angaben finden sich in der Rechnung von 1706.

Digitized by Google

Wald), 32 Hennen usw., 31 Pfund 3 Vierling Wachs, 12 Pfund Hanf, 15 Pfund Flachs, 8 Quart Wein, 162 fl. 47 kr. Geld, 60 fl. 51 kr. für Votivmessen.

1697: 1 Kuh, 6 Kälber, 1 Schaf, 2 Ferkel, 151 fl. 20 kr. 5 hl. Geld.

1706: 1 Stierlein mit 15 Monaten, 1 Kühlein mit der Bedingung, daß das erste Kalb Birnau, das zweite dem Spender gehören soll, 13 Kälber, 1 Ferkel, 3 Kitzlein, 80 Hennen, 70 Hühner, 2 Immen, 5 Pfund Butter, 20 Pfund Flachs, 15 Pfund Hanf, 46 Pfund Wachs, 2 Eimer Wein, für 2 kr. Seidenricklein, 363 fl. 42 kr. Geld und 229 fl. 58 kr. 4 hl. für Votivmessen.

1715: 1 Kühlein, 1 Stierlein, 8 Kälber, 1 Schaf, 1 Kitzlein, 8 Hennen, 18 Hühner, 8 Tauben, 1 Imme, 7 Eier, 1 Pfund 3 Vierling Butter, 18½ Pfund Flachs, 21 Pfund Hanf, 33¼ Pfund Wachs, 1 Eimer 6 Quart Wein, 215 fl. 47 kr. Geld und 202 fl. 24 kr. für Votivmessen.

1721: 1 Rind, 4 Kälber, 1 Schwein, 9 Hennen, 11 Hühner, 12 Pfund Flachs, 19 Pfund Hanf, 25½ Pfund Wachs, 1 Eimer Wein, 133 fl. 9 kr. 4 hl. und 111 fl. 3 kr. für Votivmessen.

1725: 1 Kuh, 6 Kälber, 6 Hennen, ½ Imme, 32 Pfund Wachs, 15 Pfund Flachs, 34 Pfund Hanf, 1 Eimer Wein, 100 fl. 48 kr. 2 hl. Geld und 67 fl. 30 kr. für Votivmessen.

1730: 3 Stück Vieh, 1 Schaf, 2 Kitzlein, 1 Schwein, 3 Hennen, 8 Hühner, 10 Tauben, 17½ Pfund Wachs, 12 Pfund Flachs, 30 Pfund Hanf, 102 fl. 10 kr. 4 hl. Geld und 89 fl. für Votivmessen.

1735: 1 Kalb, 1 Kitzlein, 3 Hennen, 11 Hühner, 21½ Pfund Flachs, 31½ Pfund Hanf, 106 fl. 34 kr. Geld und 90 fl. 24 kr. für Votivmessen.

1740: 1 Kalb, 2 Hennen, 11 Hühner, 23 Eier, 25 Pfund Wachs, 9 Pfund Flachs, 34 Pfund Hanf. Weilen das opfern bei den Reichen in abgang kommen, der gemeine Mann aber bey dermahl nothdürftigen zeitleufen kümmerlich das maul durchbringen, folglich wenig opfern kan, als ist das ganze Jahr hindurch erhöbt worden allein 84 fl. 33 kr. Von heyl. Votiv-Messen bey gegenwertig ermten Zeiten habe das ganze Jahr hindurch erhöbt nur 46 fl.

1744: 6 Hennen, 5 Hühner, 29¼ Pfund Wachs, 4 Pfund Flachs, 3 Pfund Hanf, 49 fl. 24 kr. 4 hl. Geld und 27 fl. für Votivmessen („bey gegenwärtig ermten Zeiten").

1750: 1 Kalb, 3 Hennen, 4 Pfund Flachs, 14 Pfund Hanf, 124 fl. 56 kr. 6 hl. Geld, 567 fl. 46 kr. 1 hl. für Votivmessen und 609 fl. 15 kr. „Extraopfer".

1754: 2 Kälber, 7 Pfund Hanf, 1 Pfund Flachs, 1 Pfund Garn, 1 Eimer Wein, 119 fl. 10 kr. 2 hl. Geld, 489 fl. 15 kr. 6 hl. für Votivmessen und 198 fl. 3 kr. Extraopfer, darunter von einer Hochzeiterin in Deisendorf 1 fl. statt einer silbernen Haarnadel.

1773: 2 Pfund Hanf, 2 Pfund Flachs, 12 Stück Schneller, 2 Strängel Seide, 9 Pfund Wachs, 1 Huhn, 164 fl. 45 kr. 4 hl. Geld und 211 fl. 29 kr. 6 hl. für Votivmessen.

1780: 2 Schweinlein, 1 Imme, 10 Pfund 3½ Vierling Wachs, 24 fl. 26 kr. Geld und 63 fl. 12 kr. für Votivmessen (alles zusammen, einschließlich der Extraopfer, darunter 110 fl. 48 kr. vom Abt von Salem, 213 fl. 2 kr.).

1786: 54 fl. 32 kr. Geld und 57 fl. 20 kr. für Votivmessen.

1790: 23 fl. 43 kr. 5 hl. Geld und 44 fl. 26 kr. für Votivmessen.

1795: 15 fl. 47 kr. und 42 fl. 52 kr. für Votivmessen.

1800: 7 fl. 3 kr. Geld und 32 fl. 36 kr. für Votivmessen.

Digitized by Google

Südtiroler Volksglaube.

Aus dem Nachlasse von Karl Wohlgemuth.

Zu „Untermoi" im Enneberg lebte der alte „Widesott Hannes", der einer von denen war, die mehr konnten als andere. Er brauchte im Winter nur daheim eine Fuchsfalle hinter dem Ofen aufzustellen, so hing schon ein Fuchs darin. Wenn er aus seinem kleinen Zauberbüchlein las, so mußte der Dieb, und mochte er noch so weit weg sein, das gestohlene Gut zurückbringen. Der Alte kannte alle Hexen, aber diese mochten ihn gar nicht leiden, weil er sie vertrieb, wenn er in seinem Büchlein las. Als er schwerkrank mit dem Tode rang, konnte er erst sterben, als man seine Zauberbücher in den Bach warf. Es gab dabei einen gewaltigen Lärm, als ob die Hölle los sei, und während dieses Rumors starb der Hexenmeister.

(Untermoi in Enneberg.)

Ein bewährtes Amulett gegen den Einfluß der Hexen sind die „Katzen-Schinkeln". Es sind dies sechs Schenkelbeinchen von jungen Katzen, auf denen gepfiffen werden kann. Diese Pfeifchen wurden in einer bestimmten Anordnung mit einem geweihten Amulett, welches den heiligen Antonius oder Benediktus darstellt, von den Burschen am Halse getragen, wenn sie zu den Mädchen in's Gassl (fensterln) gingen. Die „Katzenschinkeln" wurden im Ahrntal gebraucht.

Hexen wurden früher in kupfernen Kesseln zur Brandstätte geführt, weil das Kupfer dem Zauber widersteht. (Reischach im Pustertal.)

Der „Oberpursteiner" zu Sand im Taufers las aus einem Buch: „Fülle einen Totenkopf mit Erde, säe drei Erbsen hinein, laß sie wachsen und abreifen. Ladest du solche Erbsen dann in's Gewehr, so wirst du einen guten Schuß tun." Der Bauer befolgte dies und wollte den Schuß probieren. Er zielte mit der Büchse auf eine nahe Wolke, der Schuß ging los — und eine Hexe fiel vor ihm nieder.

In der Dreikönigsnacht reiten in Olang und Rasen die Buben und Mädchen auf Schlitten durchs Dorf. Je länger sie reiten und je lustiger es dabei herzeht, desto länger und reichlicher gedeiht im nächsten Jahre das „Haar" (Flachs). Man nennt dieses Reiten das „Haarlangreiten". (Rasen im Pustertal.)

Hoch oben in den Latzfonser-Almen liegt der Radlsee. Niemand traut sich, in den See einen Stein hineinzuwerfen, da bald darauf Unwetter heraufziehen und Hagelschlag entstehen würde. Ein Fremder, der einmal einen Stein in den Radlsee warf, wurde von den Hirten arg zugerichtet.

Im Tale von Pfunders gibt es die Weihelichttiegel. Es sind dies aus Speckstein geschnitzte Leuchter, die im Hause bei religiösen Weihen angezündet werden. Dazu werden sie mit Schaftalg gefüllt. Die Leute sagen, die armen Seelen kühlen sich mit diesem Talg die Brandwunden. (Pfunders.)

Die Venediger Männlein brachten Bauern, die sie gut leiden mochten, Brutpfennige. Die alte Anewanter Lisl besaß einen solchen Brutpfennig, der noch aus ihrer Ur-Ahndl-Zeit stammte und den ein solches Mannl einem Vorfahren der Ahndl gab. Der echte Venediger Brutpfennig ist eine venetianische Goldmünze mit dem Bildnis eines knieenden Heiligen. Die echten Venediger Brutpfennige waren zu allen Zeiten sehr rar, und der Besitzer eines solchen schätzte sich glücklich und legte ihn zu seinem Gelde, damit der Segen Gottes dabei bleibe.

Ein Gemsjäger ging trotz des hohen Sonntags leidenschaftlich der Jagd nach. Er sah einen weißen Gemsbock, den er niederknallte, und trug ihn herunter zur nächsten Alm. Als die Hirten das getötete Wild erblickten, schrien sie auf: „Ein

Digitized by Google

weißer Gemsbock! Du hast ja ein arme Seele erschossen!" Der Wildschütz verlachte aber das Gerede und hing seine Beute in der Hütte auf. Als er vom fetten Rahmmus, das ihm die Hirten gekocht hatten, satt war, warf er die Büchse über und wollte auch seinen Gemsbock aufladen. Der aber war verschwunden, und ein langer feuriger Arm langte zur Hüttentür herein, griff nach des Wildschützen Kehle und würgte ihn zu Tode. (Tal von Gsus.)

Zur Zeit der Franzosenherrschaft im Jahre 1809 war im Schlosse des Grafen Künigl in Ehrenburg ein französischer Offizier einquartiert. Das angewiesene Zimmer behagte ihm aber nicht und er ersuchte um ein anderes. Es sei schon noch ein anderes Gastzimmer da, hieß es, aber darin geistere es. Das habe nichts zu sagen, meinte der Offizier und ließ sich das Zimmer anweisen. Als er so im Bett lag und gerade die Augen schließen wollte, kam ein geharnischter Ritter zur Tür herein und kam bis zum Bett des Ruhenden. Der Offizier nicht faul, ergriff seinen Degen und rannte ihn dem Geiste durch den Leib. Dieser aber umarmte daraufhin den Gast, daß ihm fast die Rippen brachen. Am nächsten Morgen fand man ihn ohnmächtig in seinem Bett. Er hatte gerade noch die Kraft, auf eines der Ahnenbilder an der Wand zu deuten und zu sagen: „Dieser war es, der mich erdrückte."
(Ehrenburg im Pustertal.)

Volkskundliche Mitteilungen vom Oberrhein.

1. Ortsneckereien.

Vadder unser, der du bischt,
D'ägerfelder füehre Mischt,
D'Herr'ner fahre z'Acher,
D'Wyhlemer hai kchai Acher,
D'Grenzacher hai kchai Pflueg,
D'Basler Heere hai alles guet.

2. Abzählreime aus Herten (Amt Lörrach).

Hinters Heere[1] Hanse Huse han i hütte hundert Hase höre hueschte.

Wenn Wasser Wii wär, wo wotte d'Wiiber d'Windle wäsche?

Ich un(d) du und 's Müllers Su und 's Heere Stier sind unsere vier.

3. Kennzeichnung der Mülhausener (Elsaß) in Basel, besonders an Fastnacht gesungen.

Z'Melhüse, z'Melhüse,
Do isch e Nation,
Sie trage bloije Blüse
Bis uff d'r jüngschde Sohn.
Un 's Pfiffli in d'r Schnure
Un 's Zipfelchäppli uf,
Sie loise nebe dure
Un flüeche druf un druf:
Froij, choifet verdämmeli öbis ab,
I ha die beścht Härdöpfeli im Sackch.

Karlsruhe. Eugen Kreß.

[1] Es gibt in Herten heute noch eine Familie Johann Herr.

Digitized by Google

Das Heimatarchiv an der Lehrerbildungsanstalt Karlsruhe.

Im Jahre 1928 wurde an der Lehrerbildungsanstalt Karlsruhe durch Professor Dr. Schneider ein Heimatarchiv gegründet, das es sich zur Aufgabe macht, den gesamten heimatkundlichen Stoff für das Land Baden, der in Zeitschriften und Tageszeitungen oft weit zerstreut und schwer zugänglich ist, zu sammeln. Neben mancher heimatkundlichen Plauderei gelangen ja gerade in Baden seit Jahren viele Aufsätze zur Volks- und Heimatkunde in der Tagespresse zur Veröffentlichung, die vielfach die Ergebnisse monate- und jahrelanger Forschungsarbeit auf diesen Gebieten enthalten. Diese meist einmaligen und dadurch oft wertvollen Veröffentlichungen, die bisher leider größtenteils der Vergessenheit anheimfielen, sammelt und ordnet das Heimatarchiv. Sein Bestand umfaßt bereits heute nach sechsjähriger Sammeltätigkeit rund 10 000 Aufsätze heimatkundlichen Inhalts, die vierfach — nach Verfassern, Orten, Sachgebieten und einzelnen Stichwörtern — in einer Kartothek verzeichnet sind. Die Aufsätze, die auf diese Weise jederzeit zu jedem Zweck leicht erreichbar sind, werden vom Heimatarchiv an die Heimatfreunde und Volkskundeforscher zur Benutzung entliehen. So ist das Heimatarchiv in der Lage, einen umfassenden Überblick über alle im Tagesschrifttum erschienenen Aufsätze zur badischen Volks- und Heimatkunde zu bieten. Es wäre sehr erwünscht, daß alle Heimatfreunde zur Vervollständigung dieser Sammlung ihre bisher erschienenen entsprechenden Veröffentlichungen in doppelter Ausfertigung dem Heimatarchiv der Lehrerbildungsanstalt Karlsruhe, Bismarckstr. 10, zur Verfügung stellten.

Dr. Wolfgang Treutlein.

Bücherbesprechungen.

Deutsches Geschlechterbuch, herausgegeben von Bernhard Koerner, 81. Band, 1934. Görlitz, Verlag Starke / Badisches Geschlechterbuch, herausgegeben von Koerner in Gemeinschaft mit Paul Strack, 700 S.

Baden kann stolz darauf sein, daß man es als die Wiege der heutigen deutschen Rassenforschung bezeichnet hat. Man hat dabei hingewiesen auf zwei der hervorragendsten Vorkämpfer für den rassischen Aufbau des deutschen Volkes, Hans Günther und Eugen Fischer.

In diesem Band sind folgende Sippen behandelt: Beck, Benckiser, Berg, Burckhardt, Fischer, Furtwängler, Haas, Hipp, Hüpp, Kaltenbach, Kapferer, Kappler, Oberst, Pfisterer, Reinhold, Salzer, Specht, Speierer, Trifscheller, Vortisch, Waag, Wacker, Finckh, Wendt.

Mit besonderem Stolz erfüllt es uns Badener auch, daß unser Minister des Kultus und Unterrichts, Dr. O. Wacker, die Geschichte seiner Sippe gegeben hat. Wohl dem Lande, dessen Unterrichtsminister so gründlich wissenschaftlich arbeitet! Ich greife Wackers Arbeit als hervorragendes Beispiel heraus: Aus einer Menge von Urkunden ist die ganze Verwandtschaft durch Jahrhunderte verfolgt. Für Außenstehende mag eine solche Aufzeichnung trocken aussehen. Wer sich aber vertieft, merkt bald, wie wertvoll für Rassenkunde, Geschichte, Volkskunde, Flurnamenforschung und andere Wissensgebiete derartige Aufzeichnungen sind. Erschütternde Schicksale und das Erhebende bäuerlicher Selbstbehauptung stehen hier

Digitized by Google

nebeneinander. Wenn so unsere Volksurkunden in weiterem Umfange einmal veröffentlicht sind, wird man deutsche Geschichte ganz anders schreiben können als bisher. Drum herzlichen Glückwunsch zu diesem wertvollen Buch! Möge es viele Forscher anregen, die Geschichte ihrer Familie zu schreiben.

Karlsruhe. Eugen Fehrle.

K. Hennig und L. Körholz, **Einführung in die Geopolitik.** 2. Aufl. Leipzig und Berlin, 1933. B. G. Teubner, 131 S., kart. 2,60 RM.

Fr. Hiller, **Deutscher Kampf um Lebensraum.** Leipzig, 1933, Armanen-Verlag, 53 Seiten.

K. Blau, **Zur Entwicklung der ländlichen Siedlung am Oberrhein.** (Siedlungsstudien, herausgegeben von Prof. Dr.-Ing. Dr. rer. pol. Heiligenthal, Heft 1). Karlsruhe, 1933, Verlag G. Braun, 52 S., 3 RM.

Daß die „Einführung in die Geopolitik" im Erscheinungsjahr 1933 schon zwei Auflagen erlebte, ist nicht nur ein Beweis für die zunehmende Beschäftigung mit der geopolitischen Blickschau, sondern zeugt auch für die Anschaulichkeit und Klarheit, mit der dieses Buch abgefaßt ist. Dies ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, daß die einzelnen Behauptungen und Leitsätze durch Beispiele und gute Kartenskizzen beleuchtet und vertieft werden. Das Buch wird darum nicht nur dem Geographie-, Deutsch- und Geschichtsunterricht zugute kommen, sondern vermag auch jedem politischen Menschen den Blick zu schärfen über das Verhältnis von Natur, Boden, Rasse und Politik sowie den Lebenskampf des deutschen Volkes.

Der Kampf um den völkischen Lebensraum ist das Grundthema der Hillerschen Broschüre. Der Verfasser geht auf die Begriffe der Kolonisation sowie der Siedlung ein und glaubt, aus der geschichtlichen Entwicklung der Ostkolonisation schließen zu müssen, daß nicht die Schlote des Ruhrgebietes, sondern nur die Ostsiedlung in die deutsche Zukunft wegweisen können.

Einen geschichtlichen Beitrag zu den westdeutschen Siedlungsfragen bietet die Broschüre von K. Blau. Sie vermittelt uns einen guten Einblick in die Siedlungstätigkeit des 17. und 18. Jahrhunderts am Oberrhein, der schon deshalb zu begrüßen ist, weil nicht wenige Siedlungsprobleme der behandelten Zeit auch für uns noch Geltung haben. Erwünscht wäre allerdings ein kurzes Eingehen auf die ethnischen Verhältnisse, und zwar nicht nur zu Vergleichszwecken, sondern weil grundsätzlich das ganze Oberrheingebiet volkstums- und bodenpolitisch, unabhängig von der rein staatlichen Grenzziehung, nur unter einheitlichem Gesichtspunkt betrachtet werden kann.

Heidelberg. Siegfried Hardung.

Adolf Helbok, **Was ist deutsche Volksgeschichte?** Ziele, Aufgaben und Wege. Oktav. Mit 19 Karten. VI, 71 Seiten, 1935. Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig. 3,30 Mk.

Der Innsbrucker Volkskundler betont in dieser mit reichem Kartenmaterial ausgestatteten Schrift, die eine Fortführung seiner in der Zeitschrift für Volkskunde 1934 dargelegten Gedankengänge bildet, die Notwendigkeit enger Zusammenarbeit der Volkskunde mit allen Nachbargebieten, mit der Siedlungs- und Kulturraumforschung und vor allem mit der Rassenkunde. Die Aufgaben der Volksgeschichte, die nach seiner Ansicht die notwendige Ergänzung der Volkskunde ist, faßt Helbok in die Worte: „Blutgrundlagen und ihre Veränderung, Entwicklung des Lebensraumes und der Zahlen des Volkskörpers, sein rassischer, struktueller und sozialer Aufbau, Bildung und Wandlung der Kulturformenlandschaften als

Digitized by Google

Ausdrucksform der landschaftlichen Gestaltung der Volksseele." Das Buch gibt viele Anregungen und wird in der Auseinandersetzung über Wege und Ziele der Volkskunde von Bedeutung sein.

Hans Joachim Moser, **Das Volkslied in der Schule.** Musikpädagogische Bibliothek, Heft 1. Quelle & Meyer, Leipzig, 1929. 176 Seiten.

Das Buch zeigt Wege, wie das Volkslied in den Unterricht aller Schulgattungen sinngemäß eingebaut werden kann. In der Form eines lebendigen Zwiegesprächs zwischen Lehrer und Schülern wird das Wesen des Volksliedes, sein Ursprung und seine Wandlungen, seine Eigenart und sein Verhältnis zu Heimat und Geschichte ausführlich mit vielen Melodienbeispielen behandelt. Der Verfasser will zwar am Anfange des Buches einen Unterschied machen zwischen dem „Zurechtsingen" und dem „Zersingen" des Volksliedes, verfällt aber im weiteren Verlaufe seiner Ausführungen wieder vollkommen in die abfällig wertende Ausdrucksform des „Zersingens". Ebenso muß die Frage aufgeworfen werden, ob das Heidelberger Sommertagslied wirklich so sinnlos ist, daß Moser dem Lehrer in diesem Buche die Antwort: „obwohl ich geistreichere Lieder kenne" in den Mund legen zu müssen glaubt. Das Auffinden „geistreicher" Volkslieder dürfte auch dem Verfasser einigermaßen schwer fallen. Abgesehen von solchen Einzelheiten ist das Buch ein wertvoller Beitrag zur Methodik des Gesangsunterrichtes in der Schule.

Lieder der deutschen Jugend, Hirts Ergänzungsheft zu deutschen Liederbüchern für Schule und Haus. Herausgegeben von Walter Diekermann. Ferdinand Hirt, Breslau, 1934. 80 Seiten.

Eine Sammlung von 92 Liedern mit Noten, die eine gute Auswahl aus dem reichen Schatz unserer Volkslieder und Kampflieder darstellt.

Franz Tolzdorff, **Deutsches Liederbuch,** 2. Teil. Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M., 1934. 96 Seiten.

Diese Auswahl von fast 200 Liedern, die uns der Verfasser des deutschen Liederbuches bietet, ist als Grundlage für den Unterricht in der 5. bis 7. Klasse bestimmt. Das gut ausgestattete Liederbuch bringt als lustige Neuheit, eingefügt zwischen die Lieder, die Motive, welche die Pausenzeichen der deutschen Reichssender bilden. Das Buch wird jedem Volksschullehrer gute Dienste leisten können.

Kurt Schwedtke, **Zur Schulreform im Dritten Reich.** Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M., 1934. 28 Seiten.

Der Verfasser wendet sich in seiner Schrift gegen die bisherige Zersplitterung im deutschen Erziehungswesen, wobei er auf die Schwächen des klassizistischen Erziehungsideals Wilhelm von Humboldts hinweist, das bewußt von der Welt und ihrem Geschehen wegführt. Er fordert die Betonung der Rassenlehre im Unterricht und die Schaffung zeitgemäßer Lehrbücher. Den übermäßigen Gebrauch von Fremdwörtern in der deutschen Wissenschaft will er als Hemmnis für ein weiteres Verständnis beseitigt wissen. Schwedtke erhebt ferner die Forderung, in der Erziehung der deutschen Jugend dem Slawentum und seiner Kultur größere Aufmerksamkeit zuzuwenden, indem an die Stelle einer der beiden im bisherigen Unterricht gebräuchlichen westlichen Sprachen die Erlernung einer slawischen Sprache treten soll. In dem slawischen Volkslied allerdings „einen willkommenen Beitrag in der Gesamterziehung des neuen Menschen" sehen zu wollen, wie Schwedtke meint, geht doch ein wenig zu weit und hat mit deutscher Erziehung nicht mehr viel zu tun. Im ganzen bietet Schwedtkes Schrift manchen neuen Gedanken zur kommenden Schulreform.

Digitized by Google

Duncker-Lange, **Neue Ziele und Wege des Biologieunterrichts.** Vier Beiträge. Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M., 1934. 99 Seiten.

In den vier Beiträgen von Hans Duncker, Friedrich Lange, Emil Wehrle und Harry Garms werden die neuen Aufgaben und Ziele behandelt, die der Biologie durch die rassenmäßige Grundlage des nationalsozialistischen Staates erwachsen. Besonders in den Aufsätzen Dunckers über „Biologisches Denken als Unterrichtsgrundsatz in der neuen deutschen Schule" und des Karlsruher Lehramtsassessors Wehrle über „Schülerübungen im künftigen Biologieunterricht?" wird der Rassengedanke als Wurzel nationalsozialistischer Weltanschauung dargestellt und die Notwendigkeit erläutert, diese biologischen Erkenntnisse der Jugend in einem lebensnahen Unterricht nahezubringen. Das trotz der Schwierigkeiten des Stoffes klar und übersichtlich abgefaßte Buch wird für jeden von Wichtigkeit sein, der sich mit Biologie und Rassenkunde befaßt.

Deutsches Kulturgut als Grundlage der Schule. Herausgegeben von Emil Saupe. A. W. Zickfeldt, Osterwieck am Harz, 1925. 159 Seiten.

Das Buch stellt eine Sammlung von Aufsätzen aus Kreisen der Lehrerschaft über deutsche Kultur und Bildung und deren Grundlagen dar. Deutschkunde, Kulturgeschichte, Volkskunde, Erdkunde, Geschichte und deutsche Kunst werden in den verschiedenen Abhandlungen in ihrer Bedeutung für die Schule und für die Erziehung zum deutschen Menschen behandelt. Mag unsere Zeit in vielen Einzeldingen auch schon über Forderungen und Anregungen dieses Buches hinausgekommen sein, so bleibt es doch weiterhin lesenswert, weil in ihm in einer Gesamtschau die Fächer des deutschen Volkstumsunterrichts — die Rassenkunde fehlt allerdings —, als Grundlage und Zielsetzung der Erziehung herausgestellt werden.

Theodor Pauls, **Der evangelische Religionsunterricht.** A. W. Zickfeldt, Osterwieck am Harz, 1934. 77 Seiten. 2,50 Mk.

Der Verfasser setzt sich in seinem Buche die Aufgabe, Wege aufzuzeigen, wie der Religionsunterricht in einem neuen Sinne Dienst an Kirche und Volk werden kann. „Er muß dem Evangelium im Dritten Reich und dem Dritten Reich unter dem Evangelium dienen. Völkische und sozialistische Erziehung fordern, daß die einzelnen Stoffgebiete neu durchdacht werden." Der Verfasser wehrt sich in seinen Ausführungen mit Recht dagegen, Altes Testament und germanischen Glauben auf die gleiche Stufe zu stellen, wie es beispielsweise H. Neumann im „Deutschen Philologenblatt" in seinem Lehrplan tut, wenn er beide als „Vorgeschichte zum Evangelium" zu gleichmäßiger Behandlung vorschlägt. Pauls betont dagegen, daß im Aufbau des deutschen Christenglaubens das Germanische, Deutsche, Nordische überall als lebendiger, wesensbestimmter Bestandteil enthalten ist. Bei Benutzung des Alten Testamentes im Religionsunterricht muß der Stoff sorgfältig gesichtet werden, denn „deutsches religiöses Empfinden darf nicht artfremd werden". Das spannend geschriebene Buch, das viele Literaturhinweise enthält, trägt wesentlich zur Klärung der Aufgaben des künftigen evangelischen Religionsunterrichtes bei und gehört daher in die Hand eines jeden Religionslehrers, der es mit seinem Deutschtum ernst nimmt.

Karlsruhe. W. Treutlein.

Otto Höfler, **Kultische Geheimbünde der Germanen.** 1. Bd., Frankfurt a. M., Diesterweg, 1934, 357 S.

Dies Buch eines Schülers von R. Much, dem es gewidmet ist, gehört zu den besten Büchern der deutschen Volkskunde. Es verbindet altgermanischen Brauch und Mythos mit den heute noch lebenden Sitten unseres Volkes. Der von H. Usener und A. Dietrich oft vertretene Standpunkt, daß der Brauch meist

Digitized by Google

älter sei als der Mythos, wird hier auf germanisch-deutschen Volksbrauch angewandt.

Manche Behauptung Höflers wird zu Auseinandersetzungen Anlaß geben. Damit wollen wir warten, bis der 2. Band erschienen ist. Aber eins kann heute schon gesagt werden: Höflers Buch ist eine tüchtige Leistung und bringt große Fortschritte für das Verständnis unseres Volkstums. Es gehört in die Hand des Forschers und des Lehrers. Es verbindet mit gründlicher Wissenschaftlichkeit klare und anziehende Darstellung.

Hans Schwenkel, **Heimatbuch des Bezirks Urach**, mit zahlreichen Bildern und Zeichnungen im Text, einer Kartenbeilage und einem Anhang über Familienkunde. Verlag der Fr. Bühlerschen Buchdruckerei (Otto Weise), Urach in Württemberg, 1933, 655 S. und Anhang: Familienkundliches aus dem Bezirk Urach (die vor 1830 nachgewiesenen und heute noch vorhandenen Familien) von Pfarrer Ludw. Zeller. 135 S.

Nach einer Einleitung über die Entstehung des Oberamts Urach, seine Gestalt, Lage und Größe beschreibt Schw. sehr anschaulich die Landschaft, geht dann über zur Geschichte, Kunst, zum Volkstum (Glaube und Sage, Von alten Bräuchen, Mundart, Volksweisheit und Volksdichtung), dann zu den Bevölkerungsverhältnissen, zum Wirtschaftsleben und zu öffentlichen Einrichtungen und schließlich zu den Ortsbeschreibungen.

Das Buch ist gründlich und gediegen. Es steht weit über dem Durchschnitt der Heimatbücher. Zellers Ausführung über Familienkunde ist eine willkommene Ergänzung.

Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, herausgegeben von H. Bächtold-Stäubli, Berlin, Walter de Gruyter, 4. Bd., 1584 Sp., 1931/32; 5. Bd., 1872 Sp., 1932/33.

Einen Einblick in dieses für die Erforschung des deutschen Volksglaubens bedeutungsvolle Werk mag eine Auswahl der darin behandelten Begriffe geben. Bd. 4: Hirsch (Mythos, Volkskunst), Hirschkäfer, Hirschmaske (hier manches Zweifelhafte), Hirse, Hochschulen der Zauberei (Mauren in Spanien), Hochzeit, Höhle, Hölle, Holunder, Honig, Horoskopie, Hufeisen, Huhn, Hund, Hut, Hydromantie, Jagd, Jäger, Jahr, Johannisfeuer, Johannisminne, Jude, Jungfrau, Jüngster Tag, Kalender, Karfreitag, Kartenspiele, Käse, Katze, Kauf (Verkauf), Kehren, Kehricht, Kerze, Kesselhaken, Keuschheit, Kind, Kleid, Bd. 5: Knoten, Kobold, Komet, Kopf, Korndämon, Kot, Krähe, Kranz, Kreis, Kreuz, Kreuzweg, Kröte, Kuchen, Kuckuck, Kuß, Lachen, Lebensbaum (ist zu kurz), Leiche, Lein, Licht (Lichter auf dem Weihnachtsbaum sind nicht nur als Lustration zu fassen), Liebeszauber, Longinussegen, Los, Losen, Losbücher, Lostage, Mahl, Mai — Maiwasser, Märchen, Maria, Martin — Martinsvogel, März, Maske, Maskereien (sehr bedeutsam).

Eingehend ist der deutsche Volksglaube behandelt, daneben fast ebenso ausführlich der antike, außerdem sind Beispiele aus dem Glauben anderer Völker erwähnt. Das Handbuch dient also neben der deutschen Volkskunde auch der vergleichenden Forschung. Daß die einzelnen Artikel nach Art und Wert verschieden sind, ist bei einem solchen Sammelwerk selbstverständlich. Ich will hier nicht auf die Beurteilung einzelner Beiträge eingehen. Im ganzen ist das Handwörterbuch ein wertvolles Nachschlagewerk.

Karlsruhe. Eugen Fehrle.

Alle Rechte vorbehalten. — Die Verantwortung für die einzelnen Beiträge tragen die Verfasser, für die Gesamthaltung der Zeitschrift die Schriftleitung. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: J. Apel, Bühl i. B. Druck und Verlag: Konkordia A.-G., Bühl i. B. (Direktor W. Veser). — Auflage dieser Ausgabe 2000.

Digitized by Google

Wortweiſer

von Wolfgang Treutlein.

Abzählreime 187
Alemannen 29, 122 f., 130 ff., 138
Alphabet, germaniſches 52 ff.
Amulett 70, 88, 186
Anerben-Höfe 150 ff.
Anerbenrecht 173
Antependien 22 ff.
Atlas der deutſch. Volkskunde 112
Auslanddeutſchtum 109 ff.
Auslandfahrten deutſcher Jugend 112

Baden 114 ff., 182
Bachtold-Stäubli 192
Bauer, Hermann 184 f.
Bandkeramiker 11
Barth, Hans 182
Bauernhaus, isländiſches 40
Bauernkultur 48
Bauernreligion 47 ff.
Bauerntum 39 ff., 46 ff., 50
Bäuerliche Überlieferung 48 f.
Bertram, Otto 138 ff.
Blau, K. 189
Brauchtum 44 f., 111, 117
Brunnenbuch, Meiſenheimer 135 ff.
Brunnengenoſſenſchaften 134 ff.
Brunnenordnung 135 ff.
Brutpfennig 186
Bubweis 168 f.
Butterhexen 156 ff.
Buttermodel 156 ff.

Deutſchland zwiſchen Oſt und Weſt 127 f.
Diehermann, W. 190
Dreibein, 9
Dreizahl 186
Duncker, H. 191

Eckert, Hermann 174 ff.
Elſaß 114 ff, 181 f.
Erbſenbär 146

Faſtnachtsſpiele 145 f.
Fehrle, Ernſt 127 ff.
Fehrle, Eugen 5 ff., 177, 188 f., 191 f.
Felszeichnungen 5 ff.
Flurbild, Veränderung im 173
Franken 131
Frau, altgermaniſche 43
Freiſaſſenhöfe 150 ff.
Frühgeſchichte 27
Frühlingsfeiern, kultiſche 147

Gebildbrote 34
Geheimworte 68 ff.
Germanen 5 ff., 39 ff., 51 ff., 64, 68, 71 ff.
Geſchichte, württemb. 180, 183
Geſchmackwandel des Volkes 175
Glockeninſchriften 176
Gräber, alemanniſche 29
Grenzlanddeutſche 105, 109 ff.
Günkert, Hermann 51 ff.

Häberle, Daniel 181
Hakenkreuz 5 ff.
Hansi Fingerhut 141 f.
Hardung, Siegfried 114 ff., 189
Heidelbeermännchen 140 f.
Heilszeichen 13 ff., 59 ff.
Heimatarchiv Baden 188
Heiſchelieder 135, 143
Helbok, A. 189
Hennig, R. 189
Herrmann, Ferdinand 156 ff.
Heſſen 182
Heyd, Wilhelm 180, 183
Hiller, Fr. 189
Hitler, Adolf 34, 37 f.
Höfler, O. 191 f.
Hoffmann-Krayer, E. 179
Humor als Grundhaltung 131 f.
Hünnerkopf, Richard 39 ff.

Indogermanen 11 ff., 63 f.
Induſtriearbeiterſiedlung 170 f.
Induſtriearbeiter, tſchechiſche 169 f.
Inſchriftenforſchung 174 ff.
Island 39 ff.

Jahn, Turnvater 37
Jüdiſcher Geiſt 133

Katakomben 20 f.
Keller, Richard Auguſt 182
Kerbholzſchnitt 11, 165
Kleniß, Otto 180
Körkolz, L. 189
Kreuz 159 f.
Kreuzesnägel in der Volkskunſt 160
Kruggeld 136 f.

Lange, F. 191
Lätareſpiel 141 f.
Lautenſchlager, Friedrich 173 ff.
Lebensbaum 16 f.
Lendl, Egon 167 ff.
Lettow-Vorbeck, A. von 150 ff.
Losorakel 54 f.
Lothringen 118, 122 f.

Digitized by Google

Maien 5 ff.
Marckwald, Ernſt 181
Meier, John 178 f.
Menß, Ferdinand 181
Moſer, H. J. 190
Mundart 138 ff.
Muttergotteszeichen 161

Nachbarſchaft 134 ff.
Namenkunde 175
Neckreime 122 f., 139 ff., 187

Oberdeutſch 138 ff.
Oberrheingebiet 114 ff.
—, Kulturbeziehungen im 114 ff.
— als Kulturlandſchaft 116 ff.
— als Wirtſchaftsgebiet 118 ff.
— im gemeinſ. Bewußtſein 121 ff.
—, Volkstumforſchung im 178 ff.
Opfergaben 184 f.
Oeſterreich 105

Panzer, Friedrich 103 ff., 177
Pauls, Th. 191
Pfalz 134 ff., 139 ff.
—, Bibliographie der 181 f.
—, Einwanderung in die 147 f.
Pfälzer 131
Pfingſtburſche 146
Pfingſtſpiele 145 f.

Raabe, Wilhelm 129 f.
Rechtsverhältniſſe in Südtirol 150 ff.
Reich, das 105, 112
Religiöſer Urſprung d. Runen 61 f.
Ritztechnik 54 f., 92, 165
Rote Farbe 57
Runen 51 ff.

Saga, isländiſche 39 ff.
Saupe, E. 191
Scheibenſchlagen 14 f.
Schmuck, germaniſcher 31 ff.
Schriftformen, Entwicklung d. 175
Schrifttum, deutſches 127 ff.
Schulung, volkskundliche 110
Schwaben 122 f.
Schwedike, K. 190
Schwenkel, H. 192
Schweiz 118, 120, 181 f., 183
Siedlung, bäuerliche 170 ff.
Siedlungsformen der Budweiſer Deutſchen 167 ff.
Sinnbilder, religiöſe 7 ff., 59 ff.
Sommer und Winter 141 f.
Sommertagsſpiel 141 ff.
Sonnenbilder 7 ff., 71
Sonnenwirbel 7 f.
Spinnwirtel aus Troja 30
Sprachgut, oberdeutſches 138 ff.
Sprachinſel, deutſche 167 ff.
Sprüche 139 ff., 176
Stabreim 57 f.
Straßburg, Univerſitätsbibliothek 181
Südtirol 150 ff., 186 f.
Swaſtika 28

Thoma, Hans 37
Tirol 156 ff., 186 f.
Tolzdorff, F. 190
Treutlein, Wolfgang 109 ff., 183 ff.
Tſchechen 169 ff.

Ueberfremdung, römiſche 66 ff.

Venediger Männlein 186
Vogelweide, Walther von der 6, 103 ff.
Volk 103 f., 109
Volksdeutſch 110, 125
Volksgruppe, deutſche 109 ff.
Volkskunde 39 ff., 103 ff., 109 ff., 175
— und Kulturgeſchichte 103 f.
Volkskunſt 5 ff., 156 ff., 174
Volkslied 190
Volkstum, deutſches 107, 109 f., 178
Volkstumsforſchung 178 ff.
Vorſtellungskreis 24

Wacker, Otto 103, 132, 177, 188
Wagner, Karl 180
Waldkobold 140 f.
Wallfahrt 184 f.
Wappenkunde 175
Weſtiſcher Geiſt 127 ff.
Wiedergänger 44 f.
Wilhelm, Ludwig 181
Wochennamen 67 f.
Wohlgemuth, Karl 186 f.

Zauberformeln 58, 186 f.
Zauberkraft der Runen 55 f., 58
Zink, Albert 134 ff.

Digitized by Google

Bausteine zur Volkskunde und Religionswissenschaft

Herausgegeben von Ministerialrat Universitätsprofessor Dr. Eugen Fehrle, Karlsruhe

1. Band. Lily Weiser
Altgermanische Jünglingsweihen und Männerbünde. Ein Beitrag zur deutschen und nordischen Altertumskunde. 94 Seiten, 1927 . . . . . RM. 2,70

2. Band. Werner Wolf
Der Mond im deutschen Volksglauben. 91 Seiten, 5 Tafeln, 1929 . RM. 2,70

3. Band. Friedrich Schlager
Die Mundarten im fränkisch-alemannischen Grenzgürtel Badens. 82 Seiten, 1 Hauptkarte, 6 Einzellautkarten, 1 wortgeographische und 1 Karte der historischen Verhältnisse, 1931 . . . . . RM. 3,–

4. Band. Hermann Güntert
Deutscher Geist. Drei Vorträge. 1. Die Rache der Natur. 2. Das Wesen des deutschen Geistes als Folge seiner Erbanlage. 3. Die deutsche Sprache als Ausdruck deutscher Art und Geschichte. 1932. 116 Seiten . . . . . RM. 2,50

5. Band. Wolfgang Treutlein
Das Arbeitsverbot im deutschen Volksglauben. 1932, 166 Seiten . RM. 3,50

6. Band. Carl Krieger
Kraichgauer Bauerntum. 8 Bildtafeln, 170 Seiten . . . . . RM. 3,50

7. Band. Helga Reuschel
Untersuchungen über Stoff und Stil der Fornaldarsaga. 135 Seiten, 1933 RM. 5,–

8. Band. F. Spieser
Das Leben des Volksliedes im Rahmen eines Lothringerdorfes. 153 Seiten, 70 Seiten Tabellen, mehrere Schaubilder und 1 Übersichtskarte . . RM. 6,–

9. Band. Siegfried Hardung
Vorladung vor Gottes Gericht. Ein Beitrag zur rechtlichen und religiösen Volkskunde, 98 Seiten . . . . . RM. 2,50

In Vorbereitung

10. Band. Hermann Eckert
Die deutschen Inschriften in Baden vor dem Dreißigjährigen Krieg. Umfang etwa 112 Seiten mit mehreren Abbildungen

Verlag Konkordia A.-G., Bühl-Baden

Digitized by Google

Neuere Werke unseres Verlages

In Vorbereitung

Burgen, Schlösser und Burgruinen Mittelbadens von der Murg bis zur Bleich. Herausgegeben im Auftrage des Historischen Vereins für Mittelbaden von Ernst Batzer und Alfons Städele. Umfang etwa 600 Seiten, reich illustriert. Bestellungen bitten wir jetzt schon bei den Buchhandlungen vormerken zu lassen.

In Kürze erscheint

Vom Trompeter zum Ekkehard. Scheffels Briefe ins Elternhaus 1853/55. Eingeleitet und herausgegeben von Dr. Wilhelm Zentner. Zuerst erschienen als 10. Gabe des Deutschen Scheffelbundes an seine Mitglieder 1934. In neuer Aufmachung . . . . . RM. 1,80

Rosmarin und Nägili. Alemannische Gedichte in der Mundart vom Hotzenwald von Elisabeth Walter . . . . . RM. 1,–

Dorf und Wehr in großer Zeit. (Kriegerchronik Kappelwindeck.) Bearbeitet von Schulrat B. Falk. In Halbleinen 6,50, in Ganzleinen RM. 7,50

Die Hub. Geschichte des alten Hubbades und der Kreispflegeanstalt Hub. Von O. Gerke. 304 Seiten, reich illustriert . . . . . RM. 3,–

Mein Badnerland. Heimatgedichte. Herausgegeben von Karl Jörger und Fritz Wilkendorf, 100 Seiten . . . . . RM. 1,55

Heimatgeschichte der Gemeinden Obereggenen und Sitzenkirch sowie der Propstei Bürgeln von Hans Trenkle, 248 Seiten, reich illustriert RM. 4,50

Kirke. Ein Satyrspiel in vier Aufzügen von Univ.-Prof. Dr. Hermann Güntert Preis . . . . . RM. 4,50

Verlag Konkordia A.-G., Bühl-Baden

Digitized by Google

Landesverein Badische Heimat E. V.

Freiburg im Breisgau, Haus Badische Heimat, Hansjakobstraße 12

Mein Heimatland, Zeitschrift

Badische Blätter für Volkskunde, ländliche Wohlfahrtspflege, Heimat- und Naturschutz, Denkmalpflege, Familienforschung, erscheint in zwölf reich mit Abbildungen geschmückten Heften.

Badische Heimat, Jahresheft

Jahresheft. Zeitschrift für Volkskunde, ländliche Wohlfahrtspflege, Heimat-, Natur- und Denkmalschutz. Erschienen sind und können nachgeliefert werden: 1921 Die Baar, 1922 Der Kraichgau, 1923 Das Markgräflerland, 1924 Der Überlingersee, 1925 Der Enz-Pfinzgau, 1926 Der Untersee, 1927 Mannheim, 1928 Die Landeshauptstadt Karlsruhe, 1929 Freiburg und der Breisgau, 1930 Singen und der Hegau, 1931 Kehl und das Hanauerland, 1932 Hochrhein und Hotzenwald, 1933 Das badische Frankenland.

Vom Bodensee zum Main, Schriftenreihe

Heimatblätter, selbständige, abgeschlossene Abhandlungen über Kunst, Literatur, Geschichte Natur- und Volkskunde. Bis jetzt sind 40 Heimatblätter erschienen, darunter 10 in II. erweiterte Auflage. Unsere Mitglieder erhalten die Heimatblätter bei Bestellung durch das Haus Badische Heimat, Freiburg i. Br., zu ermäßigten Preisen.

Ekkhart-Jahrbuch, Kalender

Das Jahrbuch für das Badner Land erscheint im 14. Jahrgang. Die Jahrgänge 1924—1934 sind noch lieferbar. Unser Jahresbote ist ebenfalls reich bebildert und beschenkt jeden Heimatfreund mit wertvollen Gaben, er ist der deutlichste Ausdruck des künstlerischen und literarischen Schaffens im Land.

Farbenlichtdrucke nach Originalgemälden

„Hans Thoma" von Hans Adolf Bühler, 10,80 RM.

„Deutsches Stromland" und „Christophorus" von Hans Adolf Bühler, 1 RM.

„Die Rheinebene bei Bamlach" von Hermann Daur †, 10,80 RM.

„Die Linde" und „Mein Heimattal" von Herm. Daur †, 1 RM.

„Johann Peter Hebel" von Adolf Glattacker, 4,30 RM.

„Bodenseelandschaft" von Hans Dieter, 10,80 RM.

Jeweils zuzüglich Porto und Verpackung

Sämtliche Veröffentlichungen sind im Auftrag des Landesvereins Badische Heimat herausgegeben von Hermann Eris Busse, Freiburg im Breisgau.

Heimatkunde, Heimatforschung, Heimatpflege und nicht zuletzt Heimatliebe zu verbreitern, getragen durch die Mitarbeit aller Stände im Lande ohne Unterschied, sich einzusetzen für Natur- und Denkmalschutz, für Volkskunde, Volkskunst und Familienforschung, für badische Literatur, Musik und Kunst, all das sind die Aufgaben des Landesvereins:

ist lebendige Idee unserer Heimatabende und Heimatkurse,
ist praktische Arbeit durch Bekämpfung und Beratung,
ist Zweck und Ziel unseres vielfältigen Heimatschrifttums.

Unsere Mitglieder erhalten für den Jahresbeitrag von 6 RM. die beiden reich mit sorgfältig ausgewähltem Bildschmuck versehenen Zeitschriften „Mein Heimatland" in volkstümlicher Ausgestaltung und „Badische Heimat" (erscheint als Jahresheft) auf wissenschaftlicher Grundlage, jeweils einem umrissenen Landesteil gewidmet, ohne weitere Kosten zugesandt.

Jeder echte Badener und Heimatfreund, gleichviel wo er wirkt, muß durch seine Mitgliedschaft die idealen Bestrebungen, Aufgaben und Ziele des Landesvereins unterstützen, sie gelten dem Wohle des Landes, des Volkes, des Staates.

Digitized by Google

Das Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit

im 10. Jahrgang mit Unterstützung des Preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung erscheinend, bringt regelmäßig die amtlichen Berichte der Vertrauensmänner für kulturgeschichtliche Bodenaltertümer in Preußen. Es berichtet schnell und zuverlässig über Neues auf vorgeschichtlichem Gebiet und will Verständnis für die Pflege der Bodenaltertümer wecken.

Erscheinungsweise: Monatlich ein Heft

Bezugspreis: Für 1935 5,— Mk., für Mitglieder des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte und der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft nur 4,50 Mk. einschließlich Porto.

Anzeigenteil: Auf dem Umschlag ist eine werbewirksame Gelegenheit geboten zur Ankündigung von Fachliteratur (Zeitschriften, Bücher, Kataloge, Bildmaterial, auch solches zu Vorträgen usw.), Sammler-Bedarf (Museumsschränke), anthropologische Instrumente usw. Probeheft wird auf Wunsch kostenfrei zugesandt.

Curt Kabitzsch Verlag, Leipzig C 1, Salomonstr. 18b

Bausteine zur Volkskunde und Religionswissenschaft

Herausgeber: Ministerialrat Universitäts-Professor Dr. Eugen Fehrle, Karlsruhe

Soeben erschienen: Siegfried Hardung

Vorladung vor Gottes Gericht

Ein Beitrag zur rechtlichen und religiösen Volkskunde, 100 Seiten, Preis RM. 2,50. / Über früher erschienene Bände dieser „Bausteine" und anderer volkskundlicher Literatur senden wir auf Verlangen gerne ausführliches Verzeichnis.

Verlag Konkordia A.-G., Bühl-Baden

Vom J. F. Lehmann Verlag, München 2 SW., liegt diesem Heft ein Prospekt bei, den wir der besonderen Aufmerksamkeit der Leser empfehlen.

Digitized by Google

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Schriftleiter:

Ministerialrat Univ.-Prof. Dr. Eugen Fehrle

Heidelberg, Moltkestraße 27

9. Jahrgang 1935

Verlag Konkordia A.-G., Bühl-Baden

Digitized by Google

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
MAY 9 1967

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde

9. Jahrgang 1935 / Heft 1

Verlag Konkordia A.G. / Bühl-Baden

Digitized by Google

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
MAY 9 1967

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde

9. Jahrgang 1935 / Heft 1

Verlag Konkordia A.G. / Bühl-Baden

Digitized by Google

Die Oberdeutſche Zeitſchrift für Volkskunde erſcheint jährlich dreimal mit einem Geſamtumfange von mindeſtens 12 Bogen. Bezugspreis für drei Hefte vom Verlag oder durch den Buchhandel 4 RM. Mitglieder der an der Herausgabe beteiligten Vereinigungen zahlen 3 RM. bei unmittelbarem Bezug vom Verlag: Konkordia A.-G., Bühl (Baden). Poſtſcheckkonto Karlsruhe 237.

Anzeigen-Aufträge durch den Verlag. Preiſe: 1/1 Seite RM. 50.—, 1/2 Seite RM. 25.—, 1/4 Seite RM. 12.50, 1/8 Seite RM. 6.25. Beilagen bis zu 15 g einſchließlich Poſtgebühren RM. 20.—

An die Mitarbeiter der Oberdeutſchen Zeitſchrift.

Die Mitarbeiter werden gebeten, jedes unnötige Fremdwort in dieſer Zeitſchrift zu vermeiden. Auf alle Fälle müſſen die Worte Intereſſe, Intereſſent, intereſſieren und intereſſant vermieden werden. Denn ſie ſind teils Schlagworte einer hauptſächlich auf perſönlichen Vorteil eingeſtellten Zeit, die hinter uns liegt. Das Wort intereſſant iſt nichtsſagend. Jede Verdeutſchung zwingt zum Bekenntnis, in welcher Hinſicht eine Sache „intereſſant“ iſt. Wir Deutſche wollen auch in der Sprache überall bekennen.

Eugen Fehrle.

Inhaltsangabe:

Karl Caeſar, Deutſche Baukunſt, 1 / Hermann Phleps, Die Fugen- und Schrägnagelung bei den Germanen, dargeſtellt an Beiſpielen der ländlichen Baukunſt des Schwarzwaldes, 23 / Richard Wolfram, Der Spanlkanz und ſeine europäiſchen Verwandten, 35 / F. Eckſtein, Die früheſten Zeugniſſe über Gebildbrote im Frühmittelalter, 48 / Kleinere Mitteilungen, 56 / Bücherbeſprechungen, 58.

Abdruck ganzer Aufſätze und größerer Teile, ebenſo Überſetzung in fremde Sprachen ſind nur mit Erlaubnis der Schriftleitung geſtattet. Wer ohne vorherige Vereinbarung ein Manuſkript einſchickt, möge Rückporto beilegen.

Digitized by Google

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde
Schriftleiter: Ministerialrat Univ.-Prof. Dr. Eugen Fehrle, Karlsruhe, Schloßbezirk 10

1. Heft 9. Jahrgang 1935

Deutsche Baukunst.

Von **Dr. h. c. Caesar**, ord. Professor an der Techn. Hochschule Karlsruhe.

Die Erscheinungen der Kultur sind zu allen Zeiten in hohem Maße von rein örtlichen Dingen abhängig gewesen. Insbesondere war die Baukunst auf die Materialien des Orts und auf alle aus dem Klima sich ergebenden Umstände angewiesen. Manche Erscheinung ist das fast zwangsläufige Ergebnis derartiger äußerer Notwendigkeiten.

Ebenso sicher ist es aber auch, daß darüber hinaus das Letzte im Ausdruck der Kunst rein geistig ist. Es liegt in der Art, wie der Mensch von diesen stofflichen Gegebenheiten Gebrauch macht, wie er sie benutzt und sich

Abb. 1. Niederdeutsches Bauernhaus. Worpswede.

mit ihnen abfindet, wie er sie sich unterwirft und überwindet. Darin ist der tiefere und innere Unterschied in der Auffassung von künstlerischen Dingen in allen Zeiten und bei allen Völkern zu suchen.

Wir haben in der alten Baukunst Deutschlands neben anderen zwei Typen von Bauernhäusern, die äußerlich grundverschieden voneinander sind. Ihre Verschiedenheit ist aber die natürliche Folge der verschiedenen Gegebenheiten. Das niederdeutsche Haus hat ein steiles Dach und ist aus Holzfachwerk hergestellt (Abb. 1). Im Gegensatz dazu steht das Alpenhaus. Es hat ein nur wenig geneigtes Dach und ist aus Blockholzwänden gebildet (Abb. 2). Hierdurch ist das grundverschiedene Aussehen der beiden Typen bestimmt. Es läßt sich aber aus rein technischen Gründen erklären, weshalb die über den Grenzwall vordringenden Bajuvaren ihre

Digitized by Google

Abb. 2. Das Alpenhaus. Bauernhaus aus Wengen, Berner Oberland.

nordische Bauweise aufgegeben und sich der Kunst des unterworfenen Landes angeschlossen haben, die vor ihnen die Römer gepflegt und vor diesen die Kelten erfunden hatten.

Das Alpenhaus liegt im Weideland. Wo nur Viehzucht und kein Ackerbau getrieben wird, fehlt es am Stroh, dem landläufigen Deckmaterial des steilen Daches. Man deckte deshalb mit langen Brettschindeln. Eisen war kostbar. Die Lattung unter den Schindeln befestigte man mühsam mit Holznägeln. Die nicht genagelten Brettschindeln hielten sich also nur in annähernd horizontaler Lage und wurden mit Steinen beschwert. Daher kommt die flache Dachneigung.

Das Bauholz der Alpengegend aber war die gerade gewachsene Tanne, die zum Blockbau herausfordert und sich am besten dafür eignet. Das knorrige, krumm gewachsene Eichenholz der Ebene dagegen läßt ohne Materialverlust und weitgehende Bearbeitung keinen Blockverband zu. Wohl aber eignet es sich zum Fachwerkbau mit seinen kürzeren Holzstücken. Auch die krummen und die figurierten Hölzer des Eichenholzfachwerkbaues stammen daher. So entsteht und hält sich in der Nadelholzgegend die aus massivem Holz hergestellte Blockwand, in der Laubwaldgegend jedoch die Gefachwand aus Holzrahmen mit gewundenem Flechtwerk und Lehm, dem Material des Ackerlandes.

Der Gegensatz zwischen dem flachdachigen Blockbau des Alpenlandes und dem steildachigen Fachwerkbau Mittel- und Niederdeutschlands hat also zunächst mit völkischem Wesen und rassischen Verschiedenheiten nichts zu tun, obwohl in den Alpenländern mit Weidekultur und Tannenbewaldung Kelten, in den hercynischen Laubwäldern und im Ackerbauland Germanen wohnten. Die Unterschiede sind auf rein stoffliche Weise entstanden. Sind doch die reinen Germanen in Skandinavien zu dem selben Ergebnis des Blockbaues und des wenig geneigten Daches gekommen wie die Kelten der Alpengegend (Abb. 3), nur daß sie an Stelle des fehlenden Strohs nicht zur Brettschindel griffen, sondern zum Birkenrindenbelag mit Rasenbedeckung,

Digitized by Google

Abb. 3. Blockhaus aus Norwegen. Lillehammer.

die auch keine starke Dachneigung vertrugen. Zum völkischen Kennzeichen können diese Unterschiede bei großen Wohnsitzverschiebungen werden, wenn das wandernde Volk im eroberten Lande trotz anderer Gegebenheiten an seiner heimischen Bauweise festhält. Das ist aber keineswegs die Regel, denn wir sehen ja beim Alpenhaus, wie die germanischen Bajuvaren im eroberten Keltenlande ihre heimische Tradition aufgeben und den flachbedachten Blockwandbau von den Kelten übernehmen.

Doch wäre es verkehrt, daraus den Schluß zu ziehen, daß alles Geschehen bei der Entstehung und Entwicklung der einzelnen Bautypen so zwangsläufig aus den äußeren Verhältnissen erfolgt, wie es hier aussieht, unabhängig von der völkischen und rassischen Eigenart der Erbauer. Gerade in dem Gegensatz zwischen Fachwerkbau und Blockwandbau liegt ein Erkennungsmerkmal für die eigentümliche Denkweise der germanischen Völker, die den Fachwerkbau so hoch entwickelt haben. Das Fachwerk ist ein konstruktiv höher stehendes Gefüge als die Blockwand. Der bauliche Gedanke bei dieser, das Aufeinanderlegen wenig bearbeiteter Tannenstämme und ihre Verzahnung an den Ecken, ist primitiv. Seine Kunstlosigkeit und handwerkliche Einfachheit ermöglicht es noch heute dem slavischen Bauern, sein Haus selber zu errichten ohne fachmännische Hilfe. Die Erfindung des Fachwerks dagegen bedeutet den Einzug des konstruktiven Geistes in das Bauwesen. Die Aufnahme der Lasten durch einzelne Stiele, die alle verschiedene Aufgaben haben, die Quersteifung durch Riegel und Füllhölzer mit ihren kunstvollen Verbänden, vor allem die Fürsorge gegen den Winddruck durch Eck- und Bundstreben, setzt ein besonders feines Gefühl für die wirkenden

Digitized by Google

Abb. 4. Fränkiſches Bauernhaus aus Sinn (Dillkreis).

Kräfte voraus und eine meiſterhafte Beherrſchung des Stoffes (Abb. 4). So ſtehen ſchon die älteſten uns bekannten deutſchen Fachwerkbauten als unübertreffliche Kunſtwerke da (Abb. 5), und als Zeugniſſe eines beſonders entwickelten konſtruktiven Geiſtes, wie er anderen Völkern fremd iſt.

Das führt zur Frage nach dem Nationalen in unſerer Baukunſt. Man darf die alten Germanen und die Deutſchen im heutigen Sinne nicht miteinander vermengen. Was Tacitus 100 Jahre nach Chriſti Geburt öſtlich des Niederrheins vorfand und in ſeiner Germania beſchreibt, ein Volk, das nur ſich ſelbſt gleich iſt, alſo doch wohl auch in hohem Grade einheitlich war, iſt anders geweſen als das Gemiſch, das aus den nordiſchen Eroberern, den Raſſen ſüdlich des Grenzwalls und den bis zur Elbe und Saale nachgedrungenen Slaven im Lauf der Völkerwanderung und nachher entſtanden iſt. Die Kultur aber, die auf dieſem Boden von den Alpen bis zur Oſtſee erwuchs, alſo auch die Baukunſt als ihr ſichtbarſter Ausdruck, iſt germaniſch. Sie zeigt in ihrer ganzen Entwicklung bis zu ihrer Reife im 12. und 13. Jahrhundert durchaus die eigentümlichen Züge, die wir ſchon in der Gegenüberſtellung des Fachwerkbaues mit dem Blockhausbau als germaniſches Eigentum erkannt haben, das wunderbare Spiel mit der Konſtruktion, die feſſelnde Verbindung von Phantaſie und Verſtand, und die wirtſchaftliche Denkweiſe, die ſich im Erſatz der Maſſe durch den Geiſt auswirkt, der anſtatt der vollen Holzwand das ſparſamere konſtruktive Gerüſt und die billigeren Füllſtoffe geſetzt hat.

Digitized by Google

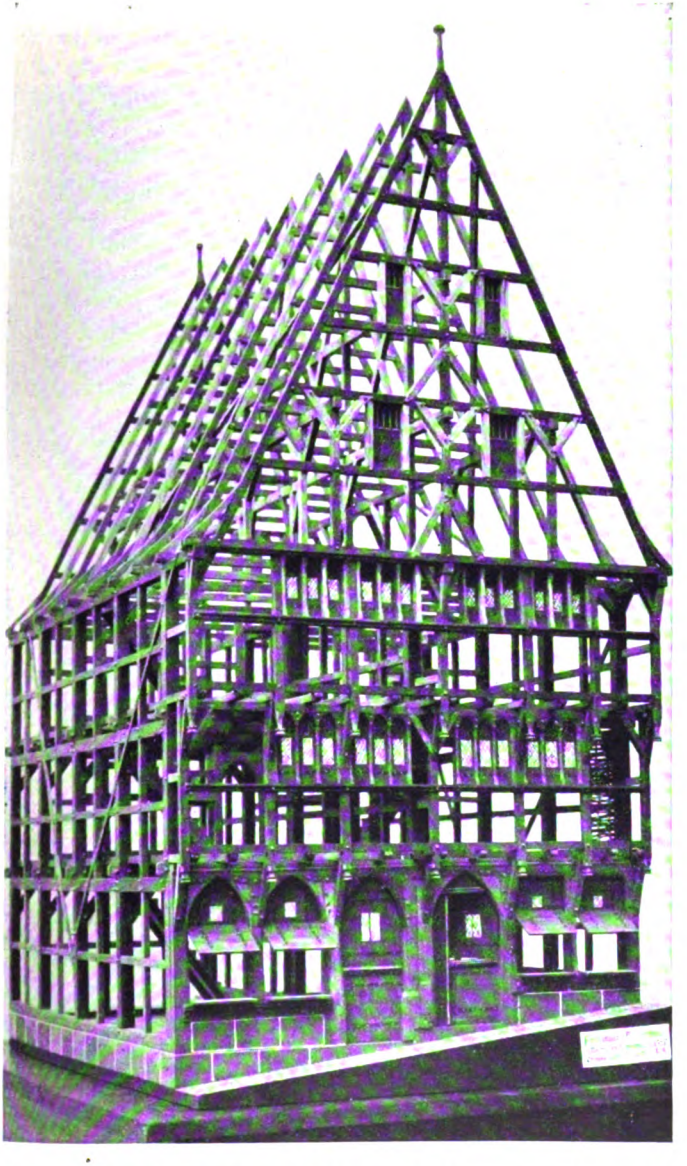


Abb. 5. Gotisches Fachwerkhaus aus Marburg vom Jahre 1325.

Digitized by Google

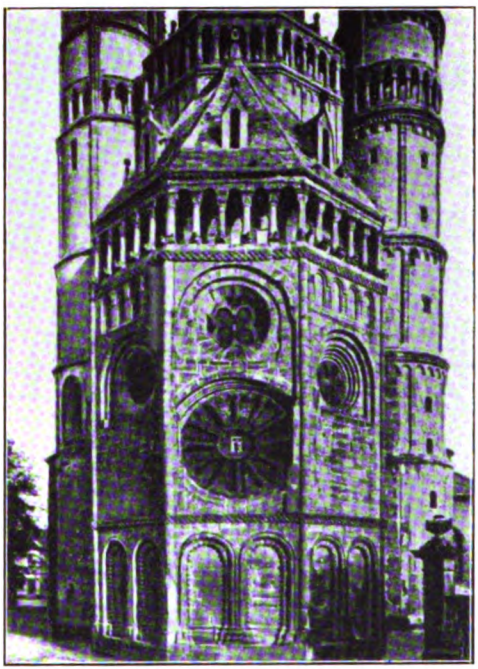


Abb. 6. Weſtchor des Domes in Worms.

Dieſer Geiſt iſt unabhängig von den Ländergrenzen. Er zeigt ſich im Mittelalter überall, wo die germaniſchen Eroberer ihre ſiegreichen Scharen hingeworfen haben, ſobald die Zeit vergangen war, die ſie zur Einrichtung in den neuen Wohnſitzen und deren Durchdringung mit ihrem eigenen Blut und Weſen brauchten. Er dringt auch da durch, wo ſie nur eine minderzählige Oberſchicht bildeten, oder gar wie in den romaniſchen Ländern die äußere Kultur und Sprache der Beſiegten annahmen.

Schon die romaniſche Baukunſt, die Kunſt um die Jahrtauſendwende, iſt nicht nur am Mittelrhein, wo ſie in Worms, Mainz und Speyer ihre ſchönſten Blüten treibt, ſondern auch in Frankreich und Italien eine Eindeutſchung der Mittelmeerkunſt der Römer. Der konſtruktive Geiſt der Germanen zeigt ſich hier in der Umformung und Weiterbildung der vorgefundenen römiſchen Gewölbekunſt, aber auch in einer völlig neuen Auffaſſung vom Weſen des Formalen. Die rein dekorative Verkleidung der Mauer mit den kanoniſierten Formen antiker Arkaden- und Säulenarchitektur macht der Ausbildung der Formen allein aus dem Mauerquerſchnitt heraus Platz. Die meiſt ſehr reiche Gliederung der Öffnungen bei Türen und Fenſtern und den Glockenſtuben der Kirchtürme iſt nicht mehr dem tragenden Kern der Wand aufgelegt, alſo gewiſſermaßen loslösbar, wie bei der Antike und nachher wieder in der Renaiſſance. Sie wird zu einem nicht mehr wegzudenkenden Beſtandteil dieſes Kernes ſelbſt. Das iſt neue, germaniſche Denkweiſe (Abb. 6).

Die Entwicklung zur Gotik aber iſt ein glänzender Triumphzug des germaniſchen Geiſtes, ausgedrückt in der völligen Übereinſtimmung von Form und Konſtruktion, in gegenſeitiger Durchdringung und völligem Ineinanderfließen von beiden, das keinen Vorrang der einen über die andere kennt. Sie iſt aber auch zugleich der Gipfel der eigentümlich nordiſchen Verbindung von ungehemmter Phantaſie mit ſchärfſter und kühlſter Berechnung. Wie hier die vom Konſtruktiven beherrſchte Gewölbetechnik zur Grundlage aller weiteren Entwicklung gemacht wird, das bewußte Beſtreben, die räumlichen und ſtatiſchen Mängel der undurchſichtigen romaniſchen

Digitized by Google

Abb. 7. Inneres des Domes in Worms.

Digitized by Google

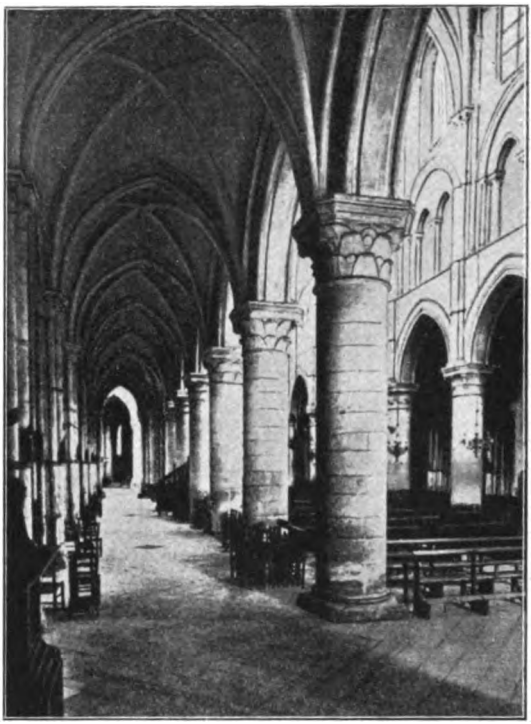


Abb. 8. Inneres der Kathedrale in Lisieux.

Systeme (Abb. 7) durch Verbesserung ihrer Gewölbe zu beseitigen und die geniale Erkenntnis, diese Aufgabe mit einem Schlage, nämlich durch die Einführung des Spitzbogens in das Kreuzgewölbe an Stelle des Rundbogens lösen zu können, die Auswirkung dieser konstruktiven Gewölbeverbesserung auf das ganze System der gotischen Basilika in dem Ersatz der massigen romanischen Pfeiler durch die schlanken Rundsäulen und Dienstbündel der Gotik (Abb. 8), in der Zusammenziehung der Lasten auf die einzelnen Punkte der Strebepfeiler und Strebebögen und in der Öffnung der zwischen ihnen liegenden Außenwände bis zur völligen Auflösung in das Spitzengewebe des Maßwerks und dessen Ausfüllung mit dem Wunderwerk der Glasmalerei, einer Kunst, aufleuchtend wie ein Meteor, vorher und nachher unerreicht, das alles wäre unerklärlich, wenn man es nicht als den siegreichen Durchbruch eines neuen Geistes betrachten wollte (Abb. 9).

Daß es aber der germanische Geist ist, der hier offenbar wird, belegt nicht nur die Geschichte der Völkerwanderung. Die Betrachtung der Bauwerke selber zeigt es deutlich. Wir haben die Erfindung und Ausbildung des germanischen Fachwerkbaus als einen Vorgang ausgesprochener Bauintelligenz im Bunde mit reicher Phantasie erkannt. Das eigentümliche Spiel mit den Balken wiederholt sich hier in Stein und im höchsten Ausmaß. Es ist dieselbe Denkweise, die an keinem anderen Ort und bei keinem anderen Volk der Vergangenheit, selbst nicht bei den nordisch beeinflußten Griechen, so eindeutig zutage tritt, nämlich nicht nur Form und Konstruktion in völlige Übereinstimmung miteinander zu bringen, sondern mit fast doktrinärer Folgerichtigkeit auch die reichsten Formen nur da zu bilden, wo sie technische Bedeutung haben.

Dieser Grundsatz führt bei den sakralen Aufgaben des Kirchenbaues zu Erscheinungen von größter Bewegtheit und einem Formenreichtum, wie ihn keine andere Zeit kennt (Abb. 9), bei der profanen Aufgabe des steinernen

Digitized by Google

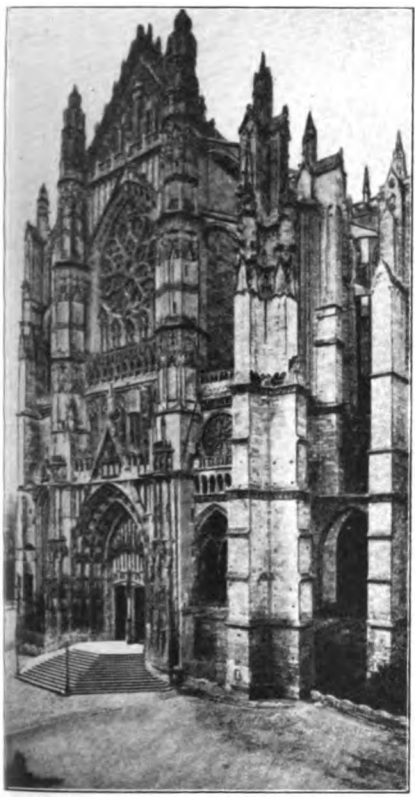


Abb. 9.
Hauptportal der Kathedrale in Beauvais.

bürgerlichen Wohn- und Geschäftsbaues aber folgerichtig zur Beschränkung der Einzelformen auf die wenigen Stellen (Abb. 10), die konstruktive Bedeutung haben, die Fenster und Türöffnungen, den Abschluß der Wand an Traufe und Giebel und auf den Sockel. Der Holzbau aber zeigt wieder das reiche und reizvolle Spiel mit den Balken, das hier in der Natur des Materials liegt. Größere Ansprüche des Bauherrn drücken sich in der Anfügung von Erkern oder Treppentürmen, also von wirklichen Bauteilen, oder in größerer Zierlichkeit der Zimmermanns- und Steinmetzarbeit aus (Abb. 11), ändern aber an dem Grundsatz der Formbildung aus dem konstruktiv Notwendigen nichts. Es ist eigene Denkweise.

Ihre Blüte hat diese gotische Kunst im Frankreich des 12. Jahrhunderts, nicht ihren Ursprung. Wesentliche Vorarbeit war in den großen Domen am Mittelrhein, also in Deutschland, geleistet worden, ehe sich der Mittelpunkt der wirtschaftlichen Kultur im 12. Jahrhundert von hier nach der Isle de France verschob. Aber das damalige Frankreich war in seinem nordöstlichen Drittel trotz römischer Sprache germanisch. Burgunder, Franken und Normannen herrschten nicht nur militärisch und politisch. Ihr Einfluß wirkte sich auch im Geistigen, also in der Bauweise aus. Es ist daher zum mindesten befangen, wenn die neueren Franzosen, sogar ein Mann wie Voillet le Duc, in der Frage nach dem Ursprung der Gotik einen Gegensatz zwischen Frankreich und Deutschland konstruieren. Die Gotik ist der Ausdruck des Kunstempfindens der mit der Völkerwanderung in die Geschichte Europas eingreifenden nordischen Germanen.

Dieser Ausdruck erreichte in Deutschland seinen Höhepunkt in der Hohenstaufenzeit, die ja die Blütezeit germanischen Denkens, Fühlens und Handelns auf allen Gebieten war. Er überlebte auch den Zusammenbruch des deutschen Kaisertums, von den äußeren Geschehnissen nur wenig abhängig, solange er getragen war von dem Blut, das ihn geschaffen, und

Digitized by Google

Abb. 10. Das Backhaus am Deutschherrn-Hof in Marburg an der Lahn.

fand im 15. Jahrhundert in der bis heute so sehr unterschätzten Spätgotik seine folgerichtigste Auswirkung. Jetzt erst fallen die letzten Erinnerungen an die antiken Vorbilder. Die mehr schmückenden als technisch notwendigen Kapitelle und Basen an den Säulen verschwinden. An ihrem Kopf wachsen die Gewölberippen gleich Ästen heraus, und ihr Fuß bildet in reizvollen geometrischen Durchdringungen mit dem Sockel die konstruktiv erforderliche Fundamentverbreiterung. Und schließlich tritt an die Stelle der für die nordisch-klimatischen Verhältnisse diesseits der Alpen ungeeigneten Basilika, mit deren Wetterschutz sich die frühe Gotik vergeblich abgemüht hatte, die dreischiffige Hallenkirche mit einheitlichem Dach als letzter restlos gelöster Typ des Sakralbaues, wofür in Süddeutschland die Kirchen Schwabens und Bayerns, in Norddeutschland aber die Backsteinbauten der Mark Brandenburg und der Ordensländer zeugen (Abb. 12).

Die bisherige allgemeine Vorstellung von der großen über die Alpen herübergekommenen Wendung in der Geistesgeschichte Europas, die wir als Renaissance bezeichnen, als von der Wiedergeburt des antiken Geistes, ist die eines großen Fortschritts in der Entwicklung der Menschheit, einer Erlösung aus der finsteren Enge des Mittelalters und der Öffnung des Tores zu der beglückenden Zukunft eines von allen Fesseln befreiten Weltmenschentums. Noch heute gilt unseren Kunstgelehrten Albrecht Dürer als die aufgehende Sonne einer neuen Zeit. Sie feiern ihn als den ersten Renaissance-

Digitized by Google

Abb. 11. Domküſterhaus in Limburg an der Lahn.

maler Deutſchlands, und ſie ſchütteln verwundert den Kopf, wenn man ihn mit Bedauern als letzten Gotiker bezeichnet in dem Sinn, daß das beſte an ihm noch gotiſch ſei. Gewiß ſetzt im Italien des 15. Jahrhunderts eine ungeheure Blüte des Kunſtſchaffens und jeglichen geiſtigen Lebens ein, aber es heißt Urſache und Wirkung vertauſchen, wenn man dieſe als Auswirkung des wiedererweckten antiken Geiſtes anſieht. Die Völkerwanderung hat ſie

Digitized by Google

Abb. 12.
Dinkelsbühl. Inneres von St. Georg.

geboren, und getragen wurde sie wahrlich nicht von den halbasiatischen Nachkommen des römischen Kaiserreichs, sondern von dem gotischen und langobardischen Blut, das die Völkerwanderung über die Alpen geschwemmt hatte und das, wie immer in der Geschichte, erst nach einigen Jahrhunderten der Seßhaftigkeit in der geistigen und künstlerischen Kultur des eroberten Landes zutage trat. Die Renaissancemenschen Italiens hielten sich zwar für Nachkömmlinge der alten Römer, deren echte Reste sich aber schon längst in den Kämpfen zwischen Marius und Sulla selbst vernichtet hatten. Daß sie aber eine an die Höhe des alten Roms heranreichende neue Kultur schaffen konnten, verdankten sie ihrem Herkommen aus jener unversieglichen Quelle frischen Blutes und dauernder Volkserneuerung im Norden.

Für die germanischen Länder nördlich der Alpen war aber diese auf dem Boden der Mittelmeerländer gewachsene Renaissancekunst keine Erneuerung und Wiederbelebung, sondern eine Zersetzung. Die deutsche Umformung dieser Kunst, die Eindeutschung, darf darüber nicht täuschen. Geradeso wie jener geistigen, auf antiker Grundlage ruhenden Bewegung des Humanismus alles Artfremde in unserer späteren Kultur entstammt, bis in unsere Rechtsauffassung hinein, so bedeutete auch für die Baukunst das erste Hinschielen über die Alpen den Keim des Verfalls. Von dort führt in unserm geistigen Leben eine gerade Linie über die französische Revolution zum Verfall im 19. Jahrhundert, die Linie der Baukunst aber führt über die sogenannte deutsche Renaissancekunst des 16. Jahrhunderts nach dem rassevernichtenden Dreißigjährigen Krieg zur Herrschaft des römischen Barocks und dann über den französischen Klassizismus zur Philologenkunst Winkelmanns und dem artfremden Neugriechentum Schinkels, das seine Vorbilder nicht mehr in dem wenigstens noch lebendigen Italien suchte, sondern in der toten Kunst eines Landes, von der man außer ein paar Tempelresten kaum noch etwas kannte. Die flache Dachneigung des griechischen Tempels, berechtigt unter dem lachenden, ewig blauen Himmel des Südens, wurde Vorbild und Vorschrift für das Haus in Eis und Schnee nördlich der Alpen, nicht weil das Deckmaterial dazu zwang wie einst bei den Häusern der Alpengegend und Norwegens, sondern

Digitized by Google

Abb. 13. Kavalierhaus im Schloßgarten in Charlottenburg.

aus ästhetischen Gründen (Abb. 13). Und um diese neue Form wenigstens für einige Jahrzehnte lebensfähig zu erhalten, führte man das Zinkblech in die Dachdeckung ein.

Die lange Dauer dieses Vorgangs der Entdeutschung darf nicht über sein Wesen täuschen, auch nicht die reizvollen Erscheinungen in den letzten Abschnitten dieser Kunstentwicklung, auch nicht das, was an so vielen Denkmälern der Zeit von 1500 bis 1800 als deutsch anheimelt. Man muß den ganzen Zeitraum überschauen und den endlichen Verfall an den Keim der Krankheit anknüpfen. Die Kunst des ganzen 16. Jahrhunderts bezeichnen wir noch als deutsche Renaissance der Antike. Es war nicht leicht, den gotischen Geist gerade da zu unterdrücken, wo er blutmäßig den größten Widerstand leistete, in Deutschland selbst. Es hat fast etwas Rührendes zu sehen, wie sich dieser Geist bei allem Willen, die Mode des Italienischen mitzumachen, wehrt gegen das, was ihm auf- und eingedrückt werden soll. Von den Grundlagen seiner bisherigen Baugestaltung geht der Deutsche zunächst nicht ab. Das Haus der deutschen Renaissance hat noch ganz den allgemeinen Eindruck des gotischen. Es ist ein Kasten mit steilem Satteldach und zwei Giebeln (Abb. 14). Der Einfluß Italiens zeigt sich aber doch schon in bedenklicher Weise. Die Außenwände, insbesondere die Giebel, werden nun zum Sitz von Verzierungen, von Formen, die nicht mehr rein konstruktiver Art sind. Es ist eine architektonisch sehr wirksame Häufung von Horizontalgesimsen an den Stockwerkübergängen und Brüstungen verbunden mit einer aufgelegten Säulen- und Pilasterarchitektur, die mit der Tragfähigkeit der Wand nichts mehr zu tun hat, ebensogut fehlen könnte und nur Angriffspunkte für die Verwitterung bildet. Es ist reine Spielerei, aber nicht das Spiel der technischen Phantasie mit den notwendigen Kon-

Digitized by Google

Abb. 14. Stift zu „Unſer lieben Frauen“ in Straßburg i. E.

Digitized by Google

Abb. 15. Colosseum in Rom.

struktionsgliedern, sondern das unarchitektonische Spiel mit Bauformen, die am Ort ihrer Entstehung in der griechischen Tempelkunst, neben der Gotik der einzigen Kunst originaler Formbildung, ernste Bedeutung hatten, von den Römern aber kanonisiert, zur Erstarrung gebracht, ihrer Bedeutung beraubt und zur bloßen Verkleidung der ohne sie schon standsicheren Bauteile herabgedrückt wurden. Die Gotik kannte keine Verkleidungskunst. Es war ja das erste, was die romanisch-deutschen Baumeister taten, daß sie die von den Römern übernommenen Säulen und Arkaden nach ihrer ursprünglichen Bedeutung wieder in das eigentliche Tragsystem eingliederten.

Diese Auffassung hatten auch die älteren Griechen, deren Kunst man wie die der Gotik als eine Kunst erster Ordnung bezeichnen kann. Auch bei ihnen war die Form der unmittelbare Ausdruck der Konstruktion. Es besteht aber doch ein wesentlicher Unterschied zwischen Griechen und Gotikern bei ihrer gleichen Grundauffassung. Wenn man die griechische Tempelsäule mit den heutigen Mitteln mathematischer Berechnung untersucht, zeigt sich, daß schon ein Bruchteil ihres Querschnittes die auf ihr ruhenden Lasten aufnehmen könnte. Sie hat wohl ihre Stellung und Form, nicht aber auch ihre Masse nach dem konstruktiven Bedürfnis erhalten. Ihre Erscheinung als Ganzes deckt sich nicht mit der Konstruktion. Das basilikale Strebewerk der Gotik dagegen hält auch der wissenschaftlichen Nachprüfung stand. Hier ist die Forderung nach Übereinstimmung von Konstruktion und Form auch

Digitized by Google

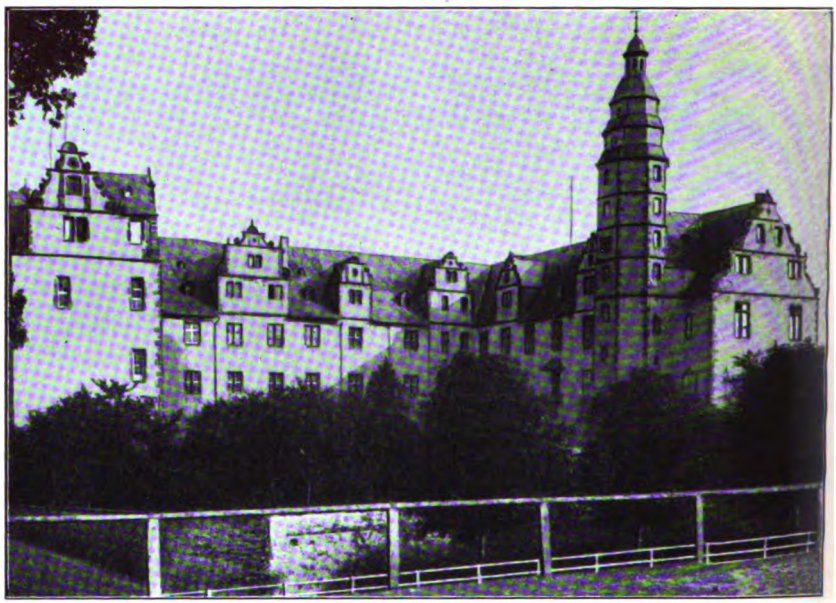


Abb. 16. Das Schloß in Hadamar an der Lahn.

in dem strengen Sinn erfüllt, daß die Kunstform aus weiter nichts als der konstruktiv notwendigen Masse besteht, womit freilich nicht der Auffassung eine Stütze gegeben sein soll, daß nun jede aus dem rein Vernünftigen, aus der bloßen Konstruktion heraus entwickelte Erscheinung auch eine Kunstform sei. Kunst ist in dem gotischen Sinn gegenseitiger Verschmelzung von Konstruktion nicht loszulösen, sie ist mit ihr aber nicht identisch. Es ist das große Geheimnis des bildenden Künstlers, die Konstruktion so zu lenken, daß die aus ihr entspringende Form zur künstlerischen Erscheinung wird. Das Wesen des germanischen Geistes aus der gotischen Kunst herausgelesen stellt dieses Können dar, während sich die Kunst der Griechen dadurch von ihm unterscheidet, daß sie zwar auch die schöne Form aus der Konstruktion entwickelt, aber nicht aus dem nur Notwendigen. Sie braucht darüber hinaus noch weitere Massen aus ästhetischen Gründen. Die übermächtige griechische Tempelsäule ist etwas ganz anderes als das magere Pfeiler- und Strebewerk der Gotik. Sie wird über ihre konstruktive Bestimmung hinaus zur Plastik. Das sind grundverschiedene Denkweisen, die keine Brücke verbindet.

Dieses Zugeständnis der älteren Griechen an die Form führt hinüber zu der von den späteren Griechen und Asiaten Roms ausgeübten Verkleidungskunst und zu deren Wiederaufleben in der Renaissance Italiens (Abb. 15).

Auch der andere wesentliche Gegensatz zwischen nordischer und südlicher Denkweise macht sich nun in der Kunst des 16. Jahrhunderts, der deut-

Digitized by Google

schen Renaissance, bemerklich, wenn auch zunächst nur schüchtern und zögernd, die Symmetrie. Die Gotik kannte diese nicht als absolute Forderung. Es war zwar selbstverständlich, daß Bauprogramme mit so eindeutiger Symmetrie wie etwa die Funktionen des menschlichen Körpers auch eine symmetrische Ausbildung erfuhren. Das zeigt sich besonders in der kirchlichen Baukunst. Es wurden aber Baukörper mit ungleicher Bestimmung nicht gewaltsam in symmetrische Formen gepreßt, wie das die Jahrhunderte der Renaissance mit größter Virtuosität geübt haben. Die deutsche Renaissance des 16. Jahrhunderts neigt nun zwar schon zu dieser künstlichen Ordnung im antiken und italienischen Sinne hin, ihre wenig befangene Anordnung der Baumassen und Ausbildung im einzelnen zeigt aber noch so viel mittelalterliche Züge, daß wir sie als durchaus deutsch empfinden. Diese Bauten sind ganz besonders malerisch im guten Sinne (Abb. 16), wie überhaupt die Übergangszeiten sehr bezeichnend sind für die Erkennung der miteinander im Kampf liegenden Elemente.

Abb. 17. Das Schloß in Pommersfelden.

Der Dreißigjährige Krieg beraubte zwar das Land seines besten Blutes, war aber nicht imstande, die deutsche Eigenart ganz zu unterdrücken. Zwar trat sie zunächst stark zurück. Am meisten in den höfischen und kirchlichen Bauten, für die man die Architekten vielfach von auswärts bezog. Von 1650 ab beherrscht der römische Barock die Welt. Die Verkleidungskunst, die dekorative Ummantelung der tragenden Baukörper, ja die Vortäuschung von Konstruktionen feiert Triumphe (Abb. 17). Aber wenn man die abseits von der großen Architektur liegende bürgerliche und ländliche Baukunst betrachtet, deren Schöpfer nicht Ausländer und auch nicht die deutschen Architektur-Theoretiker jener Zeit, sondern Handwerksmeister waren, so erkennt man die Unverwüstlichkeit des deutschen Blutes. Auch wo der kleine Baumeister und Handwerker gutgläubig und gutwillig der Mode folgt, arbeitet er seine Muster handwerklich-sachlich, klimatisch-gesund um, er übersetzt sie in der geistreichsten Weise in sein Material, macht damit etwas völlig Neues, seiner eingewurzelten Art folgend, unbewußt, weil er nicht anders kann. Noch immer setzt er seinen italienischen oder französischen

Digitized by Google

Abb. 18. Gutsgebäude aus Neschwitz (Lausitz).

Vorbildern steile Dächer auf, bringt die unhaltbaren Horizontalgesimse auf die geringste Ausladung, läßt sie auch wie im norddeutschen Putzbarock ganz weg, oder ersetzt sie, wo Gliederung nicht zu umgehen ist, durch die haltbareren Vertikalen, und hält Stockwerkshöhen und Fensterflächen in den seinem Klima entsprechenden Massen. Das ist Eindeutschung (Abb. 18). An den Bauernhäusern aber geht die Renaissance ziemlich spurlos vorüber und das Gefüge bleibt so konstruktiv, daß es oft schwer ist, ein Haus des 18. von einem des 16. Jahrhunderts zu unterscheiden.

Wir sehen also schon hier, wo die Quelle unserer Kraft und der Jungbrunnen für eine künstlerische Erneuerung im Sinne des Völkischen liegt.

Der geschilderte Zustand setzt sich bis in den Beginn des 19. Jahrhunderts hinein fort. Die einzelnen Abschnitte, durch die sich von 1500 an wie ein roter Faden die transalpine Beeinflussung hindurchzieht, sind belanglos. Ein Moment aber muß herausgegriffen werden.

Jede modische, nicht aus der Kunstübung selbst heraus entwickelte Änderung bedeutet eine schwere Erschütterung für das Handwerk, dessen sicherster Boden eine ununterbrochene Überlieferung ist. Dreihundert Jahre hat das deutsche Kunsthandwerk solche modischen Erschütterungen ertragen. Erst mit der Neuantike um 1800, einer reinen Papierkunst, die am Reißbrett erfunden und an ihm ausgeübt wurde, ging das Bauhandwerk als Kunst zu Grabe. Bis dahin entwarf der Baumeister die Einzelheiten noch nicht und überließ es dem Handwerker, die verlangte Form der Tür, der Schmiedearbeit oder der Stuckdecke mit den Erfordernissen seines Materials und seiner Werktechnik in Einklang zu bringen, oder der Handwerker arbeitete selbständig nach skizzenhaften Vorlageblättern, die für ihn nur

Digitized by Google

formale Anhaltspunkte waren. Daher noch die große Leistung der Handwerksmeister im Sinne der Übereinstimmung von Form und Konstruktion. Jetzt aber warf ihn die neue und fremdartige Formengebung aus dem Geleise der Überlieferung heraus. Der Reißbrettarchitekt zwang das Handwerk in seine unhandwerklichen, auf dem Papier entworfenen Formen, er vergewaltigte es. Der Handwerker aber hörte auf, selber Künstler zu sein und sank zum geistlosen Hersteller vorgezeichneter Formen herab. So wurde der Unechtheit, der Imitation, der Surrogatwirtschaft und allen Sünden des 19. Jahrhunderts, mit der Aufhebung des Zunftzwanges auch noch der persönlichen Unzulänglichkeit und Unzuverlässigkeit Tür und Tor geöffnet. Es ist zwar richtig, daß dieser Zustand noch schlimmer wurde, als sich nach dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts die allgemeine geistige Bewegung der Romantik endlich gegen den fremden Geist der Antike auflehnte und die Baukunst auf die Raumvorstellungen und die Einzelformen des traumhaft weit zurückliegenden Mittelalters zurückgriff. Der eigentliche Bruch mit der Überlieferung aber, die ja auch in den Jahrhunderten der Renaissance immer wieder durchbrach, liegt nicht erst bei der Romantik, sondern schon bei der Papierkunst des Neuhellenismus am Ende des 18. Jahrhunderts.

Die Romantik an sich ist die erfreulichste geistige Bewegung Deutschlands im 18. und 19. Jahrhundert gewesen. Die Überwucherung mit dem artfremden Wesen der drei vergangenen Jahrhunderte war aber nicht so schnell zu heilen. Selbst einen Goethe, der als Jüngling, gefesselt von der Erscheinung des Straßburger Münsters, *von deutscher Kunst* schrieb, hat es erfaßt und nach den Jahren in Italien nicht mehr losgelassen. Nur haben die Romantiker und die neumittelalterlichen Bauleute die Werke einer so weit abliegenden Vergangenheit zunächst völlig mißverstanden. Augen, die durch eine lange Krankheit getrübt sind, sehen schlecht. Es ist daher kein Wunder, daß man noch im Banne der formalistischen Kunstanschauung der Antike auch die mittelalterlichen Bauten, zu denen ein geheimnisvoller Trieb hinzog, zunächst ganz formal betrachtete und äußerlich nachahmte. Und doch ist jene Bewegung zum Ausgangspunkt für die endliche Erkennung der wirklichen Zusammenhänge geworden, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts aufdämmerte und erst jetzt weitere Kreise zu erfassen beginnt. Die Baukunst freilich mußte noch viele Irrwege gehen, bis die Klärung einsetzte. Das ganze weitere 19. Jahrhundert ist ein wahrer Jahrmarkt, auf dem die haltlose Individualität des Einzelnen in dem Plunder aller Stilarten wahre Orgien feierte. Aber ist es auf den anderen Gebieten der Kultur anders gewesen? Und doch haben wir wieder zurückgefunden zu der Kraft, die uns, wie den niedergeworfenen Antäus, immer wieder neu belebt, zum eigenen Volk und zu unserer Heimaterde.

Das Mittelalter liegt hinter uns und die Gotik mit ihm. Es war ein Irrtum jener neugotischen Romantiker zu glauben, man könne vergangene Formen wieder aufleben lassen. Aber was an unserer heutigen Baukunst gesund, lebens- und entwicklungsfähig ist, ihr Wille zum ehrlichen Ausdruck und die wieder bewußt erstrebte Durchdringung von Form und Konstruktion, verdanken wir doch jenem Irrtum, in dessen Verlauf wir schließlich das wahre Wesen jener alten deutschen Kunst erkannt haben,

Digitized by Google

Abb. 19. Bauernhaus in Fridolfing (Oberbayern).

zu der es uns trotz aller Ablenkungen so lange hinzog, bis sie uns diese Erkenntnis gab.

Ihr Einfluß auf die neue Baukunst ist unverkennbar. Ihre Grundsätze des Gestaltens im Sinne deutscher Art und Vergangenheit sind gerade an den guten Leistungen von heute zu erkennen, auch da oder vielleicht gerade da, wo äußerliche Anlehnungen an Vergangenes bewußt vermieden werden. Aber Gemeingut geworden sind sie noch nicht, und viele der besten Werke leiden noch unter fremden Einflüssen.

Durch nichts wird der Charakter eines Bauwerks von vornherein so sehr bestimmt wie durch sein Dach. Wir haben gesehen, worauf die Steilheit des Daches der nordischen Länder beruhte, auf dem Vorhandensein eines Deckmaterials, das eine dem Klima entsprechende steile Neigung verlangte, dem Stroh. Der später in die Baukunst übernommene Dachziegel und der Schiefer verhalten sich in bezug auf die Neigung ebenso. Aber auch das Alpenhaus, dem der Mangel an Stroh eine flache Neigung aufzwang, ist nicht dachlos. Im Gegenteil, sein Dach macht sich, wenn auch auf ganz andere Weise, bemerkbar durch seinen weiten Dachüberstand an der Traufe und an den Giebeln, der bis zu mehreren Metern geht. Die Wirkung ist nur ganz anders als beim steilen Dach. Sie liegt bei diesem in der Aufsicht von oben, beim Alpenhaus in der Untersicht. Der Zweck dieses Überstandes ist der des Wetterschutzes. Auch beim steilen Dach an sich erwünscht, kann er bei diesem nur knapp sein, weil er sonst die Lichtquellen der unter ihm liegenden Wand völlig überschneiden würde. Diese gesunde, in dem großen Überstand des Daches liegende Rücksicht auf das Klima und die zweckmäßige und wirksame Anordnung von äußeren Um-

Digitized by Google

gängen macht auch das Alpenhaus zu einer eigenartig deutschen Erscheinung (Abb. 19).

Etwas ganz anderes ist aber die Dachlosigkeit des orientalischen Hauses, die der modernen Baukunst als Vorbild dient. Dieses Dach, das gleichzeitig die Decke bildet, hat überhaupt keine wirksame Neigung und keinen Überstand, weil die Wand in einem Lande, in dem es keinen Frost gibt und der Regen gleich von der Sonne wieder aufgesogen wird, keines solchen Schutzes bedarf. Diese Form nun hat man, gestützt auf die Leistungsfähigkeit der modernen Materialien des Eisens, Zements und der bituminösen Dichtungsmittel, auf unsere nordischen Verhältnisse übertragen. Wenn infolge des Fehlens oder Versagens unserer bisherigen Dachdeckmaterialien ein Zwang dazu vorläge, wäre das zu verstehen. Nur aus ästhetischen Gründen zum Unzweckmäßigen zu greifen, ist reine Willkür.

Wo die Aufgabe stärker geneigte Dächer ausschließt, bei den weit gespannten Hallen mancher Industrieanlagen und überall da, wo die steilere Dachform technisch unwirtschaftlich ist, wird man sich mit den Nachteilen der flachen Dachform abfinden müssen, denn ihre Unzulänglichkeit ist, trotz aller Fortschritte der Technik, erheblich. Wo diese Notwendigkeit aber nicht vorliegt, und das ist bei dem überwiegenden Teil unserer heutigen Bauaufgaben der Fall, wird die Dachlosigkeit zum technischen Unfug. Das gewöhnliche Wohnhaus mit wirksamem Dach ist, auch wenn der Dachraum nicht zum Wohnen ausgenutzt wird, in der Herstellung unwesentlich teurer, in der Unterhaltung billiger und im ganzen wirtschaftlicher als das dachlose Haus. Daß dieses seine Anwendung mehr der Vorliebe für die Formen des Orients als technischen Erwägungen verdankt, verrät die Hartnäckigkeit, mit der man die auch beim horizontalen Dach ausführbaren, als Wetterschutz in unserem Klima unentbehrlichen Dachüberstände vermeidet. Die Reparaturarbeiten an solchen neueren Bauten schon bald nach ihrer Erstellung lehren, daß wir schon aus wirtschaftlichen Gründen nicht gut daran tun, unsere Vorbilder anderswo als in unserer eigenen Vergangenheit zu suchen.

Nach der Dachform bestimmt wesentlich den Eindruck eines Hauses das Verhältnis der Lichtöffnungen zur Wand. Hier besteht ein grundsätzlicher Unterschied zwischen der Vergangenheit und heute. In jener Zeit der Holzladenverschlüsse, der Rautenverglasung, der Buzenscheiben und der Sprossenfenster, die erst nach der diktatorischen Anregung Ludwigs XIV. wirklichen Glasscheiben Platz machten, war immer die Grenze der Technik auch bestimmend für die Form. Und immer war die gefundene Form von künstlerischem Reiz. Im 19. Jahrhundert, dem Zeitalter der Technik, hat sich aber deren Grenze in der Herstellung des Glases ins Unendliche verschoben. Es wäre Unsinn, ihr die Form der Fensterverglasung dahin folgen zu lassen. Heute heben praktische Faktoren jenes alte Gesetz auf. Schon die Rücksicht auf eine gesunde Wärmewirtschaft — wir sprechen ja sonst immer von Wirtschaftlichkeit — sollte uns vor den Übertreibungen der letzten Zeit in der Verglasung bewahren.

Digitized by Google

Der Formwille des schöpferischen Architekten, vielfach im Unbewußten ruhend, bedarf der Führung und Lenkung durch die bewußte Bindung an die Konstruktion im weitesten Sinne. Diese aber ist uns durch die jahrhundertelange Hervorkehrung des Formalen verloren gegangen. Ihre Wiedergewinnung wird durch die technischen Fortschritte mehr erschwert als erleichtert. Nur unter strengster Beachtung der Rücksichten, die uns die eigenen Verhältnisse, vor allem unser nordisches Klima, auferlegen, werden wir zu einer uns eigentümlichen Ausdrucksweise kommen, wobei die richtig angewandten neuen Materialien und die neuen Herstellungsweisen von selbst für den zeitgemäßen Einschlag sorgen werden. Diese Ausdrucksweise wird unserer eigenen Vergangenheit verwandter sein als den Erscheinungen anderer Länder und Gegenden. Das Artfremde strebt zum Internationalen statt zum Völkischen, es neigt auch mehr zur Mode, zum Sensationellen, zum Neuen um jeden Preis und um seiner selbst willen, zur falschen Sucht nach dem Originellen oder gar zur Reklame. Das Völkische ist in seinem Wesen immer konservativ.

Diese Gedanken sind für manche nicht neu. Sie sind auch außerhalb des Hörsaals schon seit langem geäußert und vertreten worden. Sie haben vielleicht auch unter der Decke fortgewirkt und dazu beigetragen, die Stellung undeutscher und fremdartiger Kunstausübung sturmreif zu machen. Aber erst heute ist für sie wieder richtiger Boden vorhanden. Die große Bewegung, in der wir stehen, unerhört in der Geschichte aller Zeiten, der Versuch einer Arterneuerung des Volkstums und unserer deutschen Kultur von innen heraus, wird auch die Baukunst mitreißen und sie an die großen Leistungen der Vergangenheit wieder anknüpfen.

Anmerkung zu den Abbildungen.

Abb. 1: Nr. 176457 der Sammlung von Dr. Franz Stoedtner, Berlin C 2, Kaiser-Wilhelm-Straße 55.

Abb. 2: Nr. 57853 der Sammlung von Dr. Franz Stoedtner, Berlin C 2, Kaiser-Wilhelm-Straße 55.

Abb. 5: Aus Kürschner, Geschichte der Stadt Marburg, Elwertsche Verlagsbuchhandlung, Marburg, 1934.

Abb. 6: Aus: Deutsche Dome des Mittelalters. Verlag Karl Robert Langewiesche, Königstein im Taunus und Leipzig.

Abb. 7: Aus: Deutsche Dome des Mittelalters. Verlag Karl Robert Langewiesche, Königstein im Taunus und Leipzig.

Abb. 8: Aus: Ernst Gall: Die gotische Baukunst in Frankreich und Deutschland. Verlag Klinkhardt und Biermann, Leipzig 1925.

Abb. 12: Aus: Deutsche Dome des Mittelalters. Verlag Karl Robert Langewiesche, Königstein im Taunus und Leipzig.

Abb. 13: Aus: Fritz Stahl: Schinkel. Verlag Ernst Wasmuth A.G., Berlin 1911.

Abb. 14: Aus: Denkmäler Deutscher Renaissance. Herausgegeben von K. E. O. Fritsch. Verlag Ernst Wasmuth, Berlin 1887.

Abb. 17: Aus: Deutscher Barock. Verlag Karl Robert Langewiesche, Königstein im Taunus und Leipzig.

Abb. 18: Aus: Lüdinghausen: Die Sächsische Oberlausitz. Verlag Ernst Wasmuth A.G., Berlin 1922.

Abb. 19: Nr. 12671 der Sammlung von Dr. Franz Stoedtner, Berlin C 2, Kaiser-Wilhelm-Straße 55.

Digitized by Google

Die Fugen- und Schrägnagelung bei den Germanen, dargestellt an Beispielen der ländlichen Baukunst des Schwarzwaldes.

Von **Prof. Dr. Hermann Phleps**, Danzig.

(Mit Maßaufnahmen des Verfassers.)

Das Holz gehört zu den lebendigsten Werkstoffen. Die Nutzbarmachung seiner verschiedenartigen Eigenschaften konnte keinen trefflicheren Meister finden als den Germanen, denn ihm ist das starke Einleben in das Wesen der zu verarbeitenden Stoffe als Erbgut angeboren. Beim Erforschen unserer alten Wohnkultur hat man bisher auf das Haus mit seinem Gefüge, als Ganzes betrachtet, das Hauptaugenmerk gerichtet. Es lohnt sich aber, auch den Verbindungen im einzelnen die Aufmerksamkeit zu schenken. Gerade hier im Verborgenen hat sich viel Urtümliches erhalten, das uns hilft, über manche volkstümlichen und entwicklungsgeschichtlichen Fragen Licht zu bringen. Ja, nicht nur dieses, auch für den gestaltenden Baumeister ergeben sich hier belangreiche Einblicke. Der Vergiftung unserer einzigartigen Holzbaukunst, die die Zuhilfenahme des Eisens mit sich brachte, können wir nur dann begegnen, wenn wir uns über die werkgerechte Behandlung des Holzes, wie sie unsere Vorfahren übten, Kenntnis verschaffen.

Im Schwarzwald war bis ins 19. Jahrhundert hinein der Bauer sein eigener Baumeister. Zwar führte ein gelernter Zimmermeister, der sogenannte „Spannmeister", die Leitung, was aber den handwerklich begabten, bäuerlichen Bauherrn und die ihm helfenden Nachbarn nicht hinderte, die von den Vorvätern gepflegten Gefüge zu übernehmen. Mit dem den Alemannen auszeichnenden zähen Festhalten am Alten konnten sich hier Verbindungsarten erhalten, die bis in die Vorzeiten zurückgehen.

Zu diesen gehört unter anderem die Fugennagelung. Nach mündlicher Mitteilung von Reinerth, fand er den Fugenkeil schon bei Bauten der jüngeren Steinzeit.

Wie die Abbildung 1 darstellt, haben sich Fugennagelungen noch in Norwegen, in Niedersachsen, in Siebenbürgen, wohin sie im 12. Jahrhundert von Moselfranken übertragen wurden, und im Schwarzwald erhalten.

Das Blatt ist älter als der Zapfen und stellte bei den Westgermanen die gebräuchlichste Verbindungsart ihres Ständer- und Dachwerkes dar. Karl Schäfer fand in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts im Dachstuhl des romanischen Kirchleins zu Idensen am Steinhudermeer, das zwischen 1180 und 1200 erbaut wurde, noch die vorhin erwähnten Fugenkeile. Er sagt darüber (Zentralblatt der Bauverwaltung, 1883, Seite 111) unter anderem:

Digitized by Google

Abb. 1. Nord- und westgermanische Fugennagelungen aus 1. Hedal (um 1200), 2. Strom bei Bremen, 3. Petersdorf in Siebenbürgen, wohin sie in der Mitte des 12. Jahrhunderts von deutschen Siedlern des Mittelrheins und der Mosel gebracht worden sind, 4. Rötenbach und 5. Bergalingen. 6. Die Tonurne vom Königsgrab bei Seddin (800 v. Chr.) gibt mit ihren schräg eingreifenden Tonstiften den Beleg, daß die Schrägnagelung schon damals üblich gewesen ist.

Digitized by Google

„Von damals her erinnere ich mich, daß mir als sehr merkwürdig der Dachverband auffiel, in welchem die Verbindungen nicht genagelt sind, sondern wo die Befestigung durch Keile erfolgt, die, quer auf den Fugen der Schwalbenschwanzblätter sitzend, einen sehr länglichen rechteckigen Querschnitt haben. Das zu Gebote stehende Wissen von solchen Dingen reichte nicht aus, um dieser Eigenart recht auf den Grund zu gehen. Vielleicht fühlt sich ein anderer, welcher Augenschein genommen, zu einer Mitteilung über diesen Punkt veranlaßt."

Lindner bringt in seinem Buch „Das niedersächsische Bauernhaus in Deutschland und Holland", Hannover 1912, Seite 103, eine Holzverbindung mit Hakenblatt und Verkeilung von einem Kätnerhaus in Strom bei Bremen (Abb. 2). Hier liegt, was man als urtümlich ansehen darf, der

Abb. 2. Verkeiltes Hakenblatt von einem Kätnerhaus aus Strom bei Bremen (nach Lindner).

Keil in der Richtung des Längsholzes. Weil dieser Verband durch das Schwinden des Holzes locker werden kann und deshalb dauernd sorgfältige Beobachtung verlangt, gab man ihn auf. Man ließ den Keil quer zum Längsholz des Blattes eingreifen. Die natürliche Fuge bot aber in dieser Richtung nicht genug Halt, weshalb ein Loch ausgestemmt werden mußte. War man einmal zu diesem Hilfsmittel übergegangen, konnte der Keil in seinen Abmessungen verringert werden und sich zum Nagel verwandeln.

Um sich in frühzeitliche Gefügearten einleben zu können, empfiehlt es sich, auch behelfsmäßige, von ungeschulter Hand ausgeführte Arbeiten der Gegenwart zu beobachten. Hier kommt zuweilen manche urtümliche Ge-

Abb. 3. Ausschnitt aus der Tennwand vom Balthasarhof in Hottingen, an der nachträglich eingefügte Bohlen mit keilförmigen Holznägeln befestigt worden sind. Es wiederholt sich ein Gefüge, das zur Zeit der Erbauung (1678) an dem darüber liegenden Riegel zur Anwendung kam.

Digitized by Google

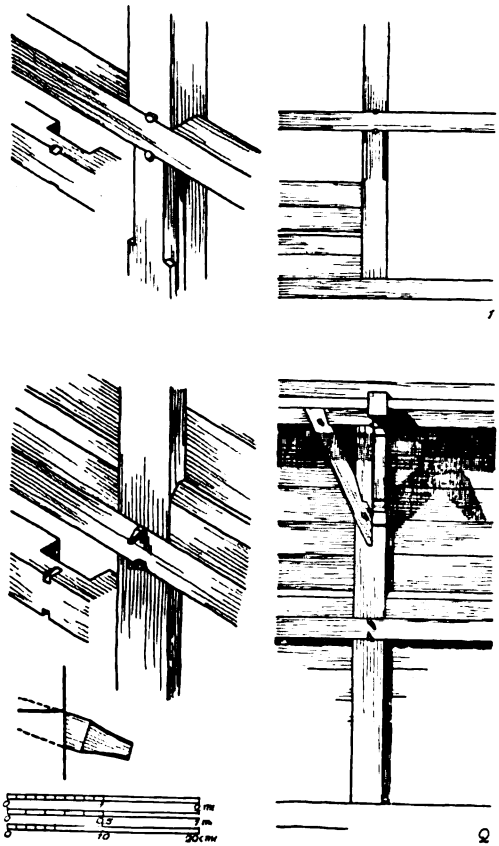


Abb. 4. Fugennagelungen vom Martin-Meier-Hof in Rötenbach (18. Jahrh.) und vom Naglerhof in Bernau-Hof (1538). Die Nagellöcher werden ausgestemmt. Um die Bohlenfüllung der Tennwand am Beispiel 1 auswechseln zu können, verwandelte man unterhalb des Brustriegels in Breite einer Bohle die Nut in einen Falz. Bemerkenswert ist weiter, daß am Fuße der Fächer aus Gründen der Sicherung gegen Beschädigungen (1) oder gegen Regen (2) an Stelle von Bohlen Klotzbalken mit abgefasten Kanten eingefügt worden sind. Beides kennzeichnet ein starkes Einleben in die verschiedenen Vorgänge und Einwirkungen, denen diese Bauteile ausgesetzt sind.

bärde zum Durchbruch, wie es zum Beispiel die Verkeilungen der nachträglich eingefügten Bohlen an der Tennenwand des Balthasarhofes in Hofkingen zeigen (Abb. 3).

Für die Fugennagelungen bietet der Schwarzwald zahlreiche Beispiele, die man an dem von Schäfer gemachten Fund anreihen darf.

Man findet sie am häufigsten, außer an den Anblattungen der Kopf- und Fußbänder, an den Riegeln der Außen- und Tennenwände und an dem die Firstsäule in der Längsrichtung versteifenden Katzenholz.

Es sollen deshalb in einer entwicklungsgeschichtlichen Folge die am meisten kennzeichnenden herausgehoben werden, die, wie das in der Volkskunst vorkommt, nicht immer auch zeitlich (ihrer Herstellung nach gemessen) übereinstimmen. Die Eigenheit der Umgebung bildet in den Gestalten der Volkskunst nicht selten einen wichtigeren Beweggrund, als die von der Zeit bevorzugten Formen. So findet man die ursprünglichen Konstruktionen zu-

Digitized by Google

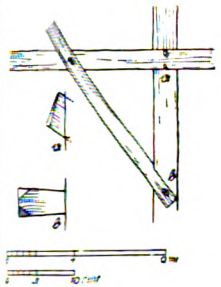


Abb. 6. Ausschnitt vom Dachstuhl des Balthasarhofes in Hottingen (1678) mit Fugennagelung am angeblatteten Katzenholz.

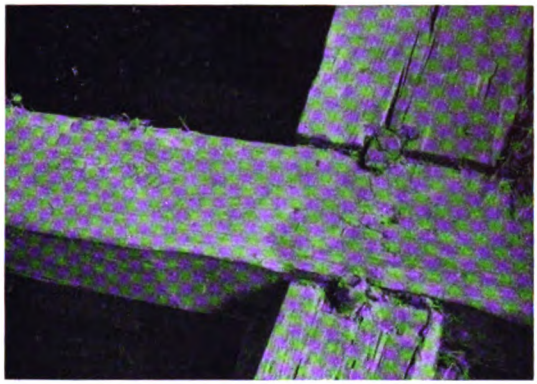


Abb. 5. Fugennagelung von der Tennwand des Martin-Meier-Hofes in Rötenbach.

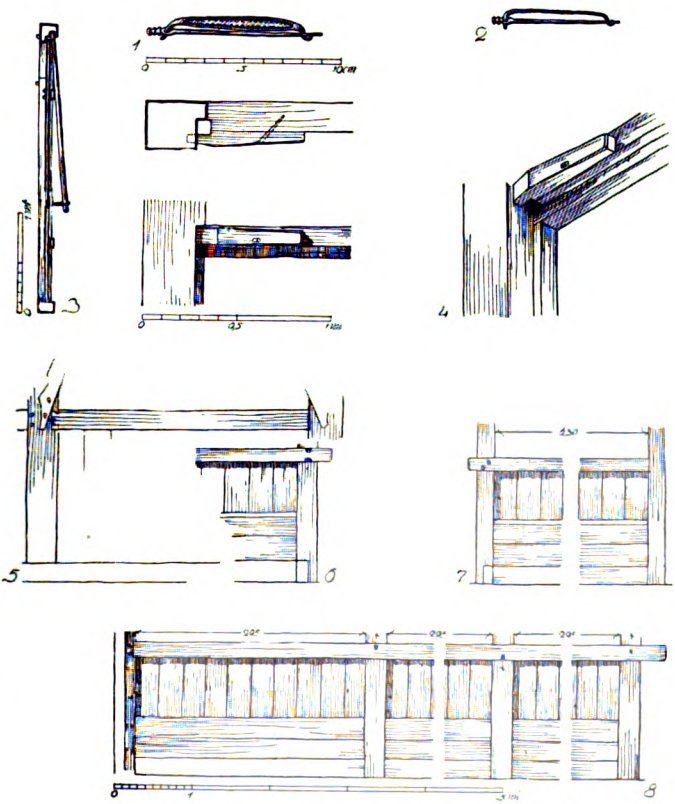


Abb. 7. 1 u. 2 Germanische Sicherheitsnadeln aus Borum Eshöi u. Guldhöi in Jütland aus dem 16. Jahrhundert v. Chr. 3 Torverschluß vom Schwarzburenhof i. Katzensteig bei Furtwangen aus dem Jahre 1580. 4 Befestigung der Torangel v. Oberbauernhof in Gutach. 5 bis 8 Riegel, die an einem Ende eingezapft, sonst aber angeblattet worden sind, vom Meierhof in Bernau (5), Oberbauernhof in Gutach (6), Burlebauernhof in Gutach (7), Fischeraderhof in Gutach (8).

Digitized by Google

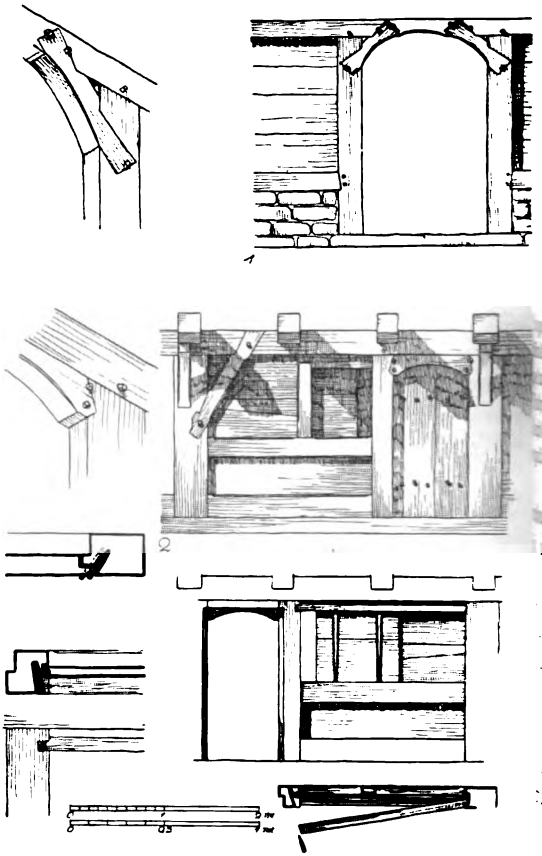


Abb. 8. Türen und Fenster mit Fugennagelungen vom Jakob-Schmid-Hof in Bergalingen (1), und Gabrielen-Hof in Katzensteig (2). Die erste Türe verdankt ihre auffallende Breite ihrem Zweck als „Mistür" zur „Bruck", dem vor dem Stall liegenden Teil des „Schildes". Bei dem unteren Beispiel ist die Befestigung der Gleitbohle am Sturz des Fensters bemerkenswert. Hier kommt derselbe Gedanke zum Durchbruch, wie ihn die germanischen Sicherheitsnadeln verkörpern. Das eine Ende greift gelenkartig in ein Zapfenloch, das andere wird von einem Holzkeil festgehalten. Bei der germanischen Sicherheitsnadel tritt an diese Stelle ein Haken.

weilen noch bei Beispielen, die noch kurz vor dem endgültigen Verfall der Holzbaukunst errichtet wurden.

Die Fugennägel der angeblatteten Riegel und Katzenhölzer umklammern die Blätter durch Schräglage, indem sie, wie im Martin-Meier-Hof

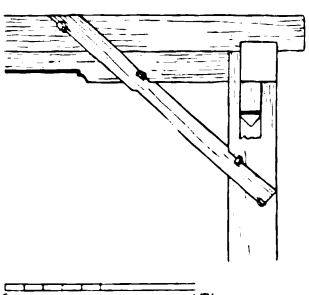


Abb. 9. Ausschnitt von einer Tenneneinfahrt „Ifuhr" vom Gustav-Bechle-Hof in Bergalingen. Die Nägel haben einen Querschnitt von 2,5 × 4 cm.

Digitized by Google

Abb. 10. Angeblattete Kopfbänder m. Fugennagelungen von der „Fuhr" des Guſtav-Bechle-Hofes in Bergalingen.

in Rötenbach (Abb. 4_1 und Abb. 5), nur in die Säulen eingeſtemmt ſind, oder daß, wie am Naglerhof in Bernau (Abb. 4_2) und am Balthaſarhof in Hofkingen (Abb. 6), der Einſchnitt des Nagelloches ſchon im Blatt beginnt.

Während hier die Umklammerung des Längsholzes geſchah, gibt es auch Beiſpiele, wo das Hirnholz in ähnlicher Weiſe umfaßt wurde, und hier ſogar einmal ein Gefüge, wie an einem Fenſter des Gabrielenhofes in Katzenſteig (Abb. 8), wo dieſes noch mit einem Keil geſchehen iſt.

Dieſe Nagelungen verraten einen Gedankengang, der den germaniſchen Fibeln eigen iſt. Wie dort der Bügel an einem Ende in eine Durchlochung der Nadel eingreift (Abb. 7_1 und $_2$), ſo ſchiebt ſich auch hier das eine Ende des Riegels mit einem Zapfen in den Ständer oder die Säule (Abb. 7_3 bis $_8$), und wie dort das zweite Ende mit einem Haken ge-

Abb. 11. Befeſtigung des Türſturzes einer Kammertür vom Gabrielenhof in Katzenſteig (von 1793) mit Schrägnagelung. Der obere Nagel ſitzt dicht an der Fuge, der untere etwas davon abgerückt.

Digitized by Google

halten wird, bildet hier ein schräggestellter Keil oder Fugennagel die Bindung. Dieses gibt zu denken und läßt die Vermutung aufkommen, daß bei der Erfindung der germanischen Sicherheitsnadel nicht allein die Nadel mit der durchgesteckten Schnur die Anregerin gegeben haben kann. Wenn auch der Bügel häufig der Form einer Schnur nachgebildet wurde (Abb. 7₂), besitzt er doch, statisch aufgefaßt, ein völlig anderes Wesen als die Schnur.

An einigen Beispielen soll versucht werden, sich in das Kräftespiel innerhalb dieser Gefüge einzuleben.

Dem Verfasser schilderte der Bauer des Schwarzburenhofes in Katzensteig, daß er früher sein Tennentor in der Weise von innen verschloß, in-

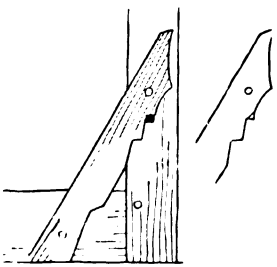


Abb. 12. Fußband vom Oberbauernhof in Gutach, an dem nachträglich, nachdem ein Haken abgespalten worden war, ein Fugennagel eingetrieben wurde.

dem er eine Stange in ein am Torsturz befindliches Loch einfügte, diese hebelartig an die Torwand anpreßte und das untere Ende mit einer Schlinge festhalten ließ (Abb. 7₃).

Am Meierhof in Bernau ersetzte man bei einer nachträglich dem Bau angefügten Verriegelung gewissermaßen die Schlinge durch einen schräggestellten Fugennagel (Abb. 7₅). Beim Oberbauernhof in Gutach, wo das eine Ende des Tennenwandriegels mit einem Zapfen in einen Torpfosten eingreift, geschah das Festhalten an den Säulen durch je zwei das Längsholz umklammernde Fugennägel (Abb. 7₆). Am Fischeraderhof in Gutach aber rückte man die Vernagelung in das Innere des Blattes. Hier bekam jede Anblattung nur einen Nagel, hingegen nutzte man den Vorteil der Schrägnagelung dabei in der Weise aus, daß man die Nägel abwechselnd schräg von oben nach unten und von unten nach oben eingreifen ließ (Abb 7₈).

Zuletzt ging an einigen Orten die Kenntnis von der Wirksamkeit der Schrägnagelung verloren und wurde durch eine senkrechte Nagelung ersetzt (Abb. 7₇).

Der Gedanke der germanischen Sicherheitsnadel fand bis zur Türangel seine Verkörperung. So zeigt zum Beispiel das Tennentor des Oberbauernhofes zu Gutach (Abb. 7₄), gleich dem Bügel der Sicherheitsnadel, eine Holzleiste, die, an einem Ende zapfenartig in den Türpfosten eingreifend, die Torangel umfaßt und durch einen inmitten dieser Leiste liegenden Schrägnagel festgehalten wird.

Außer dem Angeführten findet sich die Fugennagelung, allerdings viel spärlicher als beim Vorigen, an den Hakenblättern der Kopfbänder. In ursprünglichster Form zeigen dieses der Gustav-Bechle-Hof und der Jakob-

Digitized by Google

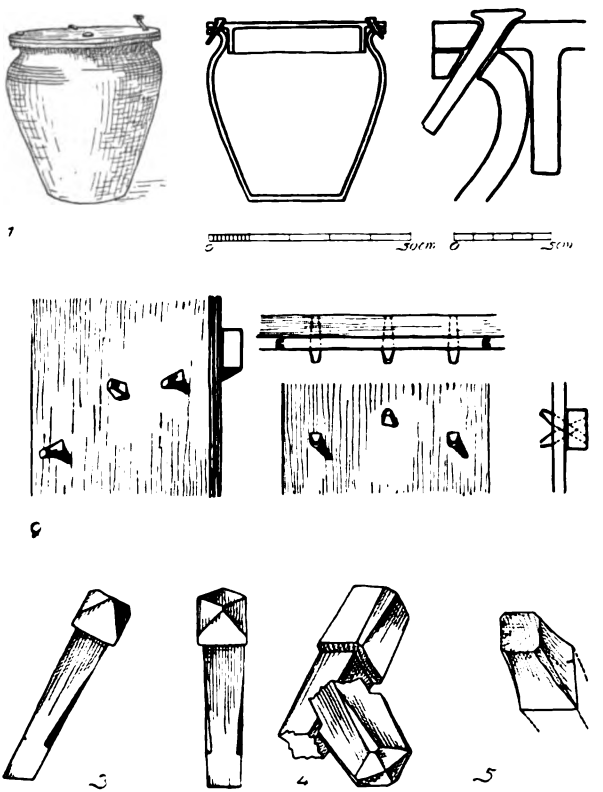


Abb. 13. Schrägstifte u. Schrägnagel. 1 Tonurne aus dem Königsgrab von Seddin (800 v. Chr.) in der Mark Brandenburg (aufbewahrt im Märkischen Museum, Berlin). Der Deckel wird von vier, in einem Winkel von 60° eingreifenden Tonstiften gehalten, die einzeln leicht eingefügt werden können, zusammen aber den Deckel festhalten. Ihre Herkunft vom Holznagel ist unbestreitbar. 2 Schrägnagelung von einem Tennentor aus Rötenbach. 3 Eichennagel von einer Türe des Schwarzbarenhofes in Katzensteig (1580), der in einem Winkel von 70° eingriff und mit widerhakenartigen Einschnitten versehen ist. 4 Eichennagel von einer Türe des Sägen-Mathis-Hofes in Vorderschützenbach, bei dem der Kopf nur an zwei Seiten vorspringt. 5 Häufig vorkommende Nagelform, spätere Zeit, die, um das Abspalten beim Eintreiben unmöglich zu machen, nach dem Hirnholz des Kopfes zu verjüngt ist.

Schmidt-Hof in Bergalingen (Abb. 8, 9 und 10). Wenn man von der Form der Blätter absieht, besitzen diese eine Verwandtschaft mit den Hakenblättern des westgermanischen Ständerbaues der Siebenbürger Sachsen (Abb. 1_3).

Eine Sonderstufe stellt der mit schmalem Blatt angeblattete Sturz einer Kammertüre des Gabrielenhofes in Katzensteig dar, wo neben einem schräggestellten Fugennagel ein zweiter in gleicher Stellung aber weiterem Abstand von der Fuge in den Sturzriegel eingestemmt worden ist (Abb. 8_2 und 11).

Merkwürdigerweise verliert sich an den Blättern die Fugennagelung und wird durch eine inmitten des Blattes liegende senkrechte Nagelung ersetzt. Diese bot aber nicht mehr die Sicherheit, als die ältere Art und es fällt auf, wie viele Kopf- und Fußbänder an den heute noch erhalten gebliebenen alten Schwarzwaldhäusern herausgefallen sind. Bemerkenswerterweise hat man an einem Fußband des Oberbauernhofes zu Gutach zur Sicherung nachträglich zur älteren Verbindungsart zurückgegriffen und hier

Digitized by Google

Abb. 14. Tonstifte von der Tonurne des Königsgrabes in Seddin (Provinz Brandenburg, Kreis Westprignitz) aus dem 8. Jahrhundert v. Chr. und ein Holznagel von einer Türe des Schwarzburenhofes in Katzensteig aus dem Jahre 1580. Die Tonstifte griffen mit einer Schräglage von 60° in den Deckel und den Rand der Urne ein. Die Schräglage des mit Widerhaken versehenen Eichennagels betrug 70°.

einen Fugennagel eingetrieben (Abb. 12). Das Zunutzeziehen einer älteren Verbindungsart kann man auch an den Sparren der vorkragenden Dachwalme beobachten, wo man aus Sicherung gegen den Windangriff, außer der jüngeren Vernagelung, noch zu der ursprünglichen Schlinge aus Haselnußruten gegriffen hat.

Die Schrägnagelung vertrat in ihrer ersten Stufe den Gedanken der Umklammerung (Abb. 1_2). Der Weg ist hier ein anderer gewesen, als ihn die Ägypter beschritten hatten, die die Schrägnagelung aus dem Binden mit Hautbändern heraus entwickelten. (Vgl. Phleps, „Die Erfindung der Bretterverzinkung im alten Ägypten", Zentralblatt der Bauverwaltung, 1914, Seite 19.) Bei uns lernte man an der Umklammerung erfahrungsmäßig den festen Halt kennen, der sich durch eine Schräglage ergibt, und verwirklichte diesen Gedanken nun auch anderwärts, wie zum Beispiel bei der Befestigung der Bohlen an die Querleisten der Türen und Tore (Abb. 13 und 17), und als Türverschluß (Abb. 15 und 16). Man kann auch diese Verbindungsart bis in die Bronzezeit, zu mindestens bis in die jüngere, die fünfte Periode, zurückführen.

Kein geringeres Beispiel als das berühmte Hünengrab zu Seddin gibt uns hierüber Nachricht. Hier fand man innerhalb einer Steinkiste eine Tonurne, die das heiligste, eine Bronzeurne mit dem Leichenbrand, verschlossen hielt. Der Tondeckel dieser Urne war mit vier schräggestellten

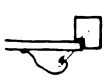


Abb. 15. Türverschluß mit schräggestelltem Stecknagel (nach Koßmann).

Tonstiften befestigt. Auf den ersten Blick erkennt man hieran die Herkunft vom Holze (Abb. 13_1 und 14). Nach einer die slavische Besiedlung überdauernden Sage sollte dort ein König Hinz in einem dreifachen Sarg begraben liegen. So, wie die Überlieferung dieses Geschehnis getreulich be-

Digitized by Google

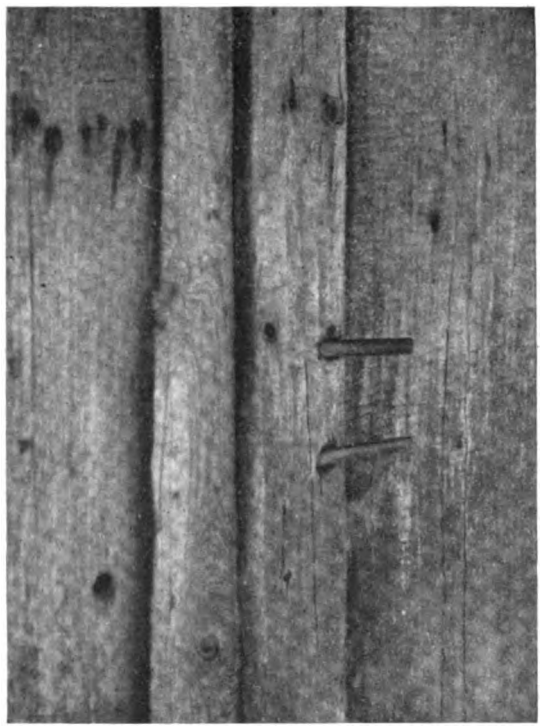


Abb. 16. Schräggestellte Stecknägel als Torverschluß vom Naglerhof in Bernau-Hof. Wegen der Größe der Torflügel, und um gegen ein etwaiges Lockerwerden sowie Herausfallen eines Stecknagels die Sicherheit zu erhöhen, hat man diesen urtümlichen Verschluß verdoppelt. Aus ihm, in Verbindung mit dem die ganze Türbreite überspannenden Riegelbalken, ist das Türschloß hervorgegangen. Anfangs wurde dieses in verschiedenen Abwandlungen in Holz allein ausgeführt. Einen neuen Gedanken brachte das Hinzufügen einer stählernen Spannfeder, die in ihrem Gefolge eine Übersetzung in Eisen zeitigte.

wahrte, hat der Alemanne des Schwarzwaldes eine schon damals übliche Gefügeart bis zum heutigen Tage, über die Einflüsse der Zeit hinweg, zu erhalten gewußt.

Die Abbildungen 13 und 17 geben einige Tore und Türen mit den verbandartig angeordneten Schrägstellungen bis zu der Zwischenstufe der Holz- und Eisennagelung. Die Nägel sind mit oder ohne Nagelkopf ausgebildet und haben, wie das Beispiel vom Schwarzburenhof aus Katzensteig vom Jahre 1580 dartut (Abb. 13₃ und 14), ursprünglich sicher allgemein an den Innenkanten widerhakenartig wirkende Einschnitte besessen.

In loser Form fand der schräggestellte Nagel Anwendung als Türverschluß (Abb. 15 und 16).

Es ist belangreich, bei der Besprechung der vorgeführten Beispiele auch auf die Umwandlung der Querleiste hinzuweisen, die zuerst in die Wendebohle, in gleicher Breite durchlaufend, eingelassen wurde, dann nach dem Ende zu sich verjüngend sich hier keilförmig einpreßte und zuletzt mit einer schwalbenschwanzförmigen Nut die Bretter festhielt (Abb. 17).

Am Schluß darf auch auf eine gefühlsmäßig erkannte Gegenwirkung gegen das Hängen des Tores hingewiesen werden, dem man zuweilen mit einer nach der Mitte zu aufwärts steigenden Schrägstellung der Querleisten zu begegnen suchte.

Digitized by Google

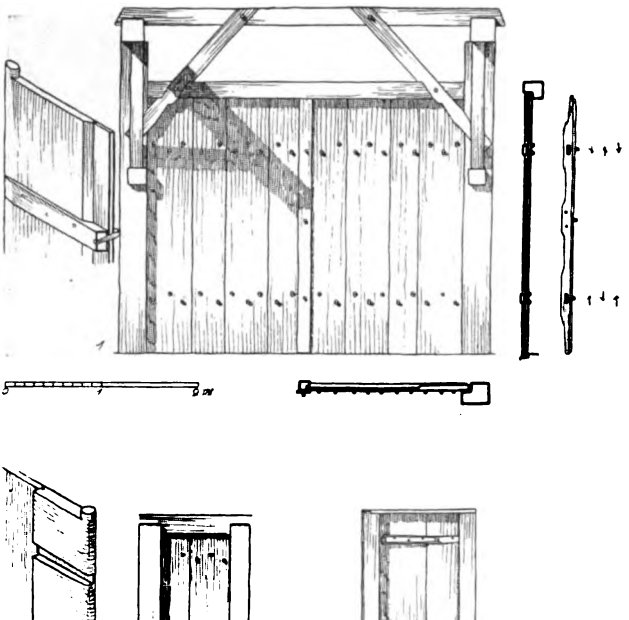


Abb. 17. Holztore, Türen und Fensterläden, die ohne Zuhilfenahme von Leim zusammengefügt worden sind. Bei 1. vom Martin-Meier-Hof aus Rötenbach sind die Querleisten in gleicher Stärke durchlaufend in die Wendebohle eingelassen. Die Vernagelung geschah mit Holznägeln, die verbandartig ihre Schrägstellung wechseln, bei 2. vom Sägen-Matthis-Hof in Vorderschützenbach greifen die Querleisten keilförmig in die Wendebohle ein, bei 3., einem Fensterladen vom Gabrielenhof i. Katzensteig (von 1793), ist zu der Keilform der Leisten noch eine schwalbenschwanzförmige Nut hinzugetreten, bei 4. vom Hasenbauernhof in Langenbach (von 1749) beginnt der Übergang zur Eisennagelung. Nur an der statisch wichtigsten Stelle, an dem Zusammenschluß mit der Wendebohle, hielt man an der ursprünglichen Holznagelung fest.

Muß es uns nicht mit Bewunderung erfüllen, in den Tälern und auf den Hängen des Schwarzwaldes germanisches Erbgut in so ursprünglicher Form erhalten zu finden, das uns über den hohen Stand der Baukunst unserer Vorfahren so deutlich die Augen öffnen hilft?

Wohl ist die germanische Sicherheitsnadel der Bronzezeit hier nie angetroffen worden, aber den Alemannen gebührt der Ruhm, auf ihrer Wanderung nach Süden den Grundgedanken, der zu ihrer Erfindung führte, bis in unsere Tage hinein lebendig erhalten zu haben. Ähnliche Verdienste erwarben sie sich mit der Fugen- und Schrägnagelung, von denen die letztere wiederum in der Bronzezeit Norddeutschlands ihre Urahne besessen hat.

Digitized by Google

Der Spanltanz und ſeine europäiſchen Verwandten.

Ein weitverbreiteter Geſchicklichkeits-Schwerttanz.

Von Dr. Richard Wolfram, Wien.

Europa als Waffentanzgebiet iſt bei weitem vielſeitiger, als man im allgemeinen annimmt. Freilich beſchränken ſich unſere Veröffentlichungen vor allem auf das Archivmaterial, wenn man von der vorbildlichen Ausgabe der engliſchen Schwerttänze durch Cecil Sharp[1] abſieht. Die Tänze ſelbſt blieben überall anders unaufgezeichnet, da ein bedeutendes Maß von tänzeriſcher Schulung zur Aufnahme eines ſolchen Waffentanzes gehört, das den meiſten Volkskundlern abging. Auf deutſchem Gebiet konnte während der letzten ſechs Jahre noch in letzter Stunde eine Rettungsarbeit durchgeführt werden, die ein überraſchend reiches Ergebnis zeitigte. Über dreißig verſchiedene Schwert- und Reiftänze gelang es noch zu bergen, die mit der genauen Beſchreibung im Laufe dieſes Jahres veröffentlicht werden[2].

Sowohl Cecil Sharps wie meine eigenen Sammlungen umfaſſen aber hauptſächlich Kettenſchwerttänze[3]. Die Schwerter dienen nur als Bindeglieder zur Herſtellung einer Kette, die ſich nun in der künſtlichſten Weiſe verſchlingt und löſt; eine bildferne Bewegungskunſt von unheimlicher Ausdrucksmacht. In wogendem Gedränge, phantaſtiſchem Wirrſal, hemmungslos und doch immer mit mathematiſcher Sicherheit die Löſung findend, fließen die Linien dahin. Nur dem kundigen Auge iſt ihr raſcher Lauf erfaßbar. Allen anderen bietet ſich das faſt dämoniſche Bild lebendig gewordenen altgermaniſchen Linienornaments, ohne daß man imſtande wäre, die einzelnen Züge herauszuſchälen. Sämtliche germaniſchen Länder, einſchließlich der fremdſprachigen Randgebiete und außerdem Spanien, zeigen dieſe Form des Schwerttanzes. Auch wenn andere Waffentänze dagegen zurücktreten, ſo ſind ſolche doch in großer Zahl vorhanden, nur kennt man ſie nicht. Ihre Vielfältigkeit iſt trotz der Beſchränkung auf Europa überraſchend. Der Oſten tanzt überwiegend kühne und gefährliche Geſchicklichkeitstänze mit der Waffe, von der kaukaſiſchen Lezginka bis zum ungariſch-ſlowakiſchen Hajduktanz[4]. Faſt immer zeigt ein Einzeltänzer ſeine Fertig-

[1] The Sword Dances of Northern England. London, 3 Bände.

[2] R. Wolfram, Schwerttanz und Männerbund, 2 Bände, Bärenreiter-Verlag, Kaſſel.

[3] In meinem Schwerttanzbuch werden außer den Kettenſchwerttänzen noch ein Lanzentanz, ein Schützentanz und der Spanltanz beſchrieben.

[4] Réthei Prikkel Marián, A Magyarság Táncai, Budapeſt 1924.

Digitized by Google

keit. Selten treffen wir eine Gruppe von mehreren Tänzern, die aufeinander bezogen sind, wie im ukrainischen „Záporožec". Dessen schönster Augenblick ist der Tanz in der Hocke. Die vier Männer bewegen sich in dieser typisch russischen Schrittart und schlagen die Säbel bei jedem Vorschnellen eines Beines krachend zusammen. Solotänze sind dagegen der von F. Pospišil gefilmte mährische „Odzemek" (Tanz mit der Axt) und der „Kosačok" der Don-Kosaken (mit einem Säbel). Es wäre eine große Bereicherung unserer Kenntnisse, wenn sich für F. Pospišils reichhaltiges Material vor allem aus dem Osten und Südosten eine Publikationsmöglichkeit ergäbe.

Auch auf deutschem Gebiet mangelt es neben den Kettenschwerttänzen nicht an Geschicklichkeits- und Fechttänzen. Wenn wir von der schwer deutbaren Tacitusstelle absehen — die Beschreibung kann ebensogut einen Kettenschwerttanz meinen, wie einen anderen Waffentanz — so dürften wir in dem sogenannten „gotischen Weihnachtsspiel" der germanischen Leibgarde am Hofe zu Byzanz (10. Jahrhundert) und der Abbildung der Prudentiushandschrift mit sächsischen Anmerkungen (9. Jahrhundert[5]) die ältesten Belege für germanische Waffentänze besitzen. Ihnen ist noch der tanzende Mann auf dem fünften Ring des kürzeren der beiden Goldhörner aus Gallehus (Nordschleswig, 5. Jahrhundert) beizuzählen, der in jeder Hand ein Schwert hält, die er offenbar in der Art des heute noch in Jütland geübten „Kaeppedans" vor und hinter dem Rücken zusammenschlägt. Auch das „Ôsterspil" des Schweizer Minnesängers Goeli (13. Jahrhundert) trägt unverkennbar kämpferische Züge.

Ausführlich beschrieben haben wir einen Geschicklichkeitstanz aus der Zeit um 1700 bei Taubert[6]: „Ich habe vor ungefähr 17 Jahren einen solchen Schwerttanz von einem gemeinen Kerl aus Thüringen mit Verwunderung gesehen. Dieser baumstarke Mann tanzte entweder mit zwei großen blanken Degen, oder wenn er solche nicht bey Händen hatte, mit zwei großen armdicken Prügeln nach der Bierfiedel oder Sackpfeifen wacker herum. Seine Füße gingen zwar nach der spanischen Manier gar gravitätisch und langsam, aber die Arme desto hurtiger und gewaltsamer und zwar so, daß wenn er die eine Hand aufhob und ausholte, indessen die andere zu- und niederschlug. Bald hieb er zu beyden Seiten in die Runde, bald über den Kopf, bald ins Kreuz und in die Quere um sich herum, doch solcher gestalt, daß jedesmal ein Schlag hinter, der andere vorwärts ging. Und dies alles verrichtete er mit solcher Geschwindigkeit, daß man kaum merken konnte, wo die Hiebe zu gingen."

Mit zwei Schwertern ist auch jeder Tänzer bei der Moreska in Curcola (Dalmatien) bewaffnet. Den linken Säbel benützt er zur Abwehr nach der einen Seite, den rechten zum Schlag nach der anderen, so daß eigentlich jeder mit zwei Gegnern ficht. Als Stocktanz ist dieser Typus unendlich weit verbreitet. Ich sah ihn sogar von Indern und die zeitliche

[5] Das Bild zeigt außer einer tanzenden Frau und dem Musikanten auch zwei schwert- und schildbewehrte Männer, die einander in Tanzhaltung gegenüberstehen.

[6] G. Taubert, Rechtschaffener Tanzmeister, Leipzig 1717.

Digitized by Google

Tiefe geben Abbildungen aus Lybien, die bis in das 3. Jahrtausend vor Christus zurückreichen[7]. Ein Fechttanz zweier Parteien war übrigens auch der bis ins 19. Jahrhundert übliche „Pauktanz" der Sibbentruper[8]. Recht lehrreich sieht die kurze Beschreibung des „Dragonertanzes" aus Siebenbürgen aus[9]. Dieser Faschingstanz, bei dem die vier sogenannten Dragoner ihre rotbemalten Säbel im Takte eines gesprochenen Textes gegeneinanderschlagen, gehört in die Gruppe der kultischen Heischegänge. Es ist hier nicht möglich, die verschiedenen Quellen für unsere vom Kettentypus abweichenden Waffentänze auszuschreiben. Die Mannigfaltigkeit des Stoffes ist jedenfalls aus dem Angeführten bereits erkennbar. Genaueres ist in meinem Buche zu finden. Eine Abart, die dort nicht in voller Ausführlichkeit beleuchtet werden konnte, soll aber mit ihren europäischen Verwandten in diesem Aufsatz näher besprochen werden, nämlich der österreichische „Spanltanz".

1932 kam dieser Tanz nach den Mitteilungen einer 80jährigen Frau aus Modsiedl bei Raabs zum Vorschein[10]. Auf den Boden legt man kreuzweise zwei etwa 40 cm lange Kienspäne. Die Tänzerin führte nun hüpfend zwischen den vier Winkeln folgende Bewegungen aus: In mäßiger Grätschstellung steht man mit jedem Fuß in zwei benachbarten Winkeln. Beim ersten Sprung kreuzt man das rechte Bein über das linke und setzt die Fußspitze in das nächste Feld. Der nächste Sprung bringt wieder die anfängliche Grätschstellung, doch nun hat man sich um ein Feld weiter bewegt (in der Richtung des Uhrzeigers); der rechte Fuß steht in dem Feld, wo früher der linke stand, man hat also eine Vierteldrehung ausgeführt. In dieser Weise wird weitergetanzt. Auf jede Grätschstellung folgt ein Überkreuzen des rechten Beines, bis man wieder in die Ausgangsstellung zurückkommt. Der Tanz kann beliebig lange fortgesetzt werden und ist eine Geschicklichkeitsprobe, da man trotz des raschen Tempos die Späne nicht berühren darf. Einen zweiten Beleg für das Vorkommen des Spanltanzes im nördlichen Niederösterreich gibt E. Frischauf[11].

Dieser einfache Tanz hat eine weitläufige Verwandtschaft und erfordert in einigen Formen hohe Kunstfertigkeit. In Dithmarschen scheint er sogar das Gepräge eines höchst gefährlichen Waffentanzes besessen zu haben. Aus dem deutschen Sprachgebiet kannten wir allerdings bisher so gut wie keine Belege, doch beginnen die Quellen jetzt reichlicher zu fließen, seit die Aufmerksamkeit auf den Spanltanz gelenkt wurde. In Siebenbürgen entpuppt sich der sogenannte „Spießtanz", der schon im 17. Jahrhundert bei

[7] O. Bates, The Eastern Lybians. London 1914, S. 155; Marianne Schmidl, Die Grundlagen der Nilotenkultur, Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 1935, S. 92, 95.

[8] Ein Schwerttanzspiel aus Lippe, Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 1932, S. 245 f.

[9] G. Brandsch, Siebenbürgisch-deutsche Volkslieder, Hermannstadt 1931, S. 155; nach einer Handschrift von 1857.

[10] R. Zoder, Beiträge zur Geschichte des deutschen Volkstanzes, Das deutsche Volkslied, 36. Jahrgang, 1934, S. 11 f.

[11] Heimatbuch des Bezirkes Horn, 1933, S. 547.

Digitized by Google

Taufschmäusen üblich war, als unser Spanltanz[12]. Auf dem Fußboden werden zwei Bratspieße übers Kreuz gelegt und der in den vier Winkeln hin und her Springende muß darauf achten, daß die Spieße nicht aus ihrer Lage kommen. Dabei wurde folgendes Liedchen gesungen:

„Saet, wol štit et,
saet, wol hopt et,
saet, wol štopt et!
Saet, wol kân ich dânzen.
Ti tam! Ti tam!
Se hadde geschnatzelt Heatscher af,
se hadde gâlda Bircher draf.
Pelse wich, Wenbejre seiß,
ech ständj af mejne leiwe Feiß.
Ruisen af de Schânzen,
gar wile mer dânzen.
Ruisenkrânz af mejnen Heat,
hêt ich Gêld, dôt wêr mer geat."

Im Stuhlweißenburger Komitat ist der Tanz unter dem irreführenden Namen „Drei lederne Strümpf" noch in mehreren deutschen Dörfern üblich. Zwei verhältnismäßig starke Hölzer werden wie immer übers Kreuz gelegt. Nun springt man, in der Grätsche bleibend, beidbeinig (also ohne Beinkreuzen) und steif ins Nachbarfeld und wieder zurück; man beschreibt also nur die Vierteldrehung zur Stellung drei des Spanltanzes (mit einem Sprung) und kehrt in die Ausgangsstellung zurück. Als Tanzlied verwenden die Bäuerinnen von Vértesacsa den vor allem aus dem Vorarlbergischen bekannten Scherztanz „drei lederne Strümpf"[13] mit einigen Abweichungen:

„Drei lederne Strümpf
und zwei dazu sind fünf
und wenn ich ein verliere,
so hab ich nur mehr viere.
Zwizermann hat Hosen an,
siebenundsechzig Lappen dran.
Lippen, Lappen, Lippen, Lappen...."

Auf jede Zeile kommen drei Sprünge. Der Kehrreim „Lippen, Lappen" wird beliebig lange wiederholt und das Tempo fortwährend gesteigert. Da nunmehr auf jedes Wort ein Sprung kommt, geschieht es schließlich doch, daß die Tänzerin auf einen der Stöcke tritt. Das hat natürlich zur Folge, daß das Holz aufschnellt und die Tänzerin trifft, was zu großer Heiterkeit Anlaß gibt. Der Tanz ist bei Hochzeiten üblich. Im Nachbardorf Vertes-

[12] J. Mätz, Die siebenbürgisch-sächsische Bauernhochzeit, Programm des evangelischen Gymnasiums in Schäßburg 1816, S. 85; G. Schuller, Der siebenbürgisch-sächsische Bauernhof und seine Bewohner, 1896; G. Brandsch, Siebenbürgisch-deutsche Volkslieder, Hermannstadt 1931, Schriften der deutschen Akademie, Heft 7, S. 155.

[13] Vgl. R. Zoder, Altösterreichische Volkstänze, II, S. 26.

Digitized by Google

boglár tanzen Männer[14]. Bei den Ungarn (Komitat Somogy) tanzen Schweinehirten über einem mit einer Hacke gekreuzten Stock. Die Form aus Koppány-Szántod, die ich filmte, ist etwas reicher, als die deutsche. Die Burschen tanzen zuerst rund um das Kreuz und dann über den Stöcken, wobei die Beine auch gekreuzt werden.

Als Gegenstück zu diesen östlichen Belegen führe ich ein Beispiel aus dem äußersten Westen Europas an. In seiner materialreichen Besprechung der spanischen Tänze erwähnt Aurelio Capmany[15] auch „L'Hereu Riera", den Tanz über zwei auf den Boden gelegte gekreuzte Stöcke und bemerkt dazu, daß sich der Tänzer in den vier Ecken und an den Spitzen des Kreuzes zu bewegen hat, ohne die Stöcke zu berühren. Er meint, daß die Stöcke einmal Kriegswaffen darstellten und der Tanz sehr alt ist. Eine überraschende Stütze scheint diese Ansicht durch eine Abbildung vom Waffentanz aus Dithmarschen[16] zu erhalten, die ich jedoch im Augenblick nicht überprüfen kann, da die Zeit drängt und ich nur das Bild zur Verfügung habe. Auf dem Boden liegen drei (!) gekreuzte Schwerter, über denen ein Bursch tanzt, der seine linke Hand in die Hüfte stemmt, während er mit der rechten ein Schwert in die Höhe wirft und wieder auffängt. Noch nicht genug mit dieser Erschwerung stehen um ihn sieben weitere Burschen im Kreise, die die Spitzen ihrer in Brusthöhe mit gestreckten Armen waagrecht gehaltenen Schwerter auf den Burschen in der Mitte richten. Der Bewegungsraum des mittleren Tänzers ist also recht gering und der Tanz bedeutet nicht nur eine ganz besondere Geschicklichkeitsprobe, sondern auch ein gefährliches Wagestück.

Man wäre vielleicht geneigt, in dieser Abbildung eine freie Phantasie zu erblicken, ausgelöst durch die Beschreibung des längst erloschenen dithmarsischen Kettenschwerttanzes von 1747[17]. Dort heißt es nämlich u. a.: „Bald legen sie solche (die Schwerter) in einer künstlichen Stellung, welche einer Rose nicht unähnlich, und tanzen um solche Rose in einem Creiß und springen darüber, bald halten sie die Schwerter in die Höhe, daß einem jeden eine gevierte Rose über dem Kopf stehet." An die Rose, die zumeist aus gekreuzten oder verflochtenen Schwertern besteht, gemahnen die drei sternförmig übereinanderliegenden Schwerter des Bildes. Das In-die-Luft-Werfen des Schwertes durch den Vortänzer[18], sowie die bedrohliche Ein-

[14] Statt des Kehrreims „Lippen, Lappen usf." wird in Vertesboglár gesungen:

„Möcht ich doch den Plumpsack wissen,
der mir hat mein Strumpf zerrissen."

Ich verdanke diese Mitteilungen Fräulein Erna Pfiffl.

[15] F. Carreras y Candi, Folklore y Costumbres de España. Barcelona 1931, Band II, S. 311 f. Dort auch eine Abbildung.

[16] A. v. Colenfels, Der Waffentanz der Dithmarschen, Illustriertes Familienjournal, Band XIX, Leipzig, Dresden 1863.

[17] Neocorus, Dithmarsche Chronik, herausgegeben von Dahlmann, Band 2, Anhang, S. 566 f.

[18] Dieses Kunststück kannte auch der Kettenschwerttanz von Attеln, Kreis Büren, in Westfalen (zuletzt 1828).

Digitized by Google

kreisung durch die Schwertspitzen der übrigen Teilnehmer sind aber ganz selbständige Züge, die in der alten Beschreibung keine Stütze finden. Schon aus diesen Gründen könnte man die seltsame Zeichnung als Tatsachenbericht anerkennen, durch den eine neue Tanzform festgehalten wird. Volle Sicherheit erhalten wir aber durch eine schottische Beschreibung, die Douglas Kennedy veröffentlichte[19]. Der Tanz stammt von den Highlands, wo ihn Kennedys Gewährsmann vor ungefähr 45 Jahren sah: „Two swords were placed on the ground. At the points two dancers took their places. Six others formed a circle with their swords pointed toward the dancers, whom they ringed in. The dance began slowly to pipe music, and grew faster and faster, the dancers avoiding the ring of swords and never touching the swords on the ground. When one grew exhausted, he danced to the place of one of the six swordsmen, who took his place, and so the dance sontinued until all eight had taken part, when the two swords were taken up swiftly, and seven formed a ring round the eigth man with their swords pointing at his throat." Das Bild ist verblüffend ähnlich dem dithmarsischen (sogar die Tänzerzahl stimmt), aber auch Tacitus taucht wieder im Gedächtnis auf. Gefährliches Springen zwischen und über Schwertern! Doch die Möglichkeiten sind so mannigfach. Vielleicht ist der Schluß des schottischen Tanzes, bei dem die Spitzen aller Schwerter gegen die Kehle des Tänzers in der Mitte gerichtet sind, eine Andeutung der in den Kettenschwerttänzen üblichen Scheintötung.

Ohne den Kreis der umgebenden Tänzer ist der Geschicklichkeitstanz eines Mannes über zwei gekreuzten Säbeln die in Schottland allgemein übliche Form des Waffentanzes[19a]. Die Schotten neigen ja auch in ihren übrigen Solotänzen zu kunstfertigen und schwierigen Schrittformen, die wir z. T. schon aus dem 16. Jahrhundert kennen. Darum werden auch über den Säbeln die erstaunlichsten Figuren ausgeführt. Unwillkürlich legt man sich die Frage vor, ob sich nicht einige ältere deutsche Nachrichten, die einen Geschicklichkeits-Schwerttanz andeuten, auf diese Tanzform beziehen. Im Fastnachtsspiel „Der alt Hannentanz"[20], der einen Tanzwettstreit zum Inhalt hat, spricht z. B. Seitz Huntskranz: „Ich kann tanzen noch der neuen hant auf schwerten, das ist nit ein mer", während sich Hennenmair rühmt: „Ich wil ain kutrolf mit wein oben auf meinem haubt fürn und schol dennoch die erden nit perürn." Über fünf parallel auf der Erde liegende Schwerter, deren Schneiden nach oben gerichtet sind, tanzt ein Bauer barfuß auf Behams bekanntem Holzschnitt von 1535 (Bauernkirmes). Zum Überfluß trägt er noch einen Becher Weines auf dem Kopfe, aus dem nichts verschüttet werden darf. Er tritt in die Zwischenräume

[19] Journal of the English Folk Dance Society, 2nd Series, number 3, 1930, S. 22.

[19a] Eine genaue Beschreibung bei E. Burchanal, Dances of the People, New York 1934; zwei Abbildungen auch bei meinem Artikel „Schottische Tänze" in O. Beckmanns Sport-Lexikon 1933.

[20] A. v. Keller, Fastnachtspiele aus dem 15. Jahrhundert, Bibliographie des Literarischen Vereins in Stuttgart, Bände XXVIII—XXX, Stuttgart 1853.

Digitized by Google

zwischen den Schwertern. Wie alt gefährliche Tanzformen ähnlicher Art sein mögen, läßt die Stelle bei Demokrit ahnen, auf die C. Sachs[21] aufmerksam gemacht hat: „Die Kinder karger Leute gleichen, wenn sie ungebildet sind, den Tänzern, die zwischen Schwertern ihre Sprünge machen. Wenn diese beim Herabspringen die eine Stelle verfehlen, wo sie den Fuß aufsetzen müssen, so sind sie verloren; es ist aber schwer, diese eine zu treffen, da nur ein Fleckchen für die Füße freibleibt." Alles in allem scheint mir demnach die Ansicht, daß Stöcke bei unserer Tanzform nur der Ersatz für wirkliche Waffen sind, sehr begründet. Der gleiche Vorgang ist ja auch beim Kettenschwerttanz unzähligemale zu beobachten.

In England und Schottland ist unser Spanltanztypus zur höchsten Ausbildung gelangt. Ich wähle als Beispiel den englischen Morris lig „Bacca Pipes"[22], bei dem über zwei gekreuzten langen Pfeifen getanzt wird.

Der Tänzer steht links neben der Spitze des Querbalkens (wir bezeichnen das Kreuz immer nach der Draufsicht) und beginnt nach Morrisart die Einleitungsfigur „Once to yourself" und „Shake up". Nach einem beidbeinigen Sprung auf dem letzten Takt des ersten Melodiestückes tanzt man mit 6 der steifen Morris-Hüpfschritte ein wenig vorwärts und dann wieder zurück und zur Spitze des senkrecht liegenden Balkens; während der letzten beiden Takte wird der rechte Fuß vor dem linken gekreuzt, dann in leichte Grätschstellung gehüpft und beim nächsten Sprung die Füße eng nebeneinander gestellt (feet together). Von den nun folgenden 4 Figuren zerfällt jede in zwei Teile: Heel-and-toe und darauf ein Rundtanz. Heel-and-toe der ersten Figur besteht darin, daß der Tänzer 7 Takte lang am Ort auf dem linken Fuß hüpft (2 Hüpfer in jedem Takt) und dabei auf dem ersten Taktteil den rechten Fuß über den linken kreuzt (Spitze im Nachbarfeld aufsetzen) und im Anfang des nächsten Taktes mit der rechten Fußspitze wieder in den ursprünglichen Winkel tippt (das Gewicht immer auf dem linken Fuß, der Tänzer steht vor der nach unten gerichteten Spitze des Kreuzes). Der letzte Takt bringt als Abschluß feet apart (Grätsche) und feet together. Mit den anfänglichen Morris-Hüpfschritten tanzt man nun im Gegensonnekreis einmal um das Kreuz herum, bleibt aber vor der Spitze des waagrechten Balkens stehen, der sich rechts von der Ausgangsstellung befindet. Nun wiederholen sich Heel-and-toe und Rundtanz noch dreimal, bis man an jeder Spitze einmal getanzt hat. Dies ist die erste Figur.

Die zweite Figur beginnt wieder mit Shake up, dann stellt sich der Tänzer jedoch nicht an die Spitze des Balkens, sondern in den Winkel. Wieder hüpft man die ganze Zeit auf dem linken Fuß; der rechte führt inzwischen folgende Bewegungen aus: Die Ferse wird in den Winkel aufgesetzt, der sich rechts vom Tänzer befindet, beim nächsten Takt wird der rechte Fuß über den linken gekreuzt und nun die Zehenspitze in den Winkel links gesetzt usf. bis zum abschließenden feet apart und together. Auch dieses wird mit der Zwischenfigur des Rundtanzes in sämtlichen Positionen wiederholt.

Die dritte Figur beginnt (nach Shake up) wieder an der Spitze des Kreuzes. Es wird nun das Standbein bei jedem Takt gewechselt. Im ersten Takt kreuzt man den rechten Fuß über den linken und setzt zuerst die Zehenspitze, dann die Ferse auf; beim nächsten Takt blitzschneller Wechsel, Kreuzen des linken Fußes vor dem rechten und Aufsetzen von Zehenspitze und Ferse.

[21] Eine Weltgeschichte des Tanzes, Berlin 1933, S. 76.

[22] Cecil Sharp, The Morris Book. London, bringt im 2. und 3. Band drei Varianten dieses Tanzes, von denen die aus Headington hier geschildert wird.

Digitized by Google

Die Variation der vierten Figur besteht darin, daß der Tänzer wieder im Winkel Aufstellung nimmt und nun in jedem Takt Standbein und Schwungbein wechselt. Im ersten Takt ruht das Gewicht auf dem rechten Fuß; der linke wird über den rechten gekreuzt und mit der Spitze in den Winkel rechts vom Standwinkel gesetzt. In der zweiten Hälfte des ersten Taktes wird der linke Fuß in den Standwinkel zurückgesetzt und gleichzeitig das Gewicht auf ihn verlegt, der rechte Fuß aber gehoben und nach rückwärts ausgeschwungen. Der vorgekreuzte Fuß, der zurückgesetzt wird, schlägt also gewissermaßen das Standbein weg. Dieses (im 2. Takt der rechte Fuß) wird nun vorgeschwungen und über den linken gekreuzt mit der Spitze in den Winkel links vom Standwinkel aufgesetzt, um in der Mitte des 2. Taktes wieder zurückgeschwungen zu werden und das Körpergewicht zu übernehmen, während das linke Bein ausschwingt. Die Melodie der letzten Figur wird wiederholt und während des neuerlichen Achttakters die Ferse in der gleichen Weise aufgesetzt, wie vorhin die Zehenspitze. Rundtanz und Tanz in den verschiedenen Winkeln bis zur Ausgangsstellung vollenden den anstrengenden, aber sehr hübschen Tanz. Dies eine ausführlicher beschriebene Beispiel sollte zeigen, welcher Abwechslung auch eine scheinbar so einfache Tanzart fähig ist.

Noch sind wir aber nicht am Ende des Verbreitungsgebietes angelangt. Skandinavien steuert eine Anzahl neuer Züge bei. In Ostnorwegen tritt insofern eine Erschwerung ein, als zwei Personen, die einander gegenüberstehen und sich bei den Händen halten, in der Art des Spanltanzes über dem Kreuz tanzen. Das Tempo steigert sich während des Tanzes[23]. Besonders reichhaltig ist die schwedische Überlieferung. Schon in dem värmländischen Geschicklichkeitstanz „Dansa på strå“[24] erkennen wir den gleichen Typus, nur in erweiterter Form. Aus Strohhalmen wird auf dem Boden ein Kreuz, eventuell auch ein Stern ausgelegt. Eine unbegrenzte Anzahl von Paaren faßt sich zum Kreis und nun wird in der Weise gehüpft, daß beim ersten Schritt der linke Fuß über dem rechten gekreuzt wird, beim nächsten umgekehrt usf. Bei jedem Schritt soll ein Halm in der Weise übersprungen werden, daß er sich zwischen den gekreuzten Füßen befindet. Wer auf einen Halm tritt, scheidet aus. Sieger ist der zuletzt Übrigbleibende.

Das Kreuz kann außer durch Hölzer auch durch Stroh oder Bänder gebildet werden, ja sogar mit einer Kreidezeichnung begnügte man sich. Die zahlreichen Belege aus Schweden, Dänemark und Finnland sind von E. Klein in einer sehr anregenden Arbeit zusammengestellt worden[25]. Sie umfassen zwei literarische Erwähnungen aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts sowie Nachrichten noch erfaßbarer Überlieferung im Volke aus den Provinzen Halland, Skåne, Västergötland, Bohuslän, Småland, Dalsland, Gotland, ferner aus mehreren Gegenden von Finnland (Nyland, Österbotten, Åboland). Dänemark steuert nur mehr Tanzlieder und den Namen bei. Zu ergänzen wäre noch ein Vorkommen in Estland, wo der Tanz über den gekreuzten Stöcken eine Figur des Pulgatants bildet, und schließlich Litauen.

[23] Nach freundlicher Mitteilung von Klara Semb.

[24] Svenska Folkdanser och Sällskapsdanser, Stockholm 1933, S. 25.

[25] Skinnkompassen, Budkavlen, VIII. Jahrgang 1929.

Digitized by Google

Klein hat den merkwürdigen schwedischen Namen des Tanzes „Skinnkompassen" (der Lederkompaß) sehr einleuchtend als eine volksetymologische Verballhornung der „cinq pas" gedeutet, die das Grundschema der Galliarde darstellen. In den schwedischen Texten wird auch bis fünf gezählt:

„Den som kan dansa skinnkompaß,
den kan dansa temmeligen fast:
en, två, tre, fyra, fem,
så dansar skinnkompassen igen."

In der Melodie der Variante aus Kimito (Åboland) erkannte Klein sogar die im 17. Jahrhundert über ganz Europa verbreitete Weise „Folies d'Espagne", die dem Rhythmus der Galliarden sehr nahe steht. Die genaue Beschreibung der Galliardenschritte, die uns Arbeau in seiner unschätzbaren „Orchésographie"[28] hinterlassen hat, zeigt denn auch immer fünf Beinbewegungen und einen Pausensprung auf sechs Taktteilen. Klein schließt daraus, daß der schwedische Skinnkompassen (weitere Namen sind Slinkepaß, Sinkapas, Skinka Perß) direkt von der Galliarde abstammt. Die Burschen übten die fünf Schritte für sich allein, ehe sie es wagen konnten, den recht anstrengenden Tanz mit einer Dame zu tanzen. Allmählich wurden aber die fünf Schritte zum Selbstzweck und so entstand nach Klein ein lustiger Solotanz mit raschen und interessanten Schritten, der durch die Verwendung eines Tanzgeräts (zwei gekreuzte Stöcke) noch eine Erschwerung erfuhr.

Mit diesem Ergebnis, für das vieles spricht, ist die Problematik meines Erachtens jedoch erst richtig aufgerollt. Es ist wahr, die schottischen Tänze haben besonders viele Elemente der Galliarden im Solotanz bewahrt und sie zu höchster Kunstfertigkeit gesteigert (Highland Fling usf.). Daß die Tänze über gekreuzten Säbeln bei ihnen zahlreich sind, würde mit Kleins Ergebnis sehr gut zusammenstimmen. Doch die Frage geht weiter. Wenn wir uns etwa die norwegischen Springtänze hernehmen (Vestlands-Springar, Rumedals-Springar usf.), kehren verwandte Beinschwünge wieder. Der Bursch führt sogar, wie in der Galliarde, das Mädel an der Hand. Ist dies nun alles „gesunkenes Kulturgut", versteinerter Rest eines alten Modetanzes der romanischen Völker? Bedenklich macht bereits, daß die Springtänze einen großen Teil ihrer Figuren mit unseren österreichischen Ländlern gemeinsam haben, die kein Mensch als Galliarden ansprechen wird. Muß man nicht fragen, woher stammt denn die Galliarde selbst, der Lieblingstanz der Renaissancegesellschaft? Sprünge und künstliche Schrittformen des Mannes sind das wichtigste Element so vieler volklicher Werbetänze in Europa (unübertrefflich bei den polnischen Goralen in den Karpathen oder beim ungarischen Csárdás), daß wir die Galliarde kaum aus diesem Zusammenhang lösen werden. Tobias Norlind erblickt in ihr auch die

[28] Thoinot Arbeau, Orchésographie, traité en forme de dialogue, par lequel toutes personnes peuvent facilement apprendre et practiquer l'honnête exercise des Danses, Langres 1588.

Digitized by Google

modisch gewordene Form der alten Springtänze des Volkes[27], die sich in unliterarischer Vorzeit verlieren, aber in immer neuen Wellen die Tänze der Oberschicht befruchten[28].

Es ist sehr wahrscheinlich, daß wir mit dem schwedischen Skinnkompaß eine Station im Entwicklungsgang dieser Tanzform datieren können. Der Name, die Fünfzahl und die komplizierten Schritte mit Beinkreuzen usf. sprechen dafür. Und doch möchte ich erwägen, ob die Grenzlinien nicht weiter gezogen werden müssen, selbst abgesehen vom Ursprung der Galliarde. Zunächst einmal weicht der Tanz über den gekreuzten Stöcken, deren Einführung von der Galliarde aus gesehen etwas ganz Neues bedeutet, von den Schritten der Galliarde doch einigermaßen ab; die Beine werden nicht halbhoch gekreuzt (Anlegen des Fußes an Wade oder Schienbein), sondern mit Spitze oder Ferse auf den Boden aufgesetzt. Auch die Fünfzahl besteht meist nicht mehr. Mit dem Gerät ist eben eine Tatsache gegeben, die den Tanz in eine andere Richtung drängt. In zahlreichen Kettenschwerttänzen kennen wir jedoch auch eine Figur, in der die Schwerter auf die Erde gelegt und umtanzt oder übersprungen werden. Der Geschicklichkeitstanz kann sich auch an diese Stellung angeschlossen und seine Gestalt mit gewissen Abänderungen vom Modetanz der Renaissance bezogen haben. Doch nicht einmal das ist notwendig. Es gibt z. B. im Kaukasus einen Geschicklichkeitstanz, bei dem mit den russischen Hockschritten über im Kreis liegende Säbel getanzt wird, ohne sie zu berühren. Eine Form, die zwar den gleichen Sinn wie unser Spanltanztypus besitzt, aber sonst sicher selbständig ist. Wir müssen also nicht unbedingt nach Vorbildern suchen.

Ganz verwickelt wird die Geschichte aber, wenn wir die Melodien prüfen. Auf einmal ergibt es sich, daß die Weisen von „Skinnkompassen" unserem süddeutschen „Siebenschritt"[29] sehr nahe stehen, was Klein entgangen war. Auch diesen Tanz, der nicht mit dem Siebensprung verwechselt werden darf, konnte ich übrigens bis Norwegen, Estland und Finnland verfolgen. Von einem Geschicklichkeitstanz ist beim Siebenschritt keine

[27] „Dieser Realismus ruhte nördlich und südlich der Alpen auf rein volkstümlichem Grunde und bekam auch in Deutschland erhöhte Bedeutung mit der Reformation. Das Volk hatte aber, während die höheren Klassen ausländische Sitten annahmen, seinen alten Tanz aus dem Mittelalter weitergepflegt, und daß er noch viel von der Heftigkeit und Wildheit des 14. Jahrhunderts hatte, beweisen zur Genüge die vielen Verbote gegen unhöfischen Tanz, die von Kanzeln und Rathaussälen gegen ihn gerichtet wurden. Als sich nun in Italien die neuen lebhaften Tänze der höheren Gesellschaftsschichten bemächtigten, vereinigten sich beide Schichten in demselben ausgelassenen zügellosen Tanz, und nun konnte nichts den Siegeslauf des lebhaften Springtanzes durch Europa hemmen. Wenn die Galliarde also am Ende des 16. Jahrhunderts der Typus des ausgelassenen Tanzes ist, so ist sie ebensosehr der südländische Modetanz, wie der alte volkstümliche Springtanz, der ihr entwicklungsgeschichtlich zugrunde liegt." Den svenska polskans historia. Studier i svensk folklore. Lund 1911, S. 366.

[28] Vgl. dazu auch R. Wolfram, Volkstanz — nur gesunkenes Kulturgut?, Zeitschrift für Volkskunde, Berlin 1931; derselbe, Die Frühform des Ländlers, ebenda 1933.

[29] R. Zoder, Altösterreichische Volkstänze, I, Wien 1924.

Digitized by Google

Rede. Rhythmus und Melodie gleichen dem Skinnkompaß zwar außerordentlich (sogar die charakteristische Pause am Ende des zweiten Taktes findet sich, übrigens auch das Zählen, das freilich bis sieben geht), doch die Tanzgestaltung ist eine völlig andere. Ein Paar geht sieben Schritte vor, sieben Schritte zurück, dann auseinander (drei Schritte plus Pause), in der gleichen Weise wieder zusammen, um dann mit sieben Schritten in geschlossener Fassung am Ort rundzulaufen.

Sogleich erhebt sich ein neues Problem, das an Grundsätzliches rührt. Wenn sich zwei ganz verschiedene Bewegungsfolgen reibungslos ein und demselben Melodietypus anschmiegen, wie ist dann das Verhältnis von Musik und Bewegung? Der verdiente Volkstanzforscher Raimund Zoder ist der Ansicht, daß die Tanzgestaltung Ausdruck der musikalischen Bewegung sei. Ein Paradebeispiel für den Primat der Melodie kann Zoder in dem von ihm aufgezeichneten „Hazenschmeißer" (Altösterreichische Volkstänze I) anführen. Doch scheint das Verhältnis Skinnkompaß-Siebenschritt zu zeigen, daß zu einem Melodietypus auch ganz verschiedene Gestaltungen der Bewegung möglich sind. Aus einem Einzelfall können natürlich keine bindenden Schlüsse gezogen werden, die Untersuchung muß sich auf ein weit größeres Material stützen können, ehe man zur Klarheit kommt. Aber lehrreich bleibt der Fall doch. Volkstanzforschung ohne Berücksichtigung des Musikalischen bleibt nur Stückwerk, gerade da ist aber bisher viel gesündigt worden.

Zuletzt noch einige Hinweise dafür, daß der Skinnkompaß nicht für sich allein stehend betrachtet werden kann. Er gehört in einen viel weiteren Rahmen, wodurch sich auch die Annahme seiner Herkunft aus dem Gesellschaftstanz erledigt (die Möglichkeit einzelner Einflüsse allerdings zugegeben). In Veberöd (Skåne) bezeichnet man folgenden Tanz mit dem Namen Skinnkompaß: Drei Holzschuhe werden in eine Reihe gestellt; in den Zwischenräumen hat man aus und ein zu tanzen, ohne einen der Schuhe zu berühren. Dazu singt man das Skinnkompaß-Lied:

Den som ska kunna dansa skinnkompaß
han ska vara tämligen rask,
/: ett, två, tre, fyra, fem,
skinnkompaß kommer väl igen :/.

Wir erkennen auch in dieser Tanzweise eine überaus weitverbreitete Form, die ich z. B. in Oberösterreich als „Hüatltanz" fand, da drei Hüte die Stelle der Holzschuhe einnehmen. Man tanzte zwischen den Hüten in Achterschlingen aus und ein. Also abermals eine neue Gattung, freilich ohne komplizierte und wechselnde Schrittarten[30]. Klein folgert daraus, daß das Kreuz keineswegs von wesentlicher Bedeutung für den Tanz ist, sondern daß es nur auf die hastig und nach genauer Regel wechselnden Fußstellungen

[30] Einen ins Parodistische und übermütige gewandten Hüpftanz der Frauen und Mädchen „Sju Skävelappen" erwähnt Klein auch in „Dans i Sverige" Nordisk Kultur, Band XXIV, Idrott och lek, dans, S. 127; vgl. dazu J. Göthlind, Två gamla folkdanser. Meddelanden från Landsmålsarkivet i Uppsala, Nr. 1, 1932; O. M. Sandvik, Folkemusik i Gudbrandsdalen, III, S. 54.

Digitized by Google

ankommt. Also eine weitere Stütze für die Herkunft von der Galliarde. Ich glaube, man muß sich auf die Feststellung beschränken, daß der Grundgedanke eines Geschicklichkeitstanzes, bei dem trotz schwieriger Schrittformen ein gewisser Gegenstand nicht berührt oder beschädigt werden darf, weitverbreitet, vielgestaltig und offenbar uralt ist. Das ehrwürdigste Alter können wohl die Hüpfspiele unserer Kinder beanspruchen, bei denen Figuren auf den Boden gezeichnet werden, die es dann unter verschiedenen Erschwerungen zu durchhüpfen gilt, ohne auf die Kreidestriche zu treten. Darüber gibt es ja eine eigene Fachliteratur. Selbst mythische Reste hat man aus den Bezeichnungen Himmel und Hölle für die Endräume dieser Figuren herauslesen wollen. Man kann an die ins Altertum zurückreichenden Steinsetzungen der Labyrinthe denken, an Kalenderdarstellungen usf.

Die Freude des Volkes an der Überwindung von Schwierigkeiten dieser Art ist grenzenlos. Dazu braucht es des Tanzes der Renaissance nicht. Erinnern wir uns bloß des sprichwörtlich gewordenen „Eiertanzes", bei dem über diesem gebrechlichen Gegenstand Schritte ausgeführt werden mußten, ohne ihn zu beschädigen[31]. Die großartigste Geschicklichkeitsprobe legen aber wie so oft, wenn es den Tanz gilt, die Basken ab: „Godalet Dantza", der Weinglastanz des Pferdemannes „Zamalzain" beim altkultischen Aufzug der Masquerade im Februar. Der Pferdemann, die Hauptgestalt dieser Episode, stammt sogar aus vorchristlicher Zeit[32]. Er erhält das Aussehen eines Reiters durch eine umgehängte Attrappe mit Pferdekopf. Zu den altertümlichen Figuren seiner Begleitung, die nie bei solchen Aufzügen fehlen, gehört das Mannweib „Cantinière", der Dämonenauskehrer „Tcherrero", „Gathüzain", der Tänzer mit der Blitzschere, der „Enseñaria" mit geschwärztem Gesicht und schließlich die Gruppe der „Roten" oder „Schönen" und die Gruppe der „Schwarzen", ganz entsprechend den schönen und schiachen Perchten bei unseren Dämonenläufen. Die erste der „Fonctions" ist der Weinglastanz: „Man muß es selbst gesehen haben, um es zu glauben. Ein niederes Glas, etwa drei Zoll im Durchmesser und halb gefüllt mit Rotwein, wird in die Mitte des Tanzplatzes gestellt. Der Tcherrero beginnt seine Schritte rund, über und von allen Seiten um das Glas — ein sehr heikles Unterfangen. Der ‚Gathüzain' nimmt die Melodie auf, als der Tcherrero endigt, genau gleich dem ‚Once to yourself' unserer (englischen) Morris jigs, und nähert sich dem Glase mit einer schüchternen Seitwärtsbewegung, als ob ihn die schmeichelnde kleine Melodie einladen würde, sein Glück zu versuchen. Er wiederholt die Schritte. Dann kommt der Enseñaria, der die Schritte weiter ausschmückt und da und dort einen Entrechat[33] einfügt, wie es dem Tanzmeister der

[31] K. M. Klier, De Eierdans, De Volkdansmare vor de vrienden van de Meihof. Jahrgang 2, Heft 3, 1934, S. 117 ff.

[32] Vgl. R. Wolfram, Robin Hood und Hobby Horse, Wiener Prähistorische Zeitschrift, 1932.

[33] Ein Battement im Hochsprung, wobei die Beine gekreuzt umeinander geschlagen werden. Sämtliche Ballettkunststücke sind den baskischen Bauern bekannt, die sie von altersher mit unglaublicher Virtuosität beherrschen. Der Ruf der Vascones als wundervolle Tänzer ist bereits zur Zeit Strabos fest gegründet.

Digitized by Google

Gruppe zukommt. Als nächster tänzelt das Mannweib Cantinière heran, kleine Röckchen schwingend wie einen schottischen Kilt, und vollendet die Schrittvariationen, bis der große Moment kommt, in dem der Zamalzain hervortritt. Nun fliegt sein bortenbesetzter Pferdeumhang wie ein Ballettrock, im Hochspreizen erscheinen der kleine blitzende Spiegel in der Krone seiner Kopfbedeckung und sein Fuß nebeneinander. Er kann nicht auf der Erde bleiben, sondern zieht die Luft vor, nach seinem Belieben schwebend, während seine magischen Beine sich in einem dreifachen Entrechat blitzschnell nach der einen und anderen Richtung kreuzen. Und während dieser ganzen Zeit kurbettiert und trabt das Pferd und beschreibt rhythmische Kreise rund und über das Glas. Ein zweitesmal beginnen diese Ballettänzer, die Bergbirten, Holzschuhmacher und Holzfäller sind, zu kreisen, aber als alle ihre Schritte beendigt haben, beginnt der Fuß des Pferdemannes nach dem Glase zu tasten. Langsam, langsam wird der Ballen des Fußes auf das Glas gesetzt; langsam, langsam das Gewicht des Körpers auf ihn übertragen, bis der Tänzer auf dem Glase steht. Das ist noch nicht alles, denn er muß auch wieder herunter kommen und das ist noch schwieriger. Er springt vom Glas in die Höhe und erreicht den Boden ohne Entgleisung, während der Wein vielleicht etwas schwankt, jedoch keinen Tropfen verschüttet. Wenn der König, das gekrönte Pferd, seine Schlußrunde beginnt, lehnen sich die Zuschauer mit angehaltenem Atem vorwärts. Denn diese tour-de-force muß bloß mittels Gefühl und Gleichgewichtssinn durchgeführt werden. Der Pferdemann kann das Glas nicht sehen! Denn der Umhang mit dem Kopf verbirgt den Boden, auf dem er steht, vor seinem Blick. Aber dies hindert ihn nicht. Er schwingt sich hinauf und über seinem Gefolge und seiner Braut schwebend sieht er aus wie ein minoischer Ritualist mit schlanker Taille und federgeschmücktem Kopfputz, der Mysterien ausführt. Was er wirklich tut ist — um in unsere christliche Zeit zurückzukehren — feierlich das Zeichen des Kreuzes mit dem freien Fuß zu machen[34]."

Mit dieser kaum mehr überbietbaren Probe volkstänzerischer Kunstfertigkeit sei unsere Musterung einer Gattung des Geschicklichkeitstanzes abgeschlossen. Nicht als ob überall bereits Endgültiges und Gerundetes geboten werden könnte. Dazu sind unsere Kenntnisse noch viel zu lückenhaft. Trotzdem glaube ich, daß die Frage nicht unwesentlich gefördert wurde. Wie ist das Material angewachsen und welch verschiedenartige Probleme haben sich aus der scheinbar so einfachen Form des Spanltanzes ergeben! Es geht uns auch auf unserem Gebiet wie dem Naturwissenschaftler: Jeder Zipfel, den wir erfassen, führt uns vor die Unendlichkeit, die unergründliche Fülle des Lebens.

[34] Violet Alford, The Basque Masquerade, Folk-Lore, 1928, S. 78; vgl. ferner Rodney Gallop, A book of the Basques, London 1930.

Digitized by Google

Die früheſten Zeugniſſe über Gebildbrote im Frühmittelalter.

Von Dr. Eckſtein, Bruchſal.

Im Handwörterbuch des Aberglaubens (2, 786) ſchreibt Wrede über die ſogenannte Predigt des Hl. Eligius: „Bekannt iſt ſeine Predigt gegen das Backen von Teigfiguren, die offenbar zum heidniſchen Kult in Beziehung ſtanden.“ Auch wenn man im Reallexikon der deutſchen Vorgeſchichte von Ebert um Rat frägt, lieſt man in dem von dem bekannten Folkloriſten Hammarſtedt geſchriebenen Artikel Gebildbrote (4, 1, 184): „Das älteſte literariſche Zeugnis aus chriſtlicher Zeit für ſolche mit dem Volksglauben verknüpften Gebildbrote kommt in einer Predigt des Hl. Eligius (588 bis 659 n. Chr.) vor, wo Gebäcke in Geſtalt von Hirſchen und Kälbern (vitulos für vetulas gel.) und andere Teigfiguren, die man zum Neujahrsfeſte bereitete, genannt werden.“ Wenn zwei maßgebende Folkloriſten über eine der wichtigſten Fragen der germaniſchen Pemmatologie in ſolch poſitiv-apodiktiſcher Weiſe den Leſer eines maßgebenden wiſſenſchaftlichen Werkes informieren, ſcheint jeder Zweifel unnötig und unberechtigt zu ſein. Aber eine genaue Prüfung der Quellen könnte auch hier nichts ſchaden. Am ſorgfältigſten hat uns Kruſch die Überlieferung in den Monumenta Germaniae historica, scriptores rerum Merovingicarum (4, 705, 12) vorgelegt: Nullus in Kal. Januarii nefanda vel ridiculosa, vetulas aut cervulos vel iotticos faciat neque mensas super noctem componat neque strenas aut bibitiones superfluas exerceat. Die meiſten Kodices haben: iotticos, daneben iocticos, iotricos; Migne hat in ſeiner Ausgabe des Eligius (patrologia latina [87, 528]) noch die Lesart ulerioticos in der Anmerkung beigegeben, die in einer Handſchrift erhalten iſt, welche ſonſt meiſt die richtige Überlieferung bietet. Dieſe Angaben haben wohl ſchon den Leſer darauf vorbereitet, daß der Volkskundler hier wie oft auch das kritiſche Philologenhandwerk verſtehen muß; jeder, der aus den Miſſionspredigten der Biſchöfe und Heidenmiſſionare oder aus den Bußbüchern und Beichtanweiſungen die Kult- und Aberglaubenreſte der deutſchen Frühzeit herausſchälen will, muß dieſe Kunſt üben, wenn er ſich vor böſen Irrtümern bewahren will. Und in unſerem Falle liegt der Fall ſo klar, daß auch der Nichtfachmann klar ſehen kann, wie man es n i c h t machen darf; auf keinen Fall kann man einfach beide Überlieferungen einer Stelle miteinander unter phantaſievoller Inſpiration kombinieren. Und damit ſteht die Deutung Höflers zur Diskuſſion, des Gewährsmannes der oben zitierten Artikel. Ich habe in meinen kritiſchen Auseinanderſetzungen mit den Höflerſchen Theorien im Artikel „Gebildbrote“ des Handwörterbuchs des deutſchen Aberglaubens (3, 373/405) die Verdienſte des Tölzer Pemmatologen hervorgehoben und dem Verewigten die Ehrfurcht bezeugt, die ihm als dem raſtloſen Begründer der Pemmatologie und nimmermüden Sammler jeder

Digitized by Google

Fachmann erweist; ich kann auch noch hinzufügen, daß er in seinen letzten Lebensjahren von der naturmythologischen Schule und seiner eigenen Manie, alles deuten zu wollen, ernstlich abgerückt ist; die von ihm geplante Geschichte des Brotes und der Gebäcke sollte die Frucht dieser Erkenntnis sein. Leider hat der Tod diese Pläne gekreuzt. Bei aller Anerkennung werden viele Vorstöße Höflers an der pemmatologischen Front zurückgezogen werden müssen; ein Musterbeispiel ist die Interpretation der Eligiusstelle; Höfler hat in der Zeitschrift für österreichische Volkskunde (1903, 187) folgenden Text veröffentlicht: „aut jotticos (zu jota = warmmûs; jutta = broth, muß id est potio spissior ex lacte confecta Diefenbach Gloss." [1, 308, 2, 221, 224]) alias ulerioticos (nach Vollmöllers ansprechender Deutung vel eroticos) faciat. Höfler nimmt also sowohl iotticos als auch die Anmerkung alias ulerioticos (das soll heißen: an einer andern Stelle ist ulerioticos überliefert) in den Text auf und liest (nach dem Vorschlag Vollmöllers, der als gewandter Paläograph die verführerische Konjektur vel eroticos für ulerioticos machte, aber dem Sinn der Stelle offenbar nicht nachging) mit Umstellung: vel jotticos eroticos oder Gebildbrote in erotischer Form; damit war ein erstklassiger Beweis für das alte Vorkommen erotischer Gebildbrote aus einer Missionspredigt gewonnen; und seit dieser Zeit figuriert diese Eligiusstelle als ein Paradestück uralter germanischer Gebäcküberlieferung, nicht nur in den beiden erwähnten maßgebenden Handbüchern, sondern vor allem in den phantasievollen populären an Weihnachten und Ostern fälligen Aufsätzen in Heimatzeitschriften. Es ist endlich mal Zeit, daß man dieses Paradestück pietätvoll ins Museum stellt.

Jedem Kenner der frühmittelalterlichen und antiken Literatur springt sofort beim Lesen der Eligiusstelle der Ausdruck vetulas vel cervulos facere in die Augen (vgl. auch den Aufsatz von Fehrle in dieser Zeitschrift, 1, 97 ff.). Da gibt es eine lange Überlieferungsreihe bis zu Pirmin und in die Bußbücher hinein, und nicht minder lang ist die Folge der Abhandlungen über diesen Neujahrsbrauch, daß man sich als alte Weiber und Hirsche maskierte; Fehrle, a. a. O., und nach ihm Gall Jecker, Die Heimat des Hl. Pirmin (Beiträge zur Geschichte des alten Mönchtumes, herausgegeben von Ildefons Herwegen, Heft 13, 131 ff.) und Boudriot, Die altgermanische Religion (Untersuchungen zur allgemeinen Religionsgeschichte von C. Clemen, Heft 2, 1928, 73 ff.) bringen alle Literatur; vor allem ist der Aufsatz von Nilsson im Archiv für Religionswissenschaft (19, 70) vorzunehmen. Wir haben zwei Kulturkreise, in denen dieser Mummenschanz als abergläubisch verworfen wird. Einmal erwähnt Ambrosius, gestorben 397 (bei Migne, 14, 813), zum Psalm 41, daß es in der Gegend von Mailand eine Hirschmaskerade der Bauern an Neujahr gebe; ebenfalls in Oberitalien (warum ich das betone, wird unten klar werden) wettert Maximus von Turin (380/465), ein großer Verehrer und Nachahmer des Ambrosius, in einer seiner Homilien (die viel volkskundliches Material bieten) gegen den Kalenderaberglauben, und dabei auch gegen die Unsitte, daß sich „homines a Deo formati aut in pecudes aut in feras aut in portenta transformant". Gleichzeitig mit Ambrosius wirkte in Barcelona seit 365 als Bischof Pacian (gestorben 390), von dessen Leben uns Hieronymus leider

Digitized by Google

wenig erzählt; es wäre zu beachten, ob er mit dem Mailänder Kreis in näherer Berührung stand; bis jetzt konnte nur aus den paar Schriften die Abhängigkeit von Cyprian nachgewiesen werden. Von Hieronymus aber namentlich erwähnt wird eine Schrift, vielmehr eine gegen den Neujahrsaberglauben gerichtete Predigt, worin er die Hirschmaskerade verdammt: scripsit varia opuscula de quibus est cervus. Mit dieser Predigt muß es Pacian eigentümlich ergangen sein; er beklagt sich nämlich in der parainesis ad poenitentiam (Migne 13, 1082): Es ist das beste, wenn man über große Übel schweigt, man erreicht oft bei der Offensive gegen einen Mißbrauch nur das eine, daß die Menschen erst darauf aufmerksam werden; dann fährt er wörtlich fort: Ich Armer, ich glaube, sie hätten das Hirschleinspielen (cervulum facere) gar nicht gekannt, wenn ich es ihnen nicht durch meinen Tadel gezeigt hätte. Pacian hält also gegen einen Neujahrsmummenschanz eine Predigt, der im Volke so wenig verwurzelt war, daß die Leute erst durch das Schelten des Predigers darauf aufmerksam wurden; da liegt eine Vermutung sehr nahe: Dieser Neujahrsbrauch und die Gewohnheit der Prediger, dagegen zu wettern, ist von Oberitalien aus erst nach dem Kulturkreis von Barcelona eingewandert; und für Oberitalien liegt das feste Zeugnis von Ambrosius vor, daß dort die Hirschmaskerade bei den Bauern bodenständig war. Von Pacian an zieht sich nun wie ein roter Faden durch alle Missionsschriften und Bußbücher des Kulturkreises von Nordostspanien und Südfrankreich der Kampf der Heidenprediger gegen das vetulas aut cervulum facere: gerade der Ausdruck cervulum facere, der von Pacian geprägt ist, kehrt neben der späteren Version vadere oder ambulare immer wieder; und man kann wohl die Vermutung aussprechen: Wenn mal die Predigt des Pacian über den cervulus irgendwo auftauchen sollte, wird sich vielleicht die Tatsache ergeben, daß diese Predigt alle nach ihm über diesen Gegenstand Schreibenden oder Predigenden beeinflußt hat! Von Pacian an zieht sich nun die große Überlieferungsverwerfung dieser Neujahrsmaskerade hin: Das Maskieren als alte Weiber und Hirsche ist ein eiserner Bestandteil dieser Literatur, markiert durch die Stationen: Caesarius von Arles (470—542) — Martin von Braga (515 bis 580) mit seiner Mustermissionarpredigt — Eligius, Bischof von Noyon, gestorben 659 — Pirmin, gestorben 753, der wie Eligius vor allem Caesarius und Martin, aber auch Eligius ausschreibt — Regino von Prym, gestorben 915. Die kurze Formel vetula aut cervulo facere übernimmt auch die Synode von Auxerre 578, der vor allem die Bußbücher folgen. Wer die Hauptstellen des maßgebenden Caesarius zusammen mit den Parallelen aus Martin und Eligius schön beisammen vergleichen will, lese die Musterausgabe von Krusch M. G. script. Merov. (3, 479, A. 6 und 4, 705). Die Hirschmaskerade will Schneider (Archiv für Religionswissenschaft 20, 93) in Verbindung bringen mit dem keltischen Gott Cerunnos; indessen ist sie durch Ambrosius als eine bodenständige Bauernsitte für die Gegend um Mailand bezeugt; nach Italien kam sie vom griechischen Kult her, wo die Hirschmaske oft bezeugt ist (vgl. Boudriot 1 c., 74 ff.). Wer über die Formel „vetula aut cervulo facere" mehr wissen will, der lese meinen Aufsatz im

Digitized by Google

Philologus, 1930, 222 ff.). Und damit komme ich auf den Kern des Problemes, auf die verderbten Worte vel iotticos oder iocticos im Bruxellensis, daneben ulerioticos in der Hauptüberlieferung (codex St. Audoeni). Die vorbereitenden Ausführungen waren nötig, um die ganze Stelle als Teilstück in die Überlieferungsmosaik einzusetzen, in die sie gehört. Viel ist an den anscheinend rettungslos überlieferten Worten herumgedeutet worden. Maas (Jahrbücher des österreichischen Arch.-Institutes, 1907, 115 ff.; dazu die Dissertation seines Schülers: Richard Boese Superstitiones Arelatenses ex Caesario collectae, Dissertation, Marburg, 1909, 57 ff.) und Radermacher (Sitzungsberichte der Wiener Akad. phil.-hist. Klasse, 187, 97) haben vermutet, daß noch eine Tiermaske iorci oder catuli erwähnt war; aber in dem obenerwähnten Aufsatz habe ich durch Vergleichung der formelhaften Überlieferungslinie der Tiermaskerade nachgewiesen, daß nie eine dritte Tierart erwähnt ist; immer finden wir den Zweigliederausdruck vetula vel cervulo[1]. Betrachten wir nun die Höflersche Ausdeutung näher: Daß es methodisch unmöglich ist, beide Lesarten mit Umstellung in den Text aufzunehmen, wurde schon oben betont. Aber auch wenn wir die Lesart vel iotticos eroticos für diskutabel halten, versagen die von Höfler herbeigerufenen Hilfstruppen, die Glossen, vollkommen: Er erklärt iottici als Weiterbildung von iota oder iuta; die aus Diefenbach Glossarium latino-Germanicum (1857, 1, 308) zitierte Glosse heißt: Iota: warmoet, wyrmude! In der Glosse (2, 221) ist iota mit warmus gedeutet, und (2, 224) ist iutta mit broth muos als dicker Milchbrei erklärt; Höfler hätte noch Steinmeyer-Sievers (3, 153) (iutta: broth) ergänzend dazu nehmen können. Doch genug des grausamen Spieles: Diese Stelle hat mit Gebildbroten oder gar mit erotischen Gebildbroten nichts zu tun; sie muß endlich als Hauptkronzeugin der deutschen Pemmatologie, als welche sie immer noch zäh und unentwegt trotz des sanften, aber sicheren Begräbnisses (in meinem Aufsatz Philologus, 1930, 222 ff.) ihren Spuk treibt, aus den Handbüchern und Abhandlungen verschwinden! Ganz unverständlich aber ist die Behauptung Hammarstedts, eines der maßgebenden nordischen Pemmatologen, der offenbar Höflers Deutung folgend diese für die vetula-cervulus-Überlieferung typische Stelle völlig mißversteht und im Reallexikon von Ebert von „Gebäck in Gestalt von Hirschen und Kälbern" spricht. Das negative Ergebnis ist wohl unanfechtbar, schrieb Immisch, als er meinen Aufsatz gelesen hatte; aber wie steht es nun mit der positiven Deutung? Dem Gedankengang nach erwartet man: oder anderen Mummenschanz; also könnte einmal da gestanden haben: vel alios iocos (später verdreht zu iocticos und ulerioticos); daß man dieses Hirschlein- und Altweiberspiel als iocus bezeichnen kann, könnte eine Glosse zum Poenitentiale Valicellanum nahelegen (bei Schmitz, Bußbücher, 1, 311, cap. 88): Si quis quod in Kalendis Januarii, quod multi faciunt, adhuc de paganis residet, in cervulum, quod dicitur, aut in vetula vadit, tres annos poeniteat; Glossa: Cervulos aut vetulas sunt quae fiunt more paganorum; iocatur, quia vel homines se indunt in similitudinen ferarum vel bestiarum imagine falsa.

[1] Einmal bietet Caesarius die Variation hinnicula vel cervulo exercere (M. G. scriptores rer. Meroving, 3, 479, A. 6).

Digitized by Google

Im Gegensatz zu dieser schwierigen Eligiusstelle gibt es an dem eigentlichen und richtigen frühmittelalterlichen Zeugnis für Gebildbrote textlich gar nichts zu rütteln, weil hier die Überlieferung einwandfrei ist; um so zahlreicher aber sind die sachlichen Fragen, die da auf uns einstürzen. In den Briefen des Papstes Pelagius des ersten (um 550) steckt viel Material für die Erforschung der Kulturzustände an der Wende des Altertums zum Mittelalter; indem der Papst den heidnischen Aberglauben geißelt, lernen wir diese Bräuche kennen. In dieser Hinsicht ist ein Brief an Sapaudus, den Bischof von Arles (558), sehr lehrreich, weil darin wirklich die erste Nachricht über Gebildbrote im schon oben umrissenen Kulturkreis von Nordostspanien und Südfrankreich zu finden ist. Auch hier liegt die Überlieferung in der zuverlässigen Ausgabe von Krusch vor (M. G. epistulae 3, 445, 4 ff.): Nachdem Pelagius scharf die Unsitte getadelt hat, daß Laien zu Priestern oder gar Bischöfen gewählt werden, fährt er in noch erregterem Tone fort: Quis autem illius non excessus, sed sceleris dicam redditurus est rationem, quod apud vos idolum ex similagine-ve iniquitatibus nostris-patienter fieri audivimus et ex ipso idolo fideli populo quasi unicuique pro merito aures, oculos, manus ac diversa singulis membra distribui? Wer aber wird, ich will nicht sagen für jenen Mißstand, sondern für jedes Verbrechen Rechenschaft ablegen wollen, daß, wie wir hören, bei euch — o weh über unsere Sünden — die Herstellung eines Idols aus Semmelmehl geduldet wird, und daß von diesem Idol dem gläubigen Volke, als ob man damit jedem einen Gefallen tun wolle, Ohren, Augen und Hände und die verschiedenen Glieder verteilt werden? Oft treffen wir auf die Offensive gegen die idola — „aus Metall oder Holz oder irgendeinem andern Stoff gemacht". Wichtig ist hier ein Brief des Papstes Gregor des Zweiten über die Idolatrie bei den Sachsen (722) worin er jede Art von Idolverehrung verwirft: idola manu facta, aurea, argentea, aërea, lapidea vel de quacumque materia facta; obwohl alle möglichen Arten von Stoffen erwähnt sind, suchen wir die idola ex similagine facta vergeblich (M. G. epistulae, 3, 269, 31 ff.). In dem guten Index von Krusch zu dem zweiten und dritten Band der Epistulae oder in den concilia (2, 552 und 3, 748) findet man reiches Material, aber dieser Kult mit einem Teiggott ist nur noch einmal erwähnt, nämlich in dem berühmten indiculus, cap. 26: de simulacro de consparsa farina (M. G. leges 2, 1, 223, Zeile 24); die meisten Erklärer übersetzten „Teiggötter aus geweihtem Teig"; ich habe aber in dem Artikel Gebildbrote im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens (3, 398) nachgewiesen, daß consparsa farina der Terminus für Teig allgemein ist. Daß es allerdings besondere Mischungen gab, zeigt eine Stelle der capitula cum italicis episcopis deliberata: Da wird in der bekannten formelhaften Weise gegen die mensae am Januarsfest gewettert (M. G. leges, 2, 1, 202, Zeile 21): ut nullus kalendis Januariis et broma ritu paganorum colere praesumat aut mensas cum dapibus in domibus praeparare... nisi voluerint ad eclesiam panem offerre, simpliciter offerant, non cum aliqua de ipsa iniqua commixtione! Wenn man alle im Thesaurus linguae latinae jetzt bequem vorliegenden Stellen prüft,

Digitized by Google

kommt man zum Schluß, daß consparsa farina dasselbe ist wie Semmelteig. Der Indiculus scheint also diese Unsitte, die Pelagius tadelt, zu meinen. Und da treffen wir auf das berühmte Essen des Gottes: Man formt einen Gott aus Teig; man glaubt, daß das Teigsubstitut die Kraft des Gottes enthalte; und man nimmt durch das Essen des Teiggottes oder einzelner Teile an der Kraft des Gottes teil; man vermehrt so das eigene Orenda; diese Vorstellung ist menschliches Gemeinschaftsgut und findet sich überall. (Vgl. meine Artikel Essen und Gebildbrote im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens.) Wir müssen weit gehen, bis wir in der germanischen Überlieferung auf eine ähnliche Vorstellung stoßen: In der Fridthjofssaga wird erzählt, daß ein mit Öl beschmiertes Teigbild Baldrs, das gebacken werden sollte, ins Feuer fiel. Ein altes norwegisches Gesetz vom 13. Jahrhundert erklärt den, der Speiseopfer aus Teig in menschlicher Form im Hause verwahrt, für vogelfrei. Dem Gott Thor opferte man täglich Brote mit seinem Bilde. In Tirol machte man früher aus den Teigresten eine unförmliche Gestalt, die man „Gott" nannte. (Vgl. meinen Artikel „backen" im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens.) Das sind vielleicht illustrierende Parallelen zu der Pelagiusstelle, aber die Kommunion des ganzen Volkes durch den Genuß der verteilten Stücke des Teigbildes ist doch zu speziell und farbig, als daß diese blassen Abbilder etwas besagen könnten; wo finden wir sonst noch diese Verbindung von Theophagie und Kommunion? Ist es ein Zufall, daß wir zunächst in einem südfranzösischen Erntekultus die einzige Parallele finden? Liebrecht, der als einer der ersten das Essen des Gottes als Teigsubstitut behandelt hat, berichtet aus La Palisse in Südfrankreich (am zuverlässigsten zitiert diese Stelle Reuterskiöld, Entstehung der Speisesakramente, 111 ff.): Der letzte Erntewagen führt einen Baum mit, an dem mehrere Weinflaschen hängen; der Gipfel aber trägt eine aus Teig geformte Menschengestalt; dieser Erntebaum wird vor dem Haus des Bürgermeisters aufgestellt; beim Erntefest zerschneidet der Maire den Teiggott und verteilt ihn an alle Festteilnehmer, die die Stücke verzehren. Hier trägt das Teiggottbild die konzentrierte Kraft des Getreides in sich; und an dieser Kraft nehmen die Bauern durch das Essen des Gottes teil. Zwar sind „folkloristische Parallelenjagden" und Spaziergänge zu den primitiven oder alten Kulturvölkern sehr in Verruf gekommen, aber der Erntebrauch von La Palisse verlangt zwangsläufig eine Konfrontierung mit dem Erntefest im alten Mexiko (nach Acosta bei Reuterskiöld, 99): In der zweiten Hälfte des Juli wird zu Ehren des Gottes Xiuhtecutli ein Fest veranstaltet: Die Priester holten einen geraden Baum, den man bis auf ein Büschel an der Spitze entastet hatte; dieser Baum wurde mit den Händen auf Rollen in die Stadt gezogen, wo die Frauen den Männern, die diese Arbeit getan hatten, einen Kulttrank anboten. Hierauf wurde der Baum vor dem Tempel des Gottes aufgepflanzt; am Abend wurde er wieder gefällt und die Spitze so behauen, daß man eine Teigstatue Xiuhtecutlis anbringen konnte, also ein anthropomorphes Fruchtbarkeitssymbol; darauf wurde der Baum wieder aufgestellt; am folgenden Tage fanden die bei den Mexikanern üblichen Menschenopfer statt; ein Wettlauf der Jungmannschaft zu dem Baume schloß sich daran an; der Sieger nahm Besitz von dem neben

Digitized by Google

dem Baume stehenden Bild des Gottes; er behielt die Waffen des Bildes und warf den Rest des Bildes unter die Menge; dann wurde der Baum zum drittenmal gefällt, und jeder suchte ein Stück des Teiggottes zu erhaschen. Mit der eigenartigen Stelle im Briefe des Pelagius hat aber ein anderer Kultbrauch der Mexikaner die denkbar engste Berührung (Reuterskiöld, 97 ff.): Vorausschicken muß man, daß die Mexikaner z. B. dem Gott Tezcatlipoca einen ausgewählten Jüngling, der mit den Insignien des Gottes geschmückt war und wie der Gott selbst verehrt wurde, der also den Gott darstellte, opferten und das Fleisch unter das Volk verteilten; dieser letzte Bericht von der Verteilung des Fleisches stammt allerdings aus zweiter Hand, was Frazer (in seinem berühmten Werk the golden bough [2, 342]) nicht hervorhebt; doch das sollte nur eine Vorbereitung für die Beurteilung des Ritus sein, der die einzige Gegenfolie zur rätselhaften Pelagiusstelle ist: Man fertigte eine Kolossalstatue des Gottes Huitzilopochtli aus Teig und schmückte das Teigbild mit allen Insignien des Gottes; dann stellte man es auf einen Altar; das Volk betete das Bild an und opferte Edelsteine, die es einfach in den Teig steckte: am Tag der Opferung schnitt der Oberpriester, wie bei den Menschenopfern das zuckende Herz, so hier das Teigherz aus der Brust; das Teigherz bekam der Häuptling (über das Verzehren des Herzens vgl. meinen Artikel Fleisch im Handwörterbuch des Aberglaubens), die Statue wurde unter das Volk verteilt; vorher hatten Nonnen den Männern, die die Statue verfertigt hatten, Teigstücke in Knochenform geschenkt, die man Fleisch und Knochen Huitzilopochtlis nannte. Der Jesuitenpater José de Acosta, die Hauptquelle über diese Riten (vgl. H. G. Bonte, F. Pizarro ... nach den Berichten des Garcilaso de la Vega und des Paters José de Acosta [in: Alte Reisen und Abenteuer, Heft 14, 1925, 153 ff.]) sah in dieser Zeremonie eine teuflische Nachahmung des hl. Abendmahles; besonders aber hat ihn eine andere Zeremonie erbittert: „Wie der Teufel die Sakramente der hl. Kirche nachzuahmen suchte: In dem ersten Monat feiert man ein sehr heiliges Fest, genannt Capacrayme; ... die Manaconas der Sonne, die wie Nonnen der Sonne waren, hatten einige kleine Brote aus Maismehl gebacken, die mit dem Blute weißer an jenem Tage geschlachteter Widder getränkt waren; nun ließ man die Fremden aus allen Provinzen in Reih und Glied antreten, und die Priester gaben einem jeden von ihnen einen Bissen jenes Brotes mit den Worten, sie gäben ihnen diese Brote, damit sie eins würden mit dem Inkakönig und weder etwas sagten, noch dächten gegen den Inka; und dieser Bissen solle der Zeuge sein ihres guten Willens. Diese Brote wurden auf großen Platten aus Gold und Silber getragen, und alle empfingen und aßen dieses Brot mit großem Dank gegen die Sonne. Trotz der offenkundigen interpretatio christiana ist der Sinn des Ritus klar: Ein Gemeinschaftsmahl mit dem Gottkönig, das Kraft und Verbindung mit dem König vermittelt; als Speiseopfer figuriert der Kraftträger und -vermittler Brot, hier noch vermischt mit dem Opferblut.

Indessen ist dieser letzte Ritus nur erwähnt worden, um den allgemeinen Hintergrund der Theophagie bei den Inkas zu illustrieren. Der Sprung nach Altmexiko hatte ja einen anderen Grund: Es erhebt sich die Frage,

Digitized by Google

ob die eigentümliche Übereinstimmung des von Pelagius getadelten Ritus mit dem Verzehren des Teiggottes Huitzilopochtli — in beiden Fällen verteilt man die Glieder des Gottes — rein zufällig ist oder ob irgendeine Beeinflussung vorliegt; so viel ich weiß, kam man auch auf anderen Forschungsgebieten zur Vermutung, daß lang vor Kolumbus Kulturuurströme zwischen Amerika und Europa vorauszusetzen sind. Der griechisch-römische Einfluß, der auf andern Gebieten in Spanien und Südfrankreich mächtig sich auswirkte, kann sich nicht auf diesen speziellen Ritus des Gottessens beziehen; denn wir haben in der griechischen und römischen Religion auch nicht den Schatten einer Gegenfolie. Wenn beide Möglichkeiten ausscheiden, dann bleibt nur noch die Annahme einer allmenschlichen Basis dieser Theophagie, die allerdings in diesem spezialisierten Ritus sonst nicht nachzuweisen ist. Wer hilft da die Frage und das Problem weitertreiben?

In diesem Zusammenhang möge noch kurz eine Streitfrage über eine badische Gebildbrotgruppe erörtert werden: Daß die Howölfle, die ja auf eine bestimmte Anzahl von Dörfern bei Bühl beschränkt sind (vgl. Artikel Howölfle im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, 4, 423 ff. mit Literatur), nicht auf badischem Brauchtumsboden gewachsen, sondern eingeführt sind, ist wohl sehr wahrscheinlich. Gegenüber der Deutung in dem sehr ausführlichen Artikel von O. A. Müller möchte ich auf das nordische Julbrot hinweisen. Wer sich die Mühe nimmt und das bei Höfler (ZföVk., 1905, Suppl. 4, Tafel 6, Figur 39) abgebildete Julgrisbröd (mit dem eigenartig gezackten Kamm) mit dem ganz ähnlichen Howölfle (vgl. die Abbildung im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, 4, 424) zu vergleichen, wer ferner die Henne im Korb mit der nordischen Julhenne zusammenstellt, den wird die Ähnlichkeit frappieren. Wie die Howölfle wird auch das nordische Julbrot aufbewahrt und zum Talismann des Hausglücks. Daß gerade der Rheinverkehrsschlauch bei Baden-Baden für fremde, auch nordische Einflüsse sehr zugänglich ist, wird wohl nicht zu bestreiten sein. Gerade in Baden-Baden ist ja auch der ganz singuläre, bis jetzt noch nicht erklärte Pollweck zu Hause (vgl. den entsprechenden Artikel im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens).

Soeben sehe ich, daß Radermacher meinen Aufsatz im Philologus beantwortete (in demselben Band 355 ff.). Er stimmt auch dem negativen Ergebnis zu und veröffentlicht eine briefliche Mitteilung des Romanisten Schuchardt: „Sollten die jotticos nicht dem italienischen zotico (mit stimmhaftem Z) entsprechen: Rüpel, Tölpel (also unter die ridiculosa gehörig), das man, aber bisher mit großem Bedenken, von ἰδιωτικός herleitet? Wie ist dieses volkstümliche Buchwort nur aus Italien nach dem Frankreich des 7. Jahrhunderts gedrungen? Nach Italien weist ja auch das tt (vgl. patriottico, stradiotta, corfiotto)." Dem Sinne nach deckt sich diese Erklärung mit meinem Vorschlag; auf alle Fälle müßte man aber aus dem verderbten ulerioticos a l i o s i o t t i c o s herstellen. Die Vermutung des Romanisten, daß das Wort aus Italien stammen muß, würde ausgezeichnet mit meiner sachlichen Hypothese übereinstimmen, daß der ganze Volksbrauch aus Italien stammt; er war ja bei den Mailänder Bauern bodenständig; Ambrosius tadelt ja auch den Volksneujahrsbrauch mit leichten Worten, während die Nachahmer und Eiferer Pacian und Nachfolger die Maskerade als heidnischen Aberglauben verdammen.

Digitized by Google

Kleinere Mitteilungen.

Schandstrafen im Schwarzenbergischen und Fürstenbergischen im 18. Jahrh.

„Was hat Gott für eine Ehre", fragt ein Gegner des Mönchtums im 18. Jahrhundert, „was die Kirche und der Staat für einen Nutzen davon, daß der Mönch nach den Kaprizen eines eigensinnigen Obern ... einen berußten Kessel leckt, mit der Zunge am Boden Kreuze macht oder mit einem Querholz im Munde mit ausgespannten Armen vor der Klosterpforte zur Schau steht?"[1] Derlei Schandstrafen waren nicht nur in Klöstern, sondern auch in weltlichen Herrschaftsgebieten üblich. So verurteilte das Fürstlich-Schwarzenbergische Amt Jestetten am 7. Februar 1737 eine Frau aus Bühl bei Waldshut, die ständig fluchte und ihren Mann beschimpfte, dazu, bei Regenwetter fünf Stunden lang mit einem langen Stecken im Maul im Schloßhof zu Jestetten ausgestellt zu werden[2].

Aus dem Fürstlich-Fürstenbergischen Gebiet kennen wir das Maulschloß. Daß es in der Herrschaft Trochtelfingen zur Anwendung kam, ist bereits bekannt[3]. Aber auch im Amt Möhringen wurde die Strafe 1786 zweimal verhängt. Da die Strafe jeweils nur eine halbe Viertelstunde dauerte, muß sie sehr unangenehm gewesen sein[4].

Karlsruhe. Baier.

Der „Schwabenschultheiß".

Daß die Gemeinderechnungen viel wertvolles volkskundliches Material enthalten, ist bekannt. Vergleiche auch meinen Aufsatz „Aus den Eschelbacher Bürgermeisterrechnungen" in Heft 3/4 der Zeitschrift „Mein Heimatland", 1934, S. 128 ff. Einen beachtenswerten Beitrag liefern auch die Gemeinderechnungen der Stadt Sinsheim an der Elsenz von 1712 bis mit 1721, die unter den Einnahmen einen Abschnitt „Innahme-Geld vom Schwaben-Schultheißen" mit der stets wiederkehrenden Bemerkung „nichts" aufführen. Das Fehlen eines Einnahmepostens wird regelmäßig damit begründet, „dieweilen die Hintersaßen oder ehemals genannten Schwaben zu Abtragung der herrschaftlichen Beschwerden in den Registern an-

[1] Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktiner-Ordens, N. F., 14 (1927), S. 35.

[2] Generallandesarchiv Karlsruhe, Protokollband 6962.

[3] Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Altertumskunde in Hohenzollern, 37 (1903/04), S. 100.

[4] Generallandesarchiv Karlsruhe, Protokollband 8021. Auch von der Geige und vom spanischen Mantel wurde fleißig Gebrauch gemacht. Zu einer halben Stunde Geigenstrafe wurde am 24. Mai 1786 eine Ippingerin verurteilt, die behauptet hatte, der verstorbene Fürst von Fürstenberg gehe in Gestalt eines schwarzen Vogels oder sonst als Geist um.

Digitized by Google

gehalten werden" (Rechnung 1713). In den Rechnungen von 1712, 1714, 1717 ff. wird von „die Hintersassen so sonsten Schwaben genannt" gesprochen.

In den Ratsprotokollen der Stadt Sinsheim, die von 1689 an vollständig erhalten sind, werden weder der Schwabenschultheiß noch die Schwaben erwähnt und es wird insbesondere nirgends gesagt, wer den Schwabenschultheiß ernennt oder wählt. Auch darüber habe ich nichts finden können, weshalb die Hintersassen die Bezeichnung Schwaben erhalten haben.

Verzeichnisse der Hintersassen sind leider nicht vorhanden. Die Neubürger, deren Aufnahme in den Ratsprotokollen wie in den Gemeinderechnungen verfolgt werden kann, kamen keinesfalls ausschließlich aus Württemberg. Die Schweiz und, soweit Katholiken in Betracht kommen, der Allgäu und andere bayerische Gebiete, Österreich und auch Italien haben ebenfalls Anteil an der Auffüllung der durch die Kriegsläufte (Schlacht bei Sinsheim 1674, Zerstörung von Sinsheim 1689) stark gelichteten Bevölkerung. Auch die Hintersassen werden wohl kaum ausschließlich aus Württemberg gekommen sein. Es wäre lehrreich zu erfahren, ob auch anderwärts die Hintersassen Schwaben genannt wurden und wie sich diese Bezeichnung erklärt.

Lahr. Strack.

Die Glockenbrunnenhexe.

Die Straße von Richen nach Berwangen führt durch das Tal des Birkenbachs, etwa 3 Kilometer dem Wald entlang.

In früheren Jahren fuhr der Milchfuhrmann jeden Tag zweimal von Berwangen nach Richen zur Bahn. Sobald der Wagen an dem Glockenbrunnen vorbeifuhr (die Quelle des Glockenbrunnens liegt auf der Grenze zwischen Berwangen und Richen. Der Name Glockenbrunnen kommt daher, weil das Wasser durch die sogenannten Glockenwiesen fließt. Die Glockenwiesen sind evangelisches Kirchengut. Der Besitzer derselben hatte kein Pachtgeld zu zahlen, mußte aber als Gegenleistung das Glockenseil unterhalten), sprang eine Hexe auf den Wagen. Sogleich verstummte das Bellen des Hundes. Kam das Fuhrwerk vor die evangelische Kirche, die am Dorfeingang steht, sprang die Hexe ab und der Hund fing wieder an zu bellen. Auf dem Rückweg sprang die Hexe wieder auf den Wagen; sofort war der Hund still. Am Glockenbrunnen angelangt, verläßt die Hexe das Gefährt wieder. Solches geschieht jeden Abend.

Dem Löwenwirt wurden oft des Nachts die Pferde aufgeschwänzt. Da man annahm, daß der Böse die Hand im Spiele habe, hielt er von nun an einen schwarzen Bock. Seit dieser Zeit soll die Teufelei aufgehört haben.

In früheren Jahren führte die Landstraße von Richen nach Adelshofen durch die Galgenwiesen, an einem großen Brunnen vorbei. Der Volksmund erzählt, daß in diesen Brunnen einmal eine Kutsche fuhr und rettungslos versunken sei.

Im Feld gegen Eppingen soll sich ein Hase herumtreiben, den niemand erjagen könne. Wenn es darauf ankommt, springe er über einen Wagen hinweg.

In einer Gasse in Richen wurde öfters des Nachts ein Schweinchen gesehen, das Augen hatte so groß wie ein Zinnteller.

Auch von einem Schimmelreiter wird da und dort noch erzählt. In besonderen Nächten rast er mit seinen zwei Pferden durch die Hauptstraße. Ihn zu sehen, war nur einigen Leuten vergönnt. Ein verkrüppelter Schuhmacher ist wohl der Hauptzeuge, der ihn gesehen haben will.

Mannheim. Heinrich Meny.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

Arbeiten zur Entwicklungspsychologie, herausgegeben von Felix Krueger. Fünfzehntes Stück: Armin Bachmann, **Zur psychologischen Theorie des sprachlichen Bedeutungswandels.** C. H. Beck, München 1935. Geh. 3 RM. 68 S.

Die sprachlichen Tatsachen des Bedeutungswandels, die behandelt werden, sind genugsam bekannt: dichterische und scherzhafte Bezeichnungen, Schimpfnamen, Verschleierungen aus Scheu, Scham oder Zartgefühl (Euphemismus) usw. Verfasser sucht diese Vorgänge psychologisch zu erklären. Er kommt zu dem Ergebnis, daß Gefühle und Gefühlserlebnis die entscheidende Rolle dabei spielen. Die psychologische Betrachtungsweise ermöglicht die Angabe, daß unter bestimmten aufzeigbaren Bedingungen ein Bedeutungswandel so oder so verlaufen wird. „Allen Bedeutungswandlungen und Übertragungen liegt letztlich ein Drang *nach* stimmiger Ganzheit zwischen Erlebtem und sprachlichem Ausdruck zugrunde." Die logische Betrachtungsweise erweckt den Eindruck, als kämen zu einer Wortbedeutung neue „Elemente" hinzu, die allmählich zusammenwachsen, während die Bedeutungswandlung doch als schöpferischer Vorgang anzusehen ist. Die gefühlsbedingten Bedeutungswandlungen lassen bei verhältnismäßig vielen Sprachgenossen eine gleiche Gefühlshaltung und -einstellung erkennen, und so zeigt es sich, „daß Sprache ein in vielen Generationen bedingtes Ausdruckssystem gemeinschaftlichen Lebens ist, beladen mit unendlich viel Tradition und Vererbung". — Mühelos läßt sich diese Betrachtungsweise auf die inneren Wandlungen von Sitten, Bräuchen und Glaubensvorstellungen übertragen. Auch hier werden die letzten Erkenntnisse über diese Vorgänge nicht auf logischem, sondern auf psychologischem Wege gewonnen. Man könnte somit das Büchlein einen Beitrag zur psychologischen Volkskunde nennen.

Heidelberg. Richard Hünnerkopf.

Albert Friehe: **Was muß die deutsche Jugend von der Vererbung wissen?** Die Grundlagen der Vererbung und ihre Bedeutung für Mensch, Volk und Staat. Diesterweg, Frankfurt a. M. 1935. 72 S., 27 Abbildungen. Preis 90 Pfg.

Der Fachbearbeiter für Schulungswesen im Agrarpolitischen Amt der NSDAP. gibt in dieser Schrift, der ein Geleitwort des Sachverständigen für Rasseforschung beim Reichsministerium des Innern, Dr. Achim Gercke, vorausgeht, einen kurzgefaßten lebendigen Aufriß der Vererbungslehre für den Schulgebrauch. Die ungeheuere Bedeutung der Rasse für Familie und Volk, und die sie bedrohenden Gefahren, vor allem die des Judentums, sind klar und eindrucksvoll herausgearbeitet. Ein kurzes Verzeichnis empfehlenswerter Bücher zur Vererbungslehre und gute Abbildungen vervollständigen diese wichtige Schrift, die Erziehern, Eltern und der Jugend ein Wegweiser durch das manchmal nicht ganz einfache Gebiet der Rassen- und Vererbungslehre sein wird.

Gerhard Steiner: **Lebendige Familienforschung und Familiengeschichte.** Mit einem Geleitwort von Ludwig Finckh. (Die nationalsozialistische Erziehungsidee im Schulunterricht.) Zickfeld Verlag, Osterwieck/Harz 1934. 81 S., 8 Tafeln. Preis 2,50 RM.

Digitized by Google

Steiners Buch bietet wesentlich mehr als eine trockene Anleitung zur Familiengeschichte. Über die Grundtatsachen der Familiengeschichte, über die Anleitung zur Anfertigung eines Stammbaums und einer Ahnentafel hinaus versteht es der Verfasser, dem Lehrer, an den sich das Buch besonders wendet, den Stoff, aber auch die Richtung und das Ziel zu einem lebensvollen Einbau der Familienkunde in den Unterricht zu geben. In mancherlei Beziehungen zur Geschichte des Gesamtvolkes, zum Auslanddeutschtum, zu den verschiedenen Sprachformen in der Namensbildung und zur Rassenkunde und vielem anderen erwächst ein Gesamtbild der tiefen Bedeutung, die gerade heute der Familienforschung in Hinblick auf Volk und Nation zukommt. Gutgewählte Zitate aus deutschen Schriftstellern unterstreichen die Wichtigkeit der Familiengeschichte. Die letzten Abschnitte des Buches befassen sich mit der Verwertung des erarbeiteten Stoffes in Schule, Familie und Ortschronik. Das Buch kann in seiner Anlage als guter Untergrund für die Familienkunde im Unterricht bezeichnet werden.

Paul Cretius: **Deutschunterricht. Deutsches Wesen — deutsche Sprache.** (Die nationalsozialistische Erziehungsidee im Schulunterricht.) Zickfeld Verlag, Osterwieck/Harz 1934. 66 S. Preis 2,50 RM.

Dieses Buch steht unter dem Leitgedanken, daß der muttersprachliche Unterricht nicht Fachunterricht, sondern Gesinnungsunterricht zu sein hat. Der Deutschunterricht darf nicht nur eine Beschäftigung mit der deutschen Sprache bieten, sondern muß um des deutschen Volkstums willen erfolgen. Unter diesem Gesichtspunkte gilt es, das Verständnis dafür zu wecken, daß Sprechen, Schreiben, Sprachgeschichte und das gesamte deutsche Schrifttum nur als Ausprägungen deutschen Wesens und deutschen Volkstums richtig erfaßt und empfunden werden können. Bei dieser Einstellung ändert sich folgerichtig auch das Verhältnis zur Mundart im Deutschunterricht, sie ist nicht mehr das gern übersehene Stiefkind, sondern wird zur Keimzelle für jede weitere sprachliche Entwicklung. Es gilt in diesem Zusammenhange den Kampf gegen das Fremdwort in der deutschen Sprache aufzunehmen, und immer wieder auf die Bildhaftigkeit volkstümlicher Redeweise hinzuweisen, wie sie uns besonders auch in Sage und Märchen, Schwank und Volkslied entgegentritt. Das Buch wirkt bahnbrechend, weil es an Stelle einer öden Grammatikpaukerei im Deutschunterricht den Aufbau auf den lebendigen Kräften deutschen Volkstums in all seinen Ausdrucksformen fordert.

Das Reich im Werden. Arbeitshefte im Dienste politischer Erziehung. Reihe: Deutsches Schrifttum. Herausgegeben von Studienrat Dr. Rudolf Jbel, Hamburg. Diesterweg, Frankfurt a. M. 1933. Preis der Hefte 45 Pfg. und 60 Pfg. (je nach Umfang).

Diese Sammlung deutscher Texte, die eine Auswahl aus gutem deutschem Schrifttum bieten, soll der politischen Schulung dienen. Die Hefte, die zum Teil unter einem bestimmten Leitgedanken verschiedene deutsche Schriftsteller zu Wort kommen lassen, z. B. Die Front kehrt heim, Gesänge um Vaterland und Reich, Volk und Arbeit, Großstadt, sind für Schule und Schulung gut geeignet.

Rheinisches Volkstum. Schriftenreihe zur Einführung in die Volkskunde der Rheinlande. Herausgegeben von Karl Meisen und Hans Naumann. Verlag L. Schwann, Düsseldorf 1934.

1. Heft: Karl Meisen: Volkskunde der Rheinlande, ihre Aufgaben, Probleme, Methoden und Hilfsmittel. 64 S. Preis 1,40 RM.

Digitized by Google

2. Heft: Gottfr. Henssen: Rheinische Volksüberlieferung in Sage, Märchen und Schwank. 58 S. Preis 1,40 RM.

3. Heft: Joseph Schmidt-Görg: Das rheinische Volkslied. 98 S. Preis 1,80 RM.

4. Heft: Adam Wrede: Rheinischer Volksbrauch im Kreislauf des Jahres. 77 S. Preis 1,60 RM.

Die Herausgeber haben sich die Aufgabe gestellt, mit der Schriftenreihe „Rheinisches Volkstum", die keine erschöpfende Darstellung des rheinischen Volkstums bieten will, in die wichtigsten Stoffgebiete und Fragestellungen einzuführen und den Leser — die Hefte wenden sich besonders an die Lehrer — zu eigener Beobachtung und selbständigem Nachdenken anzuregen. In ihrer knappen übersichtlichen Form und großzügigen Anlage sind die Hefte der Schriftenreihe „Rheinisches Volkstum" wohl geeignet, diesen Zweck zu erfüllen.

Im 1. Heft behandelt Meisen nach einem kurzen Überblick über Aufgaben und Ziele, Forschungsgebiete und Methoden der Volkskunde deren Anwendung auf das Rheinland, das in dem vielgestaltigen Formenreichtum seines Volkslebens besondere Schwierigkeiten und auch Reize für den Volkskundeforscher birgt. Meisen weist immer wieder mit Recht darauf hin, wie sehr das Rheinland durch seine Lage gleichzeitig Sammelbecken deutschen Wesens, aber auch Einbruchsgebiet fremder Kultureinflüsse gewesen ist. Dem Forscher im Rheinland empfiehlt Meisen die historische Methode.

Henssen bringt im 2. Heft eine übersichtliche Gliederung und Aufzählung der mündlichen Volksüberlieferung im Rheinland, wobei er sich, um die verschiedenen Fälschungen in der Überlieferung gerade dieser Gegend zu umgehen, auf handschriftliche Sammlungen stützt. Er verfolgt in diesem Heft an Hand der Sage mit feiner Einfühlungsgabe die Wirkungen, die das Christentum und in ihm wieder der Unterschied der Bekenntnisse auf die Gestaltung der Volksüberlieferung gehabt haben.

Im 3. Heft breitet Schmidt-Görg vor uns den ganzen Reichtum des rheinischen Volksliedes aus, trotzdem er nur das Wesentliche bringt und auf klare Übersicht und Einordnung des Gebotenen hält. Er untersucht die sprachliche und musikalische Herkunft der Volkslieder, ohne sich dabei allerdings von den veralteten Naumannschen Formulierungen des „gesunkenen Kulturgutes und der primitiven Gemeinschaftskultur" ganz freihalten zu können.

Das 4. Heft bietet eine ausgezeichnete Übersicht über das rheinische Brauchtum im Jahreskreislauf. In flüssiger Darstellung und guter Übersichtlichkeit zeichnet Adam Wrede in diesem Heft ein Bild des bunten rheinischen Brauchtums zu allen Zeiten des Jahres. Bei der Behandlung des Nikolaustages wäre als einziges eine klarere Stellungnahme zu Meisens' Buch angebracht. Das Wredesche Heft wird wie auch die andern Hefte dieser Schriftenreihe maßgebend dazu beitragen, den Sinn und das Verständnis für deutsches Volkstum in breiten Schichten wachwerden und wachsen zu lassen. Gute Schrifttumsverzeichnisse runden die Hefte dieser Reihe ab.

Karlsruhe. W. Treutlein.

Müller-Brandenburg: **Was ist Arbeitsdienst? Was soll er?** Armanenverlag, Leipzig 1933. 51 S.

Arbeitsdienst ist heute Ehrendienst aller jungen Deutschen. Damit hat der Führer dem deutschen Volke eine Erziehungsschule gegeben, die ihm zielbewußte Männer in jahrelanger Arbeit gegen innere Schwierigkeiten und äußere Angriffe aufgebaut haben. Aus dem Schrifttum dieser Jahre greifen wir Müller-Branden-

Digitized by Google

burgs' Heft heraus: Er kennzeichnet das Wesen und die volkswirtschaftliche Notwendigkeit der Organisation und grenzt ihren Aufgabenbereich deutlich ab; zugleich aber entwirft er, an Hand von Worten berufener Männer, ein Bild des Arbeitsdienstes als Bewegung. Er verfolgt deren Ansätze in der Geschichte und zeigt, wie der Arbeitsdienst, geboren aus dem Geiste des Nationalsozialismus, seinerseits berufen ist, wertvolle Erziehungsarbeit zu leisten im Sinne einer Volksgemeinschaft der Tat.

Heidelberg. Hans Fehrle.

Hans Findeisen: **Menschen in der Welt.** Vom Lebenskampf der Völker in der alten und neuen Welt, im Polarland, in Steppe, im Tropenwald. Geleitwort von Sven Hedin. Mit 365 bisher zum größten Teil unveröffentlichten Bildern. Verlag Heinrich Plesken, Stuttgart.

Aus dem Inhalt: Von „primitiven" Völkern und wie man sie kennenlernt / Von den Rassen der Menschheit / Der kulturelle Entwicklungsgang der Menschheit / Einfache Sammlerstämme / Das Jägertum und seine Menschen / Die Kultur der Fischervölker / Die Hirtenwirtschaft in Asien, Afrika und der Neuen Welt / Die Völker urtümlichen Landbaues / Menschen hinter dem Pflug / Gartenbau und Bewässerungskultur / Aus dem Lebenskreis der Stadtkulturen.

Findeisen führt zu den verschiedensten Völkern und Kulturarten. Man blättert immer wieder gerne in seinem anregenden Buche, beobachtet Neues und sieht Bekanntes in neuem Lichte. Das Buch wird weitere Kreise für Völkerkunde und Volkskunde gewinnen.

Karlsruhe. Eugen Fehrle.

Adalbert Depiny: **Oberösterreichisches Sagenbuch.** R. Pirngruber, Linz 1932. 481 S. und 16 Bildtafeln. Preis 11 RM.

Der Herausgeber der oberösterreichischen Heimatzeitschrift „Heimatgaue", Studienrat Dr. Depiny, legt mit diesem Werke als Ergebnis jahrelanger Forscher- und Sammlertätigkeit die erste Zusammenfassung des oberösterreichischen Sagenschatzes vor. Durch einen Stab von Mitarbeitern, vornehmlich Lehrern aus den verschiedensten Gegenden des Landes, war es möglich, außer den schon an anderen Orten veröffentlichten Sagen das noch im Volke lebende Gut mit den mannigfaltigen Abweichungen zu erfassen. Erfreulicherweise legte der Herausgeber besonderen Wert auf Kürze und inhaltsgetreue Sachlichkeit und hat durchweg von unnützem Beiwerk bei der Wiedergabe der Sagen abgesehen, was das Buch vor allem für Wissenschaft und Schule zu einem brauchbaren Hilfsmittel auszeichnet. Unter der Überschrift „Volksglaube" werden die mit diesen verknüpften Sagen im ersten Teile wiedererzählt. Neben uraltem Sagengut sind in einer weiteren Gruppe innerhalb des ersten Teiles „Wundersame Geschichten" zusammengefaßt: Sagen, die in christlicher Zeit entstanden sind und schon teilweise zu den Legenden gezählt werden dürfen. Im zweiten Teile sind die Sagen geschichtlichen Inhaltes vereinigt. Eine Fülle schöner Aufnahmen stimmungsvoller Gegenden und geschichtlicher Orte dient ausgezeichnet der bildhaften Ergänzung, die gerade für die geschichtlichen Sagen recht wertvoll ist. —

Österreich gehört zu Deutschland, ist eins mit Deutschland, sein Volkstum ist unser Volkstum, politische Grenzen und Machenschaften können dies nicht ändern —: das ist es, was uns immer wieder bewußt wird, wenn wir diesen Sagenwald — diesen deutschen Sagenwald — durchschreiten.

Heidelberg. Ferdinand Herrmann.

Digitized by Google

Karl Pöschel: **Die elsässische Lyrik des 19. Jahrhunderts in ihrer Abhängigkeit von den literarischen Strömungen in Deutschland** (= Schriften des Wissenschaftlichen Instituts der Elsaß-Lothringer im Reich an der Universität Frankfurt, N. F., Nr. 6). Selbstverlag des Elsaß-Lothringen-Institut, Frankfurt a. M. 1932. 152 S. Brosch. 5,50 RM.

Pöschel hat sich der großen Mühe unterzogen, durch die Untersuchung der elsässischen Lyrik des 19. Jahrhunderts einen Beitrag zur Frage der geistigen und kulturellen Haltung und damit der volklichen Stellung des Elsasses zu liefern. Zu diesem Zweck behandelt er nicht nur die unmittelbare Beeinflussung der elsässischen Lyrik durch die deutsche Dichtung, die Spiegelung deutscher Dichter, Zeitschriften und Kalender, sondern auch die deutsche Mitarbeit in elsässischen Zeitschriften sowie die persönlichen Dichterbeziehungen im 19. Jahrhundert zwischen Elsaß und dem Reich. Die systematische Darbietung der Quellenbelege stellt er in den größeren Rahmen der Bedeutung der Lyrik des vorigen Jahrhunderts innerhalb des Sprachen- und Kulturproblems des Elsasses.

Dabei ergibt sich die Tatsache, daß trotz aller Einzelbeziehungen der Widerhall dieser deutsch-elsässischen Dichterkreise in der engeren Heimat selbst nicht allzu groß, in Deutschland aber, vom Südwesten abgesehen, der sich natürlich in größerem Maße der gesamtoberrheinischen Lebens- und Schicksalsgemeinschaft bewußt ist, noch geringer war. Dies lag nicht etwa nur an einer Mittelmäßigkeit der Muse, sondern mehr noch an der Einstellung der Umwelt. Daß das französelnde elsässische Bürgertum wenig Anteilnahme zeigte, ist begreiflich, daß aber die breite deutsche Öffentlichkeit achtlos vorbeiging und nichts von dem dahinterstehenden Volks- und Kulturproblem sehen wollte, ist bedauerlich.

Um so höher ist das Bemühen dieser deutsch-elsässischen Dichterkreise einzuschätzen, durch Gebrauch und Pflege der Muttersprache, durch Herausgabe von Gedichtbändchen, Kalendern, Zeitschriften und Flugblättern im Elsaß des 19. Jahrhunderts das Bewußtsein der volklichen und kulturellen Zugehörigkeit zum deutschen Volkstum wachzuhalten.

Karl Zimmermann: **Deutsche Geschichte als Rassenschicksal.** 3. Auflage. Quelle & Meyer, Leipzig 1933. 178 S.

Der Verfasser hat in dieser Arbeit sich an die Aufgabe gemacht, die Mängel der seitherigen Geschichtsbetrachtung aufzuzeigen, dem völkischen Verlangen nach einem neuen Geschichtsbild gerecht zu werden und die Grundlinien und Grundlagen der neuen Betrachtung herauszustellen. Diese Versuch darf im Ganzen als gelungen bezeichnet werden. Mag der Verfasser auch dazu neigen, in manchen Einzelfragen mögliche Wahrscheinlichkeiten als sichere Wahrheiten hinzustellen (z. B. bei Ansichten Herman Wirth's, bei der Frage der nordischen Herkunft des Christentums u. ä.), so ist doch unzweifelhaft seine Herausarbeitung der Notwendigkeit rassebiologischer Grundlegung unserer geschichtlichen Betrachtung sowie die Aufzeigung der Grundwerte artgemäßer Weltanschauung richtig gesehen und anschaulich klar dargestellt.

Bernhard Bavink: **Die Naturwissenschaft auf dem Wege zur Religion.** Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. 1933. 79 S.

Diese Arbeit wendet sich nicht etwa nur an die Naturwissenschafter, sondern mehr noch an die Geisteswissenschafter und an alle Gebildeten überhaupt, denn sie will die neue weltanschauliche Gesamtlage aufzeigen, die sich angesichts der Umwälzungen in der heutigen Physik anscheinend ergibt. Der Verfasser stellt anschaulich den Abbau des klassisch-mechanistischen Weltbildes dar und umreißt die Folge-

Digitized by Google

rungen aus diesem Umbruch. Er geht soweit zu behaupten, daß dadurch nicht nur eine völlige Umwertung bisheriger Grundbegriffe wie Materie, Substanz, Kausalität erfolge, sondern daß auch die Probleme Körper, Seele und Willensfreiheit, ja der Lebens- und Gottesbegriff selbst in neuer Beleuchtung gesehen werden könne und müsse.

Die besinnliche Arbeit ist sehr zu begrüßen, um so eher, als sie nicht etwa darauf hinausgeht, einen neuen „physikotheologischen Beweis" aufzustellen, sondern Naturwissenschaft und Theologie vor die Frage stellt, ob es nicht doch eine neue Grundlage gibt, von der aus die Selbstoffenbarung einer im All wirkenden Gottheit sowohl vom natürlich-sinnlichen wie gläubigen Gemüt empfunden werden kann.

Heidelberg. Siegfried Hardung.

Walter Hohmann: **1914—1934, zwanzig Jahre deutscher Geschichte.** Diesterweg, Frankfurt a. M. 1934. 97 S.

In klarer Übersicht wird hier die Geschichte der letzten zwei Jahrzehnte unseres Volkes gegeben. Das Buch kann weiten Kreisen empfohlen werden.

Nur einige Schönheitsfehler, die auf veraltete Bildungsansichten zurückgehen und deshalb nicht zu dem sonst neuzeitlich eingestellten Buch passen: Hindenburg bereitet den Russen ein furchtbares Cannä. Die waghalsige Argonautenfahrt der Mannschaft der Emden, Hekatomben von Menschen werden vor Verdun geopfert. Wir sollten derartige Begriffe aus dem humanistischem Gymnasium früherer Zeit nicht in ein deutsches Buch bringen, das von weiten, auch nicht humanistisch geformten Kreisen unseres Volkes gelesen werden soll.

Karlsruhe. Eugen Fehrle.

Ludw. Finckh: **Der unbekannte Hegau,** mit Lichtbildern von Hilde Wilcke. Konkordia A.-G., Bühl (Baden). 61 S., 1,50 RM.

Ludwig Finckh kennt den Hegau in seinem erdgeschichtlichen Werden, im Ablauf der Besiedlungs-, Stammes- und Burgengeschichte, er kennt ihn als Wanderer und Verteidiger. Was aber das Schönste ist, all diese Kenntnis stammt nicht aus nüchternem Verstand und klügelnder Schönheitslehre, sie ist geboren in tiefem Verantwortungsbewußtsein, das Erbe ganz und heil den kommenden Geschlechtern weiter zu geben und getragen in treuem Herzen und tiefer Liebe zum deutschen Vaterlande.

Eine große Zahl von Lichtbildern, von denen die schönsten von Hilde Wilcke so ganz dieser Hegaukenntnis und Liebe entstammen, machen das Büchlein zusammen mit den Worten von Ludwig Finckh und einer Karte zum lieben Führer, Künder und Verteidiger dieser wundersamen deutschen Landschaft.

Karlsruhe. Ernst Fehrle.

Elisabeth Walter: **Rosmarin und Nägili,** alemannische Gedichte, Mundart vom Hotzenwald. Verlag Konkordia, Bühl (Baden). 39 S., geb. 1 RM.

Seit Johann Peter Hebel gibt es im Alemannischen viel Mundartdichter und auch viel Dichterlinge. Zu den besten Dichtungen in dieser klangvollen Mundart gehören die schönen, gemütvollen Lieder von E. W. Wir Alemannen freuen uns, daß dies auch über die Grenzen unserer engeren Heimat hinaus anerkannt ist. Dr. B. Payr von der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums

Digitized by Google

schreibt über Walters Gedichte: „Rosmarin und Nägili gehört unstreitig zum Schönsten, das deutsche Mundart an Kunst hervorgebracht hat." Das liebe Büchlein ist vom Verlag sehr gut ausgestattet.

P. C. Tacitus: **Germania**, hrg., übersetzt und mit Erläuterungen versehen von Eugen Fehrle, 2. verb. Auflage. Lehmann, München 1935. 119 S., 16 Bildtafeln.

Im lateinischen Text und in der Übersetzung der Germania habe ich der ersten Auflage gegenüber wenig geändert. Dagegen sind die Erläuterungen stark ergänzt. Vor allem war mir daran gelegen, das neueste Schrifttum zu verarbeiten. Gerade über das germanische Altertum ist in den letzten Jahren viel geschrieben worden. Es galt, die von dieser Forschung gewonnenen Gesichtspunkte und das dabei grundsätzlich Neue zu verwerten und Stellung dazu zu nehmen.

Karlsruhe. Eugen Fehrle.

Rudolf Benze: **Rasse und Schule**, hrg. vom Nationalsozialistischen Lehrerbund, Gau Südhannover-Braunschweig. Verlag E. Appelhans, Braunschweig 1934. 40 S., 1 RM.

Das Heft gibt eine klare Übersicht über die Behandlung der Rassefragen im Unterricht und kann jedem Lehrer warm empfohlen werden.

Ernst Krieck: **Musische Erziehung.** Armanen-Verlag, Leipzig 1933. 50 S.

Was Krieck in diesem Schriftchen zeigen will, sagt er im Vorwort: „Wehrhaftigkeit vollendet sich erst im Seelischen, in Haltung und Ethos, in Ehre, Hingebung und Gefolgschaftstreue. Dahin führt aber zusammen mit der leiblichen Übung erst die musische Erziehung durch die Formgewalt der rhythmischen Künste." Die inhaltsreiche Schrift gibt jedem Erzieher wertvolle Anregungen.

Heinrich Lohoff: **Ursprung und Entwicklung der religiösen Volkskunde.** (Deutsches Werden, Greifswalder Forschungen zur deutschen Geistesgeschichte, hrg. von L. Magon und W. Stammler, Heft 6.) Universitätsverlag L. Bamberg, Greifswald 1934, 158 S.

Die Arbeit schildert eingehend, wie evangelische Pastoren der Aufklärungszeit sich um das Verständnis der Volksseele bemühten, um in Predigt und Religionsunterricht mehr Wirkung auf ihre Gläubigen auszuüben. Deshalb ist sie ein beachtenswerter Beitrag zur deutschen Aufklärung und zwar zu einer guten Seite dieser Bewegung.

Irreführend oder zu vielsagend ist der Titel; ebenso gehen die Folgerungen des Verfassers zu weit, wenn er S. 153 sagt: „Die ersten Anfänge der religiösen Volkskunde nehmen von der Aufklärung ihren Ausgang" und „Die Aufklärung öffnete wohl den Weg zur Religiosität des Volkes" —. Diesen Weg haben Justus Möser, Herder und andere besser gekannt, und lange vor den Aufklärern sind ihn katholische Ordensleute mit großem Erfolg gegangen (vgl. K. v. Spieß, Deutsche Volkskunde als Erschließerin deutscher Kultur 11 f.).

Karlsruhe. Eugen Fehrle.

Alle Rechte vorbehalten. — Die Verantwortung für die einzelnen Beiträge tragen die Verfasser, für die Gesamthaltung der Zeitschrift die Schriftleitung. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: J. Apel, Bühl i. B. Druck und Verlag: Konkordia A.-G., Bühl i. B. (Direktor W. Veser). — Auflage dieser Ausgabe 2000.

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
MAY 9 1967

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde

9. Jahrgang 1935 / Heft 2/3

Verlag Konkordia A.G. / Bühl-Baden

Digitized by Google

Die Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde erscheint jährlich dreimal mit einem Gesamtumfange von mindestens 12 Bogen. Bezugspreis für drei Hefte vom Verlag oder durch den Buchhandel 4 RM. Mitglieder der an der Herausgabe beteiligten Vereinigungen zahlen 3 RM. bei unmittelbarem Bezug vom Verlag: Konkordia A.-G., Bühl (Baden). Postscheckkonto Karlsruhe 237.

Anzeigen-Aufträge durch den Verlag. Preise: 1/1 Seite RM. 50.—, 1/2 Seite RM. 25.—, 1/4 Seite RM. 12.50, 1/8 Seite RM. 6.25. Beilagen bis zu 15 g einschließlich Postgebühren RM. 10.—

An die Bezieher unserer Zeitschrift.

Die Volkskunde ist heute wesentlich für die Erziehung im Sinne des Dritten Reiches. Deshalb bitte ich alle Bezieher und Leser dieser Zeitschrift, für ihre Verbreitung besorgt zu sein und wenigstens einen neuen Bezieher im Verlauf des nächsten Vierteljahres zu melden.

Heidelberg. Eugen Fehrle.

Inhaltsangabe:

Richard Hünnerkopf, Krieger und Bauer — Stadt und Land, 65 / Heiner Heimberger, Kraßputz im badischen Frankenland, 76 / Luise Vogel, Ein Richtfest in Edingen, 83 / Eugen Fehrle, Der Alamannenfürst Chnodomar, 87 / Hermann Baier, Kuoni von Stockach und sein Narrenprivileg, 90 / B. Wangner, Hexenprozesse, 101 / R. Kapff, Volkskundliches aus der Zimmernschen Chronik, 126 / Luise Vogel, Was kann uns ein Kirchenbuch erzählen?, 136 / Heiner Heimberger, Wundbehandlung im Mittelalter, 141 / Werner Wolf, Erik Axel Karlfeldt und seine Dalbilder in Reimen, 149 / Albert Becker, Volkskundliches um Faust und Speyer, 164 / Hermann Schaab, Der Karfunkel von J. P. Hebel, 167 / Walter Zimmermann, Aus einem alten Fuhrmannsbuch, 171 / Kleinere Mitteilungen, 140. 166. 175 ff. / Bücherbesprechungen, 186.

Abdruck ganzer Aufsätze und größerer Teile, ebenso Übersetzung in fremde Sprachen sind nur mit Erlaubnis der Schriftleitung gestattet. Wer ohne vorherige Vereinbarung ein Manuskript einschickt, möge Rückporto beilegen.

Digitized by Google

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde
Schriftleiter: Ministerialrat Univ.-Prof. Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg, Moltkestraße 27

2. 3. Heft 9. Jahrgang 1935

Krieger und Bauer — Stadt und Land.

Von **Prof. Dr. Richard Hünnerkopf**, Heidelberg.

Kriegertum und Bauerntum sind bei den Germanen von ihrem ersten Auftreten in der Geschichte an eng miteinander verknüpft. Die Kimbern und Teutonen, die 113 v. Chr. an der römischen Grenze auftauchen, sind bäuerliche Scharen, ebenso die germanischen Völkerschaften, mit denen Cäsar in Gallien zusammentrifft; die Römer haben ihre kriegerische Kraft im Kampfe gespürt und gefürchtet. Man wende nicht ein, die Germanen hätten ihre Acker durch andere Leute, meist durch Sklaven, wie ja auch Tacitus bezeugt, bebauen lassen, ohne sich selber um die Landwirtschaft zu kümmern (was, nebenbei bemerkt, für die Menge der kleineren Bauern nie in Frage gekommen ist): auch der heutige Großbauer wird wesentliche Teile der landwirtschaftlichen Arbeiten durch seine Knechte und Mägde verrichten lassen; auch dann, wenn er nicht selbst zugreift, muß er bäuerlich eingestellt sein, sonst müßte sein Besitz bald zugrunde gehen. In dieser Verbindung von Kriegertum und Bauerntum hat man einen Widerspruch finden und diesen auf rassische Zwiespältigkeit zurückführen wollen. Und zwar stellte man sich das so vor: der Grundbestandteil der Urgermanen sei die schwerfällige, an der Scholle klebende fälische Rasse gewesen, und über diese habe sich die nordische Rasse, ein kriegslustiges Hirtenvolk, als Herrenschicht gesetzt. Läßt man auch die rassischen Unterschiede, die teilweise heute noch beobachtet werden können, in bestimmten Grenzen gelten, so läßt sich doch nicht absehen, wie auf diese Weise für die Masse des Volkes der Typ des kriegerischen Bauern, den wir durch die Jahrhunderte verfolgen können, hätte entstehen sollen[1].

Zunächst muß man sich einmal klar machen, daß Krieger und Bauer von Haus aus keine Gegensätze sind, sondern notwendige Ergänzungen. „Der freie Bauer muß seine Freiheit verteidigen können, sonst bleibt er nicht frei[2]." Nur mit der Waffe in der Hand wird der Siedlungsboden errungen und behauptet. Die Bauern aus Deutschland, Skandinavien, England und Holland, die Nordamerika besiedelten, mußten die Büchse und das breite Messer jederzeit bereit haben. „Es gibt viele Gegenden in den

[1] Vgl. dazu W. Darré, Das Bauerntum als Lebensquell der nordischen Rasse, besonders S. 12 ff. Siehe auch das unten über die Germania des Tacitus Gesagte.

[2] Ebenda 60.

Digitized by Google

Vereinigten Staaten, wo noch vor 50 Jahren der Siedler nicht ohne Büchse auf der Schulter hinter dem Pfluge schreiten konnte[3]." Man denkt an die Zeit der Völkerwanderung, wo Spieß und Schwert zum Bauern gehörte, oder an die bäuerlichen Besiedler Islands. Mit Bauernheeren hat das alte Rom die Apenninenhalbinsel unterworfen und Karthago auf die Knie gezwungen; mit dem Niedergang des römischen Bauerntums und den Söldnerheeren des Marius beginnt zwar noch einmal ein Aufschwung des römischen Reiches, aber zugleich der Verfall des römischen Volkes. Und auch die Kraft unseres alten Heeres beruhte nicht zum geringsten Teil auf der Bauernschaft.

Naturgemäß kann man erst dann bei einem Volke von einem Bauernstand reden, wenn andere Stände daneben sich deutlich abheben. Es war das Unglück des fränkischen Bauern, daß er nicht zugleich Krieger bleiben konnte. Die lange Teilnahme an Kriegen und schließlich auch der Besuch von Volksversammlungen und Gerichten waren ihm, den seine Wirtschaft zu Hause festhielt, auf die Dauer unmöglich. Mit dem Aufkommen des Lehnswesens nahm der Grundherr, der eigene Kriegsknechte stellen konnte, dem Bauer, den er sich zinspflichtig machte, die Verpflichtung zum Kriegsdienst ab, aber dieser verlor seine Freiheit, während neben ihm ein besonderer Kriegerstand und auch ein besonderer Beamtenstand sich bildete. Durch Barbarossas Italienpolitik tritt der Ritter in den Vordergrund, und der unfrei gewordene Bauer, durch eine weite gesellschaftliche Kluft vom Ritterstand getrennt, versucht nun, je besser es ihm wirtschaftlich geht, um so mehr, es diesem gleich zu tun; um so mehr aber auch erntet er Spott und Verachtung von dieser Seite. Dies wird auch nicht besser, als das Rittertum abgelöst wird durch das Bürgertum der Städte. Alle Kulturbewegungen und Kulturfortschritte bleiben in den oberen Kreisen hängen, während der Bauer vom Ende des Mittelalters an wieder wirtschaftlich herabsinkt, am tiefsten in der Zeit der Bauernaufstände und des Dreißigjährigen Krieges, und als im 19. Jahrhundert endlich die Bauernbefreiung da ist, bleibt zunächst, als Erbe von Jahrhunderten, der gesellschaftliche Abstand zwischen Stadt und Land bestehen.

Die Geschichtswissenschaft hat die Linien dieser Entwicklung aufgedeckt. Wollen wir aber den deutschen Bauer sehen, wie er in jenen Zeiten leibt und lebt, und die persönliche Einstellung der einzelnen Stände zueinander in ihrer Einzelauswirkung erkennen, so sind wir für Deutschland im wesentlichen auf die Dichtungen der Zeit angewiesen, soweit der Bauer in ihnen auftritt. So bemerkenswert diese Zeugnisse für uns sind, so müssen wir uns doch von vornherein darüber klar sein, daß hier vieles übertrieben und einseitig dargestellt wird, zumal die Verfasser des Schrifttums ja ausschließlich dem ritterlichen oder bürgerlichen Stande angehören. Den übermütigen, geckenhaften Bauer, der über seinen Stand hinausstrebt, sehen wir zum erstenmal in den Winterliedern Neidharts von Reuental. Kulturgeschichtlich am wertvollsten ist der Meier Helmbrecht des Wernher von Gartenaere, wenn wir auch annehmen dürfen, daß so traurige Gestalten

[3] Ebenda 64.

Digitized by Google

wie der junge Helmbrecht die Ausnahme und nicht die Regel bildeten. Aber nur mit Vorsicht ist als Geschichtsquelle zu werten der „Ring" des Heinrich Wittenweiler, eines bürgerlichen Edelmanns aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, das erste komische Heldenepos in Deutschland. Für den Bürger und Edelmann jener Zeit kommt als Held eben nur der dumme, tölpelhafte und rohe Bauer in Frage. Außerordentlich wichtig ist uns aber eine Stelle des Epos (V. 42 ff.):

Doch vernempt mich, welt ir, eben!
Er ist ein gpaur in meinem muot,
Der unrecht lept und läppisch tuot,
Nicht ener, der aus weisem gfert
Sich mit trewer arbait nert;
Wan der ist mir in den augen
Sälich vil, daz schült ir glauben.

Also, ausdrücklich wird festgestellt: als „Bauer" wird nicht der bezeichnet, der sich durch redliche Arbeit nährt, sondern nur, wer unrichtig lebt und sich läppisch benimmt; „Bauer" ist ein Schimpfwort geworden. Das ganze bürgerliche Schrifttum hat nur Hohn und Spott für den Bauer übrig. Ihm gerecht zu werden, bemüht sich allenfalls Hans Sachs. Im ganzen sind seine Bauernschilderungen wirklichkeitstreu, und in der Fabel vom Zipperlein und der Spinne wird dem Bauer sogar ein hohes Lob zuteil, aber ganz frei vom Überlegenheitsgefühl des Städters gegenüber dem Bauer ist er doch nicht. Besonders stark zeigt sich dies in seinem Fastnachtsspiel „Der Roßdieb von Fünsing", und in den „Ungleichen Kindern Eve" werden unter den Nachkommen der schlimmen Kinder Evas, die „hart und armutselig leut" auf Erden werden sollen, an erster Stelle die Bauern genannt.

Ein einseitiges Bild muß dieses Schrifttum auch schon deswegen ergeben, weil es keineswegs das gesamte deutsche Bauerntum umfaßt. Noch heute haben wir in Westfalen, Braunschweig, Hannover und Oldenburg, dann auch in Altbayern, Franken, dem östlichen Württemberg und im Schwarzwald einen Bauernstand, der durchaus nicht so aussieht, als sei er jahrhundertelang gedrückt gewesen, sondern vielmehr den Eindruck macht, als habe er seine alte stolze Art in durchgehender Linie von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart festgehalten. Diese „Prachtexemplare deutschen Bauerntums", wie Wilhelm Heinrich Riehl sie nennt, sind an erster Stelle die Hofbauern. Der klassische Hofbauer lebt im alten Sachsenlande. „Man kann es wohl verstehen, wenn sich der niedersächsische Bauer wie ein kleiner König fühlt im eigenen Reich. Ganz besonders gilt das von den großen „einstelligen Höfen", die abseits von geschlossenen Dörfern für sich allein, umrauscht von einem Kranze mächtiger Eichen, inmitten weiter Heide oder unwegsamen Fuhrenwaldes versteckt liegen. Gewöhnlich fließt ein Bach in ihrer Nähe vorbei, an dessen Ufer saftige Weiden prangen, und soweit das Auge reicht, gehört alles in der Umgebung, Feld und Wald und Heide, zum Hofe[4]." Ähnlich äußert sich Rosegger über den steirischen Bauer[5].

[4] W. Bomann, Bäuerliches Hauswesen und Tagewerk im alten Niedersachsen. 63.
[5] Vgl. meine Anführung, Oberdeutsche Zeitschrift f. Volkskunde 8, 1934, 40 f.

Digitized by Google

Tatsächlich konnten sich auch im alten Niedersachsen zunächst noch Freie in größeren Massen halten[6], und auch späterhin waren sie immer noch verhältnismäßig frei: sie hatten eine freie, nach uraltem Brauch geregelte Gemeindeverfassung, eine eigene Gerichtsbarkeit und nur mäßige Steuern zu zahlen. Im Bauernkrieg sind die Niedersachsen überhaupt nicht aufgestanden, und auch die eigentlichen Bayern sind im ganzen ruhig geblieben, ein Zeichen, daß ihre Lage erträglich war[7]. Sehr gut stimmt dazu das Bild, das Hermann Löns in seinem „Wehrwolf" aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges entwirft, wo wir die unbeugsamen, wehrhaften Bauern sehen, und auch das in Immermanns „Oberhof"; dort spricht der Diakonus aus, „daß der Bauernstand nur einen zweiten ihm ähnlichen hat, den sogenannten alten oder hohen Adel, wo ein solcher nämlich noch wahrhaft besteht". In trotzigem Selbstbewußtsein lehnen diese Bauern jede Einmischung ab. „Für den Städter oder Nichtlandwirt hat der echte Bauer... im Grunde seines Herzens nur eine tiefe und meistens schweigende Verachtung übrig. Manches Urteil eines Städters über Bauern würde wohl anders ausfallen, wenn die Städter nicht so blind durch die Natur laufen wollten und die Gedanken hinter den Stirnen unserer Bauern zu lesen verständen[8]." An einer einzigen Stelle in der mittelhochdeutschen Literatur klingt dieser Bauernstolz einem andern Stande gegenüber an, in den Worten des alten Helmbrecht an seinen Sohn (Meier Helmbrecht V. 289 ff.):

wan selten im gelinget.
der wider sînen orden ringet.
dîn ordenunge ist der pfluoc.
dû vindest hoveliute genuoc
swelches ende dû kêrest.
dîn laster dû gemêrest.
sun, des swer ich dir bî got:
der rehten hoveliute spot
wirdestû, vil liebez kint.

Da wir also im ganzen aus dem älteren deutschen Schrifttum kein klares und einwandfreies Bild über das Leben der freien und der erst allmählich unfrei werdenden Bauern und ihr Verhältnis zu den anderen Ständen gewinnen können, müssen wir uns zu jenen Geschichten wenden, die für das germanische Bauernleben der ältesten Zeit unsere reinste und vollständigste Quelle sind: zu den isländischen Sagas. Im Jahre 872 beginnt durch den Sieg Harald Schönhaars im Hafrsfjord das Einheitskönigtum in Norwegen. Harald eignet sich alle freien Bauerngüter an und setzt über jeden Gau einen Jarl, der Recht und Gesetz im Lande aufrecht zu erhalten und das Lehngeld und die Abgaben für den König einzuziehen hat: die freien Bauern sind Pächter geworden[9]. Wir haben hier also den Übergang vom altgermanischen Volksstaat zum mittelalterlichen Lehnsstaat, und ob-

[6] Adolf Bartels, Der Bauer in der deutschen Vergangenheit 12.
[7] Ebenda 104.
[8] Darré, a. a. O., 279.
[9] Heimskringla, Haralz saga hárfagra. 6; Egilssaga 4.

Digitized by Google

wohl das Christentum erst unter Haralds Nachfolgern kommt, blickt deutlich das große Vorbild aus dem Süden durch: Karl der Große. Aber gerade die stolzesten und selbstbewußtesten Bauern wollten ihren Nacken dem Einheitskönig nicht beugen. Sie wanderten aus nach Island, und in den zwei folgenden Menschenaltern vollzieht sich die Besiedlung der Insel. Somit sind wir in der Lage, in einzigartiger Weise eine Übergangszeit in allen Einzelheiten zu überblicken: auf Island germanisches Altertum, in Norwegen beginnendes Mittelalter; auf der Insel die freien Hofbauern, im Königsstaat ein Bauerntum, das sich zum Teil unter Haralds christlichen Nachfolgern verzweifelt wehrt, zum Teil aber von vornherein seinen Vorteil ersieht und irgendwie den Anschluß an die Hofkreise sucht, daneben die Entstehung eines „höfischen" Kriegerstandes. Es bildet sich um den König eine ausgewählte Schar von Gefolgsleuten, die sogenannte hirð. Zu diesem Gefolge gehören die Skalden, die ja nur am Fürstenhofe auf eine würdige Entlohnung hoffen können, vor allem aber auch auserlesene Krieger. Die eigentliche Kerntruppe eines Königs besteht häufig aus Berserkern[10]. Alle diese Leute heben sich deutlich vom Bauernstand ab und sind stolz darauf. Das soll nun keineswegs heißen, daß es in Norwegen keine Großbauern mehr gegeben habe. Bei einem Aufgebot des Königs Magnus des Guten wird ausdrücklich erwähnt, daß er neben den Lehnsleuten auch die mächtigen Bauern entbot[11]. Aber Abgaben an den König mußten sie alle bezahlen. Nur die Isländer haben die Aufforderung König Olafs des Heiligen, das gleiche zu tun, rundweg abgeschlagen[12]. Öfters haben die Bauern auch den späteren Königen schwer zu schaffen gemacht, und diese mußten ihnen zuweilen versprechen, ihre alten Rechte wiederherzustellen[13]. Durchgeführt wurde das allerdings nie.

Ein in vollem Umfange freies Bauerntum hielt sich nur auf Island. Wenn die Isländer „Krieger und Bauern, Helden und Alltagsmenschen zugleich" sind, wenn neben ihrer Abenteuerlust eine sich an die Scholle, an den Besitz klammernde Gesinnung steht, so empfinden wir dies allerdings manchmal als einen scharfen Gegensatz[14]. Aber man darf nicht vergessen, daß hier ganz besondere Verhältnisse vorlagen. Diese wehrhaften Bauern sahen sich auf der Insel auf einen engen Raum beschränkt, durch unwegsames Gelände am Verkehr mit den Volksgenossen gehindert, durch das Meer von der Außenwelt abgeschlossen, in einem Staate, der kein Heer hatte, weil er grundsätzlich keine Kriege führte. Da mußte die eine Seite ihres Wesens schließlich brachliegen, und so erklären sich die vielen Fehden im Innern des Landes, die zahlreichen Auslandsreisen, die fast alle Isländer in jüngeren Jahren unternehmen, als Kaufleute, als Wikinger oder auch vorübergehend als Gefolgsleute eines Fürsten. Wohl aber gab es,

[10] Lily Weiser, Altgermanische Jünglingsweihen und Männerbünde (Bausteine zur Volkskunde und Religionswissenschaft, Heft 1), 44.

[11] Heimskringla, Magnús saga góða 19.

[12] Ólafs saga helga 25.

[13] Magnús saga góða 15; Haralz saga harðráða 43; Hákonar saga góða 1; Ólafs saga helga 37.

[14] Meißner in der Einleitung zu Thule 6, 12.

Digitized by Google

besonders unter den älteren Siedlern, Leute, die dem Fürstendienst völlig abgeneigt waren. Der Musterlandwirt Skallagrim, dessen Kraft und Stärke den folgenden Geschlechtern als übermenschlich erscheint, muß erleben, daß sein Bruder Thorolf im Dienste Haralds zu den höchsten Ehren steigt, dann aber durch Verleumder in Ungnade fällt und schließlich von Königsmannen niedergehauen wird. Sehr gegen seinen Willen geht sein Sohn Thorolf in die Dienste König Eiriks. Der König, der Skallagrims fürstenfeindliche Einstellung kennt, sucht ihn dadurch zu versöhnen, daß er dem nach Hause reisenden Sohn ein Ehrengeschenk für den Vater mitgibt, eine kostbare Axt, groß und vergoldet, am Schafte mit Silber umwunden. Skallagrim nimmt die Axt, betrachtet sie eine Zeitlang schweigend und legt sie beiseite. Als er im Herbst zwei Ochsen schlachtet, läßt er sie mit gekreuzten Hälsen einander gegenüberstehen, richtet unter ihren Hälsen eine ziemlich große viereckige Steinplatte auf, holt die Axt und haut damit den beiden Ochsen mit einem Streiche die Köpfe ab. Die Axt prallt auf den Stein, die Scheide bricht aus, und der Stahl wird rissig. Nun stößt Skallagrim die Axt in den Türbalken der Küche und läßt sie den Winter über dort stecken, so daß sie verrostet und der Schaft geschwärzt wird. Als Thorolf wieder abreist, übergibt ihm sein Vater das Königsgeschenk mit der Weisung, es dem Spender zurückzubringen. Der weltgewandte Thorolf hat allerdings Takt genug, dem Vater zwar nichts zu erwidern, aber auf der Fahrt wirft er die Axt ins Meer[15]. Man glaubt einen alten Bauer unserer Tage zu sehen, der aus der Stadt ein „feines" Geschenk erhält, etwa seidene Hosenträger. Er zieht sie eines Tages an und geht damit aufs Feld, dort bückt er sich einmal, und die Hosenträger zerreißen. Da wirft er den „Schund" verächtlich weg.

Egil, der andere Sohn Skallagrims, ist zwar mehr Skalde und Wiking als Bauer; erst im Alter bleibt er auf seinem isländischen Gehöft sitzen. Aber jederzeit bewahrt er seinen stolzen Bauerncharakter, auch im Verkehr mit Fürsten. Als ihm König Adalstein zum Dank für seine Tapferkeit in der Schlacht auf der Winheide Ehrengeschenke überreicht, empfängt er sie mit der Würde eines Mannes, der weiß, was er verdient hat und was ihm zukommt. Irgendwie abhängig fühlt er sich dadurch nicht. Aber gerade in der Geschichte von Egil ertönt zum ersten Male das Wort „Bauer" am Königshofe in verächtlichem Sinn. Egil lebt in grimmiger Feindschaft mit König Eirik, dem er alle Schmach angetan, sogar einen Sohn getötet hat. Eines Tages fällt er bei einer Notlandung an der englischen Küste Eirik in die Hände. Egils Freund Arinbjörn, der zum Gefolge König Eiriks gehört und dessen Bemühungen es Egil im wesentlichen zu verdanken hat, daß er mit dem Leben davonkommt, sagt unter anderm zum König: „Kein Mensch wird Eirik deshalb einen mächtigeren Mann nennen, weil er einen ausländischen Bauernsohn (bóndason) erschlug, der sich in seine Gewalt ergab."[16] Arinbjörn verachtet Egil ganz gewiß nicht, aber er glaubt, den König milde stimmen zu können, wenn er ihm gegenüber verächtlich von

[15] Egilssaga 38.
[16] Ebenda 60.

Digitized by Google

dem „Bondensohn" spricht (altisländisch bóndi ist „Bauer" im guten Sinne unserer Gegenwart).

Den Stolz der Berufskrieger dem Bauernstand gegenüber kennzeichnet trefflich eine Geschichte aus der Eyrbyggjasaga. Der Isländer Vermund erbittet sich von dem norwegischen Jarl Hakon dessen beide Berserker als Geschenk, denn sie könnten ihm bei seinen vielen Fehden auf Island von großem Nutzen sein. Der Jarl meint: „Es geht über die Kraft der meisten Bauernsöhne, die Berserker in Zucht und Gehorsam zu halten," aber er gibt dem Drängen Vermunds schließlich nach. Die Berserker murren, daß sie einem Bauer folgen sollen, lassen sich jedoch endlich dazu überreden. Auf Island zeigen sie sich sehr wiederspenstig und lehnen es entrüstet ab, Hofarbeit zu tun. Vermund bekommt allmählich Angst vor ihnen und bietet sie seinem Freunde Styr an. So unwillig die Berserker anfangs darüber sind, daß sie, die stolzen Krieger, wie eine Ware von Hand zu Hand gehen sollen, ändern sie doch ihre Gesinnung, nachdem sie Styr gesehen haben: er gefalle ihnen, er sehe „tüchtig und häuptlingsmäßig" (vel ok höfðingliga) aus. Einer der Berserker bittet dann um die Hand von Styrs Tochter mit der Begründung: „Unsere Unterstützung soll deine Häuptlingsschaft mehr stärken, als wenn du deine Tochter dem mächtigsten Bauer (bónda) im Breidafjord verheiratest." Immer wieder erscheint in diesen Reden der Bauer als das Minderwertige. Zuletzt gelingt es Styr, die beiden durch einen hinterlistigen Anschlag zu beseitigen[17].

In Norwegen selbst vergrößert sich der Abstand zwischen Bauer und Krieger sehr rasch. Der Wiking Ivar lebt zusammen mit seinem Bruder Hreidar. Dieser verrichtet alle Arbeit im Hause, Ivar aber geht jeden Sommer auf Wikingfahrt, und wenn er im Winter selbzehnt oder selbzwölft nach Hause zurückkommt, dann müssen ihnen alle dienen, die zugegen sind[18]. Da brauchen wir uns nicht mehr zu wundern, wenn Olaf Tryggvason die aufständischen Bauern von Thrandheim nicht gerade freundlich benennt: er habe sich schon gegen größere Übermacht schlagen müssen als gegen diese Bauernkerle (þorpara, „Dörper", woraus „Tölpel" entstanden ist)[19].

Für uns taucht nun die Frage auf: Hat sich das Überlegenheitsgefühl der Krieger erst in jenen Zeiten gebildet, oder war es schon früher irgendwie vorhanden? Für die Zeit des Tacitus dürfen wir eine scharfe Trennung in Kriegerstand und Bauernstand noch nicht annehmen, und doch blicken in der Germania die Ansätze dazu schon durch. Im 13. Kapitel redet der römische Schriftsteller von der zahlreichen Schar auserlesener junger Männer (magnus et electorum iuvenum globus), die der Gefolgsherr um sich hat. Man denkt an die Isländer der Sagas, die häufig in jungen Jahren einem fürstlichen Gefolge angehören, um dann später nach Island zurückzukehren und sich einen Hausstand zu gründen[20]. In den beiden

[17] Eyrbyggjasaga 28; vgl. auch Heiðarvígjasaga 1 ff.

[18] Víga-Glums saga 2. 3.

[19] Laxdoelasaga 40.

[20] Vgl. das zu griech. τέκνον gehörige ahd. degan „Degen", eigentlich „junger Mann".

Digitized by Google

folgenden Kapiteln redet dann Tacitus davon, daß diese Leute die bäuerliche Arbeit verschmähen, ja geradezu verachten. Es ist dies die oft angeführte Stelle von den auf der Bärenhaut liegenden Germanen, die man meistens fälschlich verallgemeinert hat, ohne zu beachten, daß sie in den Abschnitt über das Gefolgswesen gehört. Wenn Tacitus (Kap. 15) sagt, daß gerade die Tapfersten und Kriegstüchtigsten keine Arbeit verrichten (fortissimus quisque ac bellicosissimus nihil agens), so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß jene Kerntruppe gemeint ist. Da ausdrücklich von jungen Männern geredet wird, darf man wohl annehmen, daß die meisten später nach Hause zurückgekehrt sind, um zu heiraten und ihrem bäuerlichen Berufe obzuliegen. Und noch ein weiteres wird klar: diese jungen Leute, die immer um die Person des Führers waren und besonders in kriegerischen Zeiten eine wichtige Rolle spielten, bildeten ganz von selbst somit eine Art Oberschicht, und der Kriegeradel, der erst viel später deutlich in Erscheinung tritt, ist also damals schon im Keime vorhanden.

In diesem Zusammenhange sei noch auf ein Götterlied der Edda verwiesen, die Hárbarzljóð. Ein Dichter der nachheidnischen Zeit, für den die Götter nur noch Sagenwesen sind, zeigt uns Odin, den weltgewandten Krieger, den Herrn der vornehmen Gesellschaft, und Thor, den derben, treuherzigen und einfältigen Bauer, im Scheltgespräch. „Ich aß in Ruhe, ehe ich von zu Hause wegging, Heringe und Hafergrütze, davon bin ich noch satt," sagt Tor, und spöttisch ruft ihm Odin zu: „Barfuß stehst du da, im Bettlergewand, nicht einmal deine Hosen hast du an!" Den plumpen Taten, die Thor erzählt, stellt Odin seine eigenen Erlebnisse gegenüber: siegreiche Schlachten und Abenteuer mit Weibern. Die beiden Typen sind absichtlich übertrieben dargestellt, um eine humoristische Dichtung zu schaffen, aber bezeichnend sind sie doch.

Die in Deutschland vom Mittelalter bis in die Gegenwart beobachtete Tatsache, daß der „höhere" Stand vielfach den Bauer verachtet, wird also durch das nordische Schrifttum erhärtet und geklärt. Wir wenden uns nun zu der Klage, die neben dieser Tatsache herläuft, dem Vorwurf, daß der Bauer über seinen Stand hinausstrebe, seine alten Sitten aufgebe, die Mode der höheren Kreise nachahme und sich in übler Weise von ihnen beeinflussen lasse. Auch dazu lassen sich in den isländischen Sagas deutliche Ansätze erkennen. Zunächst ist festzustellen, daß der häufige Verkehr im Ausland, besonders in den norwegischen Hofkreisen, mehrfach auf die Isländer abfärbt, aber durchaus nicht immer im ungünstigen Sinne. Gunnlaug soll auf Thorsteins Wunsch ins Ausland gehen, um sich nach Art guter Männer zu bilden[21]. Als Hrut von Norwegen Abschied nimmt, erklärt König Harald Graumantel, er verstehe sich auf den Umgang mit hochgeborenen Männern[22]. Der von Norwegen nach Island zurückgekehrte Björn tritt großartig auf und kann sich gewandt benehmen, denn er hatte sich nach Art norwegischer Häuptlinge gebildet[23]. Andere aber entwickeln

[21] Gunnlaugssaga 7.

[22] Njalssaga 6.

[23] Eyrbyggjasaga 40.

Digitized by Google

sich im Auslande zu ihren Ungunsten. Gislis Bruder kommt hochmütig nach Island zurück und will in der Wirtschaft nicht mithelfen[24]. Thorkel will in Norwegen Bauholz holen für eine Kirche auf Island, die so groß werden soll wie die König Olafs. Wenn der König darauf erwidert: „Gewiß ist es Hochmut von einem Bauernsohn, wenn er sich mit uns messen will," so ist in diesem Fall die Abfuhr sicher gerechtfertigt[25].

Ein Hauptvorwurf, den man den Bauern macht und der vom Mittelalter an bis in unsere Tage nicht mehr verstummt, ist die Neigung zu Luxus und Modetorheiten. Hier ist es nun tatsächlich schwer, die richtige Grenze zu ziehen. Daß der Bauer, der die Woche über sein Arbeitsgewand von Morgen bis Abend trägt, am Sonntag und bei Festlichkeiten das Recht hat, in feinem Staat daherzukommen und sich daran zu erfreuen, wird man kaum abstreiten können. Ebenso klar ist es wohl, daß gelegentlich Überschreitungen vorkommen. Bartels (a. a. O. 44) sagt über die bäuerliche Mode im Mittelalter: „Wo sich größerer Wohlstand verbreitete, wie in Österreich, drang die Mode auch wohl in die bäuerlichen Kreise. Zunächst wurden ausländische Tuche verwandt; statt der hier und da sogar gesetzlich vorgeschriebenen Farben, Grau (für den Alltag) und Blau (für den Feiertag), wählte man das glänzende Rot, Blau und Grün, auch möglichst viel von verschiedenem Stoff, ließ das Haar wachsen und gar wickeln, um die Locken der Freien nachzuahmen, und trug seidengefütterte und verschnürte Hüte und Kappen. Berühmt ist die Schilderung der Kappe des jungen Helmbrecht, auf der nicht weniger zu sehen war als auf dem Schild des Achilles. Daß die Frauen noch ein übriges taten, sich parfümierten und schminkten, Spiegel an der Seite trugen usw., wird auch berichtet. Doch darf man die Schilderung des bäuerlichen Luxus schwerlich als allgemeingültig annehmen; so sicher eine Tendenz, die Mode mitzumachen, alle Zeit durch alle Stände geht, so gern hat man die hervorstechenden Ausnahmen als die Regel angesehen, sie noch übertrieben und dann über die Verderbnis gejammert ... die Arbeitstracht bleibt, schon aus praktischen Gründen, im wesentlichen dieselbe, beinahe bis auf unsere Zeit." Auch in einer Zeit, wo es dem Bauer bereits schlecht geht, klagt Sebastian Brant in seinem „Narrenschiff" (82. Abschnitt):

Der Zwilch schmeckt ihnen nicht mehr sehr,
Sie wollen keine Joppen mehr;
Es muß sein leydisch und mechelsch Kleid
Und ganz zerhacket und gespreit,
Mit aller Farb, Wild über Wild,
Und auf dem Ärmel ein Guckucksbild.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts, wo der Bauer endgültig frei geworden ist, setzen die Klagen über den bäuerlichen Luxus wieder ein. Rosegger macht allerdings das Zugeständnis, daß er über die Frauen und Mädchen erst gar nicht redet, weil die Eitelkeit zur weiblichen Natur gehöre, nur

[24] Gislasaga 9.
[25] Laxdoelasaga 74.

Digitized by Google

die Geckenhaftigkeit der Bauernburschen gibt ihm Anlaß zur Klage. Sicher hat er damit recht, daß Bartsalbe, Haarpomade und kölnisches Wasser für den Bauernburschen überflüssig sind, aber wir können uns damit trösten, daß Modetorheiten meist von selbst wieder vergehen, und solange die Bauern nichts Schlimmeres tun, können wir immer noch zufrieden sein. In den Sagas tritt an vielen Stellen deutlich zutage, welche Freude die Bauern an bunten Kleidern und schön verzierten Waffen hatten. Besonders auf dem Thing, wo man sich vor den anderen zeigen konnte, trat man gerne prächtig auf, und die schönsten Prunkstücke hatte man sich aus Norwegen mitgebracht. Daß in diesem Punkt das Ausland einen verderblichen Einfluß auf den isländischen Bauer gehabt hätte, läßt sich kaum irgendwo feststellen. Wenn wir gelegentlich von ein paar weiblichen Eifersüchteleien wegen eines feinen Halstuches oder eines schönen Wandteppichs aus dem Ausland hören, so hat das wahrhaftig nichts zu besagen. Dazu kommt, daß gerade die beiden Geschichten, die uns am meisten Pracht und Prunk vorführen, die Laxdoelasaga und die Njalssaga, darin nicht als verläßliche Quellen angeführt werden können. Die uns überlieferten Fassungen sind ziemlich spät und deutlich bereits von den sogenannten Südlandsgeschichten beeinflußt, die zum größten Teil aus Übersetzungen höfischer Dichtungen Frankreichs bestehen. König Hakon Hakonarson (1270—63), der sein Land mit Gewalt modern machen wollte, glaubte auf diese Weise das höfische Rittertum auf den Norden übertragen zu können. Daß der Schwulst im wesentlichen auf die Literatur beschränkt blieb und das nordgermanische Wesen im Innern nicht berührt hat, ist ja noch ein Glück.

Im „Meier Helmbrecht" wird gelegentlich über die Ausbildung des Trinkwesens geredet, das die bäuerlichen „Ritter" mit Wonne übernehmen (V. 985 ff.):

daz sint nû hovellîchiu dinc:
trinkâ, herre, trinkâ trinc!
trinc daz ûz, sô trink ich daz!

Im Norden bleibt der „Comment" völlig auf Norwegen beschränkt[26], ebenso der freiere Verkehr mit Frauen[27]. Eine einzige Ausnahme bringt uns die Hallfreðarsaga (Kap. 9). Kolfinna, Hallfreds Jugendgeliebte, ist mit einigen Frauen auf dem Sennhaus. Der (nicht bäuerlich veranlagte) Skalde Hallfred, der gerade aus Schweden zurückgekehrt ist, wo er geheiratet hat, kommt zufällig mit seinen Leuten dorthin. Er selber schläft nun bei Kolfinna, und auch jeder seiner Gefährten bekommt sein Weib für die Nacht. Da aber dieses heikle Abenteuer in isländischer Sagadarstellung kaum ein Gegenstück findet[28], kommt es für eine Wertung der allgemeinen Zustände nicht in Frage.

Es ist scharf zu betonen, daß es sich da, wo die Beeinflussung eines Isländers durch ausländische Einflüsse getadelt wird, jeweils um charakter-

[26] Vgl. dazu meinen Aufsatz: Gemeinschaftsleben und Geselligkeit im alten Island und im deutschen Bauerntum, Niederd. Zeitschr. f. Volkskunde 12, 1934, 202.

[27] Ebenda 205 f.

[28] Vgl. Felix Niedner in der Einleitung zu Thule 9, 17.

Digitized by Google

lich minderwertige Personen handelt, die eben überall vorkommen können. Man denkt an den Sohn Eleseus des Bauers Isaak in Knut Hamsuns „Segen der Erde", der, obwohl von bester bäuerlicher Abstammung, völlig aus der Art geschlagen ist, schließlich nach Amerika geht und dort verkommt. Und dies bringt uns noch einmal auf den Gegensatz zwischen Stadt und Land. Der Stolz des fürstlichen Kriegers hatte, wenn er mit der Zeit auch in Hochmut ausartete, immerhin zunächst eine gewisse Berechtigung, und da sehen wir mit Staunen, daß das städtische Bürgertum, sobald es sich richtig entwickelt hat, mit einer viel größeren Verachtung auf den Bauer herabsieht, als es je von seiten der Ritter geschehen ist. Worauf war denn das Bürgertum so stolz? Man kann den Gedanken nicht von sich weisen, daß der Bürger in jenen ersten Zeiten etwas vom Emporkömmling an sich hat, der ja immer den Abstand nach unten schärfer betont als einer, der seit vielen Geschlechtern einer vornehmen Familie angehört. Schließlich gründete sich aber der städtische Hochmut auf die sogenannte „Bildung", und man war ängstlich bestrebt, diese für sich allein zu pachten und vom Bauer möglichst fern zu halten. Wenn der Bauer dann dem vornehmen Städter wenigstens in Kleidung und Lebensweise gleichzukommen trachtete, jammerte man über den bäuerlichen Dünkel. Dabei handelte es sich in erster Linie um diejenigen Bauern, die mit der Stadt in Berührung kamen, wie ja auch heute die Bauern in nächster Nähe einer Stadt den verderblichen Einflüssen am meisten ausgesetzt sind, und diese Gefahr hat sich durch die Verkehrsentwicklung natürlich gesteigert. Wenn heute einmal ein Abkömmling aus gutem altem Bauerngeschlecht auf die schiefe Ebene gerät, handelt es sich eben um eine jener Ausnahmen, die, wie wir gesehen haben, immer einmal vorkommen können. Sehr zu Unrecht hat daher der Städter seine Verachtung ohne weiteres auf den ganzen Bauernstand ausgedehnt, wohl auch deswegen, weil er meistens die echten Bauern nicht kennt, und die Klagen, die in den letzten Jahrzehnten über die Verderbnis der Bauern aus der Stadt gekommen sind, waren deshalb sehr oft nicht gerechtfertigt. Um den Bauernstand wieder in die Höhe zu bringen, mußte man das Übel an der Wurzel anfassen, und das hat erst unser neuer Staat getan. So notwendig das Bauerntum wirtschaftliche Hilfe brauchte, wichtiger war zunächst die Wiederherstellung seiner Ehre, und heute ist es nun endlich so weit, daß das Wort „Bauer", das seit Jahrhunderten im Munde der anderen Stände ein Schimpfwort geworden war, wieder ein Ehrenname ist, den nur der führen darf, dem er zukommt und der sich dessen würdig erweist.

Digitized by Google

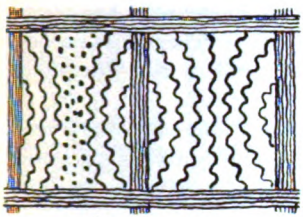
Kratzputz im badischen Frankenland.

Von **Heiner Heimberger**, Neunkirchen.

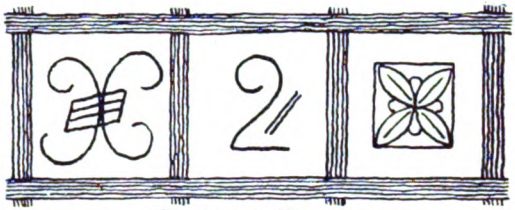
Wer heute in den Bauernhäusern nach den Erzeugnissen der alten Volkskunst sucht, der findet meist zu seiner schmerzlichen Enttäuschung von dem Inventar der Großväterzeit kaum noch bemerkenswerte Stücke. Dafür sind die Stuben gefüllt mit städtischer Massenware, wie sie von den Dorfbewohnern während der Dienstzeit oder der Lehrjahre in der Stadt kennen gelernt und als höchst erstrebenswert empfunden wurde. Und die alte Einrichtung des Bauernhauses? Es zeugt weder von Überlieferungstreue noch von Standesbewußtsein, wenn heute die bemalte Hochzeitstruhe der Urgroßmutter als Futterkiste im Stall steht, oder wenn der Jude die schöne alte Kastenuhr als Anzahlung auf eine moderne Standuhr — womöglich mit Westminsterschlag — vom Hofe schleppen konnte. Dieser Niedergang in geschmacklicher Hinsicht kam nicht von ungefähr, er ist eine Begleiterscheinung des Zerfalls der bäuerlichen Gemeinschaftskultur, der einsetzte, als die Zeit der „Aufklärung" auch für das Land angebrochen war. Nun auf einmal fühlte sich der Bauer eingeengt durch den schlichten Lebenskreis seiner Vorfahren und statt ihn in stolzer, sicherer Selbstgenügsamkeit und im Bewußtsein der Eigenart und des Eigenwertes zur Welt zu erweitern, schielte der Bauer sehnsüchtig nach den städtischen Kulturgegnungen und suchte sie seinem Heim zuzuführen. Wollte das ländliche Handwerk — der Hauptträger der Volkskunst — lebensfähig bleiben, so war es gezwungen, die Geschmacksänderung seines bäuerlichen Kunden mitzumachen.

Was von der alten Volkskunst dieser Zeiten überlebte und weitergeübt worden war, das zerbröckelte seit dem Weltkriege durch die nun einsetzende wirtschaftliche und seelische Not. Aus Billigkeitsgründen konnte sich der Handwerker gar nicht mehr die Zeit nehmen, auf seine Arbeiten die Werkfreude und Liebe zu verwenden, die zur Vollendung des Ganzen eben jene spielerische Ausschmückung dazu gibt, die sein und des Bestellers Schmuckbedürfnis befriedigt und die Volkskunst ausmacht. Damit sei jedoch durchaus nicht gesagt, daß die alte Volkskunst sich wieder belebt und entfaltet, wenn nun durch die wirtschaftliche Wiedergesundung und Sicherheit ihrer beiden Träger, des Handwerks als dem Erzeuger, des Bauern als dem Verbraucher, wenigstens die materiellen Voraussetzungen dafür gegeben sind! Vielmehr muß es dem Bauern selbst klar werden, daß er durch seine Erneuerungssucht das ganze Dorf zum Zerrbild städtischer Lebensgewohn-

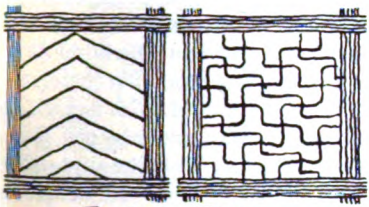
Digitized by Google



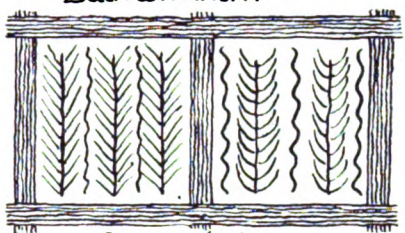
Hirschlanden



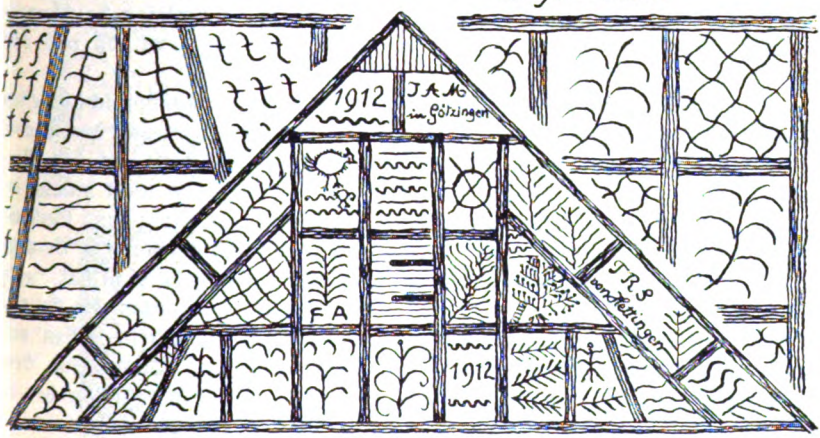
Buch am Ahorn



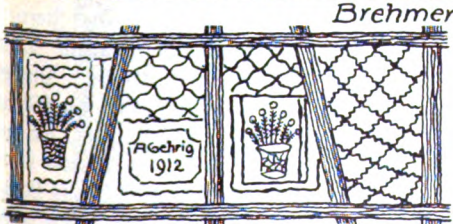
Buch am Ahorn

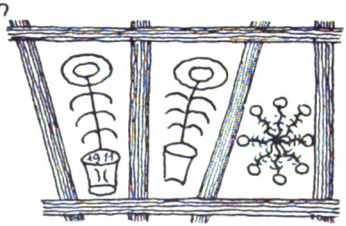


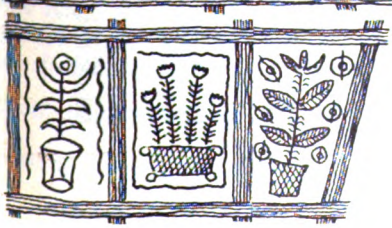
Lengenrieden



Brehmen







Gissigheim

Digitized by Google

heiten und Moden gemacht hat. Diese Erkenntnis allein wird den Bauernstand zum Kurswechsel veranlassen, wird die stockenden Lebenssäfte im Volkskörper wieder zum Fließen bringen und die Möglichkeit der Wiedergeburt einer gesunden deutschen Bauernkultur schaffen.

Der Wert der Erzeugnisse des Volkskunstschaffens als Ausdruck der Kultur des zweitgrößten Standes unseres Volkes wurde leider erst sehr spät erkannt. Seitdem aber füllen sich die Heimatmuseen mit viel wertvollem und aufschlußbringendem Gut, das vor dem bäuerlichen „Bildersturm" gerettet werden konnte. Vornehmlich diese Sammlungen sind heute die Fundgruben für den Volkskunstforscher. Doch hat er auch jetzt noch — wenn auch nur selten — die Möglichkeit, aus der lebensfrischen Wirklichkeit des Volkes zu schöpfen. So lebt noch heute einer jener uralten Überlieferungsreihen der Volkskunst in einem Winkel unserer Heimat. Es handelt sich hierbei um Zeichnungen, die in den Verputz der Fachwerkwände von Wohnhäusern und Scheuern hineingekratzt sind und daher im Volkskunstschrifttum mit „Kratzbutz" bezeichnet werden. Volkstümlich ist diese Namengebung jedoch nicht, denn die Hersteller der Kratzmuster verstehen unter „Kratzputz" eine jener vielen modernen Verputzarten, die nichts mit diesen Zeichnungen zu tun hat. Eine allgemeine Benennung kennen sie nicht, da und dort bezeichnen sie die Verzierungen mit „Blümli".

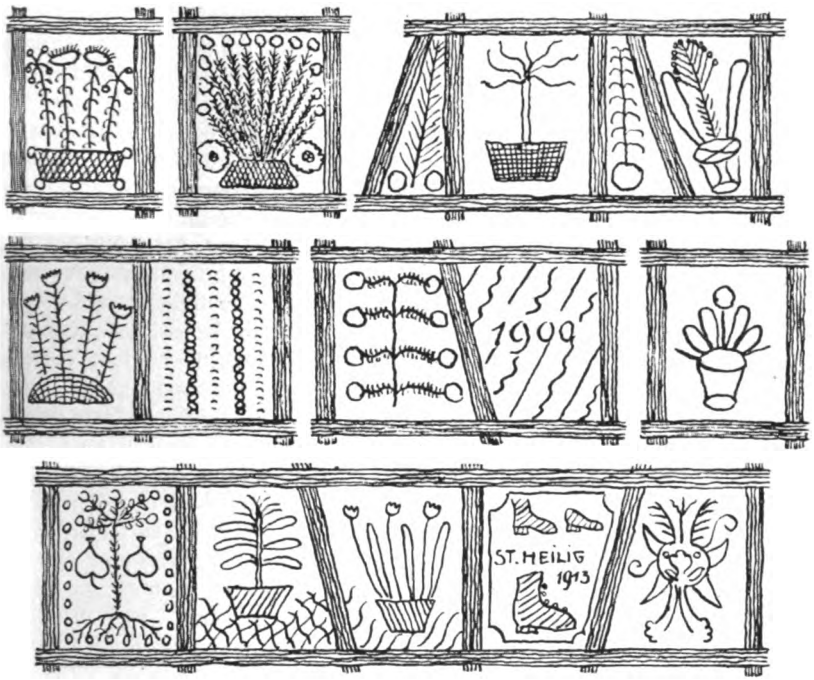
Das hier behandelte Gebiet des Kratzputzes umfaßt die südöstliche Ecke des badischen Frankenlandes: das Bauland, das im Osten von der Tauber und im Süden von der Jagst begrenzt wird. Im Norden geht das Vorkommen über die Linie Buchen — Hardheim — Königheim nicht hinaus, im Westen jedoch deuten Reste in einzelnen Orten des Schefflenz- und Seckachtales (Adelsheim und Roigheim) darauf hin, daß diese eigenartige Verputzart früher auch in dem Gebiet gegen den Neckar zu vorgeherrscht hat. Heute bildet die Linie Winzenhofen a. Jagst — Merchingen — Buchen die Grenze. In Süddeutschland ist Kratzputz bis jetzt noch nicht festgestellt in Hessen[1] und in den Haßbergen[2]. Es ist jedoch nicht Aufgabe dieser Abhandlung, Vergleiche zwischen den einzelnen Fällen zu ziehen, sondern lediglich den in 36 Baulanddörfern gesammelten Stoff rein sachlich zu betrachten.

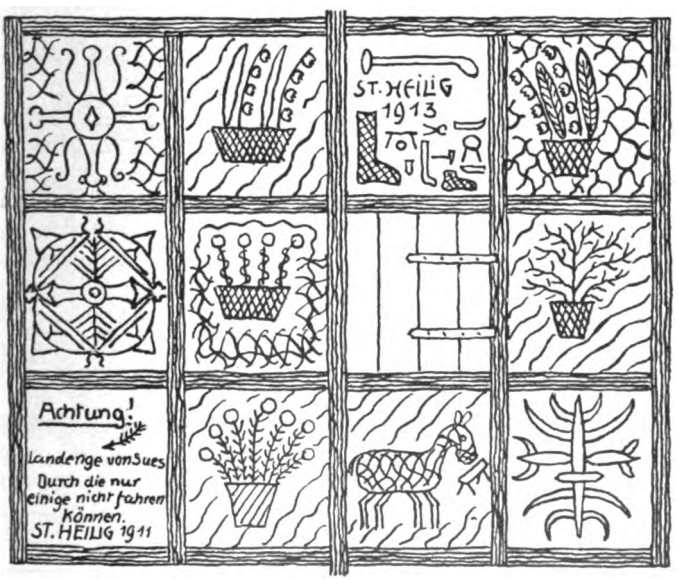
Voraussetzung für den Kratzputz ist der Fachwerkbau. Die Zimmermannsarbeit des Bauländer Bauernhauses ist rein konstruktiv. Ohne Verzierung ordnet sie sich zu einem Gerippe von Pfosten, Streben, Pfetten und Riegeln, das die Wände in einzelne Felder aufteilt. Die Ausfüllung dieser Fache geschah früher in der Hauptsache durch Stückhölzer, die mit Wickeln aus Lehm und Langstroh gedichtet wurden, oder durch mit Lehm ausgeschlagene Flechtwerkswände. Darüber kam ein Glattstrich aus Lehm, der mit Kammstrichmuster verziert wurde. Heute werden die Fache meist mit Backsteinen ausgemauert und zwar etwas zurückgesetzt, so daß der Putz bündig mit der Außenfläche des Fachwerks liegt. Als Grundstoffe des

[1] Hahm, Deutsche Volkskunst, Verlag Deutsche Buchgemeinschaft, Berlin, 1928, S. 73.

[2] Dünninger, Dr. J., „Kratzputz in den Dörfern der Haßberge", Fränkische Monatshefte, 1931, Heft 12, S. 347 ff.

Digitized by Google





Gissigheim

Digitized by Google

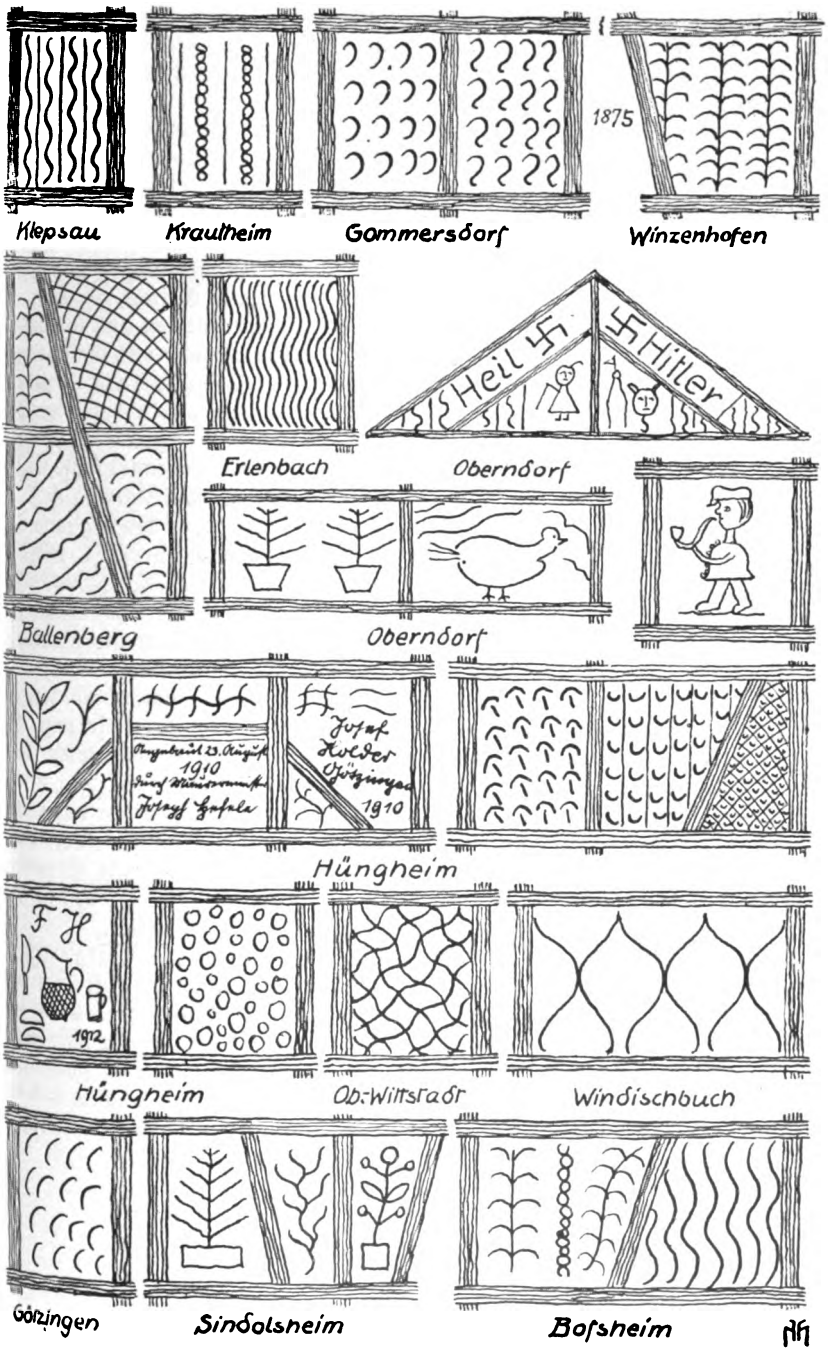
Verputzes werden heute wie in früheren Zeiten, der Billigkeit halber, die heimischen Werkstoffe verwendet: der erdige Grubensand und der Luftkalk. Da jedoch der daraus bereitete Kalkmörtel bei unsachgemäßer Mischung und Verarbeitung Schwindrisse bekommt, sucht der Maurer diesen Übelstand schon im voraus dadurch zu verhindern, daß er in die bestochenen und mit der Kelle geglätteten oder auch abgescheibten Fache vor dem Abbinden Linien hineinreißt. So lautet wenigstens die Erklärung der Maurer auf die Frage nach dem Zweck des Kratzputzes. Daß die Zeichnungen zugleich die Aufgabe erfüllen, die Flächen zwischen dem Gerippe der schlichten Holzkonstruktion des Wohnhauses und der Scheuer zu schmücken und ausdrucksvoller zu gestalten, das ist eine unausgesprochene Selbstverständlichkeit.

Das Bestechen der Flächen besorgt der Geselle, sie zu bemustern bleibt dem Meister vorbehalten. Als Werkzeug hierzu benutzt er, was er gerade an Geeignetem zur Hand hat: das Kelleneck, einen Nagel, das Zimmermannsblei oder das Fugeisen. Durch die Ärmlichkeit dieser Hilfsmittel wird die Schöpfergabe des einzelnen Volkskünstlers noch unterstrichen. Dazu kommt, daß der weiche „Speis" jeder Augenblickslaune der zeichnenden Hand gehorcht und zugleich den Stempel der Haltbarkeit in sich trägt.

Betrachtet man die einzelnen Muster der großen Bilderbogen auf den Hauswänden, so läßt sich vor allem die ausgesprochene Neigung erkennen, die Zeichnungen zu vereinfachen und zu wiederholen. Unnötig zu betonen, daß dies von den Handwerkern völlig unbewußt geschieht. Dies ist vielmehr ein uraltes Wesensmerkmal, das schon deutlich bei den naiven Höhlenmalereien der Urvölker zum Ausdruck kommt und heute auch dort noch in Erscheinung tritt, wo die Überschicht der Kultur fehlt, z. B. bei den Zeichnungen der Kinder. Gerade in dieser Hinsicht sind die Kratzmuster doppelt beachtenswert, denn in ihrer Ornamentik sind sie in den tiefsten Grundschichten der menschlichen Entwicklung verankert.

Die Vielfalt der Formen ist groß. Allein schon die aus den einfachsten Formelementen, der Geraden, der Wellenlinie und des Bogens zusammengesetzten Muster beweisen eine erstaunliche Kombinationsfähigkeit der einzelnen Meister. Diese Muster sind die häufigsten und über das ganze Bauländer Kratzputzgebiet verbreitet. Im Jagsttal und in dessen Hinterland fertigen sie die Maurer Möhler in Winzenhofen und Erlenbach, in Hüngheim und Umgebung die drei Brüder Hefele, ein junger Meister in Assamstadt, ebenso in Heckfeld. Auch die Maurer von Hettingen und Götzingen, die in einem Umkreis bis 15 Kilometer schaffen, wenden in der Hauptsache Linienmuster an. Jedoch hat jeder dieser Meister außer diesen allgemeinen Mustern seine eigenen. Inhaltlich gleichen sich alle, denn sie sind durchweg der bäuerlichen Umwelt entnommen, einem in sich ruhenden Lebenskreise, der seit Jahrhunderten in altgeprägten Formen wirkt. Meist werden Zweige und Bäume, Blüten und Blumenstöcke, Hühner und Hühnchen, Pferde und schließlich der Bauer mit seiner Tabakspfeife zum Vorbild genommen. Auch der Volkswitz findet hin und wieder im Kratzputz bildlichen Ausdruck: Ein Bauer, der während des Baues seiner Scheuer den Handwerkern gegenüber mit dem Vesper knauserte, erhielt, ihm zum Ärger und den Dorfgenossen zur Warnung, im Scheunengiebel einen Mostkrug mit Glas, Brotlaib und

Digitized by Google



Klepsau Krautheim Gommersdorf Winzenhofen

Erlenbach Oberndorf

Ballenberg Oberndorf

Hüngheim

Hüngheim Ob:Wittstadt Windischbuch

Görzingen Sindolsheim Bofsheim

Digitized by Google

Messer eingeritzt. Daß selbst die nationale Erhebung im Kratzputz verewigt wurde, beweist eine mit großen Hakenkreuzen geschmückte Scheuer, die die Inschrift trägt: „Erbaut im Jahre der Freiheit" und ein Giebel, von dem die Worte „Heil Hitler" grüßen! (Blatt 1, Oberndorf.)

Was bei den meisten Erzeugnissen der Volkskunst am stärksten ins Gewicht fällt, immer aber durch die zu starke Betonung des Wortes „Volk" in den Hintergrund gedrängt wird, ist die Begabung des einzelnen Meisters. Dies wird augenfällig bei einem Vergleich der übrigen Bauländer Kratzputzornamentik mit dem Schaffen des in Gissigheim, Amt Tauberbischofsheim, ansässigen Maurermeisters Johann Heilig. Aus seinen Zeichnungen sprudelt eine Fülle von Motiven, es ist kaum ein Gefach, in dem ein Muster wiederkehrt. Er verwendet nicht die althergebrachten und bewährten Formen, sondern schafft in unerschöpflicher Erfindungsgabe und Gestaltungsfreude immer Neues. Dabei sind auch seine Muster völlig auf die Umgebung abgestimmt: „naiv im Bild, grob im Stil" und nie von eines Kunststils modischem Gewese angekränkelt, kurz: bäuerlich. Sein eigenes Wohnhaus ist über und über mit Zeichnungen bedeckt: Rosenstöcke, Blumentöpfe, eigenartige Linienornamente, sogar des Vaters Schusterwerkstatt mit Tisch, Dreibein, Werkzeug und Schuhen erkennt der Beschauer. Da das Haus in eine schmale Gasse des Dorfes hineinragt und sie noch mehr verengt, bildet es für die Heu- und Erntewagen mancher Bauern ein ärgererregendes Verkehrshindernis. Drum sorgte der Meister für den Spott und kratzte den Spruch in den Putz: „Achtung! Landenge von Sues, durch die nur einige nicht fahren können".

Abgesehen von solchen Selbsterfindungen stammen viele, besonders die einfacheren Bauländer Kratzmuster, sicherlich aus der Überlieferung. Bei ihrer Würdigung und dem Versuch, sie zu deuten, zieht man leicht Fehlschlüsse. Immerhin könnte sich hinter den in der Bauernkunst so beliebten Blumenstöcken der uralte Lebensbaum verbergen. Da sogar hin und wieder das Sinnbild des Sonnenrades angewendet wird, so liegt die Vermutung nahe, daß diese Heilszeichen ursprünglich vielleicht bewußt als Sinnbilder auf die Hauswände geritzt wurden. Später freilich hatten sie jeden tieferen Sinn verloren und waren zum bloßen Linienspiel geworden.

Der Bauer selbst steht im allgemeinen dem Kratzputz völlig gleichgültig gegenüber; seine Bindung an die althergebrachte Sitte ist nur noch lose, sie besteht vielfach nur noch im Gewährenlassen des Maurers. Es ist also keineswegs so, daß der Maurer in bezug auf die Kratzmuster an irgendeinen Auftrag seines Arbeitgebers, des Bauern, gebunden wäre, er schafft frei. „Früher war es viel gemütlicher, da hatte der Bauer noch Geld und wir Maurer noch Zeit für so etwas!", dieser Ausspruch eines alten Handwerkers zeigt deutlich den Wandel der Zeiten.

Digitized by Google

Ein Richtfest in Edingen am Neckar im Gilbhart 1935.

Von Dr. Luise Vogel, Edingen.

Das Haus ist aufgerichtet. Leise regnet es seit heut morgen. Regen bringt Segen. Wir stehen auf dem Bauplatz, die ganze Familie, Groß und Klein. Auch ein paar Leute aus dem Dorf sind dabei. Und wir warten alle, bis die Erdarbeiter, Maurer und Zimmerleute sich versammelt haben. Am Himmel droht eine neue Regenwolke. Aber sie zieht vorüber und wir können mit der Feierstunde beginnen.

Hoch oben auf dem Dachgerüst haben sich inzwischen die Zimmerleute aufgestellt.

Hoch mit der Tanne,
Bier in die Kanne,
Schluck auf den Tisch,
Braten und Fisch,
Der Bauherr ist gut,
Das gibt frohen Mut.

Da haben sie auch schon den Richtbaum heraufgezogen und die Hakenkreuzfahne. Lustig flattern die bunten Taschentücher an dem Maien. Und auch die Fahne trägt ihren Schmuck: Einen Tannenkranz mit farbigen Bändern und bunten Blumen. Sie grüßen das Dorf, grüßen uns alle.

Nun aber tritt der junge Zimmermeister in seiner kleidsamen Tracht allein vor und sagt seinen Richtspruch:

Nach wackrer Arbeit, Müh' und Plagen
Hat nun die Feierstund geschlagen,
Gar stattlich steht zu unsrer Freude
Gerichtet da dies neu Gebäude:

Am Firste grüßt die lieben Gäste
Der Tannenbaum zum Richtefeste,
Und froh und stolz ist jeder heute —
Vorab die Zunft der Zimmerleute!

Digitized by Google

Heut hat von luftig hohem Ort
Der Zimmermann das Weihewort;
Er darf den Neubau zünftig weih'n,
Legt seinen Segen stolz hinein.

Von deutscher Kunst und echter Art
Hat Edingen manches sich bewahrt;
Und so wird auch der Neubau künden:
Hier ist noch Handwerkskunst zu finden!

Seh'n wir auf das, was heut vollbracht,
Das Herz uns froh im Leibe lacht:
Manch Kranken hier in diesen Landen,
Zu aller Nutzen ist's erstanden!

Was Fleiß und Tüchtigkeit erspart,
Das ruht hier fest und wohlverwahrt,
Gibt Segen hundertfältig wieder
Für unser Dorf und seine Glieder.

So laßt mich denn den Neubau weih'n:
Mög Glück und Frieden hier gedeih'n,
Des Richtbaums leuchtendes Tannengrün
Bedeute dem Haus Gedeih'n und Blüh'n!

Unserm lieben Bauherrn ein zünftiges

Holz — Holz — Holz her!
Nun bin ich an der Rede Schluß.
Erhebt die Hand mit mir zum Gruß:
Dem Führer ohne Furcht und Wanken,
Dem wir des Reiches Bau verdanken,
In dessen Geist und stolzer Kraft
Wir alle hier vereint geschafft,
ein herzhaftes Sieg Heil!

Alle Arme heben sich und stimmen in den Ruf ein. Darauf leert der Zimmermeister sein Glas und wirft es hinunter:

Nun Glas zerschmettere am Grunde,
Geweiht sei dieser Bau zur Stunde!

In tausend Scherben zerspringt das Glas.
Jetzt steht der Altgeselle oben:

Das neue Haus ist aufgericht,
Gedeckt, gemauert ist's noch nicht.
Noch können Regen und Sonnenschein
Von oben und überall herein.
Drum bitt ich den Meister der Welt,
Daß er treue Wacht behält.
Daß nicht Blitz noch Feuergefahr
Darüber hereinbrechen mag.

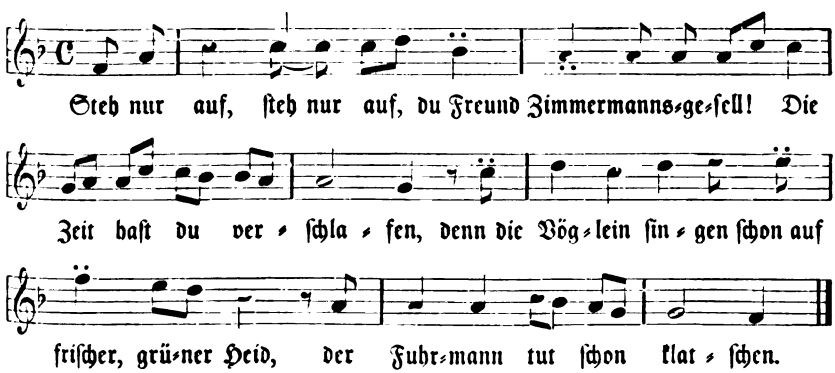
Digitized by Google

So bitt ich Euch alle, die Ihr an diesem Haus
mit besten Kräften habt geholfen, daß recht
lange Jahre unser lieber Bauherr und dessen
Familie glückliche Stunden darin verleben soll.
Daher nehme ich mein Glas in die Hand
Und trinke es aus mit bestem Dank.
Ruft, darum bitte ich Euch, meine lieben
Kameraden, unserm lieben Führer und Volks-
kanzler sowie unserm werten Bauherrn und
Familie, daß sie uns wieder Arbeit und Brot
verschafft haben, ein kräftiges Sieg Heil!

Als es verklungen, spricht der Bauherr[1] ein paar Worte des Dankes und gibt jedem der Handwerker und Arbeiter einzeln die Hand. Wir sind auf einmal alle wie eine Gemeinschaft. Still ist es ein Weilchen. Allen griff die Feier ans Herz.

Dann aber klettern all die neunzehn Mann, die am Bau mitgeschafft haben, unter Scherzen und Lachen noch einmal hinauf auf den First. Jeder knüpft sich von dem Maien ein Taschentuch los und bindet es sich um den Hals. Im Gänsemarsch geht es nachher ins Dorf. Der älteste Geselle führt ihn nach altem Brauch im Zickzack durch die Straße bis zum Gasthof. Sie singen dazu ihr Zimmermannslied:

Zimmermannslied



Steh nur auf, steh nur auf, du Freund Zimmermannsgesell,
Die Zeit hast du verschlafen;
Denn die Vöglein singen schon auf frischer, grüner Heid,
Frischer, grüner Heid, der Fuhrmann tut schon klatschen.

[1] Dr. med. Lehmann in Edingen.

Digitized by Google

Ei was frag ich, ei was frag ich nach der Vögelein Gesang
und nach des Fuhrmanns Klatschen.
Denn ich bin ein jung frisch Zimmermannsgesell,
muß reisen fremde Straßen.

An dem Rheinstrom, an dem Rheinstrom liegt 'ne wunderschöne Stadt,
Stadt Mannheim soll sie heißen.
Stadt Mannheim ist uns allen wohlbekannt, allen wohlbekannt,
Da wollen wir hinreisen.

Als wir kamen, als wir kamen vor das Heidelberger Tor,
Die Schildwach täten wir fragen,
Allwo der Zimmerleute Herberge sei, Herberge sei,
Das möchten sie uns sagen.

In der Schiffer, Schifferstraße, in dem Ritter St. Georg
Da sollen wir einkehren.
Da bringen wir ein Gruß nach Handwerksgebrauch, Handwerksgebrauch,
Dem Herbergsvater zu Ehren.

Seid willkommen, seid willkommen, meine lieben Zimmerleut,
Hier steht eine Kanne mit Weine.
Steht euch der Sinn zur Arbeit wohl hin, Arbeit wohl hin,
So schenk ich euch noch eine.

Zu der Arbeit, zu der Arbeit sind wir alle schon bereit,
Und auch die Herbergsschwester,
Allwo die Zimmerleut zünftig sein, zünftig sein,
Da schlägt man dreimal mit dem Zollstab drein.

Das war einmal ein Richtfest, heißt's noch Tage nachher im Dorf. So sollte es bei jedem Neubau sein!

Vgl. die Schilderung eines Richtfestes bei Fehrle, Badische Volkskunde 1, 126 ff.

Digitized by Google

Der Alamannenfürst Chnodomar.

Von **Eugen Fehrle**, Heidelberg.

Franz Rolf Schröder schreibt in seinem Buch „Altgermanische Kulturprobleme" (Berlin 1929), S. 68, über Einflüsse des Orients auf die germanische Kultur und erwähnt unter den „Beziehungen von Germanen zu antiken und orientalischen Kulten" unseren Alamannenfürst Chnodomar: „Ammianus Marcellinus, der Freund Julians Apostata, berichtet uns (XVI. 12, 25): Der Alemannenfürst Chnodomar ... sei lange Zeit in Gallien als Geisel festgehalten, habe dort einige griechische Mysterien kennengelernt und nun seinen Sohn, der in heimischer Sprache Agenarich gerufen sei, Serapion benannt." Schröder fügt hinzu: „Es ist klar, daß solche Männer — und ihre Zahl wird weit größer gewesen sein, als uns die wenigen versprengten Angaben ahnen lassen — auch manchesmal die Vorstellungswelt ihrer Stammesgenossen durch neue Ideen nachhaltig beeinflußt und gewandelt haben werden."

Schröder hat aber die Mitteilung des Ammianus Marcellinus nicht genau gelesen: A. M. berichtet von den Kämpfen zwischen Germanen und Römern am Oberrhein im Jahre 357 n. Chr. Der Hauptgegner der Römer war der Alamannenfürst Chnodomar. Trotz der erbitterten Gegnerschaft spricht der römische Geschichtsschreiber, der selbst als Offizier gegen die Germanen mitkämpfte, mit höchster Achtung von seinem Gegner. Ich gebe die in Betracht kommenden Sätze in der lateinischen Urschrift und in deutscher Übersetzung wieder.

23. Ductabant autem populos omnes pugnaces et saevos, Chnodomarius et Serapio, potestate excelsiores ante alios reges. 24. Et Chnodomarius quidem nefarius belli totius incentor, cuius vertici flammeus torulus aptabatur, anteibat cornu sinistrum, audax et fidus ingenti robore lacertorum, ubi ardor proelii sperabatur, immanis, equo spumante sublimior, erectus in iaculum formidandae vastitatis, armorumque nitore

23. All diese streitbaren und ergrimmten Stämme führten Chnodomar und Serapio, die an Macht andere Könige übertrafen. 24. Und Chnodomar, der verruchte Anstifter des ganzen Krieges, auf dessen Scheitel hellblond ein Haarschopf leuchtete, ging dem linken Flügel voraus, kühn vertrauend auf die gewaltige Kraft der Arme, wo heißes Toben des Kampfes zu erwarten war, über andere erhaben auf schäumendem Rosse, gestützt auf einen Speer von

Digitized by Google

conspicuus, et antea strenuus miles et utilis praeter ceteros ductor. 25. Latus vero dextrum Serapio agebat, etiam tum adultae lanuginis iuvenis, efficacia praecurrens aetatem: Mederichi fratris Chnodomarii filius, hominis quoad vixerat perfidissimi: ideo sic appellatus, quod pater eius diu obsidatus pignore tentus in Galliis, doctusque Graeca quaedam arcana, hunc filium suum, Agenaricum genitali vocabulo dictitatum, ad Serapionis transtulit nomen.

Schrecken erregender Wucht, strahlend im Glanze seiner Waffen, auch früher schon ein wackerer Soldat und vor anderen als Führer tüchtig. 25. Den rechten Flügel aber führte Serapio, damals noch ein Jüngling von sprossendem Flaumbart, aber durch Tatkraft seinen Altersgenossen vorauseilend, ein Sohn des Mederich, des Bruders Chnodomars. Mederich war sein Lebtag ein treuloser Tropf. Sein Sohn war deswegen Serapio genannt, weil der Vater lange in Gallien zum Pfand als Geisel festgehalten war, dort in griechische Geheimkulte eingeweiht wurde und diesen seinen Sohn, der in seiner heimischen Sprache Agenarich hieß, nun Serapio umbenannte.

Die hier geschilderten Kämpfe sind ein kleiner Ausschnitt aus der Auseinandersetzung zwischen dem Germanentum und Rom, oder statt Rom sagen wir vielleicht besser Romania. Damit ist der weite Kulturbereich gemeint, den damals die lateinische Sprache umfaßte: Die Pyrenäenhalbinsel, Gallien, die südlichen Alpenländer und Italien mit seinem Machtbereich im Mittelmeergebiet und südlich davon[1].

Die Römer haben den Alamannenfürsten Mederich als Geisel nach Gallien abgeschleppt, lange dort behalten und versucht, ihn in orientalisch-römische Kultureinflüsse hineinzuziehen und somit zu dem ihrigen zu machen. Vielleicht haben sie gerade diesen Fürsten gewählt, weil sie ihn (nach dem eigenen Zeugnis des Ammianus Marcellinus) für einen treulosen Tropfen angesehen haben. Man darf wohl daraus schließen, daß die Römer in ihrer Verführungspolitik mit klugem Blick und mit Kenntnis der Verhältnisse auswählten. Dort hat Mederich — ob freiwillig oder unter Zwang, wissen wir nicht — seinen Sohn Agenarich umbenannt in Serapio. Aber der Sohn Agenarich war besser als sein Vater. Nach Rückkehr in die Heimat wurde er nicht, wie die Römer wohl glaubten, ein Verfechter der römischen Sache, sondern kämpfte als treuer Sohn seiner Heimat an der Seite seines Onkels Chnodomar gegen seine Unterdrücker. Der Name Serapio, den man ihm in der Fremde aufgehängt hatte, hat ihm die germanische Seele so wenig verdorben wie die orientalisch-griechischen Mysterien, in die man ihn wohl mit dem Vater in der Fremde eingeweiht hatte.

Und nun zu Schröders Bericht und Folgerungen: Es ist nichts davon berichtet, daß Chnodomar in Gefangenschaft war und sich treulos bewies, im Gegenteil, er gehörte zu den zähen Alamannen, die unentwegt in der

[1] Das Wort Romania steht bei Ammianus Marcellinus 16, 11, 7. Vgl. Philolog. Wochenschrift 1925, S. 381 f.

Digitized by Google

Südwestecke des Reiches gegen die römischen Eindringlinge kämpften. Solchen Helden und dieser alamannischen Zähigkeit verdanken wir es, daß das Volkstum in der Südwestecke des Reiches, trotz aller Überfremdungsversuche, seit vielen Jahrhunderten deutsch geblieben ist und deutsch bleiben wird. Die Zähigkeit, mit der damals die Alamannen gegen die Römer kämpften, hat der Alamanne heute noch, im Alltagsleben wie bei jedem Kampf.

Schröder hat diese Nachrichten des römischen Geschichtsschreibers eingereiht unter die Belege für starken Einfluß orientalisch-griechisch-römischer Kulte auf das Germanentum. Ich halte diesen Einfluß nicht für so groß. Es wird im wesentlichen die verstädterte Bevölkerung im Rheinland erfaßt, das germanische Volkstum aber höchstens da und dort oberflächlich berührt haben.

Jedenfalls ist das, was Schröder von Ammianus Marcellinus heranzieht, zu berichtigen und anders zu bewerten. Die Ehre unseres wackeren Alamannenfürsten Chnodomar ist unbefleckt.

Ob die Zahl der ihrem Volkstum untreuen Germanen weit größer gewesen sei, als uns die wenigen versprengten Angaben ahnen lassen, wie Schröder vermutet, möchte ich bezweifeln. Aber wir Deutsche sollten in solchen Fragen, wo es sich um angebliche Entartung unseres Volkstums handelt, derartige Vermutungen gar nicht aussprechen. Denn aus der — so ganz unbegründeten und durch die hier besprochene Stelle widerlegten — Vermutung machen zu leicht Gegner, die gerne germanisch-deutsche Art in den Schmutz ziehen, eine Behauptung.

Die Ausgabe des Ammianus Marcellinus von Clark muß neu durchgearbeitet und verbessert werden.

Ich habe den Text in dem oben angeführten Stück so gestaltet, wie er mir richtig scheint, und mich nicht an den Text von Clark gehalten.

Digitized by Google

Kuoni von Stockach und sein Narrenprivileg.

Von Dr. Hermann Baier, Karlsruhe.

Von all denen, die über Kuoni von Stockach und die Stockacher Fastnacht schrieben, hatte, wie es scheint, nur Theodor von Liebenau das Bedürfnis, sich zu fragen, was es denn eigentlich mit dem Ahnherrn der Stockacher Fastnachtsfreudigen für eine Bewandtnis habe[1]. Alle andern erzählen von ihm mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der sie von der weißen Dame reden, die dem Prinzen Louis Ferdinand von Preußen vor dem Gefecht bei Saalfeld erschienen sein soll[2].

Kuoni von Stocken oder Stockach — dies ist sein eigentlicher Name, erst Mißverständnisse und Unverstand machten einen Hans Kuoni und Hans Kühne aus ihm — wird heute gewöhnlich mit der Schlacht am Morgarten in Verbindung gebracht. Im Kriegsrat des Herzogs Leopold von Österreich, vor diesem ersten großen Waffengang zwischen Habsburgern und Eidgenossen, soll der herzogliche Hofnarr, eben unser Kuoni, als die Ritter einhellig zum Angriff rieten, auf des Herzogs Frage, wie ihm der Rat gefalle, geantwortet haben, der Rat gefalle ihm nicht; die Herren hätten alle nur geraten, wie man in das Land hinein, nicht aber, wie man wieder herauskomme.

Die erste Erwähnung Kuonis findet sich viel später, als man gewöhnlich annimmt. Die ältesten Nachrichten über die Schlacht am Morgarten nennen ihn nicht. Die Chronik des Minoriten Johann von Winterthur z. B. schreibt lediglich: „Es beschlossen daher die Kriegsleute dieses Heeres einstimmig wie Ein Mann, jene Bauern zu bezwingen und zu demütigen, trotzdem sie von den Bergen wie mit Mauern beschützt seien." (Liebenau, Morgarten, S. 25.) Man sieht aber unschwer, daß diese Darstellung Raum ließ für eine Auffassung, die derjenigen der Kriegsleute nicht entsprach. Damit ist freilich noch nicht gesagt, daß eine solche tatsächlich durch einen

[1] Theodor von Liebenau, Berichte über die Schlacht am Morgarten. Mitteilungen des Historischen Vereins des Kantons Schwyz. 3. Heft (1884), besonders S. 37 f. (künftig kurz als Liebenau, Morgarten bezeichnet). Derselbe, Die Schlacht bei Sempach (1886), besonders S. 446 f. (künftig kurz Liebenau, Sempach genannt).

[2] Vgl. Hans Saring, Prinz Louis Ferdinand als Führer der Avantgarde im Oktober 1806. Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte 45, S. 233—261.

Digitized by Google

Narren zum Ausdruck gebracht wurde. Kuonis und seiner Warnung wird erstmals gedacht in der sog. Berner anonymen Stadtchronik, die nach heutiger Auffassung von dem Berner Stadtschreiber Conrad Justinger kurz vor 1420 verfaßt wurde[3]. Die beiden Berner Bendicht Tschachtlan und Diebold Schilling, die auch sonst in den älteren Teilen ihrer Chroniken völlig von Justinger abhängen, bringen gleich diesem die Erzählung von Kuonis Warnung, desgleichen der Luzerner Melchior Ruß, der wieder auf Tschachtlan fußt, und die 1507 im Druck erschienene Chronik des Luzerners Petermann Etterlin, der unmittelbar auf Justingers anonyme Stadtchronik zurückgeht[4]. Man darf also wohl sagen, die gesamte ältere Überlieferung beruhe mittelbar oder unmittelbar auf Justinger[5].

Diese ältere Überlieferung kennt nur einen Kuoni von Stocken. Wie Heinrich Brennwald, der letzte Propst von Embrach, obwohl er Justinger und Etterlin kannte, dazukam, ihn in seiner Schweizerchronik Jenny von Stocken zu nennen[6], wissen wir nicht. Vielleicht war es ein bloßes Versehen. Kein Mensch hätte wohl so schnell wieder etwas von Jenny von Stocken gehört, wäre nicht Johann Stumpf Brennwalds Schwiegersohn gewesen und Jenny von Stocken nun auch in Stumpfs berühmte Schweizerchronik übergegangen[7]. Nun war die Verwirrung da, und sie wurde nicht geringer, als eine andere Berühmtheit, Gilg Tschudi in seiner Eydgnoßischen Geschichte, bei Cuni von Stocken blieb[8]. Seitdem sprach von Jenny von

[3] Vgl. Historisch-Topographisches Lexikon der Schweiz 4, S. 429. Die Angabe bei Liebenau, Morgarten S. 37, ist unzutreffend. Druck der Warnung bei G. Studer, Die Berner Chronik des Konrad Justinger (1871) S. 341, nach diesem bei Liebenau, Morgarten S. 36 f. In der im amtlichen Auftrage verfaßten jüngeren Chronik Justingers wird zwar ein Narr und seine Warnung (Studer, S. 47, und Liebenau, Morgarten, S. 31), nicht aber der Name des Narren erwähnt. —

[4] Liebenau, Morgarten S. 39—41.

[5] Für Etterlin vgl. Liebenau, Morgarten, S. 41; Druck Etterlins in der Ausgabe von Spreng (1752), S. 39. Aus Diebold Schilling scheint die S. Urbaner Chronik des Sebastian Seemann geschöpft zu haben (vgl. Liebenau, Morgarten, S. 42, und Cisterzienser-Chronik 1897, insbesondere S. 35). Seemann schrieb zwischen 1513 und 1519. Bestimmt auf Schilling zurück geht die Chronik des Berner Schodeler von Bremgarten (1524). (Vgl. Liebenau, Morgarten, S. 43 f.) Ohne den Namen des Narren findet sich die Warnung bei Willibald Pirckheimer (Liebenau, Morgarten, S. 44 f.). —

[6] Liebenau, Morgarten, S. 46. Jetzt ist zu benützen Rudolf Luginbühl, Heinrich Brennwalds Schweizerchronik (Quellen zur Schweizer Geschichte. N. F. I. Abt. Chroniken) 2 Bände. Jenny von Stocken in I, S. 284. Die Chronik ist nach Luginbühl II, S. 614, wohl zwischen 1508 und 1516 entstanden. Darnach sind die Angaben bei Liebenau, Morgarten, S. 45 und Sempach, S. 233, zu berichtigen. —

[7] Liebenau, Morgarten, S. 56 f. Sebastian Münsters 1544 erschienene Cosmographia spricht von Cune von Stocken (Liebenau, Morgarten, S. 54). Kuni heißt er auch bei Hans Füßlin (Liebenau, Morgarten, S. 49), in einer Züricher Chronik von 1536 (Liebenau, Morgarten, S. 50). Sebastian Franck (1539) spricht vom Narren, ohne seinen Namen anzuführen (Liebenau, Morgarten, S. 51). Marx Eicher vom Luchs in Zürich hat Cuni von Stocken (Liebenau, Morgarten, S. 59).

[8] Liebenau, Morgarten, S. 62. —

Digitized by Google

Stocken[9], wer es mit Stumpf, von Cuni von Stocken[10], wer es mit Tschudi hielt. Wer sich nicht zu helfen wußte, wie J. J. Rüeger in seiner Chronik der Stadt und Landschaft Schaffhausen, schrieb Jeni (Cüeni) von Stockach (S. 561). Kritiklose Leute verfielen auf den Gedanken, Jenny für den Tauf-, Kuni für den Familiennamen zu halten und von Hans Kuoni oder Hans Kühne[11] von Stockach zu reden und zu schreiben. Auf Einzelheiten kann füglich verzichtet werden.

Nun gibt es aber, woran man zumeist nicht denkt, noch eine Überlieferung, die Kuni von Stockach mit der Schlacht bei Sempach in Verbindung bringt. So bringt Diebold Schilling von Luzern (1512) in der Erzählung über die Schlacht bei Sempach genau die gleiche Warnung des Herzogs durch den Narren — ohne dessen Namen zu nennen —, die andere von Morgarten berichten. Inzwischen war aber die Gestalt Kuonis schon so eng mit der Schlacht am Morgarten verwachsen, daß man ihn nicht noch einmal bei Sempach auftreten lassen durfte. Man erzählte daher die Warnung in anderer Gestalt und nannte den Narren Heini von Uri[12]. Man könnte die Sache auf sich beruhen lassen, wenn sich nicht an der Türe der angeblichen Zelle der Königin Agnes von Ungarn im Kloster Königsfelden eine Figur befunden hätte, die man schon 1480 als Kuni von Stocken bezeichnete[13], und wenn nicht der Humanist Heinrich Bebel in seinen 1509 erstmals erschienenen Facetiae die Erzählung auf die Schlacht bei Sempach bezogen hätte[14]. Das läßt immerhin die Annahme zu, daß es einmal eine Zeit gab, in der man in weiteren Kreisen nicht wußte, ob die Erzählung zu Morgarten oder zu Sempach gehöre.

An dieser Stelle ist nun auf eine Nachricht hinzuweisen, die man früher völlig übersehen hatte, die aber schon deshalb Beachtung verdient, weil sie wohl die früheste Erwähnung Kuonis nach Justinger darstellt. Sie findet sich in Heinrich Wittenwilers Ring, einem Lehrgedicht des 15. Jahrhunderts[15].

[9] So Johann Jakob Grasser in seinem 1625 erschienenen Schweizerischen Heldenbuch und der 1668 erschienene Spiegel der Ehren des Ertzhauses Österreich von Birken (Liebenau, Morgarten, S. 57).

[10] So Christoph Silberysen, Abt von Wettingen (Liebenau, Morgarten, S. 69). Das 1633 verfaßte Verzeichnuß lobwürdiger geschichten und Feldtschlachten, das den Narren Cuni von Stouffen nannte (Liebenau, Morgarten, S. 78), vermochte keine weitere Verwirrung zu stiften.

[11] Die sehr wenig zu Stockach passende Schreibart Hans Kühne scheint auf Kolbs Historisch-statistisch-topographisches Lexikon von Baden (1813/16) zurückzugehen.

[12] Liebenau, Sempach, S. 208 und S. 446 f.

[13] Liebenau, Sempach, S. 447.

[14] Vgl. G. Bebermeyer, Heinrich Bebels Facetien (Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart, Band 276), S. 118. Bebel nennt zwar den Namen des Narren nicht, aber da er den Kriegsrat in Stockach stattfinden läßt, wäre es seltsam, wenn er nicht an Kuoni von Stockach, sondern etwa an Heini von Uri gedacht hätte. Außer bei Bebel findet sich die Erzählung (auf Sempach bezogen) in Zincgrefs Apophthegmata (1626) und in Flögels Geschichte der Hofnarren. Flögel nennt den Narren Jenny von Stocken (S. 267).

[15] Neueste Ausgabe von Edmund Wießner, Heinrich Wittenwilers Ring. Leipzig, Reclam, 1931.

Digitized by Google

Nach dem Ring kam es im Anschluß an Streitigkeiten bei einer Bauernhochzeit zum Krieg zwischen den Orten Lappenhausen und Nissingen. Als die beiden Heere in Sehweite voneinander standen, sprach Kaiser Lechspiß:

„Wer nu ze ritter werden well,
Der mach sich fürher so geswind!"
Des cham da her sam aus eim traum
Perchtold von dem Kerssenpaum,
Ein edelman und sechper gar.
Dar nach so cham geritten dar
Chuoni von Stochach
Und der Tirawätsch hin nach;
Haini von Gretzingen
Cham auch zuo denen Dingen.
Des zoch der kaiser aus sein swert
Und sprach: „Ir seits der eren werd."
Er schluog seu mit der chling entwerchs
Und ward in singend disen vers:
„Hie besser ritter danne knecht!"
Die andren sprachent: „Daz ist recht." (Vers 8624—8640.)

Die Ritterherrlichkeit dauerte nicht lange. Sie erstickten im Kampfe in ihren Rüstungen:

„Die ritter augten auch ir macht
In irer nüwen ritterschaft,
Bis das seu allesammt so
Derstikten in der hitz aldo." (Vers 9182—9185.)

Über Wittenwilers Ring ist in den letzten Jahren viel geschrieben worden[16]. Auch mit Chuoni von Stochach hat man sich beschäftigt, und man hat geglaubt, in ihm den Züricher Stadtschreiber Michael Stebler, genannt Graf von Stockach, erblicken zu können, der im sog. Alten Zürichkrieg (1439 ff.) eine bedeutende politische Rolle spielte[17]. Wenn derlei Auffassungen von Leuten von der Bedeutung Nadlers und Adolf Freys[18] vertreten werden, besteht die Gefahr, daß sie wenigstens zeitweilig Anerkennung finden und Verwirrung stiften. Hätte man sich daran erinnert, daß Justinger schon 20 Jahre vor dem Alten Zürichkrieg, zu einer Zeit, wo Michael Stebler noch ein unbekannter Mann war, den Kuoni von Stockach im Zu-

[16] Eine Reihe von Untersuchungen ist angeführt bei H. Edelmann, Zur örtlichen und zeitlichen Bestimmung von Wittenweilers „Ring" in den Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte, herausgegeben vom Historischen Verein des Kantons St. Gallen 29 (1934), S. 121—141.

[17] Vgl. Edelmann, S. 135 f., und Historisch-Biographisches Lexikon der Schweiz III, S. 626.

[18] Edelmann, S. 135 f.

Digitized by Google

sammenhang mit der Schlacht am Morgarten nannte, so wäre man sicher nie auf den Gedanken verfallen, eine derartige Gleichsetzung vorzunehmen[19]. Sie ist unmöglich, und man sollte sich beeilen, sie möglichst schnell zu vergessen. Dagegen hat man mit Recht im Erstickungstod Kuonis im Harnisch eine Parallele zur Schlacht bei Sempach gefunden, wo tatsächlich zahlreiche Ritter bei der herrschenden großen Hitze in ihren Harnischen erstickten. Auch auf sonstige Anklänge an die Überlieferung über Sempach hat man meines Erachtens mit Recht hingewiesen[20]. Ich möchte jedoch davor warnen, nachdem die Gleichsetzung Kuoni von Stockach = Michael Stebler unmöglich ist, Kuoni von Stockach etwa unter den Toten von Sempach zu suchen. Wiederholt begegnen wir in den Nachrichten über die bei Sempach Gefallenen einem Heinrich Stocker von Pruntrut[21]. Da ihn auch eine Thurgauer Chronik aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts nennt, bestünde immerhin die Möglichkeit, daß der Name auch dem Dichter des Ringes bekannt geworden wäre. Ist es schon einmal soweit, so gerät man zu leicht in die Versuchung, auch nach dem Tirawätsch Umschau zu halten. In der Tat fielen bei Sempach eine Anzahl von Rittern ab der Etsch, z. B. Konrad von Thuring ab der Etsch, Niklaus und Christoffel Götsch von Bozen und Fridricus Tarraws vom Etschland[22]. Ich halte es für völlig ausgeschlossen, daß der eine oder der andere dem Dichter des Ringes vorschwebte. Wäre der Dichter des Ringes unbedingter Parteigänger der Eidgenossen, so ließe sich darüber reden; da er dies nicht ist, wüßte ich nicht, was ihn dazu bestimmt haben sollte, Männer zu verhöhnen, die bei Sempach geblieben waren. Man braucht nur unbefangen den Ring durchzulesen und man wird sich überzeugen, daß die Angehörigen und Parteigänger Stockers usw. in der Erwähnung eine Lächerlichmachung der Gefallenen hätten erblicken müssen. Sollte man dem Dichter das wirklich zutrauen? Überdies war, wie aus Justinger hervorgeht, Kuoni von Stockach bereits bekannt, als der Ring entstand, und es ist keinerlei Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden, daß Justinger mit seinem Narren den Heinrich Stocker von Pruntrut gemeint hätte.

Wann die Verse entstanden sind, läßt sich wenigstens vorläufig nicht mit Bestimmtheit sagen. Vor allem wird es sich auch darum handeln, ob sie zum ursprünglichen Bestand des Ringes gehören oder ob sie späteres Einschiebsel sind. Feststehen dürfte aber heute schon, daß Justinger nicht den

[19] Auch daß Wittenwiler den Versuch gemacht haben sollte, den Züricher Stadtschreiber in das Gewand des aus der Morgartenüberlieferung bekannten Kuoni von Stockach zu kleiden, halte ich für ausgeschlossen. Kuoni von Stockach warnte; Stebler aber trieb zum Krieg. Man sollte meinen, damit sei die Sache abgetan.

[20] Edelmann, S. 137 f.

[21] Vgl. etwa Liebenau, Sempach, S. 103, 133, 188, 223, 239, 261, 316, 331. Eine Züricher Chronik aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts führt unter denen, die den Eidgenossen absagten, einen Diether von Volknant von Stockach auf (ebenda S. 146). Zurlauben spricht von Heinrich von Stockheim, genannt der Koli von Bruntrut (ebenda, S. 327).

[22] Vgl. Liebenau, Sempach, S. 103, 131, 192, 199, 225, 261, 268, 283, 332.

Digitized by Google

Ring benutzt hat und der Ring nicht auf Justinger, Tschachtlan oder Diebold Schilling fußt[23].

Soweit die älteren Nachrichten über die Schlacht am Morgarten Kuoni von Stockach überhaupt nennen, wissen sie nur von seiner Warnung im Kriegsrat zu berichten. In neuerer Zeit genügte das nicht mehr. Man empfand das Bedürfnis, des Narren Weisheit belohnt zu sehen. Über den Zeitpunkt ist man sich nicht ganz einig. Nach der einen Lesart gewährte der bei Morgarten besiegte Herzog Leopold selbst in Winterthur dem Narren ein Privileg zur Haltung eines Narrengerichts in seinem Geburtsort Stockach. Als Leopolds jüngster Bruder, Herzog Albrecht der Weise, 1352 vor Zürich zog, erschien Kuoni auch vor ihm und erhielt von ihm eine Bestätigung des Privilegs und zugleich die Bestätigung der von ihm im Jahre 1351 errichteten Narrenzunft. Da man aus Chroniken wußte, daß sich auch die Nellenburger am Züricherkriege beteiligt hatten, war man um eine stimmungsvolle Aufmachung nicht verlegen. „Landgraf Eberhard gab dem Hans Kühne sicheres Geleit, wozu sich Gelegenheit durch Abordnung eines Zugs von Rittern und Reisigen in sein Stammschloß Nellenburg darbot. Die Kunde des herannahenden Zuges belebte in Stockach jung und alt, alles drängte sich dem hochgeehrten Mitbürger und Stifter der Narrenzunft freudig entgegen, er und seine Begleiter wurden in feierlichem Zuge in die Stadt geführt und in deren Mitte die Bestätigung der Privilegien der Narrenzunft bekanntgemacht. Hans Kühne, der die letzten Jahre seines Lebens in Stockach zubrachte, starb daselbst im Jahre 1355 und dessen Geschlecht ist vor etwa 30 Jahren erloschen[24]." Andere erzählen den Hergang etwas anders[25].

Bettinger[26] z. B. meint, Herzog Leopold sei zwar damit einverstanden gewesen, der Bitte Kuonis um ein Privileg für die Gründung einer Narren-

[23] Die Einwände Wießners in Zeitschrift für Deutsches Altertum 64 (1927), S. 145, gegen die Ausführungen Nadlers im Euphorion 27 (1927), S. 172—184, nach denen der St. Galler Benediktiner Gallus Kemli um 1460 die Satire ins Lehrhafte umgedichtet habe, sind für mich überzeugend. Vgl. auch Edelmann, S. 139 f. Auch Nadlers Ausführungen in seiner Literaturgeschichte der deutschen Schweiz (1932), S. 73 ff., vermögen mich nicht zu überzeugen. Ob alle örtlichen Bestimmungen, die Edelmann machen zu können glaubt, zutreffend sind, will mir gelegentlich zweifelhaft erscheinen. Die Nissinger sind lediglich die Sippe, die Nisse (= junge Kopfläuse; vgl. Schweizerisches Idiotikon 4, Sp. 814 f.) hat, Lappenhausen ist Tölpelhausen (vgl. Schweizerisches Idiotikon 3, Sp. 1350 f. und Wießner in Zeitschrift für Deutsches Altertum 50 [1908], S. 252). Ich glaube kaum, daß der Dichter an Hausen bei Lichtensteig und an Nassen gedacht hat. Ich betone das nur, weil Gefahr besteht, daß das, was Edelmann lediglich als Möglichkeit andeutet, von weniger vorsichtigen Leuten als feststehende Tatsache betrachtet wird.

[24] So Haager in Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees 5 (1874), S. 147 f.

[25] J. Barth übernimmt diese Erzählung wörtlich in seiner 1894 erschienenen Geschichte der Stadt Stockach (S. 402), nur läßt er Kuonis Geschlecht „vor etwa 100 Jahren" erloschen sein. Überhaupt hielt sich jeder für berechtigt, hinzuzufügen oder wegzulassen, was ihm gerade beliebte.

[26] Die Stockacher Fastnacht (1930), S. 12.

Digitized by Google

zunft zu entsprechen, sei aber gestorben, „ohne daß diese Angelegenheit eine rechtliche Erledigung gefunden hätte".

Nach dem 1801 erschienenen Lexikon von Schwaben (II, Sp. 746) war Kuoni gar der Hofnarr „Kaiser Alberts I." Aufbewahrt wurde die Stiftungsurkunde oder, wie man auch sagte, der Hauptbrief im Narrenarchiv, d. h. in der steinernen Säule des Marktbrunnens zu Stockach, eine Abschrift im Narrenschatzkasten, der Narrenlade. Im Dreißigjährigen Krieg soll der Brunnen samt dem Brief zugrunde gegangen sein, weshalb 1670 eine Abschrift im neuerbauten Brunnen verwahrt wurde. Derlei Neueinlegungen sollen seitdem noch neunmal erfolgt sein. Die älteste „Abschrift" des Privilegs stammt von 1743. Wir brauchen uns mit dieser Urkunde nicht weiter zu beschäftigen, obwohl nach Bettinger (S. 13) keine Veranlassung besteht, „ihren Sinn in seiner Echtheit zu bezweifeln"[27].

Wie steht es nun mit Kuoni von Stockach und seinem Privileg in Wirklichkeit? Zunächst das Privileg. Von Herzog Leopold I. hat Kuoni sicherlich kein Privileg erhalten. Hören wir Johann von Winterthur: „Aus allen einzelnen Städten, Flecken und Dörfern waren viele umgekommen; deswegen verstummten überall die Stimmen der Freude und des Jubels, und es wurden nur Klagelaute und Weherufe gehört. Aus der Stadt Winterthur aber kam niemand um als ein einziger Bürger, welcher von den andern sich abgesondert und zu seinem eigenen Unheil den Adeligen sich angeschlossen hatte; alle übrigen kehrten mit heiler Haut und in allem wohlbehalten zu den Ihrigen zurück. Mit ihnen kam auch Herzog Lüpold zurück; aus übergroßer Traurigkeit schien er wie halbtot. Ich habe dies mit eigenen Augen gesehen, weil ich damals ein Schüler war und mit andern Schülern unter nicht geringem Jubel meinem Vater vor das Tor hinaus entgegenlief. Mit Recht aber erschien das Angesicht Lüpolds traurig und verstört; denn er hatte beinahe die ganze Kraft und Stärke seines Heeres verloren[28]." Diesem Augenzeugen werden wir doch wohl Glauben schenken dürfen und werden gleichzeitig auch begreifen, daß man in dieser seelischen Verfassung keine Narrenfreiheiten erteilt. Aber nehmen wir einmal an, Kuoni habe trotz allem von Herzog Leopold ein Privileg erhalten. Dann hat dieser arme Narr 36 Jahre lang, bis 1351, nicht ge-

[27] Nach dem Hauptbrief wird Kuoni jährlich in der Fastnacht durch das Narrengericht vergönnt, unter Stiftung je eines Eimers Wein aus dem Amtskeller und dem Stadtkeller. Alle Neubürger und alle heiratenden Bürgerssöhne haben sich jeweils zwischen Lichtmeß und Lätare mit einem halben Eimer Wein beim Narrengericht einzukaufen und dem Narrengerichte Gehorsam zu leisten. Wer sich dem Gehorsam entziehen will, hat einen halben Eimer Wein zu geben. Das Narrengericht hat Gewalt, alle widerspenstigen Narren und diejenigen, die den Narren ohne Ursache etwas in den Weg legen oder sie beschimpfen, mit der Peitsche zu bestrafen oder in den Brunnen zu werfen. Alle Juden, die in den drei letzten Tagen der Fastnacht nach Stockach kommen, sind (mit Erlaubnis der Obrigkeit) „mit der Straff und Baden des Sauzubers zu belegen", können sich aber mit einem Stück Geld im Wert von etwa einem Eimer Wein loskaufen (Bettinger, S. 14). Wer nicht ohne weiteres merkt, daß eine solche Urkunde aus neuerer Zeit stammt, dem ist nicht zu helfen.

[28] So nach der Übersetzung bei Liebenau, Morgarten, S. 27.

Digitized by Google

merkt, was für einen Schatz er in Händen hatte, und seine guten Stockacher haben gleichfalls 36 Jahre lang nicht geahnt, was aus ihm zu machen sei. Nun gut, dann stammt das Privileg eben von Albrecht II. aus dem Jahre 1352. Man möchte beinahe glauben, die Habsburger hätten nach jedem unglücklichen Feldzug keine größeren Sorgen gehabt, als Narrenprivilegien zu erteilen. Man lese doch einmal die Geschichte der Jahre 1351 und 1352 nach. Man müßte schon sehr leichtherzig sein, um in solcher Lage sich mit Fastnachtsprivilegien zu befassen, und zwar, und das ist das Entscheidende, mit Dingen, die einen überhaupt nichts angehen. Einem Kuoni von Winterthur, das damals österreichisch war, konnte Herzog Albrecht ein Privileg gewähren, nicht aber einem Kuoni von Stockach. Stockach war im Besitze der Grafen von Nellenburg und jede Privilegierung dort war deren Sache, nicht die der Herzoge von Österreich. Man wende nicht ein, die Nellenburger seien Verbündete der Habsburger gewesen. Politische Freundschaften nahmen auch im Mittelalter oft schnell ein Ende. Ein Privileg, auch ein Narrenprivileg, aber war ein Rechtsakt, der nicht mehr ungeschehen zu machen war und bei veränderter politischer Lage weittragende Folgen hätte haben können. Die Gewährung eines solchen Privilegs war und blieb eben eine Ausübung landesherrlicher Rechte. Dummheiten dieser Art mit anschließendem festlichem Einzug des Narren in Stockach sollte man denn doch den Nellenburgern nicht zutrauen. Selbst wenn man sich mit Fastnachtsbräuchen befaßt, schaden einige Kenntnisse in Rechtsgeschichte nicht. Und nun gewinnt eine andere Beobachtung Bedeutung: Bis zum Jahre 1670 haben wir nicht die geringste Nachricht von dem vielberufenen Narrenprivileg. Alle älteren Schriftsteller, auf die man sich immer wieder beruft, nennen wohl den Narren und berichten von seiner Warnung, erzählen aber kein Sterbenswörtchen von einem Privileg. Das ist kein Zufall. Solange Stockach den Nellenburgern gehörte, also bis 1465, schied jeder Gedanke daran aus den erwähnten rechtlichen Erwägungen aus. Auch nach 1465 blieb die Erinnerung an die nellenburgische Zeit zunächst noch lebendig. Erst als kein Mensch mehr daran dachte, daß Stockach einmal nicht zu Österreich gehört haben könnte, war Raum für die Erzählung von Kuonis Privileg. Es ist so gut wie sicher, daß der vielberufene Hauptbrief erst um etwa 1670 entstanden ist. Darauf deutet die Überlieferung hin und damit lassen sich auch Form und Inhalt der Urkunde aufs beste vereinbaren[29]. Schade, daß sowohl die Protokolle des Oberamts Nellenburg wie die Nellenburger Amtsrechnungen aus dieser Zeit verloren sind. Aus ihnen hätten wir am ehesten irgend welche Nachrichten erwarten können.

Ich will nicht behaupten, daß die Stockacher sich an fremde Vorbilder angelehnt haben. Aber es gibt doch zu denken, daß nach Ausweis der Surseer Ratsprotokolle der dortige Stadtnarr schon 1626 am Tag der unschuldigen Kindlein im Kostüm Heinis von Uri, des Doppelgängers Kuonis, in den Straßen herumlief[30]. Wenn schon der kleine Heini von Uri solcher

[29] Die jüngere Überlieferung stützt sich gutenteils auf die Ausführungen in Nr. 252 und 253 des Morgenblatts für gebildete Stände von 1807. Von hier wörtliche Übernahme durch Birlinger, Aus Schwaben II (1874), S. 45 ff.

[30] Liebenau, Sempach, S. 447.

Digitized by Google

Ehren teilhaftig wurde, was durfte dann erst der große Kuoni von Stockach erwarten?

Und nun zur entscheidenden Frage: Hat es je einen Kuoni von Stockach gegeben? Liebenau behauptet (Sempach, S. 447), er sei „historisch beglaubigt". Einen Beweis dafür erbringt er nicht, und die Sache stimmt nur dann, wenn die Nachrichten über Morgarten und Sempach, die sich auf ihn beziehen, nicht bereits legendär sind[31]. Wenn man allerdings Haager hört, könnte man meinen, jeder Zweifel an Kuoni von Stockach wäre eine Torheit, denn, wenn Kuonis Geschlecht erst „vor etwa 30 Jahren" — Haagers Aufsatz erschien 1874 — erlosch, ist die Sache ein für allemal entschieden. Es ist nur merkwürdig, daß Barth in seiner 1894 erschienenen Geschichte von Stockach das Geschlecht vor etwa 100 Jahren erloschen sein läßt. Hätte Haager recht, so hätte Barth von älteren Leuten noch Näheres erfahren müssen. Offenbar wußten diese nichts, und so behalf sich Barth damit, daß er das Aussterben der Familie weiter zurückverlegte. Aber auch das nützt nichts. Wir besitzen die Stockacher Narrenchronik[32] mit Einträgen seit 1743. Wenn irgendwo, hätte hier das Erlöschen von Kuonis Familie vermerkt werden müssen. Aber keine Spur davon. Die ganze Erzählung vom Fortleben von Kuonis Familie in Stockach ist daher, es bleibt gar kein anderer Schluß übrig, eine freie Erfindung aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts — übrigens kein vereinzelt dastehender Fall, wie jeder weiß, der sich in neuzeitlicher Familienforschung etwas auskennt. Nun hat man neuerdings darauf hingewiesen, daß 1407 ein Konrad Härdli von Stockach urkundlich erwähnt ist[33]. Es ist nicht die geringste Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden, daß dieser Konrad Härdli mit Kuoni von Stockach gleichgesetzt werden dürfte. Es ist ein wahres Glück, daß unsere Überlieferung über die Stockacher Geschichte des 14. und 15. Jahrhunderts so lückenhaft ist; denn wohin würde es führen, wenn einige hundert Stockacher namens Konrad daraufhin untersucht werden müßten, ob sie nicht der berühmte Kuoni von Stockach seien? Es bleibt also dabei: Bis heute wissen wir über Kuoni von Stockach nur das, was in der Überlieferung über Morgarten und Sempach von ihm erzählt wird[34].

Daß der bei Sempach gefallene Herzog Leopold III. Freude am Spaßmachen hatte, ist durch so unverdächtige Zeugen wie die Basler Rechnungsbücher sichergestellt[35]. Aber, wird man fragen, wenn Leopold III. einen Hofnarren bei sich hatte, mußte dann auch Leopold I. einen haben? Völlig ausgeschlossen ist es nicht, daß man auf Leopold I. übertrug, was man von

[31] Liebenau hat sich auch sonst umgesehen, Kuoni aber nirgends erwiesen gefunden. Wohl aber glaubt er (Morgarten, S. 38) bei Lichnowsky, Geschichte des Hauses Habsburg III (nicht IV, wie Liebenau angibt), einen Hofnarren Ernst von Stockhorn im Dienste des Herzogs Albrecht entdeckt zu haben. In der angeführten Nr. 1781 ist aber nicht von einem Hofnarren, sondern von einem Hofmarschall die Rede.

[32] Vgl. Bettinger, S. 33 ff.

[33] Vgl. Edelmann, S. 136.

[34] Der Ring scheidet hier aus.

[35] Vgl. Liebenau, Sempach, S. 69 f.

Digitized by Google

Leopold III. mit Bestimmtheit wußte. Doch ist zu beachten, daß die Übertragung in der immerhin etwas kurzen Zeit von 1386 bis nicht ganz 1420 stattgefunden haben müßte. Aber es braucht sich gar nicht um einen Hofnarren im eigentlichen Sinne zu handeln. Zu allen Zeiten und in allen Heeren hat es Spaßvögel gegeben, die alles und jedes, was geschah und nicht geschah, mit ihren mehr oder minder treffenden Bemerkungen begleiteten. Es waren nicht immer die besten Soldaten, und gleichwohl waren sie vielfach dem Hauptmann so unentbehrlich wie der Truppe. Warum soll nicht ein Stockacher Spaßvogel im 14. Jahrhundert unter Habsburgs Fahnen mitmarschiert sein und vor einem Gefecht — es braucht nicht gerade Morgarten gewesen zu sein — eine vorlaute Bemerkung gemacht haben, die sich dann herumsprach? Aber ebensogut kann die Erzählung entstanden sein, wenn man nur überhaupt einen Spaßvogel kannte, dem eine solche Bemerkung zuzutrauen war. Ja, die Gestalt des Kuoni kann selbst eine freie Erfindung der Eidgenossen sein. Der gemeine Mann nahm von jeher in gebundener und ungebundener Rede Stellung zu den Ereignissen. Man vergleiche nur die Lieder über die Schlacht bei Sempach. Daß das Selbstbewußtsein der Eidgenossen nach den Siegen am Morgarten und bei Sempach wuchs, ist selbstverständlich. Nach erfochtenem Sieg erschien in der Erinnerung alles viel selbstverständlicher, als es gewesen war. Es konnte ja gar nicht anders sein. Die Österreicher m u ß t e n unterliegen. So, wie die es angefaßt hatten, ging es nicht. Derlei Dinge muß man vorher gründlich überlegen. Einer, der die Bänke einer Gelehrtenschule gedrückt hatte, hätte an die Höhle des Löwen erinnert, in die viele Spuren hinein, aber keine herausführen. Aber mit gelehrten Erinnerungen an Äsop plagten sich die Schweizer Bergbauern und Hirten nicht. Für sie war die Redeweise, die man Kuoni von Stocken zuschrieb, weit angemessener. Ob es je einen Kuoni von Stockach gab oder nicht gab — vermutlich gab es einen etwas beschränkten Burschen dieses Namens, über den man sich allerlei Geschichten erzählte und dem man schließlich auch die Warnung vor der Schlacht am Morgarten zuschrieb —, man hatte die Ausdrucksweise gefunden, in der man den Habsburgern, diesen „dummen Teufeln", mit wenig Worten sagen konnte, wenn man mit den Schweizern Händel anfange, müsse man sich die Sache zunächst einmal gründlich überlegen; sonst könnte der Fall eintreten, daß man den Heimweg nicht mehr finde[36].

Das Gerede von Kuonis Narrenprivileg ist also, um das Ergebnis zusammenzufassen, erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts entstanden, und Kuoni von Stockach war kein hochgeehrter Stockacher Bürger, wie uns ein Oberstaatsanwalt belehren möchte, sondern ein armer Kerl, in dessen Oberstübchen nicht alles ganz in Ordnung war, der aber gerade deshalb für die Schweizer der geeignete Mann war, um durch seinen Mund den Österreichern ihre Dummheit vor Augen zu halten. Wer Kuoni von Stockach

[36] Als 1848 der Auszug von Buchheim, Bez. Meßkirch, nach dem Zusammenbruch des Heckeraufstandes wieder heimkam, rief ein etwas beschränkter Landsmann vom Straßenrand her: „Jetzt hond (= habt) Ihr Rebutlig (Betonung auf der zweiten Silbe; natürlich meinte er Republik), jetzt singet Fisakt" (Betonung auf der Schlußsilbe).

Digitized by Google

recht verstehen will, darf nicht an die Fastnacht denken[37]. Er muß betrachtet werden im Rahmen des werdenden Gegensatzes zwischen Eidgenossen und Schwaben. Mit den Schlachten am Morgarten und bei Sempach hub dieser Gegensatz an[38]. Der Schwabenkrieg von 1499 führte die gegenseitige Abneigung auf ihren Höhepunkt. Man lese nur Heinrich Hugs Villinger Chronik[39]. Hier wird der Wert des deutschen Landsknechts gemessen an der Zahl der Schweizer, die er totgeschlagen hat. Alle andern Erwägungen treten demgegenüber zurück. Hier reichen sich schon Haß und politische Dummheit gelegentlich friedlich die Hand. Soweit war es noch nicht, als man von Kuoni von Stockach zu erzählen begann. Aber die Gegensätze waren da. So darf man meines Erachtens nach wie vor Morgarten und Kuoni von Stockach miteinander nennen; nur ist der Zusammenhang ein anderer, als man bisher gemeint hat.

[37] Ich sehe voraus, daß es Leute gibt, die töricht genug sind, diese Ausführungen als einen Angriff auf uraltes Volkstum hinzustellen. Ich bin persönlich überzeugt, daß die Stockacher im 14. Jahrhundert genau wie ihre Nachbarn Fastnacht feierten, soweit ihre Obrigkeit und ihre Mittel es erlaubten. Darum bin ich aber noch lange nicht verpflichtet, an ein Narrenprivileg zu glauben.

[38] Daß die Eidgenossen seit Sempach ihren Gegnern alles üble nachsagten, geht aus den Quellenzeugnissen bei Liebenau ganz eindeutig hervor. Aber man lese auch schon die Schilderung Johanns von Winterthur über Morgarten: „Und da sie (die Kriegsleute Herzog Leopolds) ihres Sieges und der Eroberung jenes Landes, des Raubes und der Plünderung schon ganz sicher waren, nahmen sie Seile und Stricke mit sich, um daran die Beute an Klein- und Großvieh wegzuführen. Als die Bauern dies hörten und sich gar sehr fürchteten" usw. (Liebenau, Morgarten 25). Mit der Furcht fängt es an. Bei Sempach hatten die unter der Siegesbeute aufgefundenen Stricke nach Auffassung der Sieger bereits die Bestimmung, alle Eidgenossen daran aufzuhängen. Ein Schwabe bemerkt zu Sempach: A maledictis Swiczensibus prope Sentbach, qui confundantur et semen eorum deleatur in eternum (Liebenau, Sempach, S. 105). Das Chronicon Moguntinum (etwa 1406) nennt „die Schwytzer" montales et bestiales homines sine domino (ebenda, S. 141). Felix Hämmerlin spricht von ihnen als einem populus scelestus (ebenda, S. 167).

[39] Ausgabe von Christian Roder in der Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart, Band 164 (1883).

Digitized by Google

Hexenprozesse aus den Jahren 1635–1636 Löffingen–Blumberg.

Von Frau **Landgerichtsrat B. Wangner**, Heidelberg.

Der Glaube an überirdische Wesen, an Geister, die teils das Gute wollen, teils das Böse verkörpern, strömte aus ältesten Zeiten, aus allen Weltteilen, aus allen Religionen her. Er verdichtete sich in Europa im Mittelalter zum Dämonenglauben, der zu solch einer Macht anwuchs, daß während dreier Jahrhunderte die arme Menschheit dadurch schwer leiden mußte.

Es gab nichts, was nicht dem Aberglauben unterworfen war, überall war die Erklärung zur Hand, „daß es nicht mit rechten Dingen zugehe." Die Lehre des Christentums konnte die Gefahr nicht bannen; leider war sogar gerade der Kirche vorbehalten, dieses Feuer noch zu schüren und zur verzehrenden Flamme anzufachen. Es war eine leicht faßbare Erklärung, das Böse im Menschen als vom Teufel herkommend zu bezeichnen, den Streit des Himmels und der Hölle um die Menschenseele auszumalen. Was böse war, kam vom Teufel, was abwich vom Gewohnten, war des Teufels; hinter allem Möglichen suchte man Hölle und Höllenkunst.

So wurde ein Dämonenwahn gezüchtet. Aus der Bibel zusammengesuchte Stellen sollten und mußten die Beweise für das Vorhandensein von Teufels- und Zauberwerk liefern. Die Kirche erließ Verbote, setzte Strafen fest und führte die Inquisition ein. Schließlich gelang es, ihrem Begriff über Hexenwesen auch die staatliche Anerkennung zu verschaffen. Das mit der Folter arbeitende Malefizgericht wurde eingesetzt, und es beginnt eine Massenverfolgung, welche die Bevölkerung in größte Aufregung versetzt. Selbst die Reformation hatte noch keinen unmittelbaren Einfluß, so sehr war alles vom Glauben an Hexen und Teufel durchseucht. Erst später war es einzelnen tapferen, unerschrockenen Männern vorbehalten, ihre Stimme gegen das unmenschliche Verfahren zu erheben. Endlich siegte die geistige Freiheit, es kam das Zeitalter der Aufklärung. Das Strafrecht wurde gesäubert vom trüben theologischen Einfluß und damit die Welt von der Hexenverfolgung befreit.

Es war ein langer Weg bis dahin, und mit Recht erscheint uns diese Zeit als düster und dunkel. Es ist kein Ehrenblatt für die christliche Kirche, es ist geschrieben mit dem Blut der Hexen, und ihre Asche sollte der Streu-

Digitized by Google

sand darüber sein. Aber wenn wir in solchen „Hexenakten" lesen, fällt der Streusand ab und die Schrift tritt wieder rot leuchtend vor unsere Augen.

Solche Akten liegen vor uns. Es handelt sich um zwei Bände, die im Fürstlich-Fürstenbergischen Archiv in Donaueschingen sich fanden und bisher unveröffentlichte Hexenprozesse aus den Jahren 1635—1636 enthalten.

„Sie stellen vor das gerichtliche Verfahren wider zwei Männer und 23 Weiber, alle des Amts Löffingen, welche für Zaubrer-Leut gehalten, durch die Folter zur Bekenntnis des Zaubers gebracht und im Jahre 1635 bis 1636 zu Blumberg mit dem Tod, auch nach dem Tod an Geld und Gut gestraft worden."

Der erste Teil hat folgenden Betreff: Fünf aus einigem Verdacht der Hexerei im Winter-Monat des Jahres 1635 gefänglich eingezogene, durch Peinigung zur Bekenntnis des Zauberwerks gebrachte und am 22. d. Mts. durch Henkers Hand hingerichten Weiber, nämlich:

1. Die Keßler Maria.
2. Die Schloßerin Anna Zinkin.
3. Die Schreinerin Anna Friedrichin.
4. Die Sattler Bärbel, alle von Löffingen.
5. Die Maria Morzin des Hausers von Rötenbach Wittib.

19 Fragen, welche den Angeklagten gestellt wurden, waren festgelegt.

Interrogatoria.

„Worüber die verhaften Unholden von Löffingen Ihrer bezüchtigten Zauberei-Laster befragt worden."

1. Was für ein Heidenpflicht die Verhafte zum Geist und Übeln geleistet habe, auf was Manier solches geschehen und zugegangen.

2. Wie ihr Buhl und verführerischer Geist genambst werde.

3. Wie die Verhafte zu diesem Handel kommen, was der Geist ihr und sie dem Geist verheißen, mit was Worten solches geschehen sei.

4. Was für Nutzen, Geld, Gut und Ehre die Verhafte von ihrem Buhl erhofft und bekommen.

5. Wie die Verhafte hinaus bei Löffingen auf den Ahlenberg bei der Brunnenstube und sonsten andern zauberischen Tanzplätzen gebracht worden sei, ob sie zu Fuß hingangen oder aber geführt worden sei.

6. Ob die Verhafte mit einem Schmer sich bestrichen habe, woraus die Schmer gemacht und an welchem Ort sie zubereitet worden.

7. Ob sie anstatt ihres Mannes den verführerischen Buhlen genommen, damit sich vermischt und ihren Mann umzubringen dem Geist nit versprechen müssen.

8. Was die Verhafte für Menschen, Vieh und Frucht verletzt und beschädigt, auch Hagel, Reifen, Regen, Raupen, Mäuse und ander Ungeziefer gemacht habe.

9. Wer unter den Unholden vor oder nach auf die Zaubertänz mit der Verhaften gereist.

Digitized by Google

10. Ob es gewiß, daß sie wachend zu den Zusammenkünften und durch die Luft leibhaftig gefahren sei, mit was Mittel sie hin- und herkommen. Ob es ihr unterweilen geträumt habe.

11. Ob sie ihren Mitgespielen und bösen Geist bei den Zusammenkünften wesentlich und wahrhaftig mit Augen oder aber durch eine Verblendung gesehen habe.

12. Was die Verhafte und ihre andern Gespielen ihrem Buhl, dem Teufel und Abgott erzeiget und geleistet habe.

13. Was die Verhafte am meisten und fleißigsten ihrem Buhl habe verrichten müssen.

14. Wieviel und welche Leute mit der Verhaften auf den Hexenplätzen und bei ihren Geistern gewesen.

15. Zu was Ende und wie oft solches geschehen sei und welcher Zeit sie haben müssen zusammenkommen, was ihre Verrichtung gewesen, wie lang sie sich habe neben andern Mitgespielen aufgehalten, ob es in der Wildnis, in Bergen, außerhalb der Brunnenstube und allwo in fremden Häusern geschehen.

16. Ob die denunzierte und bezüchtigte Unholdin ihr Laster der Zauberei gebeichtet habe.

17. Ob sie das heilige Sakrament empfangen und genossen habe.

18. Ob sie es nit ihrem Buhlen gegeben oder anders wo hin getan und verunehrt habe, wo sie das heilig Sakrament gelassen habe.

19. Ob sie das heilig Sakrament mit Nadeln oder Messer gestochen habe.

Die erste Angeklagte, die vorgeführt wurde, war Maria Keßler. Sie war von den in Bräunlingen hingerichteten Hexen denunziert und als Unholdin angegeben worden, war auch sonst der Zauberei verdächtig. Sie wurde am 13. Dezember festgenommen und ins Gefängnis gebracht. Anfangs wurde sie gütlich, als sie aber nichts bekennen wollte, peinlich examiniert und etliche Male an der Tortur aufgezogen. Sie bekannte auch darauf hin nichts, „deswegen sie dann bis auf den 14. hinwieder eingesperrt wurde und dato vor- und nachmittags peinlich befragt worden, aber unangesehen sie unterschiedliche Male aufgezogen und auf die Leiter gespannt wurde, nichts bekannt.

Am 15. wird sie wieder morgens vorgeführt, gütlich und peinlich befragt, bekennt aber nichts. Die Ohnmacht, die sie befällt, wird mit einem teuflischen Schlaf bezeichnet. Mittags, angesichts der drohenden Folterwerkzeuge, bekennt sie auf die erste Frage: Ihr Buhl und verführerischer Geist werde Wölflin genannt und er habe sie Mohrle geheißen. Zu den andern Fragen sagt sie, daß sie erst seit einem Jahr „darhinter" kommen. Der böse Geist sei ihr übers Bett gekommen. Sie habe gemeint, es sei Keßler. Nach dem Beischlaf habe der Teufel zu ihr gesagt, er wolle sie nicht Hungers sterben lassen und ihr Essen schaffen, habe ihr Geld versprochen, sei keine ganze Stunde bei ihr gewesen. Er sei dann noch sechs Mal zu ihr gekommen, habe sie Gott und alle Heiligen, auch unsere liebe Frau verleugnen lassen. Auch ins Gefängnis sei er einmal zu ihr gekommen. Schließlich gibt sie auch an, daß der Teufel von ihr verlangt habe, des Nachbars Kuh zu lähmen und der-

Digitized by Google

gleichen. Sie habe dies aber nicht getan und sei deshalb geschlagen worden. Auf dem Tanzplatz war sie auch und hat dort verschiedene Bekannte gesehen, darunter auch Anna Zinkin.

Anna Zinkin, die Schlosserin oder auch Schreinerin genannt, weil der erste Mann Schreiner, der andere ein Schlosser gewesen. Nach peinlicher Frage, „als sie nur wenige Mal aufgezogen war und nit lang" gesteht sie, daß sie bei den Hexen sei. Ihr Buhl heiße Kommutzig. Das erste Mal sei er vor drei Jahren gekommen, gekleidet wie ein Kriegsmann, mit Stiefeln, Federbusch, gesprengeltem Kleid. Sie wollte gerade Holz holen. Er versprach ihr immer Holz zu holen, wenn sie ihm zum Willen sei. Der Beischlaf sei aber nit natürlich gewesen wie bei ihrem Mann, sondern kalt. Ein anderes Mal habe er ihr Geld gegeben, um Holz zu kaufen, seien aber nur Hafenscherben gewesen. Sie mußte Leib und Seel übergeben, Gott verleugnen. Mit einer Schmer mußte sie sich unter dem Knie salben. Dann wurde ausgefahren auf den Ahlenberg. Sie habe Sattler Bärbel gesehen. Auf dem Tanzplatz habe es Brot gegeben, das nicht richtiges Brot war und saueres Fleisch. Sie mußten Luzifer anbeten. Nach einer Stunde sei alles wieder heimgefahren. Ihr Mann sei allerwegen im Bett gelegen, sie hab ein Kissen neben ihn getan, allwo sie neben ihm gelegen. Die Sattler Bärbel sei die Vornehmste gewesen. Ihr Buhl habe sie einmal geschlagen, weil sie ein Roß nicht lähmen wollte. Am 20. Dezember ist sie nachmittags um etwas aufgezogen worden und bekennt weiter, daß sie den Vogt zu Rötenbach auf dem Ahlenberg gesehen habe, worauf sie leben und sterben wolle. Auf Geheiß ihres Buhlen sei sie einmal ins Feld gegangen, habe ein Kraut genommen und es in des Teufels Namen in ein Loch gesteckt, worauf Reif und Frost gekommen und den ganzen Blueſt (Blüte) verdorbe habe. Mit einer Salbe habe sie ihre Kunkel bestreichen müssen, was beim Spinnen eine Unzahl Raupen geworden, die alles abgefressen haben. Im Frühjahr habe sie einen Hafen umgestoßen in des Teufels Namen, worauf ein Platzregen erfolgte. Das Hexenlaster habe sie viermal gebeichtet. Das heilige Sakrament habe sie empfangen, aber wieder herausfallen lassen.

Annele Friedrich, des Schreiners Frau, sagt nach Peinigung aus. Sie gesteht ihre Hexerei ein. Ihr Geist habe sich Peterle genannt, seine Liebkosungen waren kalt, seine Gelder Scherben. Auf einer Heugabel sind sie zur Brunnenstube gefahren. Die Gabel war mit schwarzer Salbe bestrichen. Sie sind durch den Zimmerladen ausgefahren. Auf dem Tanzplatz hat sie Wein getrunken, hat aufgewaschen, hat aber auch mit Peterle getanzt. Sie haben den Teufel Obrist angebetet. Das Brot war schwarz, Salz gab es nicht. Später hat sie zünden müssen; „der Peter hat ihr das Licht hinten ins Arschloch gesteckt". Das Licht war ein brennend Holz gewesen, und sie habe auf Händen und Füßen stehen müssen.

Menschen hat sie nicht gelähmt, aber Roß und Kalb in des Teufels Namen mit dem Ellenbogen gestoßen.

Sattler Bärbel wird mit andern confrontiert, die sie als Unholdin bezeichnen. Nun wird sie gütlich und peinlich befragt. Endlich gesteht sie, ihr Buhl seit 5—6 Jahren sei Luzifer selbst, er ist der Obrist. Er sei des Nachts zu ihr gekommen, habe braune Kleider angehabt und ihr versprochen, ein

Digitized by Google

besserer Mann zu sein als der ihre. Er habe aber begehrt, daß sie Gott verleugne und alle Heiligen, weil er höher sei als Gott. Vom rechten Arm habe er ihr ein Zeichen genommen: Fleisch und Blut. Beim Tanz, vor dem sie sich gesalbt, sei sie die Vornehmste gewesen. Der Böse habe sie allezeit abgeholt. Ihren Mann habe sie mit einer Wurzel eingeschläfert. Beim Tanz seien Geiger und Sackpfeifer dagewesen. Der Geiger sei ein altes Männle von Hüfingen, der Pfeifer stamme von Immendingen. Auf dem Ahlenberg sei auch die von Schellenberg gewesen und habe getanzt; die habe eine große Pracht getrieben, ein braun gesprengeltes Kleid getragen und einen Hut aufgehabt. Sie seien lustig gewesen und hätten allerlei Leichtfertigkeiten getrieben. Der Spielmann sei in der Mitte gestanden und sie hätten ihn umtanzt. Als Bärbel von neuem aufgezogen wurde, gibt sie an, auch Vieh gelähmt zu haben. Um Hagel und Reif zu machen, sei sie zu vornehm gewesen. Unter andern gibt sie die Vögtin zu Rötenbach als Unholdin an.

Morzin Maria, Witwe von Rötenbach, bekennt, gütlich befragt, nichts. Nachdem sie zum ersten Mal aufgezogen worden ist, bekennt sie auch nichts, ebensowenig als sie schon zum sechsten Mal aufgezogen worden. Erst beim 7. Aufzug sagt sie: es sei ihr übel gegangen und da sei der Geist zu ihr ins Haus gekommen und habe versprochen, ihr zu helfen, wenn sie seines Willens sei. Das war vor dreißig Jahren. Er habe sie beschlafen in der Kammer, habe sie nicht natürlich gedünkt und sie habe gemerkt, daß es nicht recht zugehe. Der Geist sei schwarz gekleidet gewesen und habe Stiefel angehabt. Das andere Mal sei er drei Tage später, als ihr Mann im Bergwerk war, um Mitternacht zu ihr gekommen und dann noch öfters. Er hieß Hämmerle und habe sie Hexe genannt. Sie mußte ihm Leib und Seele versprechen und Gott aufgeben. Zum Zeichen habe er ihr unterm Arm Haar weggenommen. Vor dem Tanz auf dem Ahlenberg habe er ihr Salbe gegeben, womit sie den Leib beschmieren mußte, um besser fortzukommen und seinen Willen zu tun. Das erste Mal sind sie auf einem schwarzen Stecken ausfahren, zum Fenster hinaus, sagend: „Wir wollen ausfahren in des Teufels Namen. Um und um, stoß nirgends an.“ Als sie auf Hornberg gefahren seien, war auch ein Scherzinger von Vöhrenbach und Berkheim Dorothe dabei. Sie seien die Vornehmsten gewesen. Auf dem Ahlenberg seien auch viele Männer gewesen, sie hätte aber nur den Vogt von Rötenbach erkannt. Hämmerle habe ihr einen Stecken gegeben, damit habe sie ein Roß gelähmt. Das heilige Kreuz durfte sie nicht machen oder mußte dabei sagen: alt Lumpen, alt Papier. — In dieser Weise haben die fünf Frauen mehr oder weniger ausführlich unter dem Eindruck der Folter Aussagen gemacht. Einmal heißt es: die Verhafte ist ziemlich schwach, also hat weiter nichts mit ihr angefangen werden können. Die fünf Frauen wurden zum Tode verurteilt und dem Henker übergeben.

Im gleichen Monat wurden wieder Hexen in Haft genommen. Es waren sieben Weiber, dazu kamen noch zwei Männer.

1. Veronika Ichenhoferin oder des alten Benz Weib.
2. Die Elsäßerin oder Welsch Maria.
3. Scherers Maria.

Digitized by Google

4. Katharina Schaublerin, alle von Löffingen.
5. Michael Mayer, Salpeter-Sieder von Göschweiler.
6. Thebus Weber, genannt Schüssele, Sackpfeifer von Löffingen.
7. Anna Erlacherin,
8. Anna Mädlin oder Kessel Anna,
9. Rosina Schumpin, Martin Riedmüllers Weib, alle drei von Löffingen, welche wegen Verdachts des Zauberwerks im Wintermonat 1635 in Verhaftung gezogen. Darauf durch die Folter Zauberwerk zu bekennen gezwungen und dann wegen getaner Bekenntnis im Christmonat erbärmlich hingerichtet worden.

Nachdem Veronika Ichenhoferin als eine angegebene Hexe wohl peinlich als gütlich examiniert und befragt worden, bekennt sie. Sie habe ihren Buhlen Hölderlin genannt. Er sei vor acht Jahren das erste Mal zu ihr in den Garten gekommen und begehrt, sie solle seines Willens sein, wolle ihr Geldes genug geben. Auch zu dem Ende von ihm in einem Tüchlein Geld empfangen, so aber hernachen nur Hafenscherben gewesen, daß sie sich einmal gegen ihn beklagt, worauf er geantwortet, habe es nit besser. Alsdann er zu unterschiedlichen Malen gekommen, habe sie auf sein Begehr ihm Leib und Seele übergeben, auch Gott, unsere liebe Frau und alle Heiligen verleugnet. Zum Zeichen dafür habe er ihr Haar unter beiden Armen weggenommen. Wenn sie zu den Hexentänzen gefahren, habe sie eine Gabel mit einer Salbe, so sie von ihrem Buhlen empfangen, beschmiert und rittlings darauf gesessen, sprechend: „wohl her und dran, umb und an, in des Teufels Namen, stoß nirgends an", sei sie auf den Hornberg gekommen und allda mit ihrem Buhlen herumgefahren. Hernachen mußte sie mit einer Kienfackel zünden. Habe in die 50 Personen gesehen, darunter etliche erkannt. Des Obrist Hex sei Hagel und Blitz zu machen auferlegt worden. Sie selbst sei einmal auf dem Ahlenberg und bei der Brunnenstube auf dem Tanz gewesen, habe abermals viel Leut da gesehen und ihren Buhlen anbeten müssen, welcher ihr befohlen, daß sie den Leuten Schaden zufügen solle. Zu dem Ende habe er ihr ein Reisrütlein zugestellt; sie habe damit ein Schaf gelähmt, item ein Schwein und eine Kuh. Habe in des Teufels Namen einen Hafen umgeschüttet, worüber ein großer Regen erfolgte. Sie könne aber nit allezeit Hagel machen, wenn sie wolle, denn Gott lasse es nit immer zu. Sie habe Hagel über Möhringen gemacht. Ihr Buhl habe ihr angezeiget, als man sie fangen wollte, sei auch ins Gefängnis zu ihr gekommen und habe gesagt, wolle ihr helfen.

Welsch Maria erscheint vor Gericht. Wie die andern, wird auch sie in Gegenwart des Junkers von Reischach, des Lukas Heitzmann, Schaffners zu Löffingen, und des Schaffners Jakob Ziegler vernommen. Welsch Maria war von Sattler Bärbel und der Veronika denunziert worden. Sie wurde am 22. festgenommen und am 23. vor das Malefizgericht gestellt. Da sie nicht geständig war, wurde sie sowohl gütlich als peinlich examiniert. Sie gibt zu, daß sie des Ehebruchs schuldig sei, auch mit Stabhalter Glunk. Nachdem sie ausführlich darüber ausgefragt und geantwortet hat, will sie weiter nichts bekennen. Und weilen sie auf alles Zusprechen keine andern Aussagen macht, ist sie am andern Vormittag wieder aufgezogen und dann

Digitized by Google

eine Viertelstunde hängen gelassen und weil sie auf solches, sowohl auch zum andern, als zum dritten Mal nicht bekennen wollte, sondern eine Stunde ausgehalten hat, wurde ihr die Veronika unter Augen gestellt. Nachmittags ist sie abermals peinlich vorgestellt und gebunden worden. Darauf, nachdem sie ein wenig abgesetzt, bekennt sie auf vorgesetzte Interrogatoria: nachdem sie einige Zeit Umgang mit dem Bösen gehabt, sei sie nach Einsiedeln gewallfahrt, um zu beichten. Sie bekam ein Heiltum, das hat sie sechs Jahre lang vor Anfechtung bewahrt. Beim Waschen fiel ihr das Heiltum ab und hat hernach keine Kraft mehr gehabt. Ihr Buhl sei dann wieder zu ihr gekommen in grünem Kleid, Stiefeln und weißer Feder. Er gab sich als Forstknecht aus. Das Sakrament hat sie ausgespeit in der Kirche, weil der Buhl ihr verbot, es zu schlucken. Ihr Buhl heißt Gräßle. Als sie zum ersten Mal zum Tanz gefahren, ist er über das Bett zu ihr gekommen und hat zu ihr gesagt: Mädlin auf, wir wollen zum Tanz fahren, worauf er sie auf eine Gabel, sich aber auf einen Geißbock gesetzt habe, welche er beide mit Salbe beschmiert. Sie fuhr davon, sprechend: wohl auf und an, stoß nirgends an, fahr im Namen des Teufels. Bei dem Tanz habe sie unterschiedliche Personen erkannt. Sechs Jahre habe sie dem Laster dann wieder entsagt, dann sei Gräßle wieder gekommen und habe gesagt, er habe nun erneut Teil an ihr, habe sie wieder beschlafen und ihr Haar unter dem Arm weggenommen, ihr dabei auch kund getan, daß sie des Nachts auf den Ahlenberg müsse, welches geschehen. Seien allda rote und weiße Weine genug gewesen, item Braten, aber kein Brot. 50 Personen seien dagewesen. Sie habe auch den Tanz beim Bildstock in Göschweiler mitgemacht und auch dort gesehen, daß die Armen allerlei tun müßten und der Reichen Fußschemel seien. Ihre Verrichtung sei gewesen, daß sie mit der Kienfackel zünden mußte (wie oben). Ihrem Mann habe sie eine Wurzel, so ihr der Buhl gegeben, unter die Füße gelegt, weswegen er lang schlafen mußte. Gräßle sei zu ihr gekommen, als man sie fangen wollte, und habe ihr gesagt, solle nichts bekennen, werde wieder los werden. Sie habe sollen den armen Leuten Pulver geben, Roß lähmen und Wetter machen, habe es aber nit getan.

Katharina Schäublerin gibt ihre menschlichen Verfehlungen zu, das Hexenwesen aber bestreitet sie. Deswegen wird sie gebunden, an die Tortur geschlagen und ein wenig aufgezogen. Darauf bekennt sie, daß der Böse bei ihr gewesen in schwarzer Gestalt. Sie wird mit den andern confrontiert, die behaupten, sie sei eine Hexe wie sie. Da Katharina nichts weiter aussagt, wird sie erneut aufgezogen und immer wieder, bis sie aussagt: Der Böse sei vor einem Jahr in der Ernte zu ihr gekommen, als sie von ihrem Mann geschlagen worden war, bis sie ohnmächtig wurde. Er sei in Gestalt des Schmalz zu ihr gekommen, habe ihr ein Zeichen an der Seite genommen. — Daraufhin wurde Katharina an der Seite gestochen, es kam kein Blut heraus, sie hatte auch kein Empfinden.

Maria Mayerin, Scherers Maria von Löffingen genannt, wird gütlich und peinlich examiniert. Die Aussagen sind auch hier im wesentlichen die gleichen. Dieses Mal heißt der Böse Federle und ist in einer Soldatengestalt zu ihr gekommen, mit schwarzem Kleid und Degen. Hat versprochen,

Digitized by Google

sie und ihre Kinder durchzubringen. Ist öfters zu ihr gekommen und sie hat ihm Leib und Seele übergeben. Sein Geld sei nur Verblendung gewesen. Als sie sich darüber beklagte, frug er, ob sie nicht wisse, daß der Teufel ein Schelm sei. Zu den Hexentänzen sei sie mit einer Schürgabel gefahren, nachdem sie sich zuvor mit einer Salbe über den Rücken gefahren. Auf dem Ahlenberg sei der Tanz angestellt worden. Sie habe aufgewaschen und verschiedene Personen gesehen, sei aber alles dergestalt durcheinander gesprungen, daß sie nicht alle habe erkennen können. Ihr Buhl habe ihr Salbe gegeben, womit sie ihren Mann umbringen sollte. Sie sei auf ihren Kühen in des Teufels Namen herumgeritten, daß solche lahm geworden, habe des Weißgerbers Kuh, so hernach gestorben, gelähmt. Habe auch helfen Hagel und Reifen machen. Das Laster habe sie gebeichtet, und das Sakrament wohl empfangen und genossen, sei dafür von ihrem Buhlen geschlagen worden. Ihr Gebet sei: alt Hosen, alt Lumpen. Das heilige Kreuz habe sie in des Teufels Namen gemacht.

In Gegenwart des Herrn Obervogts Dr. Hammar, Junkers von Reischach und Schaffners Ziegler bekennt Michael Mayer, Salpeter-Sieder, nachdem er viermal aufgezogen war. Sein Buhl heiße Finkenreiterin. Sie sei vor etwa vier Jahren in Gestalt einer schönen Jungfrau auf einem Feld unter einem Baum zu ihm gekommen. Er habe sie beschlafen und nach solchem sei sie wieder verschwunden. Habe hernachen sie noch unterschiedliche Male beschlafen und ihr deswegen Leib und Seele übergeben, auch zugleich Gott verleugnet. Daher der Nagel am kleinen Finger der rechten Hand zum Zeichen ihm abgehauen worden. Habe aber kein Geld und Gut von seinem Buhl empfangen. Mit einem Stecken sei er auf die Tanzplätze gefahren. Sein Buhl habe er anstatt seines Weibes genommen. Seinem Weib habe er einen Strohwisch an die Seite gelegt im Namen des Teufels, bis er wieder gekommen. Je länger man bei den Tänzen geblieben, je lieber sei dies dem Bösen gewesen. Den Wein hätten sie aus den Kellern geholt, die nicht gesegnet waren. Wo man nicht recht gesegnet, könne der Feind überall hinein, denn er habe tausend Listen. Er habe Kälber, auch seines Sohnes Kinder lähmen sollen, solches habe er aber nicht getan. Ihm selbst seien Tiere gelähmt worden. Er habe auch geholfen, Unwetter zu machen. Habe solches Laster niemals gebeichtet. Wenn er das Sakrament empfangen, habe er solches aus dem Mund genommen und seinem Buhl alsdann zugestellt. Außer dem Ave Maria habe er alles beten können, sei ihm gleichwohl auferlegt worden: alte Juppen, alte Kleider, alte Strümpfe zu beten.

Thebus Webers, des Sackpfeifers Buhl, war Hänslin genannt. Er war aus Armut, als vor sieben Jahren das Kriegswesen angefangen, in das Zauberlaster gefallen. Zum Zeichen ist ihm Blut aus der rechten Hand genommen. Habe öfters bei den Hexentänzen aufgespielt und sei auf einem Geißbock oder einer Schürgabel dahingefahren. Sein Buhl habe er lieber als sein Weib haben müssen. Habe Pferde gelähmt, aber nichts gebeichtet. Solches sagt er alles aus, nachdem er die Folter erduldet hat.

Anna Erlacherin von Löffingen: „Nachdem sie als eine denunzierte und angegebene Hexe sowohl peinlich als gütlich examiniert und über absonderliche Punkte befragt worden, bekennt sie, ihr Buhl werde Laible genannt.

Digitized by Google

Sie sei ledigerweise und bereits mit 26 Jahren in dem Laster gesteckt. Der Böse sei das erste Mal in braunen Kleidern zu ihr gekommen und habe versprochen, wolle sie reich machen, sie solle nur seinen Willen tun, welches sie das andere Mal auch zugegeben. Es sei aber kalt und nit gut gewesen, worauf sie gesagt: behüt mich Gott", weswegen er wieder verschwunden. Sie habe ihm später aber doch Leib und Seel übergeben, auch Gott verleugnet. Als Zeichen habe er Haar von ihr genommen. Das Geld, das er ihr gegeben, sei Kot, Laub oder Frösch gewesen. Sie sei zum ersten Mal auf einem Hanfschaff zum Tanz gefahren, bestrichen mit einer Salbe. Auf dem Tanzplatz sei sie unter über sich gekehrt und ihr das Licht in den Hintern gesteckt worden, welches ihr weh getan. Auf dem Tanzplatz habe es Fleisch und Wein, aber kein Brot gegeben. Den Teufel habe sie mit den Worten anbeten müssen: Paule Portschein, Wulleweber, Gumpen und Krautständer. Vor vier Wochen sei sie auf dem Heuberg gewesen, habe aber nicht getanzt, sondern allein auf obige Weise zünden müssen. Sei ihrem Buhl nichts Lieberes gewesen, als wenn sie gelähmt habe. Habe deshalb viel Vieh bestrichen und gelähmt. Sie zählt noch geschädigte Tiere auf, ebenso gemachte Unwetter. Das Sakrament habe sie nur in Teufels Namen genommen.

Anna Kessel, Mädlin genannt, der Kessel Maria Schwester, hat Hämmerlin zum Buhlen. Vor zehn Jahren hat sie sich zum ersten Mal mit dem Bösen vermischt. Im übrigen sind ihre Aussagen gleich denen der andern.

Rosina Schumpin wird gefoltert und gibt an, daß ihr Buhl Kasperle genannt wird. Er sei vor vier Jahren zum ersten Mal in Gestalt ihres Mannes zu ihr gekommen, sei auf einer Katze mit ihr auf den Ahlenberg gefahren. Sie habe versprechen müssen, niemand von der Gesellschaft zu verraten. Es sei dem Buhl am liebsten gewesen, wenn sie auf dem Tanzplatz gewaltig mit ihm im Ring umgefahren sei und geschworen habe. Sie habe einmal gebeichtet, ihr Buhl habe aber gesagt, sei nur Narrenwerk; das Sakrament habe er ihr aus dem Maul geschlagen, es hingeworfen und gesagt, es sei nur „Treckh". Ihr Buhl habe ihr auch geraten, solle entlaufen, man werde sie fangen. Er sei zweimal in das Gefängnis zu ihr gekommen. Das erste Mal habe er gesagt, solle nichts verraten, das zweite Mal habe er ein brennend Licht in Händen gehabt und gesagt, er habe das Schloß mit Schwefel und Pech angezündet. Es werde nun jedermann der Brunst zulaufen, weswegen sie durchbrennen könne. Worauf sie gesagt, sie könne nicht, sei gar zu schwach. Er hinwiederum: dann solle sie in Teufels Namen liegen bleiben. Darauf mit dem Licht wieder hinauskommen, wohin wisse sie nicht.

Auch über diese Menschen wurde das Todesurteil gefällt.

Ein neues gerichtliches Verfahren wird eröffnet wider elf Weiber, alsda sind:

1. Anna Müllerin, genannt Braun Anna,
2. Maria Frejin,
3. Rosina Luzin, des Stoffels Weib,
4. Schmid Anna,
5. Anna Vetinger, Bartel Eckerts Weib,

Digitized by Google

6. Maria Dienerin, des Scherers Tochter,
7. Anna Mezin, das Schweizer Annele,
8. Schneider Christine,
9. Margarethe Buzin, alle von Löffingen.
10. Anna Hollein,
11. Anna Vetinger oder Salz Anna, beide von Reiselfingen,

welche wegen Verdacht der Zauberei gefänglich eingezogen, gefoltert und durch die Folter zur Bekenntnis der Hexerei gebracht und sotaner Bekenntnis halber am 22. des Christmonds 1635 mit dem Tode gestraft wurden. Es wird Anna Müllerin von Löffingen, die Braun Anna genannt, als eine angegebene Hexe und nachdem sie gegen die jetzt hingerichtete Bärbel Sattler confrontiert worden, erstens gütlich stark erinnert, dem allmächtigen Gott, ihrem Schöpfer die Ehre zu geben und ihre arme Seele zu betrachten, die Wahrheit zu bekennen und sich vor Marter und Pein zu hüten, darauf sie der Hexerei halber nichts, der Hurerei wegen aber bekennt, daß sie vielmals darinnen begriffen und deswegen abgestraft worden. Und weil sie gütlich nichts bekennen wollte, ist sie an die Tortur geschlagen und etliche Male, doch nur ein wenig vom Leder gezogen, aber nit über eine Viertelstunde. Sie bekennt auf die erste Frage: Es sei ungefähr vor vier Jahren der Böse zu ihr ins Bett gekommen, habe sie zu beschlafen begehrt; weil sie sich aber gesegnet habe, sei er wieder hinweggefahren. — Auf solches ist sie wieder wegen vollführter Unwahrheit aufgezogen und alsbald wieder heruntergelassen worden. — Nun sagt sie weiter, daß vor vielen Jahren, als sie noch verliebt in den Schmalz gewesen, ihr Schlosser fort und sie ihres Gedenkens voller Wein gewesen, der böse Geist in Gestalt des Schmalz zu ihr kommen sei. Habe wohl bemerkt, daß es nit mit rechten Dingen zugehe, weil der Geist keine richtigen Füße gehabt. Nach solchem sei der Schlosser wieder heim kommen, habe gesagt: behüt mich Gott, da sei der böse Geist verschwunden, habe gesagt, wolle bald wieder kommen. Das andere Mal sei er wieder, als sie trunken im Wirtshaus gewesen, zu ihr kommen, sie heimgeführt und sie in Abwesenheit ihres Mannes beschlafen und von ihr begehrt, sie sollte ihres Mannes müßig gehen, und ihn annehmen. Sie mußte auch Gott verleugnen. Er wollte ihr soviel Geld geben, daß sie keinen Mangel leiden werde.

Das dritte Mal sei er zwei Tage nachher auf Oberhofen in des Schmalz Gestalt zu ihr kommen und habe sie begehrt. Ihr Buhl heiße Hämmerlin und sie werde von ihm Käterle genannt. Er habe ihr unter dem rechten Arm ein Zeichen weggenommen. (Es findet sich aber bei der Besichtigung keines.) Bekennt auch, daß sie auf Hannsens Geiß, beschmiert mit einer Salbe, die sie vom Geist in einem Häfele empfangen, zum Hexentanz gefahren ist. Um 10 Uhr nachts ist sie aufgesessen und augenblicklich dahin verbracht worden. Der Tanz habe von 10—1 Uhr nachts gedauert. Es sei eine ganze Welt, bis 300 Personen dagewesen, darunter die Riedmüllerin, die Sattler Bärbel, auch Anna Salz von Reiselfingen, die Frejin und der Sackpfeifer mit einem Zitherschlager. Man habe gesagt, die von Schellenberg sei auch dabei. Sie habe auftragen müssen, die Küche sei im Braiterfeld gewesen, der Tanz bei der Brunnenstube. Der Wein sei durch Fuhr-

Digitized by Google

leute mit Roß, Wagen und Karren dazu geführt worden. Die Lichter, so Fackeln gewesen, seien den häßlichen Weibern in den Hintern gesteckt worden. Ihr Buhl habe ein gesprengeltes Kleid angehabt, bisweilen Stiefel, ein anderes Mal Strümpfe und habe grüne oder blaue Federn getragen. Mit der Geiß sei sie zweimal auf dem Ahlenberg gewesen, habe beim Tanz Welsch Maria gesehen, welche gesagt habe, der große Hagel sei auf dem Ahlenberg gemacht worden.

Rosina Schumpin hat den Tanz ein- oder mehrere Male als eine Christin mitgemacht. Sie wolle darauf leben und sterben, daß sie Abrahams Weib und Mädlin von Unadingen leibhaftig bei den Tänzen gesehen habe. Der Buhl von Abrahams Weib sei in glänzenden Kleidern, mit schwarzem Bart, auf einem Kalb, so dem Seiler Hannsen gehört, gewesen. Ein anderer sei in einem gelben Soldatenkleid auf einem Schaf zum Tanz kommen. Vogt Eckerts Weib habe sie auch gesehen, die hab eine Katze gehabt und ihr Buhl zwirnene Hosen und kleinen Bart. Außer dem Schmalz sei Barklins Geist an Fastnacht mit einem Diebsschlüssel kommen, als sie backte. Er habe nach dem Schlosser gefragt, wolle etwas machen lassen. Darauf habe er ihr die Pfanne vom Feuer genommen und mit ihr Unzucht verübt. Habs nie gebeichtet. Ihr Buhl habe sie gelehrt: alt Hosen, alt Strümpf zu beten; das Kreuz habe sie mit den Worten gemacht: 1 Kreuzer, 2 Kreuzer, 3 Kreuzer. Wenn sie Weihwasser genommen, habe sie das Kreuz nur solcher Gestalt gemacht. Ihr Buhl sei alle Woch zwei- oder dreimal zu ihr kommen. — In diesem fieberhaft geschwätzigen Ton spricht sie noch über das Lähmen von Roß und Kälbern und denunziert nebenbei andere Menschen.

Maria Frejin, Abrahams Weib, auch die alte Vögtin genannt, wird mit Braun Anna confrontiert. Diese sagt, daß sie Maria auf dem Ahlenberg gesehen habe, leibhaftig auf einem Kalb. Die alte Vögtin will nichts bekennen. Nachdem sie dreimal aufgezogen worden, erzählt sie von einem Buhlen Hämmerlein, der in Friedenweiler zu ihr gekommen. Er habe ihr zugemutet, Leute mit Pulver zu vergiften, habe es aber nicht getan. Habe einmal ein Pülverlein, welches Raupen und Schnecken verursachen sollte, gesät, wisse aber nicht, ob solche daraus erfolgt. Als der diesjährige, große Hagel zu Bräunlingen zugerichtet worden, habe sie auch sollen erscheinen. Weil sie es aber nicht getan, sei sie geschlagen worden. Der böse Geist habe ihr gesagt, der Hagel werde bis weit in Schwaben gehen und alles verderben. Die Leute würden alsdann verzweifeln und von ihm abhängig werden. Den Stabhalter habe sie vergeben sollen, solches aber, weil er so wohl gesegnet gewesen, nit verrichten können. Ihrem Liebsten habe sie den größten Gefallen getan, wenn sie Tiere gelähmt und Schnecken gemacht, denn er hoffte, die armen Leute würden ihm durch Verzweiflung zu teil werden. Aus dem Pfarrhof habe sie auf einer Katze in des Teufels Namen ½ Maß Wein geholt. Wenn Weihwasser darüber gewesen, hat sie nichts daraus nehmen können. Der Hexentanz zeige der böse Geist jeweilen an und bestimme den Ort der Zusammenkunft. Wenn bei solcher der Name Jesus genannt werde, müsse alles weichen. So oft es gegangen, habe sie das heilige Sakrament entführt und im Ofen verbrannt, woraus dann ein weißer Dampf gefahren. Ein anderes Mal habe sie es ihrem Buhlen zugestellt, da

Digitized by Google

sei das Sakrament blutrot erschienen. Das heilige Sakrament habe sie mit Nadel und Messer stechen sollen, damit Gott wieder gekreuzigt werde. Sonst habe sie nicht beichten dürfen, weil der böse Geist die Beichte für ein Gaukelspiel halte.

Rosina Luzin, des Stoffels Weib, gibt an, ihr Buhl heiße Gräßlin. Er sei das erste Mal zu ihr gekommen als sie in großem Jammer war. In Gefangenschaft habe er sie getröstet und ihr versprochen, sie zu befreien. Sie habe den Pakt mit ihm gemacht, daß, wenn sie noch 10 Jahre lebe, müsse sie einäugig werden, wenn sie ehnder sterbe, müsse sie ewig sein werden. Sie habe nicht mehr recht beten können, sondern allein mit dem Maul genappet, als wenn sie betete.

In praesentia Herrn Dr. Hammars und des Jägermeisters v. Reischach, die auch die andern Untersuchungen führten, wird Schmidt Anna stark erinnert, die Wahrheit zu sagen und das überwiesene Laster der Zauberei in der Güte anzuzeigen. Sie wird mit Barklin Eckerts Weib confrontiert, die sagt ihr unter Augen und will darauf leben und sterben, daß sie leibhaftig auf der Haßlen und der Brunnenstube war beim Hexentanz. Des Abrahams Weib wird ihr gleichfalls unter Augen gestellt, die sagt, habe sie auf dem Ahlenberg gesehen. Ihr Buhl sei in schwarzen Kleidern aufgezogen und sie sei auf einer schwarzen Katze dahinkommen. In summa: sie sei wie sie eine Hexe. Nach solchem wird sie abermals ermahnt, die Wahrheit zu sagen. In Verbleibung davon ist sie zu binden und aufzuziehen anbefohlen worden, welches nun geschehen, und nachdem sie nur ein wenig und niemalen vom Boden aufgezogen worden, bekennt sie: ihr Schweher habe sie also geschlagen und gestoßen, worüber sie jammerte. Da sei der böse Feind um den Mittag zu ihr in schwarzen Kleidern gekommen. Sie habe sich ihm verpflichtet und er ihr zum Zeichen Haar vom Kopf und der Scham genommen, zugleich etwas Blut von dem kleinen rechten Zeh. Ihr Buhl heiße Kasperle.

Sie hat solches aber nicht gleich bekannt, sondern sich erst ein wenig aufziehen lassen. Sei wöchentlich auf Freitag von ihm besucht worden. Sie sei auf einem Hasen auf den Ahlenberg gefahren, zum Fenster hinaus, das Sprüchlein sagend: Fahr um und an, stoß nirgends an, in des Teufels Namen. Ihr Buhl sei hinter ihr auf dem Hasen gesessen und habe sie mit den Armen um den Leib gehalten. Habe ihr in einem Büchslein Salbe gegeben, habe sich gesalbt, ehe sie ausgefahren. Sie seien hoch über die Häuser in der Luft gefahren und auf den Ahlenberg. Seien viel Leut dagewesen. Habe ½ Stunde getanzt, der oberste Teufel habe gesagt, sie müsse ewig bei ihm in der höllischen Pein sein und wenn sie jemand von der Gesellschaft verrate, wolle er sie mit einem Schwert voneinander hauen. Sie habe ihm alles in die Hand versprochen.

Es habe Fleisch, Wein aber kein Brot gegeben. Ihre Verrichtung sei gewesen, daß sie zünden mußte, was ihr sehr wehe getan. Habe 1 Stunde so zünden müssen. Die Vornehmsten auf dem Tanz seien des Welsch Frau und Vogt Barklins Frau gewesen. Die Elsässerin sei auf einem Esel zum Tanz geritten. Die Tiere mußten oben in des Teufels Namen stille stehen, bis man wieder fort gewollt. Vergangenen Donnerstag sei der Böse das letzte Mal bei ihr gewesen und habe ihr gesagt, sie würde gefangen, er wolle

Digitized by Google

ihr aber helfen. Er sei auf der Kanzlei, als man sie hergebracht, bei ihr gewesen und habe ihr abermalen versprochen, ihr zu helfen, solle nichts bekennen. Nachdem sie abermals gefoltert, bekennt sie vom Tiere lähmen und Wetter machen. Gibt andere Hexen an, auch die Schellenbergerin, auch den Stabhalter Glunk.

Anna Vetinger, Bartlin Eckerts Weib wird gütlich und peinlich befragt. Nach der peinlichen Befragung gibt sie an, daß ihr Buhl Federle heiße und sie Gretlein. Vor drei Jahren, als sie durch das Kriegswesen das Ihrige verloren, sei er zu ihr gekommen, um sie zu trösten. Hat ihr aber nie das versprochene Geld gegeben. Sie habe ihm seinen Willen getan, zum Zeichen wurden ihr Haare genommen. Ihren Mann habe er mit einer Wurzen entschläft. Habe ihr angezeigt, daß man sie fragen wolle und befohlen, solle diese Wurzen verbrennen, denn wenn man nichts dergleichen bei ihr finde, werde man sie nit zur Bekenntnis bringen können. Als sie allhero auf dene Wagen geführt worden, hab sie ihr Buhl, desgl. im Gefängnis getröstet, sprechend, solle nichts bekennen, werde bald wieder nach Hause kommen und ledig werden. Sie fuhr auf einer Katze zum Ahlenberg, hielt Luzifer auf Geheiß für den höchsten Gott, betete ihn an und versprach, ewig mit ihm in der Hölle zu sein und niemand zu verraten. Der Obrist habe rotes Kleid mit glänzenden Feldzeichen angehabt, eine Krone auf dem Haupt. — Vergangenen Frühling habe sie etwas Wasser in einem Scherben zum Laden ausgeschüttet, woraus ein Reifen erfolgte. Bei dem Krautgarten habe sie aus einem Krüglein Wasser ausgeschüttet, worauf eine Menge Würm an das Kraut gekommen. Im Herbst habe sie Asche zum Fenster hinausgeworfen, worauf ein übelstinkender, pestilenzischer Nebel erfolgte. Der Federle habe ihr gesagt, die Mäuse seien darum gemacht, damit alles verderbt, alsdann die armen Leut sich hernach hintersinnen und ihm verfallen.

Nun wird Maria Dienerin, des Scherers Tochter, vorgeführt. Nach der Tortur gibt sie ihre Verbindung mit dem Bösen, Meister Gräßle, zu. In den Lenden wurde ihr vom Blut entnommen. (Man findet das Zeichen und sticht hinein, es kommt kein Blut heraus.) Er hat ihr eine gute Heirat versprochen. Sie tanzte auf den Tanzplätzen mit ihm und dem Obrist. Der Obrist hatte vier Diener, die Gestalt wie ein junger Geselle und heiße Luzifer. Habe auf eine Stunde nur mit ihr getanzt und sie hernach beschlafen, dann auf sein schwarzes Pferd gesetzt und sie heimgeführt. Der Obrist habe gesagt, sie solle lustig und guter Dinge sein: „Ihr seid jetzt mein und müßt mit mir in die ewige Pein, da will ich euch die ewige Flamme geben." Sie war auch auf dem Tanz bei der Haßlen. Ist zwischen Luzifer und Gräßle gesessen. Der Luzifer und Gräßle haben sich ihretwegen mit glühenden Bränden geschlagen, aber wieder von selbst aufgehört. Die Katze habe müssen stille stehen in des Teufels Namen. Sie habe mit dem Luzifer und dem Gräßle ½ Stunde getanzt, habe einschenken müssen, was ihr gut gefallen habe. Luzifer habe gesagt: Mein Mädle tritt herzu, Schenkwart steht dir wohl an. Ihr Buhl sei in braunen Kleidern und weißer Feder aufgezogen, habe gesagt, sie sei jünger als die andern, werde aber nicht schwanger werden, unangesehen sie solches gefürchtet. Sie sei leibhaftig, wie sie dasitzt, schoßlingen auf der Katze zum Tanz gefahren, ihr Buhl habe sie

Digitized by Google

gehalten und sei rittlings daraufgesessen. Der Gräßle habe gesagt, sie solle seines Willens pflegen, er sei noch ein junger Gesell, was sie dann auch versprochen. Sie habe auf sein Begehr sich auch anerboten, Leute zu lähmen, habe es aber dann doch nicht getan.

Als ihr das Bekenntnis vorgelesen wurde, hat sie alles wieder verleugnet und verneint. Da es spät geworden, brachte man sie wieder in den Kerker.

Andern Tags, nach erneuter Folter, bestätigt sie wieder ihr Bekenntnis, gibt noch die Orte an, wo sie hätte Tiere lähmen sollen.

Anna Merzins Buhl heißt Saurudi — sie wird Schatz genannt. Sei einmal von der jetzt hingerichteten Welsch Maria angesprochen worden, solle mit ihr auf den Ahlenberg gehen. Solches sei geschehen. Seien zwei Männer gekommen, der eine habe sie, der andere die Welsch Maria genommen. Sei oft mit ihm gewesen. Letzten Sonntag habe er ihr angezeigt, daß man sie fangen wollte und sei bis unter die Tür, allwo sie gefoltert werden sollte, in Gestalt eines kleinen Männleins mit ihr gegangen und nichts zu bekennen befohlen. Sei auf Hund oder Stecken zu den Hexentänzen gefahren, habe getanzt und viel Wein getrunken. Sie und die Welsch Maria haben einmal über des Adam Michels Roß eine böse Luft gemacht, daß solches lahm, aber durch Beräuchern wieder gesund geworden. Des Weißgerbers Schimmel bei hellichtem Tage ein Pulver in die Krippe gelegt, worauf solcher abgegangen. Item ihrer selbst ein Kalb mit einer Salbe umgebracht.

Schneider Christine gibt zunächst nur ihre Unzucht zu. Barklin Eckerts Weib sagt aber, sie habe sie bei der Brunenstube gesehen. Sie sei auf einer Geiß gekommen. Darauf bekennt Christine, sie sei vor 20 Jahren im Laster der Zauberei gesteckt. Der Böse sei ihr damals in Gestalt ihres damaligen Mannes entgegengetreten, er habe ihr auf dem Acker geholfen, sei mit ihr heim und habe sie kochen geheißen.

Weil man aus diesem Bekenntnis nur Betrug heraushört, wird sie gebunden und aufgezogen. Dann wird die alte Vogtin ihr gegenübergestellt. Die sagt ihr, sie sei eine Hexe wie sie. Darauf bekennt sie, daß sie sieben Jahre im Laster befangen war.

Hat abermalen fabuliert und ist deswegen wieder ein wenig aufgezogen worden. Anna Schmidt wird ihr gegenübergestellt, die will darauf leben und sterben, Christine beim Tanz gesehen zu haben. Diese will jedoch weiter nichts aussagen. Sie wird wieder aufgezogen und gibt nun zu, sich dem Bösen verschrieben zu haben. Er heißt Spindele, sie kleine Krokk. Er habe sie alle Woch zweimal besucht, warnte sie auch vor dem Gefängnis. Beim Tanz mußte sie Lichterstock sein. Habe beim Tanz einen bittern Trunk bekommen, wie Galle so bitter, habe sich ein wenig aufgerichtet, habe aber gleich wieder zünden müssen. — Die Angaben über das Wetter machen sind die gleichen wie bei den andern, ebenso die über das Sakrament.

Anna Hollerin, des Marx Pausch Weib, hat als Buhl den Federle. Vor zwölf Jahren ist er schon zu ihr gekommen. Habe begehrt, wenn sie innerhalb 12 Jahren sterbe, solle sie mit Leib und Seel sein eigen sein, wenn sie aber nicht sterbe in dieser Zeit, solle sie wieder frei sein. Jetzt müsse sie

Digitized by Google

aber Gott verleugnen. Nun bekennt sie Unzucht, Hexentanz, Roß lähmen, Wetter machen. Die letzte Unholdin dieser Serie ist Anna Vetinger oder Salz Anna aus Reiselfingen. Zunächst gibt sie nichts zu, wird gebunden und aufgezogen. Bekennt, daß der Böse von Löffingen her zu ihr gekommen sei. Schwarz gekleidet, schwarzer Bart, schwarzes Pferd. Er heißt Luzifer. Sie habe ihm Leib und Seel übergeben, auf der Brunnenstube getanzt, durch das Küchenfenster auf einer Schürgabel gefahren, den Teufel als Vitzebu und Höllenprinz angebetet, Tiere gelähmt, Wetter gemacht. — Das Todesurteil wurde über alle gesprochen.

Auf dem zweiten Aktenband steht:

Betr.

1. Fürnehmlich einen Mann und fünf Weiber, welche wegen einem auf sie gefallenen Verdacht der Zauberei halber an die Folter geschlagen, auch solcher Maßen sie durch die Peinigung gezwungen, einiges Zauberwesen auf sich bekannt hatten, erbärmlich hingerichtet worden im Jahre 1636.
2. Die über angetaner Todesstrafe von diesen unglücklichen Menschen oder derselben Erbschaft bezogenen Geld- und Gutsstrafen.
3. Ein Anhang von etlich andern für zauberisch gehaltenen Menschen.
   1. Ursula Lohrerin,
   2. Maria Herrin, des Ciliaxen Weib,
   3. Anna Pontin, alle von Reiselfingen.
   4. Schneider Bläsele,
   5. Anna Gsellin,

auf welche man der Zauberei halber einigen Verdacht gefaßt habe. Deswegen selbige auch ohne genugsame Anzeigung zu haben, jedennoch gefoltert, durch die Folter zur Bekenntnis des Zauberwerks getrieben und endlich, ohne einzige vorhergehende Beweisung einer begangenen Zauberei, gleichwie die vorne Bedachten hingerichtet worden sind.

16. Januar 1636.

In Gegenwart des Herrn Dr. Hammar, des Junkers v. Reischach und Schaffners Ziegler wurden sich Angeber und Angegebene gegenübergestellt und vorgenommen. Stadtknechts Weib ist schwanger, sie ist auch nur einmal angegeben worden und wird dimittiert, ebenso eine Schumpin, die andern werden wieder in Haft genommen.

Ursula Loherin, Conrad Beckers Weib von Reiselfingen, ist auf vorgehende Confrontation hin in Güte befragt worden, ob die Aussagen der beiden Angeberinnen richtig sind. Sie hat verneint und ist darauf hin dem Scharfrichter übergeben worden, sie an die Folter zu binden und aufzuziehen. Sie will nicht bekennen. Sie begehrt das zweite Mal, abgelassen zu werden, behauptet aber, unschuldig zu sein, wird wieder angezogen und also mit ihr im Auf- und Abziehen eine Stunde continuiert, endlich ein zwanzig Pfund schwerer Stein angelegt. Als aber die Stunde verflossen, ist sie wieder eingekerkert worden.

Am 8. Januar ist sie wieder vorgenommen und ihr erst gütlich zugesprochen worden. Weil aber solches nicht verfangen wollte, wurde sie

Digitized by Google

wieder an die Folter geschlagen. Ist abgelassen und auf den Stuhl gesetzt worden, dann erneut aufgezogen. Man droht ihr mit dem Pflock, sie will abgelassen werden und die Wahrheit sagen.

Ihr Buhl heißt Federle, komme jeden Dienstag zu ihr. Dann erzählt sie das Gleiche wie viele andere vor ihr, vom ersten Besuch des Bösen, vom Tanzplatz, vom Zauberwerk und gibt zuletzt noch andere an. Sie wird zuletzt vielmal gütlich ermahnt, ob sie dies alles bewendig sein lassen wolle, ob es die Wahrheit sei, ob sie auch niemand Unrecht tue. Darauf bekennt sie nochmalen das Gleiche und will darauf den bittern Tod erleiden.

Des Ciliaxen Weib, Vogtin in Reiselfingen, wird am 8. Januar, nachts um 4 Uhr, vorgenommen und dieweil die Güte nichts bei ihr verfangen will, ist sie dem Scharfrichter zur Tortur übergeben worden. Eine Stunde ungefähr ist sie darin auf- und abgelassen worden. Anfänglich schien sie gleichsam in einer Ohnmacht zu verbleiben und ist wie in einem Schlaf an der Tortur gehangen. Weil auch nichts bei ihr verfangen wollte, ist sie in den Turm zu legen befohlen worden.

Am 9. Januar ist sie nochmals in Güte befragt und alle Gnade ihr angeboten worden, aber nichts hat verfangen. Daher sollte sie von neuem an die Tortur geschlagen und mit Strenge behandelt werden. So wurde eine Stunde mit Auf- und Ablassen zugebracht und ihr ein 20pfündiger Stein angehängt. Weil aber alles nichts verfangen wollen, ist ihr der spanische Stiefel auf eine Viertelstunde angelegt worden.

Am 10. Januar wird sie wieder vorgeführt. Nun ist die Zunge gelöst und sie erzählt ausführlich. Auch sie gibt den Stabhalter Glunk an.

Anna Pontin von Reiselfingen wird vom 9.—12. vorgenommen, gepeinigt und befragt. Sie gibt erst nach langer Peinigung an. Ihre Angaben sind nicht phantasievoller als die der andern, im Gegenteil, denn sie will sogar der Schürgabel in des Teufels Namen befohlen haben, stille zu stehen.

Schneider Bläselin, der am 11. Januar an die Tortur genommen wird, bekennt schon nach einer halben Stunde, daß der Böse in Weibskleidern zu ihm gekommen sei. Dies sei vor vier Jahren gewesen. Er habe die Jungfrau gefragt, woher sie komme, sei mit ihr gegangen und habe sie dann öfters getroffen. Habe ihr Leib und Seele versprochen. Sie seien auf einem Geißbock zusammen auf die Tanzplätze gefahren, sich an dessen Hörnern haltend. Sie seien durch den Kamin geflogen, nachts um 12 Uhr. Er habe viele Bekannte auf den Tanzplätzen gesehen, auch den Stabhalter Glunk. Dessen Buhl sei 20—30 Jahre alt gewesen, schöne und stattliche Kleider angehabt, krause Locken mit einer Spitzenhaube, dickem und glattem Kragen und einem „hinterführ" Hut, samt Wams mit zerschnittenen Armeln. Der Stabhalter sei auch da hoch geachtet gewesen. Er, Bläselin, hätte solang darüber geschwiegen, weil er erhofft, daß er mit dem Stabhalter wieder davon komme und es dann bei ihm entgelten müsse.

Anna Gsellin ist schon seit 20. Dezember in Haft. Man hat sie solange nicht vernommen, weil die einen sie angezeigt, die andern sie wieder entschlagen hatten. Nun gesteht sie nach der Tortur und wird als Hexe dabehalten.

Am 16. Januar 1636 ist das Malefizgericht besetzt mit dem Obervogt Dr. Hammar, Junker v. Reischach, Georg Mann als Stabhalter und

Digitized by Google

14 Richtern. (Schöffen.) Abgeurteilt werden die fünf oben genannten armen Sünder, die vermöge peinlicher und gütiger Bekenntnis sich, wie aus den Extrakten hervorgeht, mit dem verdammten Hexerei-Laster eine Zeitlang und etliche Jahre her befaßt und dadurch vordererst die Majestät Gottes aufs höchste verunehret, neben göttlicher Majestät unsere Liebe Frau und alle Auserwählten Gottes verleugnet, anstatt Gottes den Teufel verehrt und angebetet, das christliche, heilige und selig machende Gebet verworfen und verschimpfet, weltliche hohe Obrigkeit samt christliche Gemeine, auch sich selbsten mit ihrer Zauberei verletzt, Luft und Elemente verunreiniget, Feld- und Baumfrüchte mit Hagel, Reiffen und andern teuflischen Ungewittern beschädigt, vielen Menschen höchsten Schaden zugefügt, allerhand Vieh mit unholdischem Lähmen und Zauberei hingerichtet und stark zugesetzt, neben unterschiedlichen mit ihren hölischen Buhlen verübten Vermischungen begangen, das hochheilige Sakrament verunehret, ausgewustet und in des Teufels Namen eingenommen, ihr Leib und Seel, so am meisten zu bedauern, den hölischen Geistern übergeben, zugestellet und des himmlischen, versprochenen Paradieses und Vaterlandes also beraubt, daß sie viel lieber mit ihren verdammten Geistern in der ewigen Pein zu sein, als eine unholdische Person aus ihrer Gesellschaft zu verraten, versprochen. Als ihnen im Namen des hochgeborenen Herrn, Herrn Vratislaw Grafen zu Fürstenberg, Heiligenberg und Werdenberg usw... mit einhelligem wohlbedachtem Rat, Sinn und Gemüt obgedachte überwiesene Hexen und Hexenmeister kraft eigener Bekenntnis, vermöge geistlichen und weltlichen Rechten, auch habender, hohen Kayserl. Privilegien hiermit condemnieren und verurteilen, daß die Unholden durch den Ratsknecht dem Scharfrichter übergeben zur assignierten Richterstatt geführt und allda zur wohlverdienten Straf durch das Schwert vom Leben zum Tod hingerichtet und folgends zu Aschen verbrannt werden sollen.

Blumberg, 16. Januar 1636.

Betr.

Mathias Glunk von Löffingen, gewesener Stabhalter bei dem Bahr. Fürstenberg. Landgericht.

Er ist angeklagt wegen Zauberei und mit Männern verübter Unzucht.

„Ist ganz unrechtlich, unverantwortlicher Weis durch die Folter zur Bekenntnis des Zauberwerks gebracht worden."

Diese Worte sind nachträglich vor die Akten gesetzt worden. Tatsächlich ist der Fall Glunk ein ganz besonders trauriger Fall. Glunk, der als Beamter schon vielen Malefizgerichten beigewohnt hatte, sah sein Schicksal vor Augen und wehrte sich verzweifelt.

Am 20. Dezember 1635 ist Glunk das erste Mal vernommen worden in Anwesenheit der schon öfters genannten Herren. Er hatte um die Anwesenheit Dr. Vischbachs, des Obervogts von Bonndorf, gebeten; der war aber durch einen Kriminal-Prozeß abgehalten, an diesem Tag zu erscheinen.

Man unterrichtet Glunk zunächst, auf welche Manier er von 9 Personen angegeben worden ist. Er solle sich gütlich accomodieren, man wolle

Digitized by Google

die Schärfe gegen ihn nicht anwenden; er solle aber bedenken, daß man ihm solche Personen unter Augen stellen und mit ihm confrontieren werde.

Der Stabhalter bittet um Gottes Willen, sich nicht zu übereilen, sondern zu Obacht zu ziehen, was für großen Neid und Haß die Hexen gegen ihn tragen, da er selbige gefangen nehmen mußte, sie selbst examinieren half und sie zum Bekenntnis gebracht. Er habe genug erfahren und gesehen, wie mit diesen Leuten prozediert werde, also wenn er sich in diesem Laster schuldig wissen würde, hätte er nicht solange gewartet, sondern sich in anderer Gestalt salviert. Er bittet also nochmals um Gnade, weilen der böse Feind ein Lügner und wohl den einen oder andern angeben kann. Er bittet um die Gnad, daß der von der gnädigen Herrschaft beauftragte Dr. Vischbach als ein unparteiischer Rechtsgelehrter der Confrontation beiwohnen möchte.

Ist seinem Begehr gewillfahrt worden und ein reitender Bote zu Dr. Vischbach entsandt worden.

21. Dezember. Herr Obervogt Dr. Vischbach hat sich abermalen wegen noch habender Maleficanten und Anwesenheit der Amtsleute nicht einstellen können. Weil aber der Criminalprozeß wegen vorstehender heiliger Zeit auf den 22. unumgänglich vorgenommen werden sollte, also hat man mit der Confrontation länger nit innehalten können. Damit aber der Stabhalter sich der Parteilichkeit nit beklagen möge, sind neben Dr. Hammar, von Reischach und Ziegler noch beordert worden: Georg Mann und Theuß Schalk, beide von Blumberg.

Die Angeber werden nacheinander vorgeführt. Ihre Aussagen über Glunk werden vorgelesen. Jeder wird nochmals erinnert, die Wahrheit zu sagen. Sie bleiben bei ihren Aussagen und wollen darauf leben und sterben. Die alte Vögtin allein sagt, sie sei für sich bereit zu sterben, was sie aber über Glunk angegeben, sei nit wahr. Man brachte sie ins Gefängnis zurück, um sie später nochmals zu foltern. Als wieder vorgeführt wird, kommt sie auf ihre ersten Angaben zurück. Glunk bittet die Frauen, ihm nicht Unrecht zu tun. Zu Braun Anna sagt er, sie wisse wohl, daß sie solches nie gesehen. Sie darauf: man habe ihr auch also getan. Sie bleibt bei der Beschuldigung, wird aber dem Beichtvater übergeben.

Die ordentlicher Weis vorgenommenen Confrontationen sind beendigt. Der Stabhalter wird nochmals in Güte erinnert, er habe nun ausführlich von den vorgestellten Personen klar vernommen, wessen er beschuldigt wird und solle jetzt nichts verschweigen. Daher solle er, ein verständiger Mann, welcher den Gnädigen Herrschaften angenehm gewesen, zuvörderst Gott vor Augen nehmen und die Herrschaft um Gnad bitten, deren er um Gottes willen genieße und solche empfangen werde.

Worüber sich der Stabhalter in aller Demut erklärt mit diesen Worten: habe sich anders besonnen, wolle in gnädigster Herrschaft Gnad und Ungnad leben und sich in aller Untertänigkeit darein ergeben.

Am 15. Januar ist er wieder confrontiert worden mit neuen Angeberinnen. Sowohl der Pfarrer zu Blumberg als der zu Riedböhringen wurden in ihrer Eigenschaft als Beichtväter der Hexen vernommen. Es diente auch dies nicht zur Entlastung.

Digitized by Google

19. Januar. Ist Stabhalter morgens, nachdem er abends sich ganz angelegt hatte und dem Wächter befohlen hatte, ihm das Eisen und das Schloß anzulegen, da er nit gern sehe, wenn er seinetwegen in Gefahr käme, zwischen 5 und 6 Uhr, als es noch nicht Tag gewesen, entflohen. Als der eine Wächter die Eimer zum Schloß herein getan, dem andern aber befohlen hatte, Wasser aus dem Brunnen zu holen, war Glunk allein in der Stube gewesen und hatte ohne Zweifel das eine Schloß vorher offen gehabt, was er mit einem Nagel getan hat, den man nachher bei ihm fand. Er hatte sich von der Stube aus nach der hinteren Kastei zugewendet und ist durch das „haimbliche" Gemach auf zweieinhalb Klafter hoch hinabgelassen ohn jedes Seil, und dann in der Halde gegen Füßen zu gelaufen. Weil er aber durch den Bach gehen müssen, und teils Ort etwas Schnee gewesen, auch ihm gleich albald mit der ganzen Gemeind nachgefolgt wurde, ist er durch Jakob Kuhn, Hanns Sattler und Mathies zuerst gefunden und dann von der ganzen Gemeind in das Schloß zurückgeführt und in sein alt Ort gesetzt worden. Zur Erkundigung der Wahrheit sind hernach manche vernommen worden, insonderheit die, so die Wache gehabt.

29. Februar 1636.

Es sind nun 13 Personen, von denen Glunk der Zauberei wegen beschuldigt wird. Dr. Klinglin, beider Rechte Doktor, von der gnädigen Herrschaft beordert, sagt ihm, daß er auf Wunsch des Grafen von Fürstenberg die Untersuchung übernommen habe, wie er, Glunk, es ja selbst auch gewünscht. Nun werde er sich ja wohl erinnern können, weswegen er hier sei und daß er 13 Denunziationen so leichtlich nicht widerlegen könne. Er solle also Gott die Ehre geben, dem Teufel widersprechen und sich mit dem Bekenntnis bequemen, damit zunächst seiner Seele Heil wieder zuweggebracht und man wider ihn die Schärfe nicht anwenden müsse. Solches, um desto besser ins Werk zu richten, solle er sich mit dem heiligen Kreuz bezeichnen, hernach das Vater unser, Ave Maria, christlichen Glauben und zehn Gebote sprechen. Nach solchem ist er befragt worden, wie lang er hinter dem Hexenwesen her sei. Darauf er geantwortet, sei niemals darhinter gewesen. Herr Dr. Klinglin hinwider: die indicia und denunciationes seien aber so stark, daß man ihm nit glauben könne. Stabhalter darauf: wenn man auf der hingerichteten Hexen Sag gehen wolle, könne dies jeder Bauer. Er wolle da nicht sitzen, wo er Befugnisse gehabt. Dr. Klinglin: Gott habe der Menschen Herz in seiner Gewalt und könne solches richten und lenken nach seinem Willen.

Dr. Hammar sagt ihm nochmals, daß er befragt wird, weil Anzeigen gegen ihn vorliegen.

Glunk will nichts gestehen, sagt, wenn noch hundert auf ihn bekennen wollten, wäre es doch nit wahr und habe ihm sonderlich Herr Dr. Hammar gesagt, die von Schellenberg sei allbereits eingezogen, examiniert und habe auf ihn bekannt. Solches sei aber nit wahr. Dr. Hammar widerspricht solchem: dies sei nicht richtig, gehöre auch gar nicht daher. Man habe eben besondere indicia, so ihn in diesem Laster verdächtig machen. Erstlich, daß er beim ersten Malefizgericht geweint, als er den Stab gebrochen, zweitens, weil er so melancholisch und traurig gewesen und drittens: als er von

Digitized by Google

Schaffhausen gekommen, habe er gefragt, welche Personen ferner angegeben seien. Viertens: wenn es eine rechte Sache wäre, warum er dann den Prozeß nicht erwartete, sondern aus dem Gefängnis sich losmachen wollte. Fünftens: warum er sich bei der ersten Confrontation der Herrschaft Gnad und Ungnad ergeben wollte, wenn er sich unschuldig fühlte?

Stabhalter zu Nr. 3: man solle ihm diejenigen, die er gefragt, unter Augen stellen. Zu Nr. 4 sagte er: Herr Dr. Hammar wisse darin Bescheid, ihn habe er gebeten, seinen Sohn nach Meßkirch zu Ihrer Exzellenz zu nehmen. Dies sei seinem Sohn nicht vergönnt worden und es sei keinerlei Bescheid gekommen.

Darauf Dr. Hammar: er habe seinen Sohn nit aufgehalten und für sich nur den Bescheid bekommen, Ihrer Exzellenz alles zu referieren. Herr Dr. Klinglin erinnert ihn, lieber zu sagen, wie lang er beim Zauberwerk sei oder der Scharfrichter müßte seine Arbeit tun. Dagegen Stabhalter: müsse es geschehen lassen, habe aber nie kein Hexenstück begangen, es werde sich auch nit finden, daß er einige Gemeinschaft mit den hingerichteten Hexen gehabt und seien ihm die Angeberinnen spinnefeind gewesen. Es habe ihn doch ein Teil wieder entschlagen. Weilen ihm aber vorgehalten worden, daß sie dessen bei den Priestern wiederum bekenntlich gewesen und sie darauf gestorben seien, sagt Stabhalter: wenn sie darauf gestorben, werden sie ewig verdammt sein. Er habe sich mit keinem Teufel verbunden. Darauf werden ihm die Umstände, wie sie angegeben, nochmals vorgehalten. Er hat sich aber entschuldigt und gesagt, er habe bei der Confrontation keine Widerrede machen dürfen, er sei unschuldig angegeben. Dagegen: man könne ihm nicht glauben. Ist also abermalen mit Beispielen darauf aufmerksam worden, wie liederlich die Leute sind und sonderlich, wie sie sich der Geilheit ergeben.

Er behauptet weiter, unschuldig zu sein, wird dem Scharfrichter übergeben und etwas aufgezogen. Sagt nichts anders, als sei nie dabei gewesen. Wenn er schwätzen würde, täte er dies doch nur der Tortur wegen und würde nit wahr sein. Als er mehr aufgezogen wird, sagt er, man könne ihn ja gleich hinaus führen und hinrichten lassen.

Herr Dr. Klinglin dagegen: man müsse zuvor sein Bekenntnis haben: man hätte zwar seines Ausbruchs und der begangenen Ehebrüche wegen genugsame Ursach.

Glunk: sei fälschlich und wenn er von tausend statt von hundert angegeben würde. Er habe jetzt ein viertel Jahr wohl abgebüßt, wolle aber nichts desto weniger gern sterben, bittet, man solle ihn niedersitzen lassen, er wolle doch bedenken, ob angezeigte Ursach ihn zum Ausreißen bewegt habe. Er sei kein Hexenmeister, aber sonsten ein armer Sünder. Bittet um Gottes Willen, man solle ihm auch glauben.

Dagegen Dr. Klinglin: Glunk sei ja selbst ein Richter gewesen und wisse wohl, wem man glauben solle oder nit. Sonderlich weil er ausgerissen, habe man größere Ursach, so mit ihm zu prozedieren, solle derentwegen in sich selber gehen und die Wahrheit sagen, ehe die Schärfe ferner genommen werde und auch bedenken, daß er sich bereits der gnädigen Herrschaft Gnad

Digitized by Google

und Ungnad ergeben. Glunk widerspricht anfänglich und sagt, man solle ihm raten, wie ers jetzt anfangen solle.

Darauf Dr. Klinglin: solle bekennen, wie er hinter das Hexenwesen gekommen. Inzwischen aber und solange er negiere, könne man, weilen der testimonia soviel, mit der Tortur nicht aussetzen. Welches aber alles nicht verfangen wollen, daher etwas besser aufgezogen worden. Glunk bittet nun, man solle ihn ablassen, er wolle bekennen, was er wüßte.

Darauf er abgelassen und gesagt: hätte niemalen keine Hexereien, aber sonst viel böse Streich begangen, sonderlich mit der Sodomiterei sich belastet, indem er wider die Natur, aus lauter Mutwille mit Mannspersonen sich verfehlt. Und solches vor 12 oder 14 Jahren mit einem seiner Knechte, ohne ihn dafür zu bezahlen. Das Gleiche habe er noch mit andern begangen.

Weilen er ferner nichts bekennen wollte, sondern weiter darauf bestand, daß er mit der Zauberei nichts zu schaffen habe, wurde er wieder aufgezogen. Spricht weiter: er wisse wohl, daß er der angegebenen Missetat wegen sein Leben verwirkt habe, wolle auch gern und willig ausstehen, was ihm deswegen das Urteil bringen werde. Bittet um Gottes Willen, ihn der Tortur zu entlassen, denn wenn er schon der Zauberei wegen etwas bekennen würde, solches doch nit wahr sei.

Bei also verspürter Halsstarrigkeit wird er abermalen etwas anzuziehen befohlen. Er hat sich dann bald anders bedacht und ihn herabzulassen gebeten, vorgebend, er wolle bekennen, was er jemals delinquieret habe, zumalen er darüber zu bekennen, schon begonnen habe.

„Vor zwei Jahren sei ihm bei Seppenhofen der böse Feind begegnet, mit Felleisen und wollte bei ihm übernachten. Er habe darauf das Felleisen mit sich heim genommen. Der böse Feind sei dermalen aber nicht, sondern erst nach einigen Tagen zu ihm gekommen und habe das Felleisen verlangt. Weil aber das Geld, was darin gewesen sein sollte, nicht mehr da war, sollte der Stabhalter es ersetzen. Er hatte kein Geld und mußte deshalb Leib und Leben versprechen, sonsten wollte der Böse ihn zerreißen und verzerren.

Das zweite Mal sei der böse Feind zwischen Rötenbach und Löffingen, wie ein Soldatenweib gekleidet, eine Stunde nach Betzeit zu ihm gekommen. Nach Vermischung habe sich die Weibsperson in eine Mannsperson verkehrt und geschrien, er müsse jetzt sein werden, was er ihm versprochen habe.

Acht Tage nachher sei der Böse in Mannsgestalt wieder gekommen, und er habe Gott verleugnen müssen und weil er erst nicht wollte, sei er geschlagen worden. Das vierte Mal ist er wieder in Soldatenweibskleidern zu ihm gekommen. Ein Monat später sei ihm der Tanz zum ersten Mal in seinem Haus angesagt worden und er darauf auf seinem braunen Roß durch ein Loch zum Stall hinaus auf den Ahlenberg geführt worden. Allda war eine Hochzeit; ein Tisch voll Leute, darunter diejenigen, die ihn angegeben hätten. Nach einer halben Stunde ist er auf dem Roß wieder heim. Habe sonst keinen gekannt, er würde sie sonst angeben, da seiner ja auch nicht geschont wird. Nach weiteren 14 Tagen ist er auf dem Stecken zum Tanz gefahren. Die gleichen Hexen waren wieder da. Er sei mit seiner Buhlen obenan gesessen. Dies alles war vor zwei Jahren. Es wird ihm

Digitized by Google

vorgehalten, daß dies schon länger her sein müsse. Man sei mit seinen Aussagen noch nicht zufrieden. Damit er aber sich etwas bedenken könne, so wolle man ihn erst ins Gefängnis zurückführen.

Am 1. März vormittags vorgeführt, ermahnt, seine bisherigen Aussagen vorgelesen. Er fügt hinzu, daß der böse Geist mit großem Getümmel verschwunden sei. Einmal habe er ihm unter den rechten Arm einen Griff getan, daß er vermeint, der Arm schweiße, wisse nit, ob er dort ein Zeichen habe. Beschreibt nochmals wie oben den Hexentanz. — Sein Weib sei wegen Krankheit abgesondert gelegen, habe von seiner Abwesenheit keine Wissenschaft haben können.

Bekennt Ehebrüche mit den Angeberinnen.

Habe von seiner Buhlen Samen bekommen, um Ungeziefer zu säen, wäre aber nichts daraus erfolgt. Das Pulver, was er den Leuten, besonders seinem Weibe eingeben sollte, damit sie unsinnig werde, habe er verbrannt. Die Zauberfalbe habe er, nachdem ihm selbst ein Füllen darauf gegangen, weggeworfen. Zweimal sei er auf dem Geißbock geritten, habe Hagel gemacht durch Ausschütten einer Zauberbrüh. Hätte vom diesjährigen Hagel schon vorher gewußt. Hätte sich mit dem Buhl nicht immer vermischen können, deshalb sei er geschlagen worden. Auf den Tanzplätzen sei solch teuflisches Wesen, daß man schier keine Person gewiß erkennen möge. Er könne sonst niemand angeben als die, so ihn selbst angegeben hätten.

Sonsten, weil ihn die beiden Wächter alle Nacht mit Weihwasser besprengt, habe sein Buhl ins Gefängnis nit zu ihm kommen können. Aber einmal sei in einer Nacht vor dem Schloß ein solch Gerumpel gewesen, daß er vermeint, es falle ein großer Scheiterhaufen darnieder. Der Böse habe ihm auch nit angezeigt, daß man ihn beifangen werde, wolle sonst nit dasitzen, hätte sich wohl mit der Flucht gerettet. Nach solchem wird er nochmals nach den Mitgespielen gefragt, sonderlich ob er die von Schellenberg bei den Zusammenkünften gesehen habe. Weil er darüber nichts bekennt, sondern seiner vorigen Meinung beharrt, daß er niemand sonst erkannt hat, wird er dem Scharfrichter übergeben und angezogen. Er bleibt aber bei seinen Aussagen.

Herabgelassen, wird er gefragt, ob dies alles, was er nun gesagt, die lautere Wahrheit sei. Er sagt erneut, die andern hätten falsch gegen ihn ausgesagt. Er soll nun abgeführt werden, bittet aber noch, daß man den Wächtern von seiner Hab etwas gebe, dem einen den Mantel, dem andern die Stiefel, was ihm bewilligt wird.

Und wieder vorgeführt und nach seiner Sodomie befragt, gibt er nähere Auskunft darüber. Das ganze Protokoll wird ihm nochmals vorgelesen; er will bei dem Bekenntnis bleiben, will darauf leben und sterben, ist auch in ziemlicher Hoffnung das ewige Leben zu erlangen. Dann wird er hinweggeführt.

Am 3. März 1636.

Gezeichnet von 7 Männern und von Dr. Klinglin und Dr. Hammar.

Das Urteil lautet:

Demnach Mathias Glunk, gewester Stabhalter zu Löffingen, vermöge eigener, gütlich und peinlich getaner, nunmehr auch gerichtlich abgelassener

Digitized by Google

Bekenntnis vor etlichen Herren bei währender Ehr und darinnen erzeugter Schinderei, zu verschiedenen Malen sodomistische Mißhandlungen verübt wider die Natur und außerhalb der Christenheit, mit dreien verschiedenen Mannspersonen sich fleischlich vermischt, dabei die verdammte, hochsträfliche Zauberei wirklich angenommen und dadurch die Macht Gottes aufs höchste verunehret, auch neben der allerhöchsten Mutter und aller andern Auserwählten Gottes verleugnet, Leib und Seel dem hölliſchen Geist übergeben, das christlich seeligmachende Gebet verworfen, weltliche, hohe Obrigkeits-christliche Gemeind und sich selbsten mit bereuter Zauberei beschädigt, so, daß neben unterschiedlichen, mit seinem hölliſchen Buhl verübten Vermischung mit etlichen seiner unholdischen Mitgespielen, sowohl bei den Tanzplätzen als sonsten unterschiedlichen Ehebruch begangen, und aus dem Gefängnis vor der gerichtlichen Bekenntnis auch ausgerissen; so ist ihm durch verordnete Stabhalter und Richter anstatt und im Namen hochgeborenen Herren, Herrn Vratislaw, Graf zu Fürstenberg, unseres gnädigen Landgrafen und Herrn, mit einhelligem wohlbedachtem Rat kund getan, daß er kraft abgelassener, eigener Bekenntnis und nach Ausweisung des geistlichen und weltlichen Rechts, sonderlich aber Kayserl. Peinlicher Halsgerichts-Ordnung und habender hoher, obrigkeitlicher Freiheiten ihn, Matthias Glunk, hiermit condemnieren und verurteilen, daß er durch den Stadtknecht dem Scharfrichter übergeben, zu assignierter Richterstatt geführt und allda zu wohlverdienter Straf, andern aber zu einem Exempel und Beispiel, durch das Feuer vom Leben zum Tod gestraft und zu Aschen lebendig verbrannt werden soll.

Hintenachen aber um Gnad und Milderung dieser Criminal-Sentenz unterthänig, inständig gebeten und vor hochgedachter Ihrer Exzellenz, unseres gnädigen Herrn und Landgrafen Gewalthaber, solches erhalten worden. So solle er Matthias Glunk, auf verordneter Richterstatt durch den Scharfrichter vorderst mit dem Schwert vom Leben zum Tod hingerichtet, hernachen aber zu Aschen völlig verbrannt werden.

Blumberg, 4. März 1636.

Wer sich in diese lebensnahen Hexenprozesse einzuleben versucht, dem wird die Psyche der armen Opfer immer klarer und verständlicher; sie ist m. E. eine sehr einfache. Die als Unholde angeklagten Frauen und Männer konnten nicht hexen, sie waren an die Naturgesetze gebunden wie andere Menschen auch. (Sie hätten sonst sicher sich oder das Gericht verzaubert.) Sie waren wohl allesamt Menschen, die irgendwie gegen die Sittengesetze gefehlt hatten, ja, sich vielleicht auch schon öfters strafbar gemacht hatten. Es ist ebenso nicht ausgeschlossen, daß sich auf den Tanzplätzen ab und zu eine Gesellschaft traf, die Ausschweifungen nicht abhold war, doch werden auch diese Zusammenkünfte von den meisten Forschern in die Phantasie der Hexen verlegt.

Es war die Zeit des 30jährigen Krieges. Auch in der Baar lag eine große Soldateska in den Winterquartieren. Ob einige Kriegsknechte in das Schicksal der einen oder andern Frau eingegriffen haben, mag dahin gestellt bleiben. Auf jeden Fall spielt in der Phantasie das Soldatenkleid

Digitized by Google

eine Rolle, was wir in Prozessen vor dem 30jährigen Krieg nicht finden. Alle Aussagen über Hexen und Zauberwerk sind Ergebnisse der Folter.

Unter den wahnsinnigen Schmerzen, welche die Tortur bereitete, wurden die Menschen körperlich und geistig zermahlen. Sie spürten das Reißen ihrer Sehnen, hörten das Knirschen ihrer zerdrückten Knochen und warteten mit verhaltenem Atem, ob dieser Schmerz, der wohl kaum mehr gesteigert werden konnte, nicht bald nachlasse. Und wenn sie dann Atem holen mußten, da entschlüpfte ihnen die Bitte, herabgelassen zu werden. Wahrscheinlich schrien sie auch diese Bitte oder brachten sie stoßweise heraus. Die Akten erzählen darüber nichts. Die Armen versprachen, zu bekennen. Und nun saßen sie auf dem Stuhl, die Gelenke schwollen an, das Herz tobte oder drohte zu versagen — schon fing das Fieber an, den Körper zu schütteln —; der Kopf aber war leer. Nun begann das Fragespiel und sie antworteten, um nur nicht wieder angebunden zu werden. Und hatte einer die Tortur mehrere Male ausgehalten, der war sicher zuletzt ganz mürbe, ganz widerstandslos. War der Körper so widerstandsfähig, nicht beim ersten Mal zusammenzubrechen, so taten mehrere Aufzüge ihre Schuldigkeit. Wenn der schmerzende Leib dann im Kerker lag, hatten die Menschen nur noch den einen Wunsch: zu sterben, möglichst rasch zu sterben, damit es kein Erwachen, keine Folter mehr gebe. Sie antworteten auf alle Fragen die ihnen gestellt wurden, je nach Phantasie und Intelligenz, in einer gewissen Einförmigkeit allerdings, die aber bedingt war durch die festgesetzten Fragen und die dem Volk geläufigen Schilderungen der Hexentänze und Zaubereien. Hätten die Richter aber ausnahmsweise einmal gefragt, wie es auf dem Mond aussähe, sie hätten sicherlich auch darüber mehr oder weniger ausführliche Erzählungen bekommen. Jedes Sprechen verzögerte ja die neue Tortur, war also für den Augenblick das einzige Mittel zum Fernhalten neuer Schmerzen.

Aber die Fragen versiegten, es versiegte auch die Phantasie und schon hatte man sich schuldig bekannt. Was tats? Verloren war man doch — jede Lebensenergie gebrochen — der Leib geschändet, die Seele krank.

Rätselhaft ist aber die Psyche der Richter. Waren sie derart befangen in religiösem Wahn, daß sie diese Bekenntnisse in Wahrheit glaubten, oder waren sie solche Rohlinge, daß sie unberührt ihres Amtes nur walteten oder fürchteten sie sich davor, selbst der Zauberei verdächtigt zu werden, wenn sie skeptisch diesen Aussagen entgegentraten? Man kann aus der Zeit heraus wohl verstehen, daß der richterliche Augenschein auf den Tanzplätzen unterbleiben mußte, daß das Anrufen des Teufels vor Gericht nicht gewünscht wurde; nicht verstehen kann man aber, daß viele Angaben auf ihre Richtigkeit hin nicht geprüft wurden und auf die Aussagen der Angehörigen überhaupt kein Wert gelegt wurde.

Wir wollen zugunsten der Priester und Richter annehmen, daß sie so beschränkt waren und keine Gewissensskrupel über Anklage und Urteil sie überkamen. Welch ein Konflikt müßte sonst in ihrer Seele gewesen sein!

Wie aber die Tragik sich auch in die Reihen der Richter einschlich, sehen wir an dem Fall Glunk. Er hatte zwar nur eine Art kleiner Gerichtsbarkeit ausgeübt, er hatte jedoch Festnahmen vorgenommen und war bei dem Verhör der „Hexen" zugegen, er hatte zum Schluß den Stab zu

Digitized by Google

brechen über den Verurteilten. Hatte er vorher noch an die Richtigkeit eines Hexenprozesses geglaubt, so wurde ihm ein schauerliches Erkennen am eigenen Leib, wie solche Bekenntnisse zustande kommen; denn gerade bei Glunk erkennen wir ganz deutlich die Linie, die wahre Aussagen von erpreßten Geständnissen trennt.

Ein Hexenprozeß war nicht nur eine aufregende, er war auch eine kostspielige Angelegenheit. Der Hingerichtete bezahlte nicht allein mit seinem Leben, sondern auch mit seinem Vermögen, das nach seinem Tode eingezogen wurde. Die Familien verarmten, und keine Prozeßführung half ihnen. Es ist dies noch ein weiteres trauriges Kapitel der Hexenprozesse. Man stößt in der einschlägigen Literatur oft auf die Meinung, daß die Beschlagnahme des Vermögens Vielen Anlaß dazu gab, möglichst zahlreiche Hexen abgeurteilt und verbrannt zu wissen. Das Vermögen wurde bis ins Kleinste aufgenommen und beschlagnahmt. Es gehört dem Herrn, der die Gerichtsbarkeit ausübte. Alle andern mußten ihre Forderungen einreichen. Eine Rechnung des Scharfrichters gibt uns Einblick in das System. Sie lautet:

Erstlich pro examine 33 malefizische Personen, so 1635 und 1636 gerichtet worden, tut . . . . . 45 fl.
Item 33 hingerichtet und zu Brennen von jeder Person 5 fl., tut zusammen . . . . . 165 fl.
Item Hanns von Achdorf mit dem Schwert gerichtet, tut dafür . . 2 fl.
Item zwei Personen von Bachen, der eine mit Ruten geschlagen, der andere ledig gelassen . . . . . 1 fl.

Von der Familie Glunk z. B. sind zahlreiche Eingaben und Beschwerden geschrieben worden; ein Sohn gebraucht solch heftige Worte, daß er festgenommen werden soll, ein anderer, der durch das Unglück gezwungen war sein Studium aufzugeben und zum Soldatenstand überzutreten, bittet inständig für seine alte, verarmte Mutter. Das nähere Eingehen auf diese Folgeerscheinungen der Hexenprozesse würde über den Rahmen dieser Arbeit hinausgehen. — Es führt zu sehr hinein in die Einzelbelange der betroffenen Familien. Die Gesamtheit der Einzelschicksale, das Verarmen und Verelenden der vom Unglück heimgesuchten Geschlechter gibt aber dem Kulturbild von damals jene unheimlich dunkle Untermalung, die den Eindruck des Grauens bei uns hervorruft.

Digitized by Google

Volkskundliches aus der Zimmernschen Chronik.

Von **Rudolf Kapff**, Urach.

Abgesehen von den deutschen Schriften des Mystikers Heinrich Seuse ist die älteste, reichlicher fließende literarische Quelle für schwäbisch-alemannische Volkskunde die Zimmernsche Chronik. Sie ist im Jahr 1566 oder 67 in Meßkirch abgeschlossen worden. Und obgleich sie wenigstens zu einem Teil aus adliger Feder stammt, tut dies ihrer Volkstümlichkeit durchaus keinen Eintrag. Reden und schreiben doch diese Freiherren v. Zimmern in ganz naiver Weise von Trinkgelagen und Abenteuern „im Frauenzimmer", von großen Reichstagen und Hoffesten, von Sagen und Schwänken nicht anders, als wären sie Bauern, nur eben um eine gesellschaftliche Stufe gehoben, aber in ihrem Denken und Fühlen ganz bodenständig trotz dem leichten humanistischen Firnis, der, wenn auch immer wieder geflissentlich ins Licht gerückt, doch nur wie eine dünne Schicht über dem Urgestein derbschwäbischer Geistesart lagert.

Besonders auf dem Gebiet der Sage enthält die Chronik vieles, was sonst von Aufklärung und Industrialisierung längst unwiederbringlich weggeschwemmt worden ist. Dafür einige nach religionsgeschichtlichen Gesichtspunkten aufgereihte Beispiele. Wie in der ganzen schwäbischen Sage spielt auch bei den in der Zimmernschen Chronik überlieferten die geschichtliche Sage eine ganz untergeordnete Rolle. Das ursprünglich-Religiöse besonders nach seiner numinösen, d. h. die übersinnliche Macht in überragend schrecklicher, unholder Weise zeigenden Seite hin, steht völlig im Vordergrund. Und zwar ist die übersinnlich-„ungeheure" Macht nicht etwa bloß in Menschengestalt geglaubt, als Wodan-Muete, Donar oder Ziu; es stehen vielmehr viel ältere religionsgeschichtliche Horizonte an, bis hinunter zum Fetischismus, zu der Primitivstufe religiösen Gestaltens, auf der der einfache Mensch die übermenschliche Macht in einem leblosen Gegenstand sich offenbaren sieht. Auf diese Stufe gehört die Sage vom Wunderstein am Blautopf bei Blaubeuren, die in Mörikes „Hutzelmännlein" in freier Weise wiederkehrt. Sie ist im Wortlaut der Zimmernschen Chronik III, 108, in meinen „Schwäbischen Sagen" (Diederichs, Jena 1926), Seite 106 f., abgedruckt. Die numinos-gefährliche Seite an dieser übersinnlichen Macht wird durch den letzten Satz der Sage

Digitized by Google

besonders deutlich beleuchtet: „Wie sie nun baide vermerkt, daß die Craft von dem Stain herraich, do haben sie nach langer Beratschlagung und Erwegen, was sie mit diesem Stain, als aim kostlichen Erbkleinat anfahen wellten, sich letstlichen dohin entschlossen und bedacht, was Nachtails und Übels ire Nachkommen und Erben hiemit anstiften möchten, dardurch ir Geschlecht in Spott, Unehr und höchst Verderben gefürt kund werden, darumb sich beraten, daß sie des Stains und seiner Tugent und Kraft sich wolten verwegen und verzeihen[1], und darmit warfen sie den Stain ainhelligklichen in den Ursprung der Blaw, welcher dann vil Claffter dief, und niemands sorgen darf, daß ihn etwar[2] wiederum vom Grund herauf bring."

Da der Stein, der in dieser Sage der Träger der übernatürlichen Kraft ist, völliges Naturstück ist, an dem noch keine Menschenhand etwas getan hat, so liegt hier das älteste Urgestein primitiven Glaubens zutage. Schon etwas jünger ist der Glaube an einen von Menschenhand bearbeiteten leblosen Gegenstand als Vermittler wunderbarer Kraft in der Sage von der eichenen Scheibe in der St. Jörgenkapelle im „Weiler an der Tonow"[3] (Z. Chr. II, 364; meine „Schwäbischen Sagen", S. 116). Ihre „Form und Größe" ist „wie ain zimlicher Faßboden", ihre Kraft besteht darin, einen versunkenen Leichnam in der Tiefe des Flusses aufzufinden. Auch gibt es noch weitere solcher Scheiben „an der Tonow, sonderlichen aber bei denen Kirchen, so in der Ehr des lieben hailigen Ritters S. Jörgen seien geweiht". Alle diese Sagenzüge legen es nahe, dabei an einen leicht kirchlich übertünchten Sonnenfetisch zu denken.

Die nächststüngere, totemistische, d. h. tiergestaltige Stufe der Frühreligion ist in der Zimmernschen Chronik nur schwach vertreten. Einmal erscheint der Rabe als Totenvogel (IV, 169) in Mößkirch auf dem Turm am Schloß, in dem der sterbende Graf Gottfried Werner von Zimmern lag, ein „feurin Vogel zu Ahelfingen[4] uf dem dach" des Schlosses in derselben Eigenschaft (III, 50), der Hase als böses Vorzeichen und ein Geist auf der Reichenau, der erst als „ein brüllender Ochs, nachgehends in einer andern Gestalt, zum drittenmal wie ein groser, faister Münch in der Kuten" sich zeigt (IV, 89). Zweimal kommt der Drache vor: das eine Mal als numinose Macht, die aber dem Menschen nichts zu leid tut; vielmehr ist er nur „an die Kirch zu Büttelschieß geschossen, da soll er sich angestoßen haben, daß er geschweißt. Solcher Schweiß ist an der Kirchen von unvordächtlichen Jahren bis uf den heutigen Tag bliben, und do es schon vilmals seithero darüber ist gedunchet und geweisget worden, so sicht doch der Schweiß hindurch und laßt sich das Wunderwerk Gottes nit verbergen" (II, 154). Das andre Mal ist „ain groser Drach oder Wurm, der dem Grafen oder der ganzen Landschaft ein Beschwerdt", Anlaß zum Bau einer Kapelle auf Eberstein im Murgtal (IV, 114); „bald darnach ist das Gewurm verstrichen". Die einzige ausgeführte, wenigstens wegen der Parallele mit der

[1] verzichten. [2] irgend jemand.
[3] Heute Thiergarten bei Sigmaringen.
[4] Hohenalfingen bei Aalen.

Digitized by Google

Hamelner Sage wahrscheinlich als solche anzusprechende Tiersage ist die Sage vom Rattenfänger von Mößkirch (III, 196). Allerdings steht in der Mößkircher Sagenwendung ausdrücklich nichts von einer Macht des Rattenfängers über Menschenseelen, sondern nur über die Tiere. Aber ein bedeutsamer magischer Zug an der Sage ist es, daß der „Abenteurer ... als nun die Christnacht kommt, alle Gaßen und Gäßle durchgat in dem ganzen Flecken; das trib er die ganze Nacht biß Mitternacht, daß man Schrecken läute umb zwelfe. Do gieng er user der obern Stat uf das Markbrucklin und verbannte die Ratzen ußer der Stat". Die Sage von der Rottenburger Luftfahrt auf dem Kalb (II, 30) gehört in den Kreis der Luftunholdinnen. Die Beziehung zum Venusberg, als dem Ziel der Fahrt, ist wohl spätere, zufällige Zutat. Schlangensagen fehlen in der Zimmernschen Chronik auffallenderweise ganz; ebensowenig spielt die Maus oder das Käuzchen als Seelentier irgendwelche Rolle.

Um so reicher ist die Chronik an menschengestaltigen Sagen: Erdmännchen, Wasserfrauen, Hexen, Wilder Jäger und Muetes Heer. Ihre ganze harmlose Freude am Drolligen entfalteten die Chronikschreiber in den Erdmännleinsagen, dieser anheimelnden Gestaltung der faszinosen, den Menschen an sich lockenden Macht der Mutter Erde. Die Erdleutlein helfen backen, wie im Schloß zu Büdingen (IV, 134) in Gestalt „ains kleins bartets Mändles, ungefarlichen einer Elen lang; das stund in Taig, knet den, macht nachgends das Brot daraus, schieß es ein ... darzu wardt das Prot bösser und geschmackter". Sie hüten Schätze; so lebt im „Heberberg im Hegew", d. i. im Hohenhöwen, eines, „das warte uf ain, so Hans haiße" (II, 342). Auch mit dem Wasser haben sie gelegentlich wenigstens gute Nachbarschaft, z. B. in Herrenzimmern bei Rottweil a. N., dem Stammsitz der Chronikschreiber, „an der Halden ob dem Scheurbronn, neben dem Schloß, haben sie vil Wonung im Berg gehabt, insonderheit umb den Bronnen an derselbigen Seiten des Bergs, so noch auf den heutigen Tag genannt wurt des Erdenmendlis Bronnen" (IV, 132). Von den Schätzen der Erde schenken die Erdenmännlein gerne. So bekommt die im Wochenbett liegende Frau des Stuttgarter Hofschuhmachers Kinspach von dem Erdmännlein, dem Urbild von Mörikes Hutzelmännlein, „ein kupferin Kessel" angeboten, „da sie nit gesehen, was im Kessel gelegen, und haben damals vil verstendiger und erfarner Leut nit anders vermaint, dann es sei vil Gelts oder Geltswert im Kessel gewesen oder aber der Kessel hab ein wunderbarliche Art und Tugendt an ihme gehapt". Einen leicht numinosen, abschreckenden Zug enthält die Sage darin, daß die Frau „ab ime so übel erschrocken, daß sie ir nit enthalten künden, sonder überlaut anfahen schreien, darab das Erdenmendle erzürnt ..." (IV, 136). Ja, die Volksdichtung hat sich mit diesen heimeligen Gestalten so gerne befaßt, daß die Chronik (IV, 114) einmal eine ganze Erdleutlein-Novelle enthält: „Bei Zeiten des frommen Graf Bernharten von Eberstain ist gar ain andechtige, erbare Fraw im Clingel[5] gewesen, die der Capellen gewart mit beschliesen und Amplnanzünden. Im Jar 1517 hat sich begeben, als die guet

[5] Kapelle bei Eberstein.

Digitized by Google

Fraw schlafen gangen, ist gar nahe umb Mitternacht was an ir Behausung komen und anklopft. Sie ist ufgestanden und an das Fenster gangen und gefragt, wer da seie. Do hat sie ein alten Mann, wie ein Ordensmann in einem langen, weisen Rock gesehen, der hat ein weisen Part biß uf die Gürtel gehapt, umb ihn und hünder ihm seien bei acht oder zehen Personen gewesen, kleine, kurze Leutle, ihres Erachtens Weibsbilder, haben schwarze Claider angetragen, wie die Closterweibsbilder, und ihr iedes ein Laternen in der Handt mit einem brinenden Liecht. Der alt Mann hat die Frawen gebetten, daß sie unbeschwert ihnen die Capellen öffnen, des wellen sie ihr lohnen. Die Fraw hat sich angelegt, ist herab zu ihnen gangen und die Capellen geöffnet. Do hat sie mit dem alten Man geredt; der hat ir auch widerumb Antwurt geben, aber die kleinen Weiblin haben nichts geredt. Der alt Man ist vor ihnen allen in die Capellen gangen; darin hat er in eim Buch, so er mit ihm dargebracht und under dem Arm gehapt, gelesen und gebettet. Die andern sein ihm alle nachgangen, in Par und Par, und alladieweil der alt Man in dem Buch gebettet, haben sich die andern alle kreuzweis als in einer Venia in der Kirchen gelegt. Die alt Fraw hat ihnen ernstlich zugesehen, was doch zuletzt darauß werden solt, und als solichs bei einer Stund ungefarlich gewert, do sein sie wieder aus der Capellen gangen, der alt Man vor, die andern geparet hernach. Also hat der alt Man der Frawen für ihre Mühe ain Goldguldin geschenkt und sein damit abgeschaiden, daß die alt Frau nit sagen künden, wo sie hin kommen, allain daß sie gesehen, daß sie mit ainandern den Karrenweg am Eberstainer Perg hinauf gangen, als ob sie in das Schloß wellten. Und das hat die Fraw weiter gesagt, was der alt Man mit ihr geredt, das hab er alles zwaimal gesagt. Hiebei kann ich nit underlasen zu vermelden, als der alt Mann, der Frawen den Goldguldin geschenkt, hat er gesagt: ‚Liebe Fraw, lasen Euch disen Guldin lieb sein und behalten ihn wol, dann ihr werden sein noch ganz notturftig werden!' Das hat die Fraw gethan und im selbigen Jar ist ein solche gähe Theurung im Murgenthal und deren Enden eingefallen, daß vil under denen Armen grosen Mangel und Hunger leiden müesen. Also wie die Fraw alles ihr Vermögen umb Brot und ander Victualien ußgeben und sonst nichs mer anzugreifen, hat sie den alten Guldin, so ir, wie oblaut, zugestanden, zu Gerspach[6] uf dem Wochenmarkt umb Frucht ußgeben. Es ist aber solch Stuck Golds eins solchen alten Schlags oder Gepräg gewest, daß es nit ist erkennt worden. Und wie dann dergleichen Sachen oft fürkommen, als das an den Vogt und an ein Rath zu Gerspach[6] gelangt, hat man vermaint, es hab villeucht die Fraw ein Schatz gefunden, dann ihnen wol bewüßt, daß sie ain arme Fraw und solche Gulden nit ererbt, derhalben sie beschickt und ernstlichen befragt, waher ir doch solch Stuck Goldts kommen. Do hat sie ihnen die Warhait und all Sach, wie hieob gemelt, geöffnet und nichs verhalten. Also hat man die guet Fraw wider lasen abscheiden, iedoch ir bei höchster Peen eingebunden, waver dise Compania wider kommen, daß sie nit underlasen, sonder eilends der Stat zu welle und etlichen Verordneten in der Vorstat

[6] Gernsbach.

Digitized by Google

solches anzaigen soll, bei denen auch versehen worden, daß sie, im Fahl ihnen was weiters fürgebracht, sich hierinnen der Gepür nach halten und, was es doch für Leut seien, erkundigen sollen ... Im Jar nach Christi Gepurt 1542, als der groß Türkenzug angangen, darin doch laider nit vil außgericht worden, ist Graf Wilhelm von Eberstain des schwäbischen Kreis Obrister gewest. Mitler Weil und er in Hungarn gewesen, do sein sie aber ein mal in Clingel kommen, dergestalt. Es ist fast umb Mitternacht der alt Mann für das Haus kommen, angeklopft und an die Fraw begert, man soll ihm die Capellen ufthuen. Das hat die Fraw gethon. Do hat sie den Alten in aller Gestalt und Beklaidung gesehen, wie hievor ... Es sein ihm drei Paar kurzer Mentschle nachgangen, alweg ein Mansperson und ain Weib ... in weltlicher Claidung, und under den Weibsperson ist eine allerdings zugerüst gewesen, als ob sie ain Hochzeitere were. Sie sein in die Capellen gangen, aber zwen Mann, die ihnen am letsten nachgefolgt und ieder ein Leiren bei sich gehapt; die sein vor der Capellen bliben. Der alt Mann aber hat, wie sie hineinkommen, sein Buech herfür gezogen und darin gelesen, und alle die Zeit er gelesen, sein die drei Paar kreuzweis uf dem Boden gelegen, nachgeends wider ufgestanden. Do ist der alt Greis zu ihnen gangen, und hat die Clingelfraw gesehen, daß er zwaien under ihnen die Hendt zusammen gefüegt und was darzu geredt, daß sie doch nit verstanden, in aller Gestalt, als so man zwai Eheleut zusammen gibt. Do hat sich der alt Mann uf ein Kloß, der vor der Capellen, gesetzt, aber die zwen mit der Leiren haben zu Danz gemacht. Do haben die drei Paar ganz züchtigelichen mit ainandern gedanzet und allwegen zwischen zwaien Paaren sein zwai cleine Thierle geloffen, in der Größe und Gestalt, wie die Schaff; sein rot gewest, haben Zimbelen an den Hälsen gehapt. So sich dann der Danz verenderet, und daß sich die Mentscher gegen ainanderen gebuckt oder genaigt, so sein dise kleine Dirle auch vor ainandern gestanden und sich genaigt. Diser Danz hat ein guete Weil geweret; dem hat der alt Greis zugesehen und die Clingelfraw. Hiezwischen hat niemands mit dem andern geredt. Nachdem nur der Danz sein Endtschaft erraicht, do sein sie mit ainandern in der Ordnung, wie sie kommen, abgeschaiden und den Weg, als ob sie uf Eberstain welten, wie hievor gangen. In selbigem Hingeen haben sie diser Frawen kain Gelt mehr geben, auch hat der alt Mann weiters mit der Frawen nit geredt, sein ungeredt mit ainandern darvon zogen. In etlicher Zeit ist Graf Wilhelm widerumb aus Hungarn kommen, do hat man ihm, daß die unerkannt Compania vorhanden gewesen, bericht. Also hat er der Frawen bevolchen, wann sie mehr kommen, daß sie das anzaigen solle. Auch hat er Ordnung geben, daß man wachen und insonderhait darauf soll Achtung geben. Aber solcher Bevelch ist diser Compania gleich zu Oren kommen, derhalben in gar wenig Tagen hernach der alt Mann helles Tags zu der Frawen zum Clingel kommen. Der hat ihr verwisen, daß sie ihren Ankunft hab eröffnet mit Anzaigen, sie haben wol gewißt, daß sie dem Grafen (und damit hat er den Tag und die Zeit, als das beschehen, benempt) verhaißen, sie zu melden. Darbei hat er der Frawen gesagt, sie hab ihnen mit ihrem Anzaigen grosen Schaden zugefüegt und haben alberait vil user ihrer Gesellschaft verloren. Seithere sein sie

Digitized by Google

nit mehr geſehen worden, hat auch niemands mehr in ſelbiger Landtsart was von ihnen gehört ... Vor vil Jaren iſt uf ein Nacht ein unerkanter Mann geen Gerspach ans Thor kommen; der hat einer Hebammen eilends begert. Alſo hat man ihme ein Hebamma, ein guete alte Fraw, verfolgen laſen. Die hat er uf ein Stund zwo[7] ungefarlich in der Finſtere umbher gefüert, daß ſie nit gewiſt, wohin ſie kommen. Letſtlich hat er ſie weit in ein holen Felſen und in ein Berg hinein gefüert. Da hat ſie vil Liechter, auch ſonſt vil kleiner Leut gefunden, under denen ain ſchwangere Fraw, die gepären ſollen. Und hat niemants mit ihr geredt; ſie hat bei der ſchwangeren Frawen ir Ampt volbracht. Im Abſchaiden hat man ihr ain rheiniſchen Pfening zu Lohn geben. Deſſen hat ſie ſich beſchwert, mit Bericht, ihr geſetzter Lohn ſei drei Batzen oder ſovil Schilling. Sie ſei ain arme Fraw, die des ihren ſelbs wol bedurfe. Sie haben ihr nit mehr geben wellen, ſonder geſagt, ſie ſolle ſich des Pfenings benugen laſen, welcher die Tugendt hab, ſo lang ſie ihn behalten, werde ihr Gelts nimmermer zerrinnen, ſonder werd alle mal, ſo ſie Gelts bedurfe, ein Pfening weiter im Seckel befünden. Alſo iſt die guet Fraw mit diſer Vertroſtung uſerm Berg geſchaiden ... Hernach hat ſich befunden, daß dieſelbig Hebamma ihr Leben lang Gelts zue ihrem Gebrauch genug gehapt ... Und bei ſollichen abenteuerlichen und ungewonlichen Sachen iſt der Gewalt und die Allmächtigkeit Gottes reuchlichen zu ſpeuren."

Der Glaube, von dem ſich die Novelle nährt, iſt alſo für die Verfaſſer der Chronik noch ein voller religiöſer Wert, wie die letzten Worte zeigen.

Wenn die Erdleutlein in dieſer Novelle zweimal den Weg zum Schloß Eberſtein einſchlagen, iſt dies ein Zeichen dafür, daß der Wirkungskreis der Zwerge ebenſo die Erde wie das Haus iſt. Das iſt ganz verſtändlich. War doch zu den Zeiten der Entſtehung des Erdmännleinglaubens, ob es nun die Jungſteinzeit oder die Bronzezeit oder ſchon die erſte Eiſenzeit geweſen iſt, die Bauweiſe der menſchlichen Hütte ſo einfach, daß die Scheidung zwiſchen Erdboden und Haus bautechniſch viel ſchwächer betont, alſo der räumliche Übergang zwiſchen Erde und Wohnung viel ungehinderter war.

Die ſchönſte Geſtaltung des Hausgeiſtzwergs in der Zimmernſchen Chronik iſt der Entenwick im Großſachſenheimer Schloß (III, 6 ff.; vgl. meine „Schwäbiſchen Sagen", S. 48). Er ſaß urſprünglich „ain tauſend Jahr in ainem kleinen Röhrlein in aim Moos". Von da an iſt er „mit aim raiſigen Diener von Cöln heraufgeraiſt, ſtettigs hünder ihm ufm Roß geſeſſen. Auch vermeldt der Diener, daß die ganz Rais ſein Pferd ganz ſchwerlich gangen, als ob es ain großen Laſt trüege". Der Entenwick ſpricht „anders nit, denn wie ain Vogelſtimm" und iſt hilfreich: „Solches hat man im Luft ſehen dahergeen und niemands, der das getragen, ſehen künden." Daß er der gute Geiſt des Hauſes war, zeigt ſich daran, daß „er ſich vernemen laſſen, aldieweil er zu Sachſenheim, ſo werde das Geſchlecht an Ehren und Guet nimmer zerrinnen" und daß er „im Abſchiedt den Abgang des Geſchlechts verkündt", als ihn der Schloßherr „hat beſchwören und davon verbannen laſſen".

[7] Etwa zwei Stunden.

Digitized by Google

Auffallend ist, daß die Zimmernsche Chronik von keiner Riesensage berichtet. Um so häufiger redet sie von Wassergeistern. Einmal sind drei Adelige, ein Herr von Zimmern, einer von Tengen und ein Graf von Kirchberg im Krieg wider die Ungläubigen am Meer spazieren gegangen und haben sich mit drei Meerfrauen verlobt und verheiratet (I, 27 und meine „Schwäbischen Sagen", S. 75). Von einer noch animistischen Beziehung eines Geistes zum Wasser weiß die Geschichte von Graf Hans zu Wolfegg (II, 240), den man nach seinem Tod „hat lange Zeit in der Herrschaft reiten sehen, so Tags, so Nachts; sonderlichen so man die Weiher hat gefischet, ist es Nachts ganz ungehewr darbei gewest".

Einen deutlichen Zug des Glaubens an den Feuerdämon enthält die Sage von der Hexe, die Schiltach angezündet hat (III, 1 ff.): eine Oberndorferin verdingt sich als Magd nach Schiltach in ein Wirtshaus. Der Wirt kündigt ihr, weil sie „ein sollichen, unrainen, bösen Incubum[8] an ihr gehapt". Der Geist bleibt aber in Schiltach und „ließ auch merken, seitmals man ihme sein Bulschaft aldo vertriben, so wellte er das Stettlin verbrennen". Am kommenden Gründonnerstag wurde die Magd gleichzeitig zu Oberndorf und zu Schiltach gesehen. Sie gab in Schiltach vor, auf der Bühne des Wirtshauses etwas vergessen zu haben. „Als sie zu Schiltach zu ihrem Incubo kommen, hab ihr derselbig auf der Binin ein Hafen voller Wusts geben und sie gehaißen, den umbzuschitten mit Vermelden, wover sie das thuen, werde das Haus und die Statt gleich darauf an und in Grundt abbrinnen." Diese Sage, die auch Künzig in seinen „Schwarzwaldsagen", S. 16, erwähnt, ist um so wertvoller, als das Schwäbische nur eine einzige, aus Wierlings bei Kempten stammende ausgeführte Sage vom Feuerdämon kennt. Auch Künzig hat außer dieser Schiltacher Sage keine zweite derartige aus dem Schwarzwald zu berichten.

Vom Nebelgeist in Menschengestalt erzählt die Zimmernsche Chronik (I, 281 und meine „Schwäbischen Sagen", S. 103), daß ein Herr von Bodman auf einer weiten Reise — die Chronik meint in den hohen Norden — verirrt und endlich an ein großes Wasser gekommen sei. Da begegnete ihm „ein kleines Mendle"; das habe ihn in seine von Laub und Gras überwachsene Wohnung geführt, ihm dort viele Arten Wein angeboten, auch Seewein von Bodman. Darauf sagt ihm das Männle, er sei kein natürlicher Mensch, sondern der Nebel; „was oder wieviel Weins von dem Nebel hin und wieder in den Weinländern verderbt, das gang ihm zu Nutz". Auch beschreibt ihm das Nebelmännle, wie er seine Weinreben künftig vor Nebelschaden bewahren könne. Er solle ihm dagegen versprechen, nicht mehr gegen den Nebel läuten zu lassen. Dieses Nebelmännle hat also trotz seinem frostigen Namen den faszinos-freundlichen Grundzug, wie ihn die Erdleutlein zeigen, denen er an äußerer Gestalt gleicht.

Dagegen sind die eigentlichen Luftgeister in Menschengestalt vorwiegend numinos unhold. Von den vielen Hexengeschichten der Chronik ist die ursprünglichste, an Einzelzügen reichste und zugleich mit einem totemistischen Zug der Tierverehrung ausgezeichnete, die Sage von dem Luftritt auf

[8] Alp, Geist.

Digitized by Google

dem Kalb (II, 30 und meine „Schwäbischen Sagen", S. 96). Der Zauber kommt hier ohne Zutun einer weiblichen Unholdin zustand; ein Mößkircher Bürger, der sich für einen fahrenden Schüler ausgibt und aus dem Venusberg kommen will, macht die Luftfahrt. Reden bricht den Zauber, so daß bei der Fahrt über Rottenburg a. N. einer der beiden Luftfahrer vom Kalb stürzt und in ein Storchennest fällt. Die meisten andern Hexengeschichten sind schon in kirchlicher Weise mit dem Teufel zusammengebracht. Dieser gestaltet sich bald als menschlicher Kegelspieler, bald als Tier, z. B. als Katze oder Pudel. Von einem nicht weiter bezeichneten Gespenst gefaßt, macht der Hirt Hailpronner von einem Kreuzweg bei Igelswies aus eine Luftfahrt. Diese endigt in einer Höhle, in der eine Menge Geister versammelt waren (II, 155 und meine „Schwäbischen Sagen", S. 15). Am dritten Tag stirbt der Hirt. Das Heimholen des zum Tod Bestimmten erinnert an eine Seite der Tätigkeit von 's Muetes Heer (siehe unten). Auch dessen Machtgebiet ist ja die Luft.

Die gewöhnlichen Geistergeschichten, von denen die Zimmernsche Chronik wimmelt, sind entweder in älterer Gestaltung rein animistisch gehalten oder sind sie auf dem Weg zum menschengestaltigen Glauben an den wilden Jäger als Sturmunhold und schließlich an Wodan als Sturmgott und Führer des Totenheers. Nennenswerte Einzelzüge des in der Chronik ausgesprochenen Animismus sind die Geisterpredigt (IV, 133) zu Mößkirch, das Totenmahl im Schloß auf dem Stromberg, zu dem ein großer Hirsch den Weg zeigt (I, 102), das Verschwinden eines Geistes durch das Kamin, daß es Gnaisten d. h. Funken gibt (I, 485), der Geist in Riesengestalt (II, 155) bei Hausen am Andelsbach, Geister in Gestalt feuriger Lichter (I, 298), der dreschende Geist an Sommerjohanni bei Rinkenbach unweit Meßkirch (III, 12), der Brückengeist bei Igelswies (IV, 112), wohl ein Vorgänger des Wasserdämons, die Ankündigung des Todes eines Familienglieds durch „lotter werden und wacken" eines Steines in der Wand, wie es in Trochtelfingen im Laucherttal und in Öttingen im Ries vorkam, ein halbanimistischer und — weil an einem leblosen Gegenstand hängender — halbfetischister Glaube (III, 50), und das Berufen von Geistern, die unfehlbar der Aufforderung folgen, wie es der Wildhans Spät (I, 626) erfahren hat. Der Totentanz auf Schloß Eberstein (IV, 118), in dem sich ein noch Lebender mittanzen sieht, der nach Ablauf eines Jahres sterben muß, gehört schon in den Kreis der Muetesheersagen, wenn auch dieses dabei nicht ausdrücklich genannt ist.

Der Wilde Jäger tritt vielfach mit geschichtlichen Personen eingeworben auf, also in junger Gestaltung, so mit einem Grafen von Hohenberg (IV, 124). Mehr Waldgeist als Sturmgeist scheint das Jägerlein Epp bei Pfalzgrafenweiler mit seinen beiden Hündlein Will und Wall zu sein (IV, 131). Wenigstens bringt den Meister Epp seine Zwerggestalt in unmittelbare Nähe der Erdleutlein. Aber seine Macht ist die des Wilden Jägers: er rennt in toller Jagd in kurzer Zeit vom Schwarzwald nach Prag, verschafft seinem Herrn wunderbares Jagdglück, sichert ihm Frieden im Haus seines abgesagten Feindes, und die Trennung von ihm bringt dem Pfalzgrafen Unheil und Tod (vgl. meine „Schwäbischen Sagen", S. 19).

Digitized by Google

Der Wilde Jäger zeigt sich hier durchaus von der holden Seite, was ganz selten ist. Von der unholden Seite erscheint er dagegen in seiner Vermischung mit dem gestorbenen Ritter Schmeller von Ringingen (II, 161 ff.): er erscheint im Wald zu Pferd, dabei erhebt sich „ein Prastlen und grausames Wesen, als ob Perg und Thal alles zusammen breche". Wenn er wegreitet, darf man ihm nicht nachsehen — alles Züge aus dem Glauben an 's Muetesheer. Von diesem selber spricht die Chronik gerne und ausführlich. Muete = Wodan ist der einzige germanische Gott, der in der schwäbischen Sage mit seinem Namen erhalten ist, überhaupt die einzige Göttergestalt, die unzweideutig in der heutigen Sage gefaßt werden kann: ein deutliches Zeichen seiner großen Macht. In dieser beherrschenden Stellung macht er den Eindruck eines alle anderen überragenden Gottes. In der Zimmernschen Chronik ist er mehr Herr des Totenheeres als Sturmgott. So in den beiden reichsten Muetesheer-Sagen, der von Veringen-Stadt (IV, 122) und der von Maulbronn (IV, 123 und meine „Schwäbischen Sagen", S. 7 und 8). In der ersteren ist der Weg des Heeres genau beschrieben und zwar vom Banholz und Wald Minchsgereut, dann durch die „Herdtgassen" zum Mößkircher Siechenhaus, die Katzensteig hinauf, dem Härdlin zu nach Rordorf ins Hardt und von dort nach Veringen an der Lauchart. Dort erscheint es nachts 12 Uhr. Einer aus seiner Mitte, ein geborener Veringer, mit zerspaltenem Kopf bittet den Nachtwächter, ihn zu verbinden, was dieser nach einigem Zögern tut; er verbietet, beim Weggehen ihm nachzusehen. Das Grausen davor legt den Nachtwächter sechzehn Wochen krank und macht ihn fast stumm, aber ohne daß er daran sterben würde. Die Maulbronner Sage enthält das aus Uhlands Gedicht vom Junker Rechberger bekannteste Motiv vom Abholen eines dem Tod Verfallenen durch 's Muetesheer nach Jahresfrist. Auch dort wie bei Uhland nimmt der Geist den verlorenen Handschuh des Betreffenden — es ist ein Herr von Seckendorf — als Pfand. Auf dem Weg zu der Kapelle, in der sein Handschuh liegen geblieben war, begegnet ihm 's Muetes Heer mit allen üblichen Offenbarungsformen und an dessen Ende ein einzelner Knappe mit einem mageren Schimmel, der für ihn selbst bestimmt ist, wie er auf Anfragen erfährt. Sein Todfeind, ein Herr von Erlikon, werde ihn übers Jahr erschlagen. Aus Schrecken darüber geht Seckendorf ins Kloster, wird aber übers Jahr richtig von seinem Feind dort entdeckt und getötet, als dieser in seiner Not sich auf einen mageren weißen Bauernschimmel schwingen wollte, der eben da stand.

Ein Rest des Schimmelreiters ist das gespenstige schneeweiße Füllen im Wald zwischen Ravensburg und Zußdorf (II, 173 f.). Wenn dadurch „etliche sein erschreckt worden, daß sie gestorben", so zeigt sich darin die Aufgabe des Muete, dem Tod Verfallene in sein Machtbereich zu holen. Seine unholde Art offenbart sich auch dadurch, daß es gelegentlich zu riesiger Größe anschwillt.

Auch das Wunderroß des Grafen Friedrich von Zollern (I, 279 und meine „Schwäbischen Sagen", S. 28), das man immer „gegen Niedergang der Sonnen abzeumen und absatlen" mußte, das er „für und für sein Leben lang haben, ja auch die ganz Welt damit durchreisen kunt". Daß es drei

Digitized by Google

Verstorbene sind, die dem Grafen nach seiner wunderbaren Heimfahrt auf dem Roß verkündigen, sie seien es tatsächlich gewesen, die ihn in Gestalt des Rosses heimgetragen haben, deutet auf den Zusammenhang des Rosses mit dem Seelenheer hin.

Ein Mittel, den Bann von 's Muetes Heer zu brechen, enthält die Sage II, 155: Eine Priestersmagd geht von Hausen am Andelsbach nach Bittelschieß. „Das Heer ... ein Jäger oder sonst ein Gespenst ... hat die Kellerin begriffen und gewaltiglichen den Weg mit sich genommen und vor ihm anhin getrieben ... Indes ist ain Kriegsmann ... der Kellerin und dem Gespenst ohn all Gevärd begegnet. Den hat die Kellerin umb Gottes willen von ferrem umb Hilf angeschrewen und gebetten, sie zu erledigen mit Vermeldung, wafer er so turstig* und mit der bloßen Weer sie und das Gespenst werd durfen bekraisen, so meg sie erledigt werden." Darauf ist „der Jäger ... mit aim großen Gedös, Klingle und Geschrai in Lüften darvon gefahren". Das Jägerhorn aber, das der Kriegsmann dem Gespenst bei der Einkreisung „vom Maul hinweg gehauen, daß solchs in den Kraiß gefallen und auch bliben, ... ist dazumal zu ewiger Gedechtnus der Sachen in die Kirchen zu Büttelschieß ufgehenkt worden": ein sprechendes Zeichen dafür, daß 's Muetes Heer damals noch eine religiös völlig ernst genommene Größe war.

So spricht die Zimmernsche Chronik in ungebrochener, gläubiger Kindlichkeit immer wieder den ursprünglich religiösen Sinn der Sagen geradezu urkundlich aus.

* Mutig.

Digitized by Google

Was kann uns ein Kirchenbuch erzählen?

Von Dr. Luise Vogel, Edingen a. N.

Man muß es nur einmal zur Hand nehmen und sich die Mühe machen, es von Anfang bis zu Ende genau durchzuarbeiten, dann wird man sehen, daß das Kirchenbuch für die Orts- und Familiengeschichte eine wichtige Quelle ist. Es genügt dabei natürlich längst nicht, nur die aufgezeichneten Namen und Daten herauszuschreiben; die kürzeren oder längeren persönlichen Bemerkungen des Pfarrers sind ebenso wichtig. Ja, ich möchte beinahe sagen, für den Volkskundler sowie auch den Familienforscher wird das Kirchenbuch wertvoller, je „unsachlicher" der Pfarrer die Einträge macht, d. h. je mehr er als Seelsorger der Gemeinde und nicht einfach als der Angestellte der Kirchenbehörde arbeitet, zu dessen Befugnissen es eben gehört, Geburten, Eheschließungen und Todesfälle einzutragen. Und darin sind die älteren Kirchenbücher denen aus dem letzten Jahrhundert und auch zum Teil den gegenwärtigen meist überlegen. Woran es liegt? Mag sein, daß die Pfarrer durch das Größerwerden der Gemeinden und vor allem aber auch durch die immer mehr anwachsende reine Büroarbeit nicht mehr in der alten Weise Zeit für persönlichere Angelegenheiten haben. Es sind so viel rein äußere, organisatorische Dinge zu erledigen, daß für die eigentliche Seelsorge weniger Zeit und Kraft übrig bleibt. Aber in der Hauptsache wird es auch wohl auf die persönliche Einstellung und Fähigkeit des Pfarrers ankommen, ob er nicht trotzdem noch Zeit findet für Nöte und Sorgen seiner Gemeindemitglieder, nicht nur materieller, sondern vor allem auch ideeller Art. Auch in den alten Kirchenbüchern spürt man zwischen den Eintragungen der verschiedenen Pfarrer einen sehr deutlichen Unterschied. Bei dem einen sind die Eintragungen so, daß die Menschen, die doch längst dahingegangen sind, wie lebendig wieder vor uns erstehen; so plastisch macht er sie uns durch die oder jene kurze Bemerkung. Der andere dagegen trägt nur Namen für Namen mit den dazu üblichen Formeln ein. Es ist dann alles so unlebendig, wenn nicht glücklicherweise in vielen Fällen doch die Namen selber sprächen. Diese Art der Eintragungen sind natürlich auch zum Teil ein Zeichen der Zeit, gerade auch der Zeit vor der nationalen Revolution. Was bedeutete da so vielen noch die Familie, Kinder, die Ahnen? Man zerschlug die Familie vielfach bewußt und ließ das Erinnern an die Ahnen verloren gehen. Man lebte nur für

Digitized by Google

die Gegenwart, nur die eigene Bequemlichkeit spielte eine Rolle. Was ging es einen an, woher man kam, wessen Blut in einem kreiste? Und warum sollte man an die Zukunft, an die, die nach uns kommen, denken? So etwas machte das Leben nur schwer. Man wollte aber sein Leben genießen, es auskosten bis zum Letzten. So war die Einstellung des Staates, so natürlich auch die Einstellung der meisten des Volkes. Ohne Verantwortung wollte man sein. Daran mußte der alte Staat zugrunde gehen. Denn man kann einen Staat nur aufbauen auf dem ganz starken Verantwortungsbewußtsein jedes einzelnen im Volke. So ist es aus der Zeit heraus zu verstehen, daß die Kirchenbücher meist anders geführt wurden als früher. Kaum einer fragte je nach seiner Familiengeschichte und der Pfarrer selbst hatte — vielleicht durch die allgemeine seelische Haltung dahin gebracht — auch keinen Sinn mehr für Eintragungen in das Kirchenbuch, die über das Notwendigste hinausgingen. Heute ist das nun Gott sei dank wieder anders geworden. Der Staat Adolf Hitlers hat all diesen Sinn für Ahnenforschung, Familiengeschichte und Volkskunde, der nur noch in kleinen Kreisen unseres Volkes lebendig war und gepflegt wurde, wieder im ganzen Volk geweckt. Man braucht nur einmal auf den Pfarrämtern zu fragen, dann wird man hören, wie viele Tausende sich jetzt um diese Dinge kümmern. Und ich könnte mir denken, daß die Kirchenbücher der Pfarrer, die wirklich ganz stark diese neue Zeit miterleben, auch wieder ein ganz anderes Gesicht bekommen. Oder aber daß, wenn solche „Unsachlichkeiten" aus rein äußeren Gründen im Kirchenbuch nicht mehr möglich sind, man sie in ein besonderes Tagebuch einträgt. Ein Pfarrer sagte mir, daß er das Verkündbuch dazu benutze. Denn darüber müssen wir uns doch klar sein, daß wir nicht nur Sammler des Alten sein wollen und es dann wie früher in schön gebündelten Akten weglegen mit der Befriedigung eines verknöcherten Antiquars, sondern daß wir dieses Alte wieder lebendig machen wollen. Das aber tun wir nur dann, wenn wir es in unsere Zeit hineintragen und es für sie auswerten und dann selbst wieder für unsere Kinder und Kindeskinder Neues, Eigenerlebtes dazutun, daß sie an dem Faden weiterspinnen können, immerfort.

Ein Kirchenbuch, das so eigentlich das Tagebuch des Pfarrers und der Gemeinde ist, weiß so viel, so viel zu erzählen. Was allein sagen schon die Namen! Erst im 17. Jahrhundert etwa sind ja die Zunamen fest und beständig geworden. Wenn man also noch weiter zurück Kirchenbücher hat, so kann man vielleicht aus dem Namen des Ur-Urahnen oder dem Ort, in dem er wohnte, oder der Flur, die er bebaute, auch aus seiner Tätigkeit oder seiner körperlichen Beschaffenheit eine Erklärung für den jetzigen Zunamen finden. In dem gleichen Kirchenbuch sieht man oft auch noch den Übergang vom losen zum festen Zunamen. So fand ich aus dem Jahr 1799 noch den Namen: Michael — und dabei — cognomine (mit dem Beinamen) Friderich. Nachher heißen er und seine Kinder einfach „Friderich", ohne den Zusatz cognomine. Dann die Vornamen. Wie bei den Zunamen fallen einem oft in einem Ort Namen auf, die hier sonst gar nicht üblich sind. Da wird man gleich stutzig. Und gewöhnlich ist es dann so, daß die Leute irgendwie von anderswoher eingewandert sind. Oftmal ist die Namen-

Digitized by Google

gebung auch bestimmt durch die Vornamen der Adligen, die dort am Ort Besitzungen haben. Leute des Ortes arbeiten bei ihnen und tun sich ein Besonderes, ihren Kindern auch so einen feinen Namen zu geben, wie ihn der Graf oder die Gräfin oder deren Kinder haben. Vielmal muß auch der Schutzpatron der Gemeinde oder der Kirche seinen Namen hergeben, vor allem, wenn er einfach und leicht auszusprechen ist. In manchen Gemeinden gibt es unglaublich viel gleiche Vornamen. Das erschwert natürlich das Aufstellen eines Stammbaumes sehr. So ist es z. B. in einem Ort üblich, den Namen des verstorbenen Kindes dem nachher geborenen wiederzugeben, so daß man also bei der Stammtafel für zwei Geschwister gleiche Namen hat. Oder es kommt auch vor, daß das eine Kind den vollen, das andere nur den abgekürzten Namen bekommt. So gibt es in einer Familie einen Willi und einen Wilhelm. Beide Kinder leben. Vielfach erhalten die Kinder die Namen nach ihren Paten. Wie die gewählt werden, auch davon erzählt das Kirchenbuch. Oft ist es nur ein Pate, oft aber auch drei und noch mehr. In sehr vielen Fällen aber, dem Sinn der Patenschaft entsprechend, nur zwei. Sie sorgen an Stelle von Vater und Mutter für das Kind. Diesem Sinn widerspricht es natürlich, wenn man in vielen Gegenden die Großeltern zu Paten macht. Denn menschlichem Ermessen nach werden sie doch meistens früher als die Eltern sterben. Häufig sind Geschwister der Eltern die Paten, oft aber auch Freunde. Daraus wieder kann man ein Stück Dorfgemeinschaft erkennen. Man sieht, welche Familien untereinander befreundet waren. Diese Freundschaften, die auch beim Wählen der Zeugen für die Hochzeit eine Rolle spielen, sind dann auch sonst im Leben der Gemeinde wohl nicht ohne Bedeutung. Auch die Beziehungen zu den Nachbargemeinden ergeben sich daraus. Dann wird aber oft weder ein Verwandter noch ein Freund Pate oder Zeuge, sondern irgendein Angesehener der Gemeinde: Der Gutsherr, der Lehrer, ein Schöffe usw. So lesen wir aus dem Kirchenbuch auch die Rangordnung der Bewohner. Man kennt Bürger, Einwohner und Beisaßen. Damit kommen wir auch gleich auf die verschiedenen Tätigkeiten, die häufig angegeben sind, und die uns meist ein gutes Bild von dem wirtschaftlichen Leben der Gemeinde geben. Es ist für die Familien-, Rassen- und Volkskunde nicht unwesentlich, ob der Ort größtenteils aus Bauern besteht oder ob viel Handwerker da sind, ob häufig Kaufleute kommen und gehen, und ob viel fahrend Volk hindurchzieht.

Das Kirchenbuch meldet die Geburten und sagt uns so von der Kinderzahl der Familien. In einem Kirchenbuch fand ich sogar, daß ein Pfarrer für seine Amtszeit von allen Familien seiner Gemeinde eine kurze Familientafel aufgestellt hat, so daß man alles schön übersehen und auch bis zu einem gewissen Grade die Zahl der damaligen Einwohner bestimmen kann. Dazu können einem auch oft die von manchen Pfarrern eingetragenen Listen der Konfirmierten helfen (d. h. derer, die die Firmung bekommen haben), da darin sämtliche Jugendlichen von 10 bis 14 Jahren genannt sind.

Besonders ertragreich sind auch die Totenlisten. Da können wir z. B. gerade bei den älteren Kirchenbüchern die Beobachtung machen, wie viel größer früher die Säuglingssterblichkeit war als heute, erschreckend groß.

Digitized by Google

Oder man erkennt aus der Vielheit der Todesfälle in kurzer Zeitfolge und vielleicht auch aus der Gleichaltrigkeit der Menschen, die der Tod hinwegraffte, daß da irgendwelche Epidemien gewesen sein müssen. Wenn der Pfarrer noch die Todesursache hineinschreibt, ist das besonders wertvoll. Angemerkte Unglücksfälle, die zum Tod führten, lassen oft auf die Lage des Ortes und die Beschäftigung der Bewohner schließen. Ich denke da z. B. an den Tod durch Ertrinken. Auch sonst ist im Kirchenbuch mancherlei über die Ortsgeschichte zu erfahren. Da und dort wird vielleicht mal ein Flurname erwähnt. Die Möglichkeit dazu ist gegeben, wenn der Pfarrer z. B. die Stelle, an der das oder jenes Unglück geschehen ist, genauer angeben will. Oder er schreibt auf ein besonderes Blatt des Buches die Dinge auf, die zu seiner Amtszeit und noch vorher geschehen sind und die ihm wichtig scheinen. Der Krieg spielt herein, flutet durch das Dorf, bringt fremde Menschen und macht die Sitten locker. In solchen Zeiten werden meist mehr uneheliche Kinder geboren als sonst. Häuser brennen nieder, vielleicht verschwindet ein ganzes Dorf. Bisweilen wird das dann im Kirchenbuch der Nachbargemeinde erwähnt. Oder wir lesen Namen von Dörfern und Familien, die wir heute in der Gegend gar nicht mehr kennen, deren Vorhandensein aber so durch das Kirchenbuch bewiesen ist. Auch über Sitten und Bräuche hören wir manches. So daß z. B. normalerweise in der Kirche getauft wurde und nur, wenn das Kind nicht lebensfähig war, die Taufe im Haus stattfand. Da hat jedermann das Recht zu taufen; öfters übt es die Hebamme aus. Oder es ist in der Gemeinde eine neue Kirche erbaut worden. Und nun erzählt der Pfarrer von der Grundsteinlegung, daß da z. B. ein Brötlein und ein Fläschlein Wein mit hineingemauert wurde, mit ein paar Münzen schön verwahrt auf einer zinnernen Platte. Dann haben sie eine feierliche Prozession veranstaltet vom alten zum neuen Kirchlein, so daß wir oft daraus die Lage der alten Kirche bestimmen können. Ferner werden Gegenstände genannt, die der Gemeinde besonders wertvoll sind, und dabei erzählt der Pfarrer, wer sie gestiftet und hergestellt hat; so: Wegkreuze, Glocken, Kirchenbänke, eine besonders schöne Tür, Kanonen (mit ihnen wird an Fronleichnam geschossen und auch zu anderen besonders festlichen Gelegenheiten der Kirche). Aus den scheinbar trockenen Daten kann man auch allerhand herauslesen. Denn mancher Pfarrer bezeichnet die von der Gemeinde gefeierten Festtage besonders. Oder er erwähnt z. B., daß auf den Johannistag zum erstenmal die neuen Glocken geläutet wurden, und daß auf den Sebastianstag von der Gemeinde ein Amt gestiftet wurde zu Abwendung der Viehseuche. Dem, der davon etwas versteht, sagen dann auch noch die Handschriften der einzelnen Pfarrer eine ganze Menge über deren Wesensart, die sich ja auch so stark und lebendig in der Art, wie sie ihre Eintragungen machten, widerspiegelt.

So ist das Kirchenbuch, wenn man es richtig zu lesen versteht, ein lebendiges Stück von der Gemeinde selbst. Es erzählt uns von ihrem und ihrer Familien Wohl und Wehe, von Freud und Leid, von Leben und Sterben. Und es überkommt einen ein merkwürdig Gefühl, wenn man solch ein Buch vor sich liegen hat, und Namen auf Namen, Datum auf Datum, Geschehen auf Geschehen herausschreibt. Hunderte von Schicksalen,

Digitized by Google

die da an einem vorüberziehen, deutlich oder undeutlich, je nach der Eintragung. So wie du selbst standen auch sie einmal im Leben, die einen mutig und tapfer, mit Stolz und Geradheit das Schicksal meisternd, die andern haltlos und feige an ihm zerbrechend. Und wenn es gar noch das Kirchenbuch deines eigenen Heimatdorfes ist, das du bearbeitest, und aus dem du nun auch die Namen der eigenen Ahnen mit herausschreibst, dann ist das noch ganz besonders eigen und — ja ich möchte sagen — besonders wertvoll. Du lernst das Blut kennen, von dem auch ein Teil in dir fließt, und du wirst begierig, mehr zu hören und mehr zu erfahren, um aus Tugenden und Schwächen deiner Vorfahren für dein eigen Leben zu lernen und für das deiner Kinder. So trägt dich die Arbeit am Kirchenbuch mitten hinein ins lebendige Leben, läßt dich weiter forschen und fragen, von Mund zu Mund. So gibst du es deinen Kindern weiter mit all der Verantwortung, die dir aus dem Wissen um dein seelisches und körperliches Erbe erwächst. Und so dienst du dem Volk, daß es werde, wie der Führer es will.

Ein feiner Professor für Deutschkunde.

Der Verlag dieser Zeitschrift schickte vor einiger Zeit Anzeigen der „Oberdeutschen Zeitschrift" und anderer volkskundlicher Arbeiten an Gelehrte des In- und Auslandes. Dr. Wilhelm Oehl, Professor für deutsche Literatur, germanische Philologie und allgemeine Sprachwissenschaft in Freiburg in der Schweiz, schickte diese Schrift zurück, strich das Hakenkreuz auf der ersten Seite durch und schrieb daneben: Ich bin ein Deutscher, kein Narr. Weiter unten unterstrich er die Worte: unseres großen Führers Adolf Hitler, machte ein Fragezeichen daneben und schrieb darunter: Ich bin katholischer Österreicher.

Wenn ein deutscher Professor so taktlos wäre und dazu noch dem Ausland gegenüber, wie würden da unsere Gegner schreien!

Digitized by Google

Wundbehandlung im Mittelalter.

Von **Heiner Heimberger**, Adelsheim.

Das älteste Gebiet der Volkschirurgie ist zweifellos das der Wundbehandlung. Durch Jahrhunderte hindurch, die ihres kriegerischen Charakters zufolge an Wunden jeglicher Art reicher waren als die Jetztzeit, sammelte sich im Volk ein Schatz sorgfältig beobachteter Erfahrung an. Neben der Blutstillung und der allenfallsigen Entfernung des Fremdkörpers, der die Wunde verursacht hatte und in ihr steckengeblieben war, einher ging auch in früheren Zeiten naturgemäß das Bemühen, die Wunde rasch und ordnungsgemäß zum Verheilen zu bringen. Wenn man von den bösen Mächten absieht, die — wie überall —, auch hier dem menschlichen Bestreben entgegenwirkend, oft als Ursache der Verschlimmerung der Wunden angenommen und durch Sympathiemittel bekämpft wurden, so war es das Natürliche, die Wunde von eingedrungenem Schmutz, zersetztem Wundsekret, Giften und anderem zu säubern. Des weiteren wurden Mittel gebraucht, um die Wunde in einem guten, möglichst entzündungsfreien Zustand zu erhalten. Unter den verschiedenartigen Verbänden, Pflastern, Wundsalben und Streupulvern waren wohl die wenigsten keimfrei und mußten daher oft das Gegenteil vom Angestrebten, nämlich einen gestörten, regelwidrigen Heilungsverlauf herbeiführen. Darum also auch die vielen Verordnungen, die sich gegen die Verschlimmerung von Wunden, wie Wundfieber, Brand, Gliedwasser usw., richten.

Einen Einblick in die volkstümliche Wundbehandlung des 16. und 17. Jahrhunderts bieten die aus der Adelheimschen Rezeptsammlung[1] zusammengestellten Heilvorschriften. Daß in ihnen die zweckmäßigste Wundbehandlung, die Naht, nie erwähnt ist, erklärt sich daraus, daß die Handschrift von Laien für den Hausgebrauch niedergeschrieben wurde und man bei schweren Verwundungen den Wundarzt, den Bader oder den heilkundigen Schmied zuzog. Auch die Operationen, die das Entfernen von Fremdkörpern aus der Wunde bezweckten, wurden womöglich umgangen. Wußte doch das Volk aus Erfahrung, daß oberflächlich sitzende Fremdkörper herauseitern, tiefsitzende aber vielfach einwachsen. Ehe man zum Messer oder zur Sonde griff, brauchte man erst noch das Zugpflaster:

[1] Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 4, 1930, 58 ff. und 5, 1931, 125 ff.

Digitized by Google

„Wann Einer geschossen wirt / pfeil vnnd kugeln aus zu zihen / so nim einen lebentigen kreps / stos jn mit hasenschmaltz vnnd bints vber / es zeucht vber nacht aus." Was dem lebenden Krebs eigentümlich ist, das Rückwärtsgehen, das mußte doch auch die aus ihm bereitete Salbe bewirken: der Fremdkörper sollte den Krebsgang antreten. Verstärkt wurde die Wirkung durch das Hasenschmalz, das an sich schon als Hausmittel zur Bereitung von Zugpflastern wohlbekannt war[2]. Auch „wer Dorn jn füssen oder henten hat", der nahm nach einem ähnlichen Rezept ein Pflaster von „5 oder 6 lebentig krebs vnd hasen smaltz". Das Fett, das die Haut weich macht, wird den guten Ruf der Salbe gewahrt haben.

Es ist sicherlich anzunehmen, daß das Volk in Fällen, bei denen der Heilungsverlauf genau zu beobachten war, eine strenge Auslese unter den Heilmitteln vornahm. Die so erfahrungsgemäß für wirkungsvoll anerkannten Mittel stellten den wichtigsten Schatz der früheren Heilkunde dar. Es ist durchaus nicht befremdend, wenn die moderne medizinische Wissenschaft an Hand von Forschungen den Wert einer ganzen Reihe dieser alten Rezepte bestätigt und sie — der Neuzeit entsprechend umgeändert — anwendet. Heute verordnet der Arzt innerlich Calcium als Blutstillungsmittel. Letzten Endes läuft es auf dasselbe hinaus, wenn in einem mittelalterlichen Heiltrank Kalk in Form zerstoßener Krebsaugen (Kalkbildungen im Magen des Krebses) angewendet wird. „Ein köstlich wunt Dranck So einer verwunt wirt auff was wech Es sei. Nim krepsaugen 1 quintlein / stos vnnd Duhe Es jn virtelein des besten weins / Misch woll vnder Einander etlich mal / wan Einer verwunt wirt / So gib jm Alle Morgen 2 löffel voll zu Morgens vnnd zu Nachts / wan Es zu sehr heillen will / so gib jm nur 1 löffeluol vnnd las die wunden mitt dem Dranck auswaschen vnnd leg Ein kölblat darüber". Der Wein, als Trank eingenommen, wirkt zugleich als Stärkung für den Körper. Äußerst zweckmäßig ist auch die Waschung der Wunde mit Wein, weil sie durch den in ihm enthaltenen Alkohol desinfiziert wird[3]. Das Bedecken der Wunde mit einem Kohlblatt (Brassica) geschah, um eine kühlende Wirkung hervorzurufen.

In der Edda und anderen Sagen des altnordischen Kulturkreises sind uns Wundbehandlungen überliefert, die gewöhnlich im Bestreichen mit Salben bestanden. Auch im Mittelalter war dies die allgemein verbreitete Art der Wundbehandlung. Solche Salben setzten sich aus den verschiedensten Fetten und Ölen zusammen. Als besonders heilkräftig gerühmt und immer wieder verwendet wurden Bienenwachs, Hirschunschlitt, Schweineschmalz und Baumöl. Sie bilden auch die Hauptbestandteile eines Pflasters, das: „heilet Alle wunden / so man kuchel / pfeil / Stein / holz / auszochen hatt. Nim wachs von Einem jungen Imen 5 lot / weis hartz 2 lot / reinberger schmer / hirschen vnschlig jetes 4 lot / baumöl 10 lot / hönig 1 löffel fol / las Alles aneinander siten / Ein glein weil / Trücks durch ein Duch / streigs auff ein Duch / legs vber." Bemerkenswert ist, daß das Volk heute auf schlecht granulierende Wunden mit großem Erfolg zwar nicht Honig, wie

[2] Hovorka und Kronfeld, vgl. Volksmedizin, 1, 199.

[3] Ebenda, 2, 358.

Digitized by Google

ehemals, sondern Zucker legt. Aus der Verordnung geht auch hervor, daß man früh schon die flüssigkeitaufsaugende Wirkung des Bienenwachses erkannt hat. Die Bedeutung des Wortes „reinberger schmer" kann ich nicht ermitteln.

Wie die moderne Medizin, so kennt auch die Volksheilkunde des Mittelalters die Verwendung von Streupulvern bei nässenden Wunden. Bei diesen Mitteln darf natürlich ein Anspruch auf chemische Reinheit nicht erhoben werden. Ihre Wirkung jedoch steht außer Zweifel. Zunächst sei das Hirschhorn erwähnt, das folgendermaßen angewendet wurde: „ein hail bulffer. So pren hirschhorn zu bulffer / das zwischen unsser Frauen Dag gefangen ist / das las so in die wundten / das hailt gar vast vnd wan ainem das gar wär vonnandter brochen / so wegst es witer zusamen vnd ist bewärt." Das Hirschhorn ist in der Geschichte der Medizin seit der Antike bekannt. Hier wirkt es, zu kohlensauerem Kalk gebrannt, flüssigkeitaufsaugend. Der Aberglaube aber, der sich darin offenbart, daß der das Horn liefernde Hirsch zwischen den Frauentagen gefangen sein muß, läßt vermuten, daß der Hauptwert des Rezeptes in einem Sympathiezauber liegt. In den Tagen zwischen Mariä Himmelfahrt und Mariä Geburt soll die ganze Natur dem Menschen besonders günstig gesinnt sein und die in ihr vorkommenden Heilkräfte sollen eine besonders starke Wirkung haben[4]. Ein Beweis, welche Wunderkraft solchem Hirschhorn beigemessen wurde, ist der, daß mit ihm einer der schwersten, von der früheren Heilkunst meist aufgegebenen Fälle behandelt wurde: wenn einem das „Gar(n)" gebrochen war. Darunter ist eine Bauchwunde mit Verletzung des Gedärmes und Austritt von Darminhalt zu verstehen[5].

Ein weiteres trocknendes Mittel besteht in dem gepulverten Laub der Erle (Alnus): „Das irle laub gedert (gedörrt) vnd gebulfert in die fließenten wundten gedan hailt auch gar vast (gut)". Die Verwendung von Erlenlaub als Wundpulver gründet sich wahrscheinlich darauf, daß die Erle, ein germanischer Kultbaum, das Holz zu Brandopfern lieferte. Alles, was beim Kultopfer abfiel — also auch das Laub —, hatte Heilwert[6].

Wie das Volk zu vielen seiner Heilmittel durch Vergleiche zwischen den Vorgängen in der Natur und seinen Krankheiten gelangt ist, veranschaulicht die Verordnung: „Wan Einer verwund wirt / Es sei auff welchen Tach Es woll / damitt jm keine wuntsucht berühr oder das gelit wasser dar zu schlag / so nim eine schlangen haut / wie Es die schlangen pflechen Abzustreiffen / stos zu bulffer vnnd strei sie jn die wunten / Es Sei gestochen oder gehauen oder geschossen / so schlagt kein böszer Zustant derzu / so man die schlangen haut nicht haben kann / so drücke man geribene Muschgatnus darein vnnd gebe dem grancken Eine Muschgatnus jn munt / das Ers Ese." Entspricht nun das Bestreuen der Wunde mit gepulverter Schlangenhaut dem Glauben an die vermutliche Wunderkraft der Schlange, ihre Haut durch Abstreifen der alten zu erneuern, oder ist dies

[4] Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, § 102.
[5] Höfler, Deutsches Krankheitsnamenbuch, 818.
[6] Wuttke, a. a. O., § 147, und Hovorka und Kronfeld, a. a. O., 1, 126.

Digitized by Google

Tun lediglich eine magisch-symbolische Handlung — immer liegt ihm ein kindliches Vertrauen auf die hauterneuernde Wirkung des Mittels zugrunde[7]. Gilt doch die Schlange im deutschen Volksaberglauben überhaupt als geisterhaftes Wesen, dessen sich das Brauchtum zu allerlei geheimnisvollen Zaubern bediente[8]. Neben solchem, in jeder Beziehung außergewöhnlichen Pulver erscheint uns die als Ersatzmittel empfohlene Muskatnuß (Semen Myristica) sehr nüchtern. Bezeichnend für die abergläubische Einstellung des Volkes ist auch, daß, abgesehen von der Schwere der Verletzung, der Tag, an dem sie geschah, mitbestimmend für ihre Auswirkung galt. In allem wurde den glücklichen und unglücklichen Tagen der Woche und des Jahres strenge Beachtung geschenkt[9]. Das Rezept zeigt auch, welche Verschlimmerung im Heilprozeß eintreten kann. Eitrige Entzündungen schwerer Wunden, die mit Fieber begleitet waren, bezeichnete man mit „Wundsucht"[10]. Was hier unter „Gliedwasser" zu verstehen ist, schildert Hadrianus Junius medicus (Nomenclator, Frankfurt 1591) folgendermaßen: „dann so ein glied verletzet wird vnnd die Neruen, Flachsadern, Musculn vnd anders auch verwundet werden, so lassen sie ihr Feuchtigkeit fahren; die fließet manchmalen zur Wunden auß und wird das Gliedwasser genennet." Es ist also damit das wässerige Serum gemeint, das sich aus der Wunde ausscheidet, zum Unterschied von der Synovialflüssigkeit, die bei Gelenksverletzungen ausfließt und ebenfalls mit Gliedwasser bezeichnet wird.

Im allgemeinen wurden infizierte Wunden im Mittelalter mit „hitzige Wunde", „hitzige Schäden"[11] und „Brand"[12] bezeichnet, Namen, die ja deutlich genug ihr Hauptmerkmal, die fiebrige Entzündung, kennzeichnen. Für den Laien ergab sich daher die Notwendigkeit, die Hitze durch kühlende Umschläge zu lindern. Da jedoch diese Entzündungen, besonders aber der „Brand", als dämonistisch verursacht angenommen wurden[13], war das Volk darauf bedacht, Rezepte anzuwenden, die neben ihrer kühlenden Eigenschaft auch zauberabwehrend wirken. Ein Beispiel hierfür: „Zu allen hitzigen wund vnd alten schäden ain wasser zu machen / das da wunder barlich ser kült. Item nim die Knöpf / die harig sind in den hagen Dörnen / die selbigen dör vnnd mach Sy zu bulffer / darnach bren barchente fleckle zu der äschen vnd zu dem bulffer vnd temperir es wol vnder ain ander / darnach netz ain rains thuch darin jn ainer schüsslen vnd leg es auff den schmertzen vnd schaden / So Siestu (siehst du) wunder wie es ser kült / es ist auch offt durch die gnad gottes bewert worden." Es ist anzunehmen, daß mit den „haarigen Knöpfen" die moosartigen, durch die Rosengallwespe verursachten Rosenäpfel an den Heckenrosen gemeint sind. Dann haben wir es mit einem Sympathiemittel zu tun, da das Volk den Abnormitäten in der Natur gerne besondere Kräfte beimaß. Eine solche Anwendung von

[7] Hovorka und Kronfeld, a. a. O., 2, 359.
[8] Wuttke, a. a. O., § 153 und Register.
[9] Wuttke, a. a. O., § 64 ff.
[10] Höfler, a. a. O., 719.
[11] Höfler, ebenda, 549.
[12] Höfler, ebenda, 817.
[13] Höfler, ebenda, 817.

Digitized by Google

Rosenäpfeln ist zwar vereinzelt, denn sie werden meist als Schlafmittel und bei Viehkrankheiten gebraucht[14]. Da die aus Halbleinen und Baumwolle bestehenden „barchenten" Stoffreste beim Verbrennen kaum Aschenrückstände hinterlassen, bleibt als einziger kühlend wirkender Bestandteil des Rezeptes das Baumöl übrig.

Das Weitergreifen einer septischen, brandigen Eiterung suchte man folgendermaßen zu verhüten: „So Ein schat Entzünt vnnd schwartz will werden / So nim ein Neugelecht Ei / glopfs woll vnnd Rühr darein schön oder rocken mell (Roggenmehl) und 1 quintlein schisbulffer / das man zu backen (Hakenbüchsen) braucht / Rühr es zu Einer salben / streichs auff Dücher vnnd legs über den schaten." Dieses Rezept ist wiederum ein schlagender Beweis dafür, daß die Volksheilkunde in vielen Fällen rein gefühlsmäßig das Richtige traf. Besteht doch die Salbe aus artfremdem Eiweiß, das den Heilungsverlauf fördert und aus Schwarzpulver, von dessen Bestandteilen jeder einzelne durchaus zweckentsprechend ist: Kohle, heute noch das beste äußere und innere Desinfizienz, Salpeter, ebenfalls keimtötend und Schwefel, ein altbewährtes Hausmittel. Außerdem schließt die Salbe die Wunde vorzüglich ab. In der Volksheilkunde wird Schießpulver allenthalben äußerlich und innerlich angewandt[15]. Wenn es im nachstehenden Rezept nochmals erscheint, und zwar als Gegenmittel gegen den „Brand", so beruht hier die Anwendung wohl auf dem alten Grundsatz, demzufolge der Stoff, der die Wunde verursacht hatte, auch imstande sein mußte, sie zu heilen. „brant zu leschen / so vom büchsen bulffer geschigt. Reib büchsen bulffer gar klein jn einem Mörsner oder auf einem stein wie mell / darnach Nim geismilch oder kühmilch / vnder 12 löffel uol (voll) milch mus man Ein löffel uol des geriben bulffers duhn vnd woll vnder einander vermengen / netz Zwifache Düchlein darein / die leg über den brant / So offt Es drucken wirt / So netze Es wider 3 oder 4 nacht / jst es aber geschossen vnnd dief hinnein / so soll man solche Vermischung fein warm machen oder löblicht (lauwarm) vnnd jn die schus sprötzen / Alle stunt 3 oder 4 Mal nach einander / were aber der brant so gros / das man besorgt Es möchte dem hertzen zu schlagen vnnd die hitz jnwentig Zihen / So Nim Rotzen Esig / Rotzen wasser / weißen wein / Seblumen wasser / jetes Ein Viertel Einer Maß / boli Armeni Auffs kleinste gebülfert vnd vnder Einander vermischt / daruon gib Einem 3 oder 4 löffeluoll Ein vnd über Eine stunt wider So viel / das benimpt alle hitz vnnd brant / solcher Drank also gemengt bleipt Ein jar lang jn seiner krafft." Der erste Teil des Rezeptes empfiehlt also einen Umschlag von Milch (artfremdes Eiweiß) mit Schießpulver vermischt. Als lauwarme Einspritzung wird die gleiche Mischung bei tieferen Schußwunden verwendet. Der zweite Abschnitt der Verordnung ist dadurch besonders lehrreich, weil in ihm einer Verschlimmerung der Septikämie vorzubeugen versucht wird, die wohl meist zum Tode führen muß, wenn nämlich der „Brand nach dem hertzen zu schlagen vnnd die hitz jnwentig Zihen" sollte. Hiergegen wurde eingenommen

[14] Wuttke, a. a. O., § 141.

[15] Hovorka und Kronfeld, a. a. O., 2, siehe Sachregister.

Digitized by Google

Alkohol in Gestalt von Wein und alkoholischen Extrakten von Rosen und Sebblumen = Pfingstrosen (Paeonia officinalis). Diesen Flüssigkeiten wurde Bolus zugesetzt, eine Tonerde, deren Wirkung auch in der neueren Medizin wieder anerkannt wird, weil sie eine große Aufnahmefähigkeit für Bakteriengifte besitzt[16].

Zwei alte Hausmittel, die auch heute noch im Volke da und dort sowohl bei Wundbrand als auch bei Brandwunden gebraucht werden, sind Haferschleim und besonders Sauerkrautbrühe[17]. „Ein brant leschung. seute habern jn wasser Also woll bis Er ein Zeh schleimig wasser gipt / das Seih Ab vnd So Eins geschossen wirt / so netz ein leinen Duch darein / zeuchs durch den brant / Ein Mall 2 oder 3 / Es lescht on Allen schatten (Schaden). Sauer kraut brüh ist über die Massen eine gewaltige leschung von brant / mitt Düchlein darüber geschlagen / man darf gantz nichts darunter dun / Es lescht geschwind vnd balt / ist offt probirt." Wenn auch diese beiden Mittel einer kritischen Untersuchung nicht ohne weiteres standhalten können, so steht doch die Wirkung der folgenden Verordnung außer jedem Zweifel, da sie heute als Brandliniment — ohne das nebensächliche Rosenwasser — allgemein ärztlich verschrieben wird. „Nim vngeleschten kalglaugen vnnd Rotzen wasser / rühre Es woll vnder Ein ander / wan es sich woll gesetzt hatt / so schöpf das lauter (reine) Raber (herunter) vnnd Rühr baumöll darunter vnnd streichs auff Ein Duch vnnd legs über den schaten vnnd Erfrisch offt." Die gleichen Bestandteile enthält die etwas umständlicher zubereitete Salbe: „wann sich ains geprent hat. Item nym drey hant vol kalch / stos den clain vnd rür jn mit ainem wasser / das ein musel daraus werd vnd laß jn widerumb an der sunen oder luft trucken werden / stoß awer (abermals) vnd machs wider an mit ainem wasser vnd truckn jn wider / das thue 9 mal nach ainander vnd behalt den kalch jn ain schekti (Schachtel) vnd wan du die salben machn wild / so nym des gestoßen kalchs vnd pämöl darunder vnd laß siedn jn ainem pfändel vnd kochs wie ein kinds musel vnd streichs durch ain tüchl jn ein puchsel (Büchslein) / salb dich damit / probatum." An Stelle von Öl tritt im folgenden Rezept Fett, das natürlich die gleiche Schmerzlinderung und Heilwirkung besitzt: „Ein geprentz gelid zu hailen. Item nym schweinen speck vnd hüner smaltz zusamen vnd hitz Ein Eysen vnd Entlaß die Zway an dem Eysen in ain kaltz wasser vnd salb die verprent stat damit / Es hailt."

In den Abschnitt über Wundbehandlung gehören auch eine Anzahl von Verordnungen aus der Rezeptsammlung, die die Stellung des „Gliedwassers" bezwecken. Damit bezeichnet die mittelalterliche Volksmedizin die bei Gelenksverletzung ausfließende Synovialflüssigkeit und allgemein auch das als von Organ zu Organ, von Glied zu Glied zirkulierend gedachte Phlegma[18]. Eine sicherlich heilende Wirkung besteht in der Behandlung mit Hitze, wie sie das folgende Rezept verordnet: „gelit wasser Stellen / So dropf in die wunten heis baumöll etlich mal so heis Eins leiten kann."

[16] H. Pflüger, Wer kann heilen?, 1930, 183.

[17] W. Zimmermann, Badische Volksheilkunde, 87; Hovorka und Kronfeld, a. a. O., 2, 415, 418.

[18] Höfler, a. a. O., 784.

Digitized by Google

Erfolgreich ist auch das Bestreuen mit gepulverter Kohle, die ja als Desinfiziens und wegen ihrer Giftstoffe und Flüssigkeit aufnehmenden Eigenschaft in der Medizin eine hervorragende Stellung einnimmt. Hier freilich erscheint sie in einem mystischen Gewand: „für das glit wasser / So Nim Ein Rücken leib brot (Roggenbrot) / laß jn woll vnnd hart backen / das Es auswentig woll verbrent Sei vnnd schab mitt einem messer oben das verbrent woll rab (herunter) auff ein Papir / das Es rein abgeschaben wirt wie Ein rein bulffer / So nun Einem das glit wasser geht / So streuh das bulffer drein vnnd wans wider Anbricht / so duhe Es wider drein. Der verwund mus Sein schonen ein Dach 2 oder 3." Brot, der Inbegriff aller menschlichen Nahrung, nimmt im deutschen Volksbrauch eine überragende Stellung ein. Es ist daher nicht verwunderlich, daß wir in der Volksmedizin immer wieder auf Verordnungen stoßen, die auf der wohltätigen Wirkung des Brotes beruhen. Es spielt als Zwischenträger bei Krankheitsübertragungen eine Rolle, häufiger aber als Schutz vor Beherung[19]. In diesem Sinne wird hier die verkohlte, abgeschabte Rinde von Roggenbrot zur Stellung des Gliedwassers gebraucht.

Noch heute erzählt sich das Volk allerlei Absonderliches über den Keimling der Walnuß (Juglans regia)[20]. In früheren Zeiten muß der Glaube an jene geheimnisvollen Kräfte des „Nagels" oder „Kreuzes" der Welschnuß noch viel stärker gewesen sein, denn das nachstehende Rezept schreibt einem Stäubchen des an sich schon kleinen Nußpartikels die Eigenschaft zu: „Das gelit wasser zu stellen. Nim Ein kreutz aus Einer welschen Nus / dürs vnnd stos zu bulffer / dessen duh gar ein wenig jn die wunden / versteht Es das Erst mal nicht / so duhe Ein wenig mehr darein als zuuor / oder Nim Ein ganz kreutz aus Einer Nus / Stos zu bulfer vnnd gibs den verwunden Ein jn einer brüh."

Wenn im folgenden Rezept „Scharlach" auf einem glühenden Eisen zu Asche gebrannt und diese in die Wunde gestreut werden soll, so ist mit aller Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß es sich hier um den rotgefärbten Stoff dieses Namens handelt. Die rote Farbe gäbe — in ihrer Ähnlichkeit zur Wundfarbe — die einzige folgerichtige Erklärung für die Verwendung, die feuchtigkeitaufsaugende Wirkung der Asche aber die Erklärung für den Erfolg des Mittels. „Für das glid wasser. Scharlach / brenn jn auff eim eissin (Eisen) vnd Zettel (streue) das puluer in die wunden."

Ein bewährter Heiltrank, der das Gliedwasser von Stund an stellt, besteht nach folgender Verordnung aus einem Absud von „Steinkraut" in Wein. Da diese Pflanze „zeitlose Blätter" hat und auf altem Gemäuer wächst, wird es wohl die zur Familie der Fettblattgewächse gehörende Hauswurz (Sempervivum tectorum) sein. Ihre saftigen Blätter sind heute noch in der Volksmedizin ein vielverwendetes Wundmittel, das zwar meistens äußerlich als kühlender Umschlag in Anwendung kommt[21]. In der Oberpfalz wird Hauswurzsaft auch bei Brand- und Stichwunden gebraucht[22].

[19] Wuttke, a. a. O., § 175.
[20] Marzell, Unsere Heilpflanzen, 43.
[21] W. Zimmermann, a. a. O., 86.
[22] Marzell, Bayerische Volksbotanik, 143.

Digitized by Google

„vir das glit wasser zu stellen. Nim stain khraut / das hat zeigtlose bletter / wagst in den allten meiren / das seudt in wein vnd drinnckh dar von / das stelts von stundtan.

Wenn in der deutschen Volksheilkunde aus dem Mineralreich stammende Heilmittel verwendet werden, so sind sie meistens aus der antiken Medizin auf dem Wege über die mittelalterliche Schulmedizin in den Heilschatz des Volkes gelangt. Dies trifft auch bei dem Alaun zu, der seiner zusammenziehenden Wirkung wegen in der Heilkunde seit der Antike bekannt war. In der mittelalterlichen Wundbehandlung wurde er mit Vorliebe zusammen mit einem dem Bluteiweiß artfremden Eiweiß verordnet, eine Mischung, die durchaus heilkräftig erscheint: „das weis von ainem air vnd ain vngebrennten allaun durch einandter geriert / das es Dieckh (dick) wert wie ain phechl (Pech) / nez ain hanif werckh (Hanffasern) darin / legs yber / so verstet es." In erweiterter Form erscheint diese Salbe unter Hinzufügung von Bleiglätte und Safran. „mer für das glid wasser. Item nym glet zway lot / vngeprenten anlaun 2 lot / saffran 1 lot / air klar von dreyn ayrn / das schlach als durchainander vnd zertreib Es / ist gut für das glidwasser." Bleiglätte (PbO) ist ein Bleioxyd, das wie das Blei selbst schon in der Antike häufig zur Wundbehandlung benutzt wurde. Celsus wendet sie u. a. zum Reinigen von Geschwüren an[23]. Der Safran (Crocus sativus) soll nach Celsus austrocknend und zusammenziehend wirken[24], Eigenschaften, die für die Wundbehandlung bzw. Stillung des Gliedwassers von besonderem Wert sind.

Ein Wundmittel, das Celsus zum Wegbeizen wuchernden Fleisches bei Wunden und Geschwüren benutzt, ist der Galmei, ein zinkhaltiges Erz[25]. Er bildet einen Bestandteil des Pulvers: „Für das glid wasser. Nym galmein vnd glas gallen / ains als vil als des andern vnd mischs durchainander vnd thue das puluer darauff da das glid wasser aus geet." Glasgalle sind Verunreinigungen des Glases (meist Natrium- und Calciumsulfate, die sich während des Schmelzens aus dem Glase abscheiden und als dünnflüssige Schmelze die Oberfläche bedecken und abgeschöpft werden.

[23] Celsus, Über die Arzneiwissenschaft, 595.
[24] Celsus, ebenda, 667.
[25] Celsus, ebenda, 247.

Digitized by Google

Erik Axel Karlfeldt und seine Dalbilder in Reimen.

Von Dr. Werner Wolf, Heidelberg.

Wer Schweden kennt und den Namen Dalarne hört, denkt sofort an eine Landschaft besonderer Prägung. Er erinnert sich sicherlich Falums und seiner Kupfergruben, dann aber vor allem des Siljansees, der so recht die Mitte jenes farbenprächtigen Landstriches ausmacht. In zahlreichen, wundervollen Buchten greift er ins Land und spiegelt in unvergeßlicher Anmut die vielbesungenen „blauen Berge" mit ihrem Föhrenwald, die bald steilen, ernsten Gipfel, bald sonnigen, sanften Hänge.

Um den See herum liegen drei besonders eigenartige Orte: Rättvik, ernst und steil im Osten mit seiner alten gedrungenen Kirche, die ganz am Wasser liegt und etwas an unsere Bodenseeklöster gemahnt, dann Mora im Norden, wo Gustav Wasa auf der Flucht vor seinen dänischen Verfolgern Hilfe und Unterstützung fand, und endlich Leksand auf breiterem, offnerem Strand im Süden. Von Leksand winkt dem Kommenden ein eigenartiger Kirchturm: eine richtige morgenländische Zwiebel. Kriegsgefangene aus der Zeit Karls XII. haben hier eine Holzkirche errichtet, und seither steht sie dort, ein kleines Stück Rußland mitten in der schwedischsten aller Landschaften.

Buntheit wie nirgends sonst, das ist der erste Eindruck, den „die Täler" — denn dies bedeutet der Name „Dalarne" — auf den Fremdling machen. Der zweite Eindruck aber ist Bodenständigkeit, Echtheit einer alten Bauernkultur, die durch Jahrhunderte in immer neuen Kämpfen sich bewährt und erhalten hat. Wer die Geschichte kennt, weiß, daß die Dalmänner erst spät im Mittelalter und nur ganz langsam das Christentum in sich aufnahmen, weiß, daß sie immer frei waren und es trotz häufiger Armut auch blieben, daß sie aus diesem Grunde Gustav Wasa unterstützten und die Dänen aus dem Land schlagen halfen, daß sie sich aber eben deswegen auch mit größter Bestimmtheit gegen ihn selbst wandten, als er ihre eingeborenen, alten Rechte anzutasten drohte.

Handwerk, alles was mit der Kultur eines Bauernhauses zu tun hat, ist die Arbeit der Dalbewohner. Bunte Teppiche, Gewebe, Uhren, Schnitzereien u. dgl. findet man überall feilgeboten, wenn man heute in die Gegend kommt; leider jedoch mit der Zeit auf die Ansprüche und den Geschmack der Sommerfrischler mehr und mehr zugeschnitten.

Digitized by Google

Aber das Eigenartigste, was Dalarne hervorgebracht hat, sind doch die „Dalbilder", die in früherer Zeit in reichem Maße die Bauernhäuser und -stuben schmückten. Gewiß gibt es ähnliche Gemälde auch in anderen Gegenden Schwedens, etwa die noch älteren gemalten Tücher und Tapeten aus Blekinge und Halland[1], die bei festlichen Gelegenheiten, zu Weihnachten, Ostern oder Hochzeit als Schmuck an die Wände gehängt wurden; die in Dalarne jedoch zeichnen sich durch Technik und Stil besonders aus[2].

Wir unterscheiden zwei Arten der Darstellung, je nachdem wo wir sie antreffen: Schrankmalerei und Wandmalerei. Die Schrankmalerei beschränkt sich im allgemeinen darauf — ähnlich wie die unsrer deutschen Bauern —, Schränke, Truhen u. dgl. mit Blumen- oder Fruchtgirlanden zu umwinden; eine Kunst, für die Karlfeldt den sehr sprechenden Namen „Kürbismalerei" erfunden hat. Die Wandbilder dagegen suchen, in die Gesamtwirkung des Stubenraums eingegliedert, Szenen von allerlei Art, wiederum von Girlanden umrahmt und gegeneinander abgegrenzt, möglichst wirklichkeitsnah und farbenfröhlich darzustellen. Letztere nennen wir „Dalbilder" in engerem Sinne.

Und was sind es für Inhalte, die hier dargestellt werden? Meist biblische aus dem alten und neuen Testament; dann aber auch solche aus Fabel und Legende, ferner Bilder aus dem täglichen Leben des Landvolks. So finden wir neben Hochzeit und Beerdigung, neben Schmaus und Tanz die damals so beliebten Motive jeder volkstümlichen biblischen Geschichte. Da ist der Garten Eden und die Erzählung vom Sündenfall, Jakobs Traum von der Himmelsleiter, Isaaks Opferung durch Abraham, Jonæ Seefahrt im Bauch des Walfisches, Daniel in der Löwengrube, Elias und sein feuriger Wagen, der verlorene Sohn und die Schweine, aber auch Jesus von der Geburt und den drei Königen an bis zu den oft grausamen Bildern des Jüngsten Gerichts. Aber auch andere Motive sind beliebt, besonders das Glücksrad der Fortuna, die „wunderbare" Altweibermühle oder die Legende von St. Georg und dem Drachen.

Was gewöhnlich mitfolgt mit jedem Bild, ist der dazugehörige Bibelspruch oder eine freiere Überschrift, mit zierlichen, gotischen Buchstaben, bald in lateinischer, bald schwedischer Sprache geschrieben.

Aber wie sind diese Motive nicht behandelt! Es ist, als wäre das heilige Land mitten nach Dalarne verlegt worden, als seien die Erzväter Dalbauern und ihre Hütten echte Dalhütten gewesen. So ganz aus der Wirklichkeit der Zeit und Umgebung der Künstler sind alle Bilder geschaffen. Und wir fragen mit Recht, wann und aus welcher Strömung heraus sie entstanden.

Siebzig Jahre umspannen die eigentliche Blütezeit des „Dalbildes": etwa von 1780 bis 1850. Etwaige frühere Reste spielen keine bedeutende Rolle, und nach 1850 muß man feststellen, die echte, alte Kunst zerfällt ungemein rasch, wird in Darstellung und verwendetem Material immer gröber

[1] Vgl. hierzu: Allmogemålningar från Småland och Halland, Nordiska Museets och Skansens Bilderböcker, Nr. 1.

[2] Vgl. hierzu und zum folgenden: Allmogemålningar från Dalarna, Nordiska Museets och Skansens Bilderböcker, Nr. 5.

Digitized by Google

St. Georg und der Drache. Bild aus Leksand von 1838. Die Aufschrift lautet: „Die Prinzessin wird erlöst. Ritter St. Georg, der mit dem Drachen stritt. 1838." (Aus Allmogemålningar från Dalarna S. 14.)

Digitized by Google

und so zu recht dürftigem Handwerk herabgewürdigt. Heute freilich sind wieder ernste Versuche im Gang, an das alte, vollendete Dalbild anzuknüpfen.

Was das Material betrifft, wurde in älterer Zeit auf Gewebe verschiedenster Qualität mit Leimfarbe gemalt. Von 1800 ab wird jedoch Papier immer gewöhnlicher, und vor allem ist es ein grobes, lockeres Graupapier, das man gerne verwendet. Die Zerfallszeit setzt Ölfarbe an Stelle der Leimfarbe, und somit treten schreiende Töne an Stelle der matten, die den wertvollsten Stücken ihre besondere Schönheit verliehen.

Dem luftig-anmutigen Blumengewebe sowie den heiter stilisierten Gestalten sehen wir die Abkunft des Dalbildes vom Rokoko an. Auch sind einige Übergangsformen noch erhalten, in denen die Muschel, das Kennzeichen des Rokokoornaments, in der Komposition Verwendung findet. Doch ist die Tändelei jener graziösen Zeit irgendwie bodenständiger und massiver geworden; und das ist auch ganz natürlich, da sie ja aus den Schlössern der feinen Gesellschaft in die Bauernstube eingekehrt ist.

Wie allerdings das Rokoko zu den Dalbauern kam, wird sich endgültig nicht klären lassen. Tatsache ist nur, daß die Dalbewohner seit Alters den Sommer über auf „Saison- oder Herrenarbeit" auszogen, und daß sie wegen ihrer Anspruchslosigkeit und ihres Fleißes überall gern angestellt wurden. So gab es in Stockholm zu gewissen Zeiten ganze Kolonien von Dalekarliern, und sicherlich waren zwischen 1750 und 1770 viele von ihnen bei der Arbeit der Innendekoration des neuen königlichen Schlosses angestellt. Denn schon Tessin der Jüngere wußte sie und ihren Kunstsinn wohl zu schätzen, und in einem Schreiben an seinen Auftraggeber Karl XII. erklärt er, er stelle am liebsten Dalbauern und Sörmländer an, weil sie „von kleinauf mehr als andere sich hätten ans Arbeiten gewöhnen müssen". So ist es also gut möglich, daß das Dalbild, umrandet von Blumen- und Blattgirlanden in seiner heute bezeichnenden Form seinen Anfang im Stockholmer Schloß genommen hat.

Heute hat man viele Gemälde von ihren Wänden in Dalarne losgelöst, und das Nordische Museum in Stockholm verfügt über eine ganz wundervolle Sammlung. Trotzdem aber sollte man sie eigentlich an Ort und Stelle, in der Landschaft sowohl wie in der Eingliederung in die Bauernstube, genießen können; und dazu gerade bietet der Back Hansgård im Svärdsjö-Kirchspiel — um nur einen von den schönsten Höfen zu nennen — eine herrliche Gelegenheit. Er ist im Jahre 1781 von Erik Eliasson aus Rättvik ausgemalt worden und zeigt wunderbare biblische Szenen neben solchen von Tenne und Garten. Ja, eine Stubenwand hat sogar eine Krokodiljagd aufzuweisen.

Was die Vorbilder zu den Darstellungen aus der Bibel betrifft, so reichen diese natürlich in fernere Zeiten als das Rokoko hinauf. Die sogenannte Biblia pauperum, die Bibel für die Armen, die nicht lesen konnten, ist im Ausgang des Mittelalters ein sehr beliebtes Unterrichtswerk, um durch bildliche Darstellung die Kenntnis der heiligen Schrift in Laienkreise zu tragen. Hiermit hängt wohl in Schweden auch die immer häufigere Ausmalung von Kirchen zusammen, die gerade die Vorreformationszeit so sehr kennzeichnet. 1541 erschien dann, in enger Anlehnung an Luthers

Digitized by Google

erste vollständige heilige Schrift von 1534, die reichillustrierte Gustav-Wasa-Bibel, die mit ihren künstlerisch vollendeten Bilderfolgen ungeahnte Wirkungen ausübte. Abgelöst wurde diese erste Ausgabe 1618 durch Gustav Adolfs Bibel, die bei Olof Olofsson Helsing in Stockholm gedruckt wurde. Auch diese ist reich bebildert, und, wie in der vorigen, liegen auch hier die besten Schnitte niederdeutscher Meister zugrunde. Diese Darstellungen also, durch Bibel und Andachtsbuch immer neu verbreitet, gaben dem Dalvolk reiche Anregung, humorvoll und lebendig im äußeren Gewand des Rokoko ihre Hütten und Stuben auszuschmücken.

Erik Axel Karlfeldt, ursprünglich Erik Axel Eriksson, ist der große, unerreichte Dichter seiner Heimat Dalarne. Als er noch im Tode 1931 mit dem Nobelpreis gekrönt wurde, lauschte die Welt auf; aber die wenigsten konnten mit seinem Namen auch nur den geringsten Begriff verbinden. Dennoch ist er unbestreitbar einer der Größten, und hätte er nicht schwedisch, sondern irgendeine Weltsprache geschrieben, so wäre er wohl in aller Gebildeten Munde.

Sechs schmale Bände Lyrik, dazu einige Reden und Aufsätze, sind alles, was wir von ihm besitzen. Und doch, welcher Reichtum! Aber Lyrik, besonders die ganz reife, die in ihrer Diktion schlechthin einmalige, ist in fremde Sprachen so gut wie nicht umzusetzen. Und darin gerade liegt die große Schwierigkeit seines Verständnisses über die Grenzen schwedischer Zunge hinaus.

Über sein Leben und seine Werke einige kurze Daten: Er ist den 20. Juli 1864 auf dem Tolvmansgård im Folkärna-Kirchspiel im südlichen Dalarne geboren. Seine beiderseitigen Vorfahren waren in langer Geschlechterfolge Dalbauern und Bergleute; und stolz kann er sich seiner freien, bäuerlichen Herkunft rühmen, die einem mit ungebrochener Frische aus jeder seiner Zeilen entgegenweht. In seinem Gedicht „Die Väter" schildert er jene Alten unvergeßlich, wie sie in langer Reihe bis in graue Urzeit vor seinem inneren Auge stehen. „Hier, im alten Erzland, brachen sie ihren Acker am Fluß und das Kupfer aus benachbarter Grube. Sklavendienste kannten sie nicht, verstanden sich nicht auf Ziererei. Sie saßen wie Fürsten im eigenen Haus und leisteten sich bei hohen Gelegenheiten ihren Rausch. Sie küßten Mädchen im Frühling ihres Lebens, und eine von ihnen wurde ihre treue Verlobte. Sie ehrten den König, sie fürchteten Gott und starben dann in Stille, von ihren Jahren gesättigt." Aus solchem Blute also kommt unser Dichter.

Seine Jugend verlebte er als Bauernsohn zu Hause und nahm so die ganze Landschaft und den Lebenskreis in sich auf, von dem seine Dichtung bis ins Alter zehren sollte. Mehr als durchschnittlich begabt, kam er 1878 auf die Mittelschule nach Västerås und wurde dort 1885 Student.

Als er die Universität zu Uppsala im gleichen Frühling beziehen sollte, machte sein Vater Konkurs, und der väterliche Hof mußte verkauft werden. Dies und alle hiermit zusammenhängenden Schwierigkeiten warfen die ersten schweren Schatten über sein Leben. Er überlegt deshalb ernstlich, ob er nicht sein Studium aufgeben und zur Arbeit seiner Väter zurückkehren soll, bleibt aber dann nach längerem Schwanken dem eingeschlagenen Wege treu.

Digitized by Google

Wir finden ihn also von nun an als Student der Philosophie in Uppsala, seine Studien jedoch immer wieder durch praktische Lehrtätigkeit unterbrechend.

1889 vertauscht er seinen Namen Eriksson mit dem städtischeren Karlfeldt, wird Mitglied einer literarischen Studentenvereinigung und veröffentlicht hie und da Gedichte in Zeitungen und Kalendern.

1895 erscheint seine erste Gedichtsammlung unter dem Titel „Wildmarks- und Liebeslieder", geht aber trotz großer, tiefempfundener Ansätze fast spurlos an der Öffentlichkeit vorbei; denn wir stehen gerade mitten in den sich überstürzenden Frühlingstagen schwedischer Lyrik, in denen Fröding, Heidenstam und Levertin fast gleichzeitig in die Schranken treten.

1898 wird Karlfeldt endlich Lizentiat mit einer Abhandlung über Fielding als Dramatiker. Von seiner während des Studiums geübten Schulpraxis hat er inzwischen genug bekommen und wird 1900 Amanuensis an der königlichen Bibliothek zu Stockholm, 1903 Bibliothekar an der dortigen Landwirtschaftsakademie.

Seit jener Zeit also sitzt er in Stockholm fest, wiewohl sein Sinnen und Trachten nie von Dalarne sich losreißen konnte.

Was ihm die Herzen seines Volkes fast in einem Siegeslauf zuwandte, waren seine beiden folgenden Gedichtbände: „Fridolins Lieder" 1898 und „Fridolins Lustgarten" 1901. Mit ihnen und der Erfindung seines Landjunkers Fridolin sprach er so recht aus der Tiefe allschwedischen Empfindens. Die Akademie schenkte ihm alsbald ihre Anerkennung und machte ihn 1904 zu ihrem Mitglied. 1912, nach Wirséns Tode, wurde er dann ihr ständiger Sekretär.

Seine weiteren Gedichtsammlungen erschienen in immer größeren Zwischenräumen: 1906 „Flora und Pomona", 1918 „Flora und Bellona" und als letztes 1927 „Füllhorn des Herbstes". Nach seinem Tode schloß dann ein dünner Band „Gedanken und Reden" 1932 die Reihe seiner Werke ab[3].

Den 8. April 1931 starb Erik Axel Karlfeldt zu Stockholm.

Was bei seinen Dichtungen als erstes in die Augen fällt, ist seine ungeheuere Lebenskraft, eine Ganzheit und Ungebrochenheit, wie sie bei Lyrikern der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts nur selten anzutreffen ist. Nie fast hört man ihn klagen über das Leben, immer ist alles schön, viel zu schön für die Menschen; und mit Liebe und kräftigen Farben malt er, was ihm vor die Augen kommt. Sein Werk, seine Lieder sind ihm alles, und nichts die Person dessen, der sie schafft; sie muß vielmehr in den Hintergrund treten, im Anonymen verschwinden. Deshalb finden wir auch bei Karlfeldt fast kein einziges Wort über ihn selbst, nur selten, gleichsam

[3] Auf Schwedisch lauten die Titel: 1895 Vildmarks- och Kärleksvisor, 1898 Fridolins Visor och andra Dikter, 1901 Fridolins Lustgård och Dalmålningar på rim, 1906 Flora och Pomona, 1918 Flora och Bellona, 1927 Hösthorn, 1932 Tankar och Tal. Eine Gesamtausgabe aller Dichtungen ist bei Wahlström och Widstrand, Stockholm, kurz nach seinem Tode 1931 als Minnesupplaga in 5 Bänden erschienen.

Digitized by Google

Jesus im Seesturm. Bild aus Leksand von 1838. Die Aufschrift lautet: „Jesus schläft und ein großer Sturm ist auf dem Meer entstanden, so daß die Wogen über das Schiff schlagen. Matth. Kap. 9. 1838." (Aus Allmogemålningar från Dalarna S. 15.)

Digitized by Google

eingeschmuggelt, eine Bemerkung über eigenes Fühlen. Eine Ausnahme machen nur seine letzten Gedichte. In „Flora und Bellona" stand er ganz unter dem Eindruck des Weltkriegs, durch den sein Glaube an das Menschliche aufs peinlichste verwundet wurde, und ein Gedicht wie „Schwarze Weihnacht 1917" und „eine Pesthymne" legen in erschütternder Weise Zeugnis von seinem edlen Kummer ab. Durch sein „Füllhorn des Herbstes" zieht sich, gleichsam im Titel angedeutet, die Ahnung des nahen Todes. Nicht klagend, sondern voller Gelassenheit und Reife schaut er dem Ende entgegen, stets dankbar und fast trunken in seinen Rhythmen von den vollen Farben seiner Vollendung. Dies zeigen am schönsten seine Gedichte „Der lange Sommer" und „Sub luna".

Seine „Dalbilder in Reimen" finden wir als Anhang in „Fridolins Lustgarten" und dann weiter durch die folgenden Sammlungen zerstreut. Deshalb ist es nötig, uns die Gestalt dieses Junkers ein wenig näher anzusehen, da ja Karlfeldt hinter ihr in keuscher Zurückhaltung sein Eigenstes zu verschanzen sucht. Zu „Fridolins Liedern" gibt er eine Prosaeinleitung und stellt uns seinen Schützling mit folgenden Worten vor:

„Fridolin nannte sich ein studierter Junker aus Bauerngeschlecht, der zur Lebensweise seiner Väter zurückgekehrt war, da es ihm lockender erschien in der Erde zu graben, nachdem er alle seine Tage nur in Büchern gegraben hatte. Eine Folge dieser Lebensveränderung war, daß er nicht recht wußte, zu welchem Stand er sich eigentlich zählen sollte. Aus verschiedenen Gründen kam er jedoch nicht dazu, sich ein Weib zu wählen, obgleich er große Neigungen zur Ehe besaß und in seinen mannhaftesten Jahren stand. In der Einsamkeit seines Junggesellenlebens fing er an, sich durch Liederdichten die Zeit zu vertreiben. Bald besang er, wie es ihm selbst ging oder ergangen war, bald versuchte er sich vorzustellen, wie andere Junggesellen sein Leben auffaßten" usw.

Deutlich sehen wir hier Karlfeldts einsame Jahre und die Überlegung sich abspiegeln, ob er nicht doch aufs Land zurückkehren und das Handwerk seiner Väter wieder aufnehmen solle. Nur ist alles in liebenswürdiger Weise objektiviert und von ihm selbst losgelöst. Und jener Fridolin, wie lebenswahr steht er nicht vor uns, umgeben von seiner Landschaft und seinen Dalbauern! Ganz lebt er mit ihnen aus ihrem Volksglauben heraus, kennt und zitiert ihre Bauernpraktika, und vor allem ihre altertümliche, ehrwürdige Bibel. Der Dichter faßt seine Art, bald als Landmann, bald als gelehrter Junker sich zu geben, in folgende Worte zusammen:

Er redet mit Bauern in Bauernmanier,
doch mit kundigen Herren Latein.

Und das ists gerade, was Karlfeldts Sprache so anziehend macht: jener kernige Grundstock bodenständischen, erdgewachsenen Bauernwortschatzes aus der Urzeit, untermischt mit dunklen, magischen Brocken Lateins aus Brauchbuch und Praktika, und das Ganze in ehrwürdige Höhe biblischer Redeweise emporgehoben.

Seine Dalbilder, wenn wir sie alle zusammennehmen, machen einen dünnen Band aus. Auch sie sind wieder durch ein kleines Prosavorwort

Digitized by Google

eingeleitet, in dem der Dichter mit kurzen Sätzen sagt, was er eigentlich will. So wie die alten Dalmaler mit Farbe und Pinsel die bekannten Motive zeichneten, will er den Versuch wagen, mit Worten ein Gleiches zu tun: „Zu einigen von diesen Auslegungen," schreibt er, „befinden sich die Vorbilder nur in des Dichters Phantasie. Als malender Dalbauer aber beanspruche ich das bescheidene Recht meiner älteren Berufsbrüder: so zu malen, wie es mir einfällt, indem ich mit launischem Pinsel meinen Bildern bald Scherz, bald Ernst im Geist meiner Vorgänger beimische, wenn auch teilweise mit anderer Technik". Und dann beginnt er mit der Schilderung des Gartens Eden vor und nach dem Sündenfall.

Ehe wir nun aber die schönsten seiner Auslegungen deutsch betrachten, seien noch einige erläuternde Worte über die besonderen Schwierigkeiten gesagt, die jedem seiner Übersetzer sich entgegenstemmen. Abgesehen davon nämlich, daß Karlfeldt ein kaum glaublicher Virtuose ist, was Rhythmus, Klang und Reim angeht, wählt er mit Vorliebe so eigenbildhafte Worte, mit großer Deutlichkeit aus ganz bestimmten, fast einmaligen Lebensbezirken genommen, daß sie selbst in seiner Muttersprache kaum durch andere ersetzbar wären. Und dies gerade gibt seiner ganzen Ausdrucksweise den herrlichen Reiz, nicht selten aber auch die schwer zu überbietende Komik. So schildert er die Lage nach dem Sündenfall mit folgenden Worten: „Eva steht beschämt in siegellackroter Sonne und befingert ihren steifen Feigenblätterrock. Adam, in grünen Unterhosen, schneidet Grimassen vor Magenweh und Reue. Die Schlange im Baum, so schadenfroh, p e i t s c h t mit dem Schwanz zwischen Apfelblättern. Der Engel mit feuergelben Hosen schwingt die größte aller Äxte." Das Wort aber, das hier durch „peitschen", also allgemein, wiedergegeben ist, kann schwedisch nur in einem ganz bestimmten Sinn verwendet werden, nämlich nur, wenn ich davon rede, jemand schlägt Eierschnee, bereitet Schlagsahne oder etwas Ähnliches. Jeder also, der in der Ursprache unseren Ausdruck hört und versteht, muß in Gelächter ausbrechen.

Und nun, nach dieser Vorbemerkung, machen wir den Versuch, „Eliæ Himmelfahrt" in deutschen Versen wiederzugeben.

Eliæ Himmelfahrt.

Hier fährt Sankt Elias in das himmlische Land.
Schau den Wagen so funkelnd und neu!
Trägt den Leichenschmauszylinder und die Peitsche in der Hand,
An den Knieen lehnt sein grüner Parapleu.

Hoch und würdig ist sein Anblick; denn er fährt vom Erdental
Zum Gerichtsberg, wo die Sessel stehn im Ring,
Ist von seinem Herrn gerufen: „Komm und sitz in meinem Saal
Als ein Schöffe auf des Rechts und Friedens Ting!"

Ja, sein Herr hat ihm den Wagen und die Rosse selbst geschickt,
Dazu Botschaft: „Du mein guter Bauersmann,
Hab erkundet deine Weisheit, und sie hat mich sehr entzückt;
Deines Rats will ich genießen nun fortan."

Digitized by Google

Und schon rollt der Wagen aufwärts, und Elias' breite Hand
Allen Erdenlebens Tälern Abschied winkt:
Und wir sehn, es ist ein Stück von unsrem eignen Dalaland,
Das in träumender Fichten Ruh versinkt.

Hier sind blinkende Gewässer und der Strand so golden bunt
Wie von Jungfrau oder Weib ein Blumenbeet.
Kinder schrein und deuten luftwärts auf der Räder fliegend Rund:
„Unser Nachbar, wie entsetzlich fährt er, seht!"

Hier steht Leksands Zwiebelkirchturm, und des Faluerzes Klang
Läutet Sabbat zu des Seligen Flucht.
Und ihn trägts aus Glockenklingen in den brausenden Gesang
Auf! in ewiglicher Orgelchöre Wucht.

Wenn du sitzest, o Elia, droben bei des Meisters Hort
Und erblickest unsre Bosheit, unsre Not,
Sprich zum Richter du ein mildes, ein versöhnendes Wort,
Bitt für Dalarne, das hungert, um Brot!

Nun versinkt die Sonne. Sicher fährt jedoch durch Weltraums Nacht
Bei den friedlich-kleinen Lichtern der Prophet,
Die Gott Vater voller Güte längs der Straße angebracht,
Die da gastfrei zu seinem Saale geht.

Hoch den Skorpion, den bösen, in den fernen Räumen schau!
Hör den Hund und seines Bellens wilden Schall!
Hier hat Bärenpaar und Löwe und die Schlange ihren Bau,
Doch sie bringen Gottes Fohlen nicht zu Fall.

Feuer steht aus ihren Nüstern, Feuer aus den Hufen springt;
Durch die Nacht sie eilen aufwärts immerfort
Bis zum Milchweg, jener goldnen Lichterstraße, die sie bringt
Ganz ins Himmelreich zur Paradiesespfort.

Und der Herr tritt auf die Staffel und empfängt ihn gnadenreich:
„Tritt herein du mein heiliger Prophet!"
Und er winkt nach einem Engel, der sofort und alsogleich
Mit den Rennern auf die Himmelsweide geht.

Meisterhaft ist der bäuerliche Stil hier getroffen, und gerade das, was die alten Dalmaler so sehr erstrebten, kommt voll und ganz zur Wirkung: die liebenswürdig-derbe Umsetzung des Biblischen ins Bäuerlich-groteske. Aber nicht nur lustig oder gar nur komisch sind die Farben, die der Dichter aufträgt; nein, mit tiefer Innigkeit zeichnet er die heimatliche Landschaft, bis sein kindliches, hingebendes Gefühl im Gebet für Dalarne und seine Bewohner den Höhepunkt erreicht. Weiter kennzeichnet ihn ein sicher beherrschtes Raumgefühl, und man sieht förmlich, wie der Feuerwagen durch die Sternennacht enteilt.

Digitized by Google

Als nächstes Bild sei die Altweibermühle gegeben:

Die wunderbare Mühle.

Die Mühle schaut hin
Aus Gold und Rubin!
Der Stempel, er rattert, der Läufer, er knattert.
Wie Säulen des Himmels die Eckpfeiler stehn.
Kein Flut kann sie brechen, kein Sturm sie verwehn.
Die Wanne aus Silber, aus Jaspis die Schraube,
Und Salomos Siegel, stolz strahlts an der Haube.
Zu stehn und hinab in den Trichter zu schauen,
Es ist wie Geheimnis und greift dich mit Grauen.
In Pfosten aus Marmor die Türen sich schließen.
Der Müllersknecht ruft: „Hier ist euch verhießen
— Kommt Alter! Kommt Alte! —
Kein Hoffen erkalte:
Zu Vollem wird Leeres, zu Weizen wird Spreu,
Das Dürre wird saftig, das Alte wird neu!"

Schaut: Greise sie kommen
Gebückt und beklommen,
Mit schwindenden Kräften sie knuffen sich, drängen.
Es humpelt und stolpert,
Es strauchelt und holpert:
Schaut her, die Betrüblichen, wie sie sich zwängen!
Hier einer im Trichter: Rick-ricke-tirack!
Schon tanzt er hervor als ein Bräutgam im Frack.
Und hier stürzt sein Nachbar in gähnenden Graus:
Alter rinn! Junger raus!

Schau das Weib an der Knute
Mit Pfeif in der Schnute!
Das Mieder es schlottert, die Zunge sie stottert.
Sie taucht in den Trichter: Rick-ricke-tirut!
Gleich steht da ein Fräulein mit Schleier und Hut.
Und der Müller halbtoll
Um ihr Leibchen nimmt Zoll:
Kriegt die Hände so voll.
Und es drängen sich alle, als ging es zum Schmaus:
Alte rinn! Jungfer raus!

Schau das Paar, wie sichs trifft in der Laube beisammen,
Wo die Schwertlilie züngelt mit lodernden Flammen!
Die Jungfrau, errötend die Wange sie senkt
Und der Jüngling den stolzen Zylinder schwenkt:
„Vor fünfzig Jahren wir küßten uns treu!"
— „Küß aufs Neu! Küß aufs Neu!"

Wo der Sturzbach donnert, verlassen ich gehe
Und über verödete Hügel ich spähe.
Und die Wasser, sie rauschen, tosen und springen.
Der Mühlenwind schlägt mich mit peitschenden Schwingen.
Es braust von Jugend, von Lenz mir und Wein.

Digitized by Google

Ich ging und ich suchte jahraus, jahrein,
Ich forschte auf all meinen Wegen, den langen,
Wo Gipfel der Gletscher den Himmel umfangen:
„Wohin sind die herrlichen Müller gegangen?"
Da kichert ein Bergtroll verächtlich mich aus:
„Alter rinn! Alter raus!"

Wir sehen: dieselbe Treffsicherheit und Farbenfülle wie oben; und eine Szene reiht sich, fast unmerklich in ihren Übergängen, an die andere. Nur die letzte hat eine Art persönlicher Prägung und läßt die Gefühle des Dichters erraten. Denn während zuerst die überschäumende Stimmung eines Märchens uns entgegenschlägt, das alle Wünsche erfüllt und sie sogar noch übertrifft, zeigt der Abschluß, ebenso unwirklich wie der Anfang, eine fast gespenstische Prägung: Wohl ist wieder Frühling, wohl bereiten sich neue Säfte zu neuem Wachstum vor, aber die Mühle ist nicht mehr zu finden und der Dichter einsam und alt. Das Einzige, was seinem Rufen und Fragen eine gellende Antwort gibt, ist das schadenfrohe, hämische Lachen eines Trolls; und Trolle gerade sind im Norden die Verkörperung des unabänderlich Bösen, Alten und Häßlichen.

Zeigte „Eliæ Himmelfahrt" Scherz und innigen Ernst in vollkommener Verflechtung miteinander, so ist „Jonæ Meerfahrt" aufs Heitere und Groteske allein abgestimmt. Hierbei sind die Einzelbilder mit so unglaublicher Plastik vor den Beschauer hingezeichnet, daß er wohl schwerlich etwa den Rachen des Walfisches in all seiner Furchtbarkeit wieder vergessen wird. Ähnliches kennen wir in deutscher Kunst nicht, es sei denn in einer ganz blutrünstigen Moritat.

Jonæ Meerfahrt.

Wie das Schiff vor Anker schaukelt
Und am grünen Strande gaukelt,
Steht der Schiffsherr hoch an Deck und schreit: „Hei, Westwind, weh!
Hei ihr Knappen und Matrosen,
Die ihr euch ergetzt bei Rosen,
Tauscht des Waldes Turteltaube für die Möwe salzger See!"

Und schaut her: hier fährt die Kogge übers salzige Meer.
Dalekarlier winzig baumeln im Getakel hin und her.
Und der Kriegsherr hinten droben,
Rückgebeugt und kopferhoben,
Er, der hinterm Segel süffelt, Kapitän und Chef ist er.

Doch der Höh und Tiefe Drachen
Spein und schrein, die Bohlen krachen,
Daß der Schiffsherr seine Flasche fallen läßt in Wogengraus.
Da in Zornes Rasen schreit er:
„Kaum der Kahn noch trägt uns weiter!
Wer von allen ist der Dickste? Einen werfen wir hinaus!"

Und schaut her: hier zeigt sich Jona, der bescheiden-fromme Mann,
Er ist schwer und feist und würdig, und es steht ihm prächtig an.
Bleich doch tät ers Antlitz tragen,
Hält die Hände vor den Magen,
Deutlich sieht man, er ist seekrank und er sehnt sich sehr von dann.

Digitized by Google

Und an Jona sie sich geben,
Doch er bettelt: „Laßt mich leben,
Bin ich doch ein Mann des Geistes, ein gewaltiger Prophet!"
Doch sie rufen: „Jona, gläubst du,
Wasser trampelnd oben bleibst du;
Zwar dich trägt dein eigner Schmerbauch, o Prophet so probstenfett!"

Und schaut her: hier habt ihr Jona, Kopf nach unten im Revier.
Seinen Schoßrock überm Nacken sieht man seines Leibchens Zier.
Und in Abgrunds Wogenfeuer
Gähnt ein gräßlich Ungeheuer,
Und aus breiten Rachen bleckend starrt das weiße Zahnklavier.

Landvolk muß man glücklich nennen,
Weil die Fährnis sie nicht kennen
Gierig-wilder Ungeheuer in der Wogen Raserei.
Mögen sie das Los ergründen,
Das so manche Schiffer finden,
Die da werden aufgeschnappt von einem Walfisch oder Hai.

Und schaut her: hier habt ihr Jona in des Walfisches Bauch.
Deutlich sehnt er sich von dannen, krank und blaß, der arme Gauch.
Da ist kalt und nackt und widrig,
Eng und bang. Das Dach hängt niedrig.
Darum sehn wir in der Hucke unseren Propheten auch.

Doch wir wissen aus dem Buche,
Wie entronnen er dem Fluche,
Wie er lange, weit und ferne irrte in der Wogen Graus.
Und sein Schoßrock, walzerbissen,
Eingefranst und ausgeschlissen,
Sieht — verwandelt, umgemodelt — fast wie eine Joppe aus.

Und schaut her: hier schreitet Jona auf dem grünenden Strand!
Wie er lächelt gen dem Schilde gleich zu seiner linken Hand!
Und seht, hier steht er am Tische,
Einen guten Schnaps zum Fische
Gießt er, und ich wünsche Gleiches jedem Jüngling hierzuland!

Waren die bis jetzt aufgeführten Dalbilder lustiger Art, so ist „Jungfrau Maria" durchaus ernst und zugleich eines der schönsten Karlfeldtschen Gedichte überhaupt. In ihm preist der Dichter die Mädchen seiner Heimat, all das Knospenhaft-zarte, was noch unberührt und unbewußt in ihrer Seele schlummert. Und dadurch gerade, daß er irgendeine Ungekannte wählt und auf ihrem sinnenden Gang über die Halde begleitet, wird der nur in der Überschrift angedeutete Vergleich mit der reinen Magd, der Rose ohne Dornen, immer stärker. Inniger, zurückhaltender und keuscher ist selten mit Dichterworten mädchenhafte Anmut gepriesen worden, als gerade hier von Karlfeldt.

Digitized by Google

Jungfrau Maria.

Sie kommt herab die Halde, der Jungfrauen Kranz,
Sie ist ein zartes Mägdlein aus Mandelblütenglanz,
Ja, wie Mandelblüt und Rosenblüt, weitab von Lärm und Tanz,
Da andere nicht traben noch wandern.
Daß die Sonne dich nicht bräunte, welche Wege nahm dein Tritt?
Was träumtest du Maria — dein junges Herz es litt —
Daß dein Blut dir nicht brennt wie das der andern?
Es rinnt ein Schein so wundersam von deinem bloßen Haar,
Deine Stirn gleicht dem Mond und seinem Bogen,
Wenn über Berghangshügel und Schlehn, gebeugt und klar,
Der lichte im Frühling kommt gezogen.

Nun weht der Westwind kühler am Akeleienrain,
Und goldne Lilienglocken, sie läuten Stille ein;
Kaum wiehert noch das Fohlen, kaum hörst ein Lamm du schrein,
Kaum zirpt es in den Nestern noch im Walde.
Nun gehn die Dala-Burschen und -Mädchen Paar bei Paar.
Du bist erwählt vor andern, erkoren wonnebar.
Was gehst du sinnend einsam da zur Halde?
Du gleichst der Jungfrau, kommend vom ersten Abendmahl,
Die wachen in der Pfingstnacht will, der klaren,
Zu denken an die Worte mit freudgen Herzens Qual
Und die Wunder, die ihr Mädchentum erfahren.

Wend um! Wend um, Maria! Nun wird der Abend spat.
Es sorgt sich deine Mutter um deinen rauhen Pfad.
Du bist so klein, zerbrechlich wie Weidenrispen zart;
Und ein schlagender Bär kommt gegangen.
Ach, die Rose ist dein Hüter, die du trägst in deiner Hand,
Dir gebracht von einem Engel aus der Selgen Gartenland;
Du kannst treten auf Dornen und Schlangen.
Ja, der Strahl, der sich breitet so leuchtend und lang
über Siljan von des Abendrots Gehege —
Du könntest gehn zum Paradies, jetzt, deinen Hochzeitsgang
Auf dem schmalen, dem schwebenden Stege.

Die Reihe der Dalbilder beschließt natürlich „Das Jüngste Gericht". Großartig baut es sich auf in vier gewaltigen Szenen, die in ihrer Stimmung oft stark an Dürer und die apokalyptischen Reiter gemahnen. Diese ganze, wenn auch kleine „göttliche Komödie" hier mitzuteilen, verbietet der Raum; deshalb sei nur in kurzen Worten erzählt, was wir dort finden: Im ersten Gedicht zieht der Spielmann gen Abend durch die Welt und will wie sonst seine lustige Geige rühren. Aber das einzige Echo, was ihn überall trifft, sei es am Bach bei der trinkenden Kuh oder beim Wanderer, der ihm am Waldrand begegnet und dem er sein „Grüß Gott" zuruft, ist: Sterben. Die ganze Welt um ihn her vereinigt sich zu dem einzigen Ruf: Sterben, Sterben, Sterben! Im zweiten Gedicht geschehen Wunder und Zeichen: Antichrist geht im Bischofsornat und schmäht ungestraft den Herrn, Blut träufelt vom Horn des Mondes, Hunger, Krieg und Pestilenz verheeren die Erde, und ohne Zweifel ist das Ende nahe. Zuletzt rasselt die ausgeleierte Weltenuhr

Digitized by Google

mit Rad und Schraube: die Gewichte sind nicht mehr weit vom Boden entfernt, der Zeiger steht fast auf Zwölf. Da blitzt ein Schein in der Ferne auf und vom Himmel herab, einem Bein vergleichbar, hängt die Posaune des Gerichts, und Gabriel ruft die Toten und Lebendigen zur Verantwortung. Das dritte Bild zeigt ein wildes Stimmengewirr, nicht unähnlich dem in Goethes Walpurgisnacht, wo alle sich zum Blocksberg drängen, nur hier grausig und unerbittlich; denn es geht vor den ewigen Richter. Wir sehen den König, der auf Erden falsch regiert, den Kaufmann, der falsch gewogen, und den Priester, der anders gelehrt als gehandelt hat. Aber auch der Soldat ist da, der tapfere, unerschrockene, der weder Teufel noch Hölle fürchtet und St. Peter seine Dienste anbietet; und der liebende Jüngling, die reine Braut an der Hand führend, und schuldlose Kinder und zuletzt der Dalmaler. Im vierten und Schlußgedicht lüftet sich dann das drückende Dunkel allmählich wieder: Ein Schiff steuert über das langsam sich beruhigende Weltmeer, in dem alle Sünder ertrunken sind, durch die noch dauernde Nacht der sicheren Seligkeit entgegen. Klein ist die Schar, die es birgt, aber der Herr steht am Steuer und führt sie, und Finsternis kann ihnen nichts anhaben.

Mit den Worten des Dalmalers im dritten großen Bild nimmt der Dichter von seinen Hörern Abschied, und seine Verse lauten, wie folgt:

Der Dalmaler.

Ich malte euch Elia,
Er fährt ins Himmelreich,
Auch malte ich Maria
So rein und taubengleich.
O könnt ich heute malen
Mein' eigen schwarze Seel,
Daß klar sie möchte strahlen
Vor Gottes Sohn und Michael!

Ich malte Stubenwände
Und Truhendeckel auch,
Und Edens Lustgelände
Voll Blüten, Baum und Strauch.
O könnt ich heute werden
Ein Blum zu Christi Preis,
Der Schmutzfleck hier auf Erden
Ein Lilienbaum im Paradeis!

Einige der schönsten von Karlfeldts Dalbildern haben wir nun kennengelernt. Sie sind in seiner Heimat nicht minder gepriesen und geliebt als die seiner älteren Berufsbrüder. Das hat darin seinen Grund, daß er in einzigdastehender Weise den wahrhaft bäuerlichen Ton in Reim und Wortbild beherrscht, und darum sind sie, wie viele seiner anderen Dichtungen auch, auf dem Weg, echtes Volksgut zu werden. Welch großer, bescheidener Persönlichkeit aber bedarf es, selbst hinter seinem Werk so ins Dunkel zurückzutreten, damit das Gewordene der Allgemeinheit eines Landes gehöre! Und die gerade ist Erik Axel Karlfeldt gewesen.

Digitized by Google

Volkskundliches um Faust und Speyer.

Von **Oberstudiendirektor Dr. Albert Becker**, Heidelberg.

Über den geschichtlichen Faust und das älteste Faustbuch ist schon viel geschrieben worden. „Ein guter Freund von Speyer" hatte die erschreckliche Geschichte des weitbeschreiten Zauberers dem Drucker und Verleger Johann Spies in Frankfurt a. M. geschickt, wo gegen Ende des Jahres 1587 dieses erste Faustbuch herauskam.

Die Frage nach dem ungenannten Verfasser des Volksbuches führt wohl hin in den geistigen Bereich der alten Reichsstadt Speyer und hier wieder auch in den Umkreis ihrer Volkskunde. Wenn der Verfasser, wie der gute Kenner des einstigen Speyer Georg Berthold einmal wahrscheinlich machte[1], ein Speyerer Schulmann war, so erklärt sich leicht die lehrhafte Grundabsicht des Buches, durch das „schreckliche Exempel des teuflischen Betrugs, Leibs- und Seelenmordes" alle Christenmenschen zu warnen; denn selbst die beste Erziehung vermag nach des Verfassers Erfahrung nicht vor böser Gesellschaft und ihren schädlichen Einflüssen zu bewahren, die auch den gutgearteten jungen Menschen schließlich mißraten lassen können. Was der Verfasser dabei vom klassischen Altertum und sonstiger Gelehrsamkeit weiß, legt die weitere Vermutung nahe, daß jener Schulmann im Kreise des Gymnasiums der Freien Reichsstadt Speyer zu suchen sei.

Diese Annahme bestätigt wohl eine genauere Prüfung des Werkes nach seinem örtlich-volkhaften Hintergrund, nach den volkskundlichen Grundlagen seiner Gestaltung. Wenn auch Speyer, vielleicht mit Absicht, in dem frühesten Faustbuch gar nicht genannt wird, so schimmert doch das Bild der alten Kaiserstadt, wie der Verfasser sie sah, deutlich genug aus dieser ersten Faustgeschichte hervor. So fällt besonders auf, daß der Verfasser, der seine Erzählung nach Mittel- und Norddeutschland, also in eine weinbauloſe Gegend verlegt, sich doch als gründlicher Weinkenner erweist, als Freund eines guten, herrlichen, wohlschmeckenden, besten Weines, wie ihn eben die Weinhandelsstadt, die Speyer bis zur Zerstörung durch die Franzosen im Jahre 1689 war, die damals berühmte Versandstelle des köstlichen Erzeugnisses unserer Haardtberge, ihren Bewohnern in erster Linie darbot. An das edle Handwerk der Küferei, an seine auch für die Volkskunst bedeutsamen Schöpfungen etwa im Schloßkeller zu Heidelberg oder in der

[1] Bericht des Historischen Museums der Pfalz in Speyer Nr. 2, 1914, 62 ff.

Digitized by Google

Kellerei des Speyerer Bischofs erinnert der Speyerer Verfasser des Faustbuches sich und uns, wenn bei der Sternenfahrt (Kap. 25) Faust findet, daß die Sonne größer sei als die ganze Welt, während er sonst geglaubt, daß sie kaum „eines Faßbodems groß" sei — ein ohne Zweifel außerordentlich bezeichnendes Vergleichswort, das uns zudem auch mundartlich etwas besagt. Auch auf der Weinkarte (44 a) weiß der Verfasser vorzüglich Bescheid, so daß man ihn seinen Weinkenntnissen nach fast als Weinkieser bezeichnen möchte. Sonst hätte wahrscheinlich Faust selber im Keller des Bischofs von Salzburg unter des Bischofs „herrlichem Weinwachs" nicht gleich den besten dort herausgefunden (45); ein andermal trinkt man wieder auf gut pfälzisch, bis man „voll und doll" ist (46). Aber auch schon die schönen Weinreben „um Christtag" in Fausts Zaubergarten (55) und die der Gräfin von Anhalt (44) im Januar vorgezauberten frischen roten und weißen Trauben dürfen hier herangezogen werden. Fast verräterisch für den Verfasser wird es, wenn er (23) von dem Rücken des greulichen Teufels Asteroth sagt, er sei „ganz kestenbraun" gewesen, so braun also wie die Frucht der Edelkastanie, die unsern Reben eng verbunden die Höhen unseres milden Rheinlands schon seit alters kränzt[2]. Wie die Formen „Faßbodem" und „Kesten", so verraten auch sonst sprachliche Dinge die Eigenart der um Speyer lebendigen rheinfränkischen Mundart, die im einzelnen aus dem Faustbuch herauszuschälen anderer Feder empfohlen sei: so wenn der Lindwurm (8) „am Bauch geel und scheggét" ist, wenn die Geister den Faust als „Omeissen" (23) quälen, wenn an der schönen Helena „kein Untädlin" zu finden ist (49) und wenn der ungefällige Bauer (50) mit „Dölpel und nichtswerdiger Unflat" angesprochen wird — ein paar Beispiele nur für unverkennbare Art und Haltung, in der der Speyerer die alte Speyerer Sprachlandschaft vorgegeben sieht. Aber auch sachliche Eigenheiten wieder weisen in die Pfalz am Rhein, so (40) der dem Kreuzer gleichgesetzte Löwenpfennig, den ein Bauer für seinen Wagen „voll Grummats", sein „Fuder Heu" erhalten soll.

Der gründliche Kenner der Örtlichkeit will über das allgemein Speyerische hinaus aus Andeutungen des Verfassers sogar die Lage seiner Speyerer Wohnung bestimmen können; ja das zwölfzeilige Sinngedicht, das zwar nicht die erste Ausgabe des Faustbuches, aber die Lübecker niederdeutsche Übertragung Johann Balhorns (1588) und die Berliner Ausgabe von 1590 aufweist, kann mit seinem Schluß als unterschriftliches Kryptogramm des Verfassers gedeutet werden und so seinen Namen verraten: in den Worten Astra Fides penetrat (Der Glaube reicht bis zu den Sternen) könnte der Verfasser nach der Sitte der Zeit seinen Namen versteckt haben, wenn man nach Umstellung der Buchstaben daraus etwa herauslesen darf: Andreas Frei p[raeceptor] testat[ur], Lehrer Andreas Frei bezeugt es. Ist diese Deutung richtig, so ist aber der Verfasser des Faustbuches: Andreas Frei aus Buchen, der, am 1. Juli 1563 an der Universität Heidelberg eingeschrieben[3], sich am 11. Februar 1566 den Titel

[2] Vgl. dazu V. Hehn-O. Schrader, Kulturpflanzen und Haustiere[8] (1911), 401; J. Hoops, Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum[1] (1905), 551 ff.

Digitized by Google

eines magister artium erwarb[3]. Vielleicht ein in Speyer am Reichskammergericht tätiger älterer Bruder[4] mag Andreas Frei nach Speyer gezogen haben, wo er von 1568 bis 1594 das Gymnasium als Rektor leitete. Ich hoffe, es veranlassen diese Zeilen zu einer erneuten Nachprüfung der hier behandelten Fragen und Persönlichkeiten, die ein Stück oberrheinischer Volkskunde von großer Tragweite umspannen[5].

[3] G. Toepke, Die Matrikel der Universität Heidelberg II (1886), 30. 463.

[4] G. Toepke, a. a. O. I (1884), 600: Bartholomäus Frey, Frei aus Buchen.

[5] Vgl. auch A. Becker, Doktor Faust und Speyer (1914); derſ., Pfälzer Volkskunde (1925), 85. 181; derſ., das Hutten-Sickinger-Bild im Zeitenwandel (Beiträge zur Heimatkunde der Pfalz, hrsg. von Albert Becker, Heft 16, 1936), 8 f.

Volksglaube aus Südtirol.

Aus dem Nachlaß von Karl Wohlgemuth.

Gegen die „Gilm" (Gelbſucht) helfen die Gilmäpfel. Es ſind dies Erdgewächſe, ſo ähnlich wie Strohblumen, die morgens in Waſſer zu nehmen ſind. Gilmäpfel werden auch um den Hals gehängt.

Das Hühneraugenkraut, ähnlich dem Spitzwegerich, hat am Stengel ſechs kleine Blättchen. Es wird fein auf den Saft geklopft und auf das Hühnerauge aufgelegt. Doch heißt es dabei vorſichtig ſein, daß es auf keine offene Wundſtelle kommt, denn dieſes Kraut iſt ſcharf und giftig!

Die Enzianwurzel wird gegen alle Magenblähungen in Schnaps angeſetzt. Mit der getrockneten Meiſterwurz werden die Wohnräume nach anſteckenden Krankheiten geräuchert. (Bauerndoktor Gruber in Sankt Jakob im Ahretal.)

Auf Fichtenbäumen befindet ſich, wenngleich ſehr ſelten, das Altneſt. Dasſelbe ſtellt einen knorrigen Aſtauswuchs dar. Das „Altneſt" wird ſorgſam vom Baum genommen und dient als gutes Mittel gegen die Schweinepeſt. Das kranke Schwein wird über das brennende Altneſt geſtellt und ſo damit geräuchert. (Bauerndoktor Jakob Hopfgartner in Mühlwald.)

Die „Bockwurze" wird zum „Stillen" des Blutes verwendet. Wenn jemand irgendwo blutet, ſo nimmt man die Bockwurze in die entgegengeſetzte Hand und das Blut „ſteht". (Hopfgartner in Mühlwald.)

Eugen Fehrle.

Digitized by Google

Der Karfunkel von J. P. Hebel.

Von **Hermann Schaab**, Mannheim.

Der Dichter des badischen Landes, Johann Peter Hebel, hat mit seinen alemannischen Gedichten den Beifall Goethes gefunden. Vielleicht ist Beifall zu wenig gesagt, denn er spricht vom „unschätzbaren Hebel".

Was bedeutet dieser Dichter unter seinen Zeitgenossen denn Besonderes? Er hat so wenig geschrieben, daß seine gesammelten Werke eben einen handlichen Band füllen; aber in diesem Bande ist manches Gedicht und manche Erzählung, die fast jedes deutsche Schulkind kennt. Und so lebendig sind diese Sachen geblieben, wie nur die besten Werke der Dichtkunst lebendig bleiben. Daß er der erste war, der alemannisch dichtete, das ist das Geheimnis seiner Wirkung auf das deutsche Volk nicht; denn das erschwert nur das Verständnis. Daß er Stoffe aus der Volksdichtung verwendet hat, ist auch nichts Besonderes, denn das haben zu seiner Zeit alle Poeten getan, sogar programmäßig. Denn seit sich in Hamann und Herder der deutsche Geist gewehrt hatte gegen den geistigen Bildersturm, den die Aufklärung betrieb, seither war allgemein klar geworden, daß der deutschen Kunst der gesunde Mutterboden völkischer Überlieferung abhanden gekommen sei. Diese Erkenntnis war so allgemein, daß Forscher und Dilettanten sofort nach den verschütteten Quellen gruben. Es war noch nicht zu spät. Der Ertrag des Suchens war reichlich und wurde allgemein zugänglich gemacht. Alte und junge Dichter bemächtigten sich der poetischen Stoffe und verarbeiteten sie zu Lyrik, Epik und Dramatik, allerdings mit nicht eben unbedenklichen Erfolgen. Wir sehen heute in den so entstandenen Werken abgeleitete Literatur, ebensosehr zweiten Aufguß wie in den Erzeugnissen des 18. Jahrhunderts. Die große Forderung der Romantik nach einer Dichtung, die aus dem Mythus kommt, aus dem bildhaften Geistesgut des ganzen Volkes, das Anschauung, religiöse Ahnung und rechtliche Gesinnung aller Volksgenossen, der Zeitgenossen und Vorfahren in sich enthält, diese Forderung wurde schlecht erfüllt.

Von Johann Peter Hebel aber muß man sagen, daß er es vermochte, aus dem Mythischen heraus zu dichten, und das ist das Geheimnis seiner Wirkung. Niemand wird es je einfallen, ihm den Vorwurf der Unechtheit zu machen, der so viele Gebilde der Romantik trifft.

Die Betrachtung des Gedichtes „Der Karfunkel" soll das des Näheren dartun. Dieses Gedicht gehört zu den weniger bekannten. Der Grund dafür

Digitized by Google

ist wohl darin zu suchen, daß es so sehr seine Wirkung im Klang der Worte und im Tempo des Vortrages hat, daß die Buchsprache es nur schlecht wiedergeben kann. Ferner ist es in ganz besonderer Weise Volksgut, seinem Stoffe nach, so daß wohl nur ein solcher in das Gedicht ganz eindringen kann, der in einem alemannischen Dorf aufgewachsen ist und dem die Sprache Muttersprache ist. Ein solcher mag denn auch nicht ganz unberufen sein, etwas über Hebel zu schreiben. —

Eine kleine Verlegenheit bereitet die formale Einordnung des Gedichtes in die üblichen Gattungen. Wir haben die Wahl zwischen Novelle, Ballade und Romanze. Aber keiner dieser Begriffe kann in diesem Fall unbestrittenen Anspruch auf den „Karfunkel" machen, denn er hat von der Novelle die Rahmenform, von der Ballade Stimmung und Gang der Handlung und von der Romanze den tragischen Charakter der jungen Frau. Wenn wir uns das Gedicht stofflich analysieren, finden wir darin viele geläufige romantische Requisiten, und zwar von solcher Art, daß wir zu unserem Schrecken plötzlich versucht sind, den „Karfunkel" eine Schauerromanze zu nennen. Und wenn wir uns gar vor Augen halten, daß der Schluß des Gedichtes eine Moral enthält, können wir uns nicht mehr des für Hebel beschämenden Einsehens verwehren, daß es sich sogar um die gar nicht literaturfähige Spezies der Moritat handelt.

Der Teufel, ein Engel, ein Bösewicht und seine arme Frau, Wirtshaus und Kartenspiel, ein Kapuziner, ein prophetischer Traum von prophetischen Schicksalsspielkarten mit den romantischen Symbolen: Roter Karfunkel, sieben Kreuze, blutiges Herz und Schaufelbub. Endlich Zauber, Mord und Selbstmord, — wahrlich, es ist etwas viel für uns; wir werden an üble Schauerromanzen erinnert, sogar an die Schicksalstragödie und an die Moritat.

In diesem Stoff, dem Hebel aus eigener Erfindung wohl nur den Engel beigefügt hat, lag also genug Gefahr, die einen anders begabten Dichter, z. B. den frühen Uhland, sicher verleitet hätte, ins Unkünstlerisch-stofflich-Effektvolle abzugleiten. Hebel aber hatte trotz seiner klaren Einsicht in diese Gefahr den Mut, diesen heimatlichen Stoff zu formen und den feinen künstlerischen Takt, ihm das Grellfarbige zu nehmen und ein sehr sauberes Kunstwerk daraus zu machen.

Dies ist bewundernswert. Welche Mittel hat er angewandt, um dies zu erreichen? Zunächst hat er den Stoff in einen Rahmen gefaßt und ihn so zum Bild gemacht und zurückgedrängt. Und dieser Rahmen ist idyllisch. Ein Hausvater erzählt seinen Lieben an einem Winterabend eine Geschichte. Um uns noch völlig heimelig zu machen, stopft er erst das Pfeifchen und steckt es umständlich in Brand. Das Idyll könnte auch als Kontrast gegen die Moritat ausgenutzt werden; das ist selbstverständlich unterblieben. Hebel vermeidet des weiteren trotz aller Sympathie für das gute Opfer Kätherli jeden sentimentalen Klang. Er läßt sie dort reden: „Chunnsch, du Lump?"

Er gibt ihrem Schicksal wahrhaft tragische Größe durch die einfachen Worte, die unsentimentaler nicht sein könnten:

Digitized by Google

„Es het en us Liebi gno, doch nit us Liebi zum Michel,
nei, zue Vatter un Muetter; es isch ir Willen un Wunsch gsi."

Welcher junge romantische Dichter wäre nicht stolz gewesen auf einen Knalleffekt zum Schluß, wie der ist, wenn der Teufel zum Mörder spricht:

„Sä, do hesch e Messer, i ha's am Blotzemer Märt gchauft;
hau der Gurgle selber ab, so chost di's kei Trinkgeld."

Hebel ist Bauer genug, um diesen derb-männischen Schluß zu erfinden, aber zu sehr Künstler, um ihn so stehen zu lassen. Erst erinnert der Rahmen noch einmal, daß alles ein Bild ist, ein Kunstwerk, dann löst sich die schaurige Spannung dadurch doppelt, daß sie selbst angesprochen wird und daß die ganze Erzählung als allegorische Einkleidung einer moralischen Warnung gedeutet wird.

Man könnte bezweifeln, daß diese Schlußmoral als künstlerischer Dämpfer gemeint sei und einwenden, daß tatsächlich die Moral der Grundgedanke des Gedichtes von Anfang an war und alles andere nichts anderes als eine gelungene allegorische Einkleidung sei. Dieser Einwand könnte aber nur gemacht werden von einem, der nicht weiß, daß solche Stoffe wie der des Gedichts in jedem Bauerndorf erzählt werden, und der den Vorgang dichterischer Konzeption nicht kennt. Einen abstrakten Gedanken poetisch einkleiden — das ist einer ganz anderen Art von Dichtung vorbehalten, nie einer solchen, zutiefst epischen, wie es die Art Hebels ist. Vielmehr ist für ihn das Bild, der Stoff einfach da, wird sogar schon mündlich geformt übernommen, und erfährt in der dichterischen Ausformung nur eine nachträgliche Deutung. Freilich geschieht dem Stoff dadurch keinerlei Zwang, die moralische Deutung liegt schon in der Natur der Sage. Sage ist immer ethisch empfunden. Das Gerechtigkeitsgefühl des Volkes und die Ehrfurcht vor unergründlichen Dingen übt bestimmenden Einfluß auf ihre Fassung; und es ist ein weiteres Anzeichen der tiefen Volksverbundenheit Hebels, daß er in allen seinen Werken diesem Zug nachgibt. Im Mythischen sind Dichtung und Lehre immer einig. Hebel tut sich selber unrecht, wenn er uns die Karfunkelgeschichte als Allegorie deutet. Einzig der Engel ist eine allegorische Zutat, alles andere ist wahrhaft mythisch und symbolisch. Aber was er mit dieser Deutung und mit der Anfügung des „lockigen Knaben" erreichen wollte, das hat er erreicht. Er hat sein künstlerisches Gewissen beschwichtigt und aus dem bedenklichen Stoff ein untadeliges Kunstwerk gemacht.

Das Wertvollste des Gedichtes und sein inneres Leben beruht auf dem Klang und Gang der Worte, ist anders nicht darstellbar. Jeder, der es liest, und der die alemannischen Bauern kennt und ihre Sprache, der muß einsehen, daß der „Karfunkel" ein Stück Leben ist, an dem alles lauter und wahr und kein Stäublein von gefälschter Natur ist. Das ist viel. Wo ist einer unter den vielen Dialektpoeten, der von sich sagen kann wie Hebel, daß er keinen Gedanken in der Bauernsprache gedichtet habe, den ein Bauer nicht gedacht haben könnte? Wo ist einer, dem man den Vorwurf nicht machen könnte, er habe hochdeutsche Gedanken und Gefühle in die Mundart „übersetzt"? Es bleibt noch hinzuweisen auf die bündig-schmucklose

Digitized by Google

Schilderung des Wirtshaus- und Spielerlebens; alles ist kurz und schlagend wie ein guter Holzschnitt. Und auf die vier Spielkartenzeichen, die das Schicksal der unglücklichen Frau bedeuten. Unvergeßlich ist der Satz:

„Chumm, o Schuflebueb, un schufle mi abe."

Hebel stand abseits vom zünftigen Literaturbetrieb, einmal hat er von Ludwig Uhland Besuch gehabt — irgendeinen andern engeren Zusammenhang mit der Romantik kann man nicht feststellen. Und dieser Mann hat das Programm der Romantik in einem sehr wichtigen Punkt erfüllt. Der Forderung, aus der mythischen Verbundenheit mit dem Volk herauszuschaffen, kam keiner von denen, die das Programm aufgestellt hatten, so nach wie Hebel. Den Seinen gibts der Herr im Schlafe. Wir können alle froh sein, daß Hebel aus dem Dichten keine Profession machte. Der Mythos seiner Heimat war nicht unausschöpfbar wort- und gestaltenreich. Als er in rascher Produktion sich ausgesprochen hatte, war er still und wunderte sich ein wenig: Der Genius sei rasch an ihm vorübergegangen. Er hatte soviel gesunden Instinkt, daß er nicht nach fremden Stoffen griff, die nicht in ihm gewachsen waren. Was er nicht seiner Mutter zu verdanken hatte und der dörflichen Welt seiner Heimat, das ließ er liegen als nicht sein eigen. Andre aber kramten in alten Schriften und bezogen Mythos von den Brüdern Grimm und aus dem Almanach der Sagen und Legenden. Wir haben sie ziemlich gebührend vergessen. Johann Peter Hebel aber hat ein Denkmal in unseren Herzen, nicht nur bei seinen alemannischen Stammesgenossen, auch bei den Franken; denn in ihm war alemannisches mit fränkischem Blut gemischt; das gibt ihm eine Leichtigkeit der Auffassung und Darstellung, die dem schwerfälligen und dickblütigen Alemannen sonst nicht eigen ist. So ist er der gute Geist geworden, der in der deutschen Dichtkunst das badische Land darstellt, das Alemannen und Franken beherbergt. Und genau da hat er als Dichter gehaust, wo die beiden Stämme sich berühren und sich mischen, in der badischen Residenz. Sie haben ihm dort im Schloßgarten ein Denkmal erstellt.

Hebel hat dafür gesorgt, daß wir ihn auch ohne Denkmal nicht vergessen.

Digitized by Google

Aus einem alten Fuhrmannsbuch. (Gegend von Rheinbischofsheim.)

Von Walter Zimmermann, Illenau.

Mein Standesgenosse Apotheker Kratzeisen in Lenzkirch übergab mir ein Fuhrmannsbuch aus dem Kreise seiner Vorfahren aus dem badischen Hanauerland. In diesem sind unter Merkungen über Geldschulden nach Eisenach, in die Freitenstat, von Frieburg, Kaufbeir und Aarau, die meist an der Ostermesse in Straßburg gemacht und zurückbezahlt wurden, neben Lieferverkehr an den ockſenwirt von Linz, nach Honau, Neufreistett, Bodersweier, Bischofsheim, an den „Tirolerseppel" in der Waldmatt, nach Gamshurst und Kehl Heilsegen und Heilmittelvorschriften, Tabakbeizen und Farbvorschriften verzeichnet. Uns berühren nur die Einträge von älterer, reichlich ungelenker und nicht leicht entzifferbarer Handschrift. Die älteste Jahresangabe ist 1779. Die für uns wichtigen Aufzeichnungen sind von dieser Zeit bis ins erste Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts gemacht worden.

Der Wert dieser Merkungen für die Volkskunde wird erhöht durch den besonderen Umstand, daß die Mundart lautgetreu niedergeschrieben ist. Ohne die Stelle „von meinem Vater in Bischen" gelesen zu haben, hörte ich beim Lesen die Mundart der Gegend von Rheinbischofsheim (heute noch Bische genannt) heraus. Vergleicht man die Schreibweise mit der „Lautlehre der Mundart von Rheinbischofsheim" von F. Weik (1913, Doktorschrift Freiburg i. Br.), so sind mit zwei Ausnahmen die Regeln erfüllt.

§ 19. i>e: hötze (hitze; der Schreiber hat offenbar selbst gefühlt, daß hier ein abweichender Lauter vorlag, und schreibt deshalb ö für e), geb (gibt), sewe (sieben), schet, scheten, geschet, (schütte, schütten, geschüttet; kurzes mhd. ü wurde zunächst i, vgl. limbel für lümpel), steckel (Stückel), gommegut (Gummigut), gomme (Gummi).

§ 23. ö>e: rotschen, rotschehn (Rotschöne), onageleſt (unabgelöscht).

§ 24. u>o: stont (Stunde), pfont (Pfund), rohmschlagen (herumschlagen), scholtig (schuldig), onageleſt (unabgelöscht), drocke (drucke), gommegut (Gummigut), gomme (Gummi), Kalfoniom (Colophonium).

§ 33. i>ei: durch Verquickung der Formen ‚geliehenes' und ‚gelehntes Geld' zu ‚geliehnt' wird ‚geleint Geld'.

Digitized by Google

§ 68,6. —ent>et: verrechent >verrecht (verrechnet).

§ 72,1. e+g>eij: leyen (legen; der Schreiber drückt den Lautklang eij durch ey aus, vgl. zey).

§ 73,3. g>b: laube (Lauge; bei Welk ist laub sächlich!; durch dieses Wort war die Mundart von Freistett ausgeschaltet, denn lauge wird dort läb).

§ 73,4. Auslautendes g fällt ab: zey (Zeug).

§ 69,6. Auslautendes b kann abfallen: onageleſt (unabgelöscht).

Diese Übereinstimmungen mit der heute noch gesprochenen Mundart von Rheinbischofsheim genügten, um die Herkunft des Fuhrmannes eindeutig festzulegen. Die Ausnahmen fierleng statt lautlehrgerechtes fierli (§ 68,9) und totzend statt zu erwartendem totzed (Dutzend, § 68,6) sind durch Anlehnungen an die Vorlage oder auf Reisen gehörte Wortformen zurückzuführen.

Bei Besprechung des Büchleins in Freistett erfuhr ich eine Bedeutung des Wortes benschen, die von der im Badischen Wörterbuch und der im Elsässischen Wörterbuch abweicht. Bad. Wb. 1, 147 bedeutet ‚den Segen sprechen', Els. Wb. 2, 65 erklärt: 1. beten, 2. segnen, den Segen geben, 3. durch Bestreichen und Besprechen heilen. In Freistett hat es den Sinn, ‚verhexen, verwünschen' (der isch an die gebänscht, ‚er hängt sich an sie wie verhext'; die könne bänsche ‚verhexen, Unsegen anhängen'. Das Wort kommt aus dem Jiddischen von benedicere. In Freistett ist also der Sinn gerade verkehrt.

1. Heilsegen und -vorschriften.

Vier den Wurm. Christus gien über einen acker. adam fur darauf zacker. er fur 3 fürcht herum. es lagen 3 würme daroben. der ein war weis. der antre war roth. der 3 ist allen 77 Würmen iehr bieter[1] todt. in den x x x.

Fier den brant. Christus gieng über den rost. da kam unser Lieber Herrigot ihm zu trost. er dadt ihm füer den kalten und fier den heißen brand, das nicht dieser eingrabt und nicht höher aufstett. in x x x.

Fuier den brant. Jesus und Seine Liebe Mutter gienen über das Lant. seine Liebe Mutter sprach zu ihm. recke aus deine rechte Hand. Löse ihm die Hötze und auch den brand. Ein[2] as das nicht aus as voll wie der Mohnt und klare[3] wie ein ey. in der 3 Stont soll es am heilen sein. Im x x x.

Ein salb zu Machen fier die rotschen[4] und fier den brant.

---

[1] bittrer.

[2] Der Schluß ist verstümmelt, weil offenbar die Vorlage schwer leserlich war; der Sinn ist: das Brandgeschwür soll sich nicht vollfressen wie der Mond, sondern glatt herausheilen und nur so groß wie ein Ei.

[3] „Klare" ist wohl mißverstanden für glatt, in meiner badischen Volksheilkunde (S. 90) teile ich einen Brandsegen mit, „daß du glatt herausheilst wie ein Ei".

[4] Rotschöne = schwere Hautentzündung, Rotlauf.

Digitized by Google

Erstlich Nim 4 lot baum Eehl 4 lot schaumgartz (verschrieben für -hartz[5], siehe nächste Vorschrift) 4 lot wacks und 1 Erbs gros weißen fickroll[6] und kochs und er ein nanter. geb ein gute (Salb).

ferner ein gute heil offoster (wohl statt pflaster nach einer unverstandenen Vorlage nachgemalt). Nim 4 lot gel wacks 4 lot nierenfet 4 lot schum hartz[5] und walwortzel lo vie(l) als leiten mgt. kochs in einem stol hafen ist gut.

Vor die rot schehn[6] zu brauchen. Sey Mier wiellkommen Karfunckel. wie biest du so finster und so dunckel. Miet gott dem Vatter habe ich dich und Miet gott dem Sohn uiber kom ich dich und Miet gott dem heiligen geist vertrieb ich Diech. in x x x. Jakob Haag.

Vor die schmerzen vor ein wund. Glück Selieg ist die Wunt, glieck Selieg ist die Stunt, glieck Selieg ist der tag, da Christus der Herr gebohren wahrd. in x x x.

2. Tabaksbeizen.

1779 Hagenauer tuwack zu machen. nim ein halben zentner bleter tuwack und las in malen. nort nim ein fierleng allun. den allun zerstoß und koche in und las in kalt werten. dan nim ein fierleng salmeack[7] und ein fierleng botasch und ein fierleng rosen mell[8] und 4 pfont saltz. dieses due zusamen und mache den tuwack kamitt an und due in in ein stieber[9] und stell in vor den ofen das er heys wirt und las in 3 wochen sten. dan wirt er gut werten.

schwartzen tuwack zu machen. Ein halben zentner bleter genommen und dar zu mus man haben ein halb pfont sternen ehnes[10] ein fierleng rosen mell[8] ein pfont allun ein halb pfont dürre geschwektlen[11] 4 pfont saltz zusamen in ein Kesel und 2 stont zu kochen lasen und auch ein halbe sewesangcarot[12] darzu gethan. und wan die sos kalt ist, dan nim ein Mas alten weyn und schet in darzu. die sos kan man auf der mil dronter scheten nach und (nach). oter man kan auch die bleter mit beysen und last sie 3 wochen liegen. einmal mus man sie rohm schlagen[13].

[5] Schaumharz = wiederholt durch Kochen gereinigtes Harz.

[6] Vitriol.

[7] Salmiaksalz.

[8] Gepulverte trockene Rosenblätter.

[9] Stiwi m. = Packfaß für trockene Stoffe z. B. Zucker, Kleie (Els. Wb. II, 571 Stübig n., Schw. Wb. V, 1896 Stübich m.).

[10] Sternanis.

[11] Mit dem schwierigen mundartlichen Wort Quetschen für Zwetschgen kam der ungelenkte Schreiber nicht ganz zurecht.

[12] Das kann nur als „7 Cent Karotte", also gelbe Rübe, wie man sie für 7 Centimes erhält, aufgelöst werden; zu Farbbeizen kochte man in Freistett Kutterfarbe, Brasilienspähne und eine gelbe Rübe.

[13] Wenden.

Digitized by Google

3. Farbvorschriften.

roti farb zu machen von dem fierne bock[14] mit bier und alun[15].

Gorgl mell[15] mit milch gekocht, das ist ein gele farb. dieses muß in einem neyen hafen gekocht werten.

Griene farb zu machen von den kreyßberen[16]. nim ein hant soll kreyßberen und schete ein halben schoben waser tran und lase es sten ein halben tag darnach schete es witer ab und leye dareyn ein steckel grinspon, bis er vergann.

gele farb zu machen nim gantzen saffer[17]. bint in in ein limbel und schete waser daran und las in 2 tag sten. darnach kanst du mit ferben.

Zennober und saure milch[18].

ferlebock[19] mit Eesig angemacht, 3 tag sten lasen und ein steckel allun darein, das der Essig und der fernebock[19] zugleych stet. darnach abgeschet und ein wenig Kreyt dareyn, bis es von sich selbs kocht[20].

mer ferlebock mit wasser gekocht und ein steckel alllun einer erbs gros dareyn und ein steckel onagelester[21] Kalck einer nos gros und das in ein limbel gebonten und in ein gescher geleyt und den ferle bock sietig darieber geschet und den Kalck gleych witer daraus. und die farb mus sietig geferb werten.

Griene farb zu machen. nim somen[22], so viell du willt, due in in ein hafen und darey ein steckel gommegut[23] und ein steckel alun due gomme[24] dareyn und koche es mit ein nanter eine weile.

rose roti farb zu machen nim ein halb fierleng saflor[25] und due es in ein seckel und weyche es ein 24 stont. dar nach nim es und wasche es, bis hell waser lauft. dar (nach) nim es und due es in ein schiffel und koche ein gute laube[26] von einer guten asche und lase die laube sten, bis sie lowarm ist. darnach nim ein schoben laube und seye es und schete es uiber den saflor nunter und lase 3 stont sten. dar nach nim das seckel und due den saflor dareyn und drocke es saufer daraus. danim (= dann nimm) ein Schopen guten weyneffig und schete den essig in die brie nach und nach und nin (statt: nimm) ein holz und riere darin, bis es schaum[27] gebt. da

[14] Fernambukholz, heute noch so.

[15] Gepulverte Kurkuma-Wurzel.

[16] Kreuzdornbeeren, Fructus Rhamni cathartici.

[17] Saffran.

[18] Unvollständig.

[19] Fernambukholz.

[20] D. h. schäumt durch Entwicklung von Kohlensäure.

[21] Unabgelöschter; in Freistett hat fast jede Hofraite ihre Grube mit abgelöschtem Kalk.

[22] Wohl Hanfsamen (?).

[23] Gummigutt.

[24] Gummi arabicum.

[25] Blüten der Saflorpflanze, Carthamus tinctorius.

[26] Lauge; g>b vgl. Walk, Mundart von Rheinbischofsheim (in Freistett heißt es läb).

[27] Die kohlensauren Salze der Asche geben mit Essig Kohlensäure frei.

Digitized by Google

schneyt 2 totzent blumen[28] und due sie in die farb hinneyn und las sie sten 12 stont bies sie rot ist. so nimme die geschnetene blume und leye in ein babbir und due das babbir .. zamen klappen (klopfen?) und lase es nicht bey dem ofen trecklen.

bloe farb zu machen. nim berliner blo und reybe in zart und schete wasser daran und ferbe das babbir bis blo ist.

bloe trauben zu machen als weren sie natirlich nimme nim erbis und weyche sie ein, das sie weych werten. darnach nim trot und fase sie an. darnach nim Kalsoniom[29] und doncke die Erbis dareyn. dar (nach) nim gerieben berliner blo und blase in auf die traube.

streyß zu machen weisen Bast gelen Bast. weisen gelen schlangen tradt[30]. roten und gelen soli[31] [32].

[28] Wohl Papierblumen.
[29] Kolophonium.
[30] Spiraldraht.
[31] Folie (Zinnfolie?, „Silberpapier").
[32] Wohl unvollständig.

Volksglaube aus Südtirol.

Aus dem Nachlaß von Karl Wohlgemuth.

Alte Leute erzählen noch, daß am Christabend etwas vom Essen in der Erde vergraben wurde, etwas von der Speise warf man ins Wasser und in das Herdfeuer. Noch vor wenigen Jahren schüttete ein altes Weib am heiligen Abend beim „Nachtmahlkochen" (Abendessen) einen Löffel voll Speisen ins Feuer. (Pojen im Ahre.)

Im Tale von Gsies kann man an vielen Ställen zwei gekreuzte Pferdeköpfe aus Holz sehen. Sie helfen gegen Stallzauber.

In der Habergais wohnt der Teufel. Das Volk fürchtet sich vor der Habergais und hütet sich, ihr nachzuspotten. Einmal ahmte ein Hirte, der sich noch spät abends allein im Walde befand, das Geschrei der Habergais nach. Da hörte er durch die Luft ein Geflatter. Schnell lief der Bursche in den Schafstall, der in der Nähe war, und versteckte sich hinter einem weißen Schaf. Da schrie das Ungetüm:

„Wärst du nicht hinter einem weißen Schaf,
Hätt' ich dich zerrissen zu Stab."

(Schalders im Eisaktal.)

Eugen Fehrle.

Digitized by Google

Kleinere Mitteilungen.

Alfred Baſſermann

geb. am 9. Febr. 1856 in Mannheim, geſt. am 3. Mai 1935 in Königsfeld (Schwarzw.).

Baſſermanns Lebenswerk iſt die Überſetzung und die Durchforſchung von Dantes Divina Comedia. Wie Baſſermann zu Dante gekommen iſt, was Dante ihm bedeutet und was er auf dem Gebiet der Dante-Überſetzung und -forſchung geleiſtet und mit welchen Widerſtänden er zu kämpfen gehabt hat, ſchildert er anſchaulich in ſeinem Aufſatz Vita Dantesca, abgedruckt im deutſchen Dante-Jahrbuch 11. Band/Neue Folge, 2. Band, Weimar 1929, S. 53 ff. Auf Seite 94, a. a. O., findet ſich ein Verzeichnis der Dantesca. Die wichtigſten ſind: Dantes Hölle, überſetzt Heidelberg 1892; Dantes Spuren in Italien, Heidelberg 1897 und München 1898; Dantes Fegeberg, überſetzt München 1909; der Weihnachtsbaum von Kteſiphon, Heidelberg 1916; Dantes Paradies, überſetzt München 1921; Dante Alighieri, die Blume (Il fiore), überſetzt Heidelberg 1926.

Bei ſeinen Dante-Studien beſchäftigte ſich Baſſermann mit Vorſtellungen, die im Mittelpunkt volkskundlicher Betrachtung ſtehen und in großen Mythen behandelt ſind. Deshalb gedenken wir ſeiner in dieſer volkskundlichen Zeitſchrift.

Zur Beſchäftigung mit den großen Mythen, insbeſondere dem Sonnenmythos, iſt Baſſermann gelangt durch ſeine Unterſuchungen über die vielumſtrittene Bedeutung der großen Weisſagung Vergils im erſten Geſang der „Hölle“ über den „Haßhund“ (Vers 100 bis 111). Das Nähere iſt zu erſehen aus der Abhandlung Veltro-Sonnenmythos-Hitler (in der Schrift: Für Dante und gegen ſeine falſchen Apoſtel, Streifzüge von A. Baſſermann, Bühl i. B., Verlag Konkordia, 62 S).

Im Krieg — Baſſermann iſt 1914 im Alter von 58 Jahren als Landwehrkavalleriſt ins Feld gezogen und, abgeſehen von der zur Erholung von ſeiner ſchweren Verwundung in der Heimat verbrachten Zeit, immer an der Front geweſen — hat ſich Baſſermann nochmals in ſeinem „Weihnachtsbaum von Kteſiphon“ in einer reizvollen populären Form mit jenen großen Mythen befaßt. Er ſchreibt darüber in der Vita Dantesca, S. 88, a. a. O.: Die fantaſtiſch unwirkliche Weltkriegsſtimmung ließ nun in ſeltſamer Wechſelbeziehung allenthalben die uralten Gedanken der Götterdämmerung, des Weltuntergangs, der Schlacht auf dem Walſerfeld wieder erwachen, und die Situation war ja auch derart, daß die ungeheuerſten Bilder für ſie nur gerade angemeſſen ſchienen. So kam ich denn auf den Gedanken, die ganze mir von meinen Veltro-Unterſuchungen her ſo vertraute Vorſtellungsreihe mit unſerem gegenwärtigen Erlebnis in ein Geſamtbild zuſammenzufaſſen und die wahnwitzige Laſt dieſer Gegenwart, in den großen kosmiſchen Zuſammenhang gerückt, dadurch erträglicher zu machen und in der Danteſchen Veltro-Idee der läuternden Wiederkunft des ſonnenhaften Retters und Wiederherſtellers einen tröſtenden Ausblick und Ausklang finden zu laſſen. So

Digitized by Google

entstand mein kleines populäres Heft ‚Der Weihnachtsbaum von Ktesiphon', das von der Presse wieder ignoriert, aber an der Front und daheim manchen Freund fand und mir selbst bei der Niederschrift in der Zeit des Still-liegens eine wohltätige Entspannung war."

Bassermann war kein nüchterner Stubengelehrter. Die großen Gedanken kamen ihm vom Herzen. Darum konnte er in der gewaltigen Zeit des Weltkrieges, was er dichtete und dachte, als Soldat mit vielfacher Kraft erleben. Und das große Erlebnis vom Sonnenhelden, der sein Volk aus der Finsternis zum Lichte führt, packte ihn von Neuem, als Adolf Hitler sein Deutschland, das hoffnungslos darniederlag, aus den Tiefen zur Höhe führte. Somit ehren wir Volkskundler Bassermann als einen der unseren.

Karlsruhe. Eugen Fehrle.

Der deutsche Gruß bei der Königskrönung Ottos I. im Jahre 936.

Eine zufällige Benützung der Res gestae Saxonicae, auch Rerum gestarum Saxonicarum libri tres genannt, des Corveyer Mönchs Widukind weckte die geschichtliche Begründung der Grußform, die die nationalsozialistische Bewegung im deutschen Volk geläufig gemacht hat. Hören wir, was Widukind im Abschnitt über die Wahl und Krönung Ottos dazu zu sagen hat: „Nachdem also Heinrich, der Vater des Vaterlandes und der Könige größter und bester verschieden war, erkor das ganze Volk der Franken und Sachsen dessen Sohn Oddo, der schon früher vom Vater zum Könige bestimmt war, zu seinem Fürsten und als Ort der allgemeinen Wahl bezeichnete und verordnete man die Pfalz zu Aachen. Dort versammelten sich die Herzöge und die ersten der Grafen mit der übrigen Schar der vornehmsten Ritter in dem Säulengang, welcher mit der Basilika des großen Karl verbunden ist, und sie setzten den neuen Herrscher auf einen dort errichteten Thron; hier reichten sie ihm die Hände, gelobten ihm Treue und Hilfe gegen alle seine Feinde und machten ihn so nach ihrem Brauch zum Könige.

Während dies seitens der Herzöge und der übrigen Würdenträger geschah, erwartete der höchste Bischof mit der gesamten Priesterschaft und der ganzen Volksmasse unten in der Basilika den Aufzug des neuen Königs. Als dieser vorschritt, ging ihm der Erzbischof entgegen und berührte mit seiner Linken die Rechte des Königs. Und während er selbst in der Rechten den Krummstab trug, angetan mit der Albe, geschmückt mit der Stola und dem Meßgewand, schritt er bis in die Mitte des Heiligtums. Dort blieb er stehen, und sich zum Volk umwendend, welches ringsum stand ... es waren nämlich in dieser Basilika Säulengänge unten und oben im Kreise errichtet ..., so daß er von allem Volk gesehen werden konnte, sprach er so: „Sehet, hier führe ich euch vor den von Gott erkorenen und vom Herrn und Gebieter Heinrich früher bezeichneten, nun aber von allen Fürsten zum König erhobenen Herrn Oddo; wenn euch diese Wahl gefällt, so bezeugt dies, indem ihr die rechte Hand zum Himmel emporhebt."

Darauf hob alles Volk die Rechte in die Höhe und wünschte mit gewaltigem Rufen dem neuen Führer Heil.

Was dem deutschen Volk in jenem hochfeierlichen Augenblick heilig gewesen ist, soll auch uns teuer sein. Der deutsche Gruß ist geschichtlich tief gegründet.

Freiburg i. Br. Prof. Dr. Veit.

Digitized by Google

Bemerkungen zu den frühesten Zeugnissen über Gebildbrote im Frühmittelalter.

Jeder Mitarbeiter am HdA. weiß nur zu gut, welch ungeheure Mühe und Arbeit in jedem Beitrag niedergelegt ist. Man wird sich daher nur schwer entschließen, unterlaufene Fehler aufzuzeigen. Es ist jedoch in diesem Fall nötig. Das erste der unten besprochenen Beispiele ist in seiner falschen Form auch sonst noch im HdA. zu finden und neuerdings auch in einer der großen zusammenfassenden Darstellungen der altgermanischen Religion. Es handelt sich darum, zwei mittelalterliche nordgermanische Überlieferungen, die durch Übersetzungsfehler mißverstanden und auch wieder im letzten Heft dieser Zeitschrift als Belege für gebackene Teigbilder von Göttern angeführt wurden, endgültig aus Betrachtungen über die Geschichte der Gebildbrote zu entfernen. Im Artikel Gebildbrote HdA. 3, 379, heißt es: „Eine ähnliche Bedeutung wie der mexikanische Teiggott mag auch der gebackene Vegetationsgott Baldr gehabt haben, von dem uns die Fridthjofssaga erzählt: die Heiden beschmieren Götterbilder mit Öl und backen sie, dabei fällt ein gebackener Baldr ins Feuer. Das ist das einzig sichere Zeugnis aus germanischer Zeit, das die Existenz von Götterteigbildern im germanischen Kulturkreis beweist." NdZfVk., 9, 53: „In der Fridthjofssaga wird erzählt, daß ein mit Öl beschmiertes Teigbild Baldrs, das gebacken werden sollte, ins Feuer fiel." Die betreffende Stelle der Saga ist zitiert nach Liebrecht 437, der sich seinerseits auf Grimm, Myth. 1, 51, und Simrock, DM. 511, beruft. Der verhängnisvolle Übersetzungsfehler Grimms beruht darauf, daß er das altnord. Wort „baka" mit „backen" übersetzt, während es an diesen Stellen „wärmen" bedeutet. Altnord. „baka" Braten, backen, die Hände am Feuer wärmen und reiben. Diese Bedeutungen finden sich noch in norwegischen Dialekten. Im Schwedischen sagt man „baka sig i solen", sich in der Sonne wärmen, ebenso im Norwegischen. Ableitungen davon sind mnd.-holl. „bakeren" wärmen, pflegen, holl. „zich in de zon bakeren" sich in der Sonne wärmen; mhd. becheln sich wärmen, sich sonnen[1]; bächeln (báchln) in bayerischer Mundart warm halten, sorgfältig behandeln, pflegen[2], dieselbe Bedeutung hat das schweizerische „bacheren"[3].

Von dem mißverstandenen Backen wird auf den Teiggötzen geschlossen, wovon in der Saga nicht die Rede ist. Es heißt hier, Fridthjofssaga 9: „... ihre Frauen saßen am Feuer und wärmten (bokudhu) Götter, einige salbten und trockneten sie mit Tüchern ... Fridthjof ... sah den Ring an der Hand Helgas, die einen Balder am Feuer wärmte (bakadhi). Fridthjof griff nach dem Ring, der fest an der Hand saß und zog sie den Saal entlang nach der Tür, der Balder aber fiel ins Feuer. Die Frau Halfdans griff schnell nach ihr. Da fiel auch ihr Götzenbild in's Feuer, an dem sie es gewärmt hatte (hafdhi bakat)." Auf den hier besprochenen Übersetzungsfehler macht E. Reuterskiöld, Die Entstehung der Speisesakramente, S. 125, leider nur in einer Anmerkung aufmerksam. In der kritischen Ausgabe der Fridthjofssaga, Altnordische Sagabibliothek 9, herausgegeben von Ludvig Larsson, ist ebenfalls bei der besprochenen Stelle, Kap. 9, S. 35, „bokudhu" mit „wärmten" erläutert[4]. Unrichtig ist allerdings die Bemerkung Larssons zu der ganzen Stelle: „Die hier erwähnte Behandlung der Götterbilder wird durch keine zuverlässige Quelle bestätigt." Im norwegischen Brauchtum hat

[1] Falk und Torp, Norwegisch-dänisches etymologisches Wörterbuch s. v. bage.

[2] J. A. Schmeller, Bayerisches Wörterbuch.

[3] Staub und Tobler, Schweizerisches Idiotikon.

[4] Richtig wiedergegeben findet sich die Stelle in NdZfVk. 4, 13; HdA., Kobold 1.

Digitized by Google

sich das Salben, Trocknen und Wärmen von hölzernen Hausgöttern und z. T. auch heilig gehaltenen Steinen bis ins vorige Jahrhundert hinein erhalten[5]. Im allgemeinen kann man aber einer Überlieferung, die nur aus einer Fornaldarsaga bekannt ist, keinen Quellenwert beilegen[6]. Dieses Beispiel zeigt, daß man sich bei der Beurteilung älterer germanischer Überlieferungen nicht nur auf die trotz ihres unbestrittenen Wertes in vielem veralteten Werke von Grimm, Simrock und Liebrecht verlassen und bei derart wichtigen Erstbelegen nie aus Quellen zweiter Hand, wie die genannten, oder gar aus Quellen dritter und vierter Hand, wie im folgenden Beispiel, schöpfen kann.

Im Artikel „Gebildbrote" im HdA. heißt es dann weiter: „Nach der Sage des hl. Olaf opferte man Thor täglich Brote mit seinem Bilde." OdZfVk. 9, 53: „Dem Gott Thor opferte man täglich Brote mit seinem Bilde." Die Anmerkung zu dieser Stelle im HdA. verweist auf Globus 72, 373. Hier findet man in einem Artikel „Die nordischen Festgebäckformen, namentlich die Weihnachtsbrote", einer Übersetzung der schwedischen Arbeit E. Hammarstedts: „Brödets helgd hoffvenskarne, särskildt julbrödens" in Samfundet for Nordiska Museets Främjande 1893 och 1894, folgenden Satz: „Nach den Sagen des hl. Olaf war es auch im heidnischen Norden üblich, täglich dem Gotte Brot darzubringen und zwar wurden 4 ‚levfar' geopfert, eine Bezeichnung, die mit dem lateinischen libum verwandt ist und ein Bildnis Thors darstellt[7], den Hammer in der Hand." Der fatale Übersetzungsfehler geht sofort aus einer wörtlichen Übersetzung der Worte bei Hammarstedt, S. 17, hervor: „Wie aus der Saga Olaf des Heiligen hervorgeht, war es auch im heidnischen Norden üblich, dem Gott täglich Brot vorzusetzen. In dem hier genannten Falle wurden vier ‚levfar', ein Wort, das dem obengenannten lateinischen libum nahe verwandt ist, dem Bilde geopfert[7], das angeblich Thors Zeichen getragen haben und einen Hammer in der Hand gehabt haben soll." Hammarstedt verweist auf eine schwedische Übersetzung der Saga. Die Originalstelle in der Saga des heiligen Olaf (Heimskringla 112, 5, 6) zeigt noch deutlicher, daß es sich um ein einfaches Brotopfer für das Götterbild handelt und nicht etwa um ein Brot in Gestalt oder mit dem Bilde eines Gottes. Der Sohn Gudbrands erzählt König Olaf folgendes über den Gott seines Vaters: „Er sei nach Thor geformt und hat einen Hammer in der Hand. Er ist von großer Gestalt und innen hohl, und unter ihm hatte man ein Gestell gemacht, auf dem er draußen (im Freien) stand. Er hat keinen Mangel an Gold und Silber, das er an sich hat. Vier Brote[8] gaben sie ihm täglich und außerdem Fleisch."

Die beiden angeführten Belegstellen haben also keinerlei Bedeutung für die Geschichte der Gebildbrote. Die erste Stelle aus der Fridthjofssaga handelt überhaupt nicht von Brot, sondern von Holzgötzen; die zweite Stelle aus der Saga Olaf des Heiligen berichtet von einem Brotopfer für ein Götterbild, wobei über ein besonderes Aussehen dieses Brotes nichts ausgesagt wird.

[5] Rikard Berge, Husgudar i Noreg (1921) 16 ff.

[6] Vgl. z. B. Helga Reuschel, Untersuchungen über Stoff und Stil der Fornaldarsaga. Bausteine zur Volkskunde und Religionswissenschaft 7.

[7] Von mir gesperrt.

[8] Hleifar. „Hleifr" das einzelne Brot im Gegensatz zu „braudh" Brot, das den Stoff bezeichnet. Hleifr wird von Fritzner (Ordbog over det gamle norske sprog) mit „runder Kuchen" von Hertzberg (Norges gamle Love V. Glossarium) mit Brotlaib, Flachbrot, Kuchen, der zu einer flachen runden Scheibe ausgewalkt ist, übersetzt. Vgl. Fredrik Groen. Om kostholdet i Norge intil aar 1500. Skrifter utgitt av Det Norske Videnskaps Akademi, Oslo 1926, II, Histor.-Filol. Kl. Nr. 5, S. 53 ff.

Digitized by Google

Von den drei im HdA. und im letzten Heft dieser Zeitschrift angeführten mittelalterlichen nordgermanischen Belegen für Gebildbrote bleibt also nur der Passus aus dem Eidsiva-Gesetz (13. Jahrh.), wo u. a. von einem Opfer in Mannsgestalt aus Teig die Rede ist*. Lily Weiser-Aall, Oslo.

Flurnamensammlung und Steinkreuzforschung.

Die Bedeutung der Flurnamen als wertvolles Hilfsmittel für die verschiedensten Wissensgebiete ist allmählich erkannt worden. Man weiß heute, daß sie wichtige Weiser zur Heimat sind. Dies gilt auch für ein Sondergebiet, das erst in den letzten Jahrzehnten ausgebaut wurde, für die Steinkreuzforschung, wo man jetzt versucht, die Aufzeichnung der Kreuze systematisch durchzuführen, um durch Auswertung eines möglichst reichhaltigen Stoffes zu gewissen Ergebnissen zu kommen. In einzelnen Ländern, z. B. in Württemberg, vor allem aber in Sachsen, liegen schon abgeschlossene Sammlungen vor, in den meisten Staaten aber ist mit der Arbeit erst begonnen worden. Eine deutsche Zentrale unter Leitung von Dr. Kuhfahl in Dresden (Sächsisches Denkmalarchiv, Abteilung für Steinkreuzforschung) will später alle Arbeiten zusammenfassen.

Unscheinbar und vielleicht architektonisch minderwertig, recht unbeholfen und armselig stehen oder liegen diese Steinkreuze am Wegrand, hocken sie an verschwiegenen Waldpfaden, am Ackerrain vor reifendem Korn, ertrinken fast am Wiesenweg in der Fülle der Blumen, im wogenden Meer des weichen Grases. Wie wenig wurden sie doch sowohl vom Volk wie auch vom Fachmann beachtet! Ihr Wert aber darf nicht nach ihrer äußeren Erscheinung beurteilt werden. Als Träger der Landschaftsstimmung sind sie vom ästhetischen Standpunkt aus beachtenswert, als Spiegelung alten Volksschaffens für den Volkskundler wertvoll. Religiös wird man sie als Ausdruck frommer Sitte vergangener Zeiten werten können. Aber auch sonst haben sie Bedeutung. Sie können z. B. Bausteine sein zur Kenntnis der Rechtspflege des Mittelalters, können Anhaltspunkte für die Feststellung des alten Straßennetzes geben usw.

Über die Verbreitung dieser schlichten Kultmale ist man sich ziemlich einig. Man kann sie von den Pyrenäen bis zum Kaukasus, von Skandinavien bis nach Oberitalien nachweisen. Auch über ihr mutmaßliches Alter bestehen nur geringe Meinungsverschiedenheiten. Man nimmt gewöhnlich als frühesten Zeitpunkt der Erstellung das frühe Mittelalter an. Einzelne Forscher wollen allerdings die ältesten Kreuze als letzte Zeugen aus der Germanenzeit ansprechen (z. B. als Thingsteine). Doch die Ansichten über die Gründe für ihre Erstellung gehen teilweise stark auseinander. Vor allem stehen sich da ziemlich unversöhnlich die Anhänger der Grenzkreuztheorie und die der Sühnekreuztheorie gegenüber.

Aber gerade hier können die einzelnen Flurnamensammler mithelfen, uns einer Entscheidung näher zu bringen. Denn nur nach Auswertung eines reichen Urkundenmaterials wird diese ermöglicht. Zu umständlich wäre jedoch die Durchprüfung der Urkunden der einzelnen Orte, nur um Stoff für die Steinkreuzforschung zu gewinnen. Eine solche Arbeit ist im Zeitalter größter Zeitausnützung geradezu unverantwortlich, da ja in vielen, wenn nicht in den meisten Fällen das Aktenstudium für den Steinkreuzforscher kein Ergebnis zeitigt, zum mindesten der Erfolg nicht die darauf verwandte Zeit und Mühe lohnt. Ganz anders liegt die Sache aber bei dem örtlichen Flurnamensammler. Muß er doch an und für sich schon diese Kreuze oft in seine Sammlung aufnehmen, da sie häufig Namen tragen

* Norges gamle Love 1, 383.

Digitized by Google

und dann ein Metzgerskreuz, ein Schulzenkreuz, das Kätterleskreuz, das Russenkreuz oder weißes Kreuz z. B. als Flurbezeichnungen zu werten sind. Dann wird weiter der gewissenhafte Sammler Flurnamen wie „Kreuzäcker, Kreuzfelsen, Rotkreuz, Kreuzberg, beim Krizle" usw., gerade wenn keine Kreuze mehr stehen, auf ihre Entstehung hin nachprüfen. Solche Studien werden für die jeweilige Einzelsammlung oder für eine Ortsgeschichte selbst bei geringem oder negativem Ergebnis immer noch von Wert sein. Der Flurnamensammler wird also nicht vergeblich suchen. Manchmal aber wird er dann bei der Bearbeitung der Urkunden ungewollt auf Stellen stoßen, die für ihn vielleicht weniger, dafür aber für den Steinkreuzforscher von großer Bedeutung sind.

Als Beleg für diese Ansicht will ich aus meinem engeren Arbeitsgebiet zwei mir übersandte Mitteilungen wiedergeben. Auf der Grenze zwischen Moos und Hildmannsfeld (Amt Bühl/Baden) steht ein kleines Steinkreuz mit der Inschrift: „Mooß nr. 4. 1653 renoviert 1794" und dem Dorfzeichen von Moos und Hildmannsfeld. Die Vermutung, daß wir hier ein Grenzkreuz vor uns haben, lag nah. Ein Beweis war aber nicht zu erbringen. Da fand Hauptlehrer Huber von Hildmannsfeld bei der Arbeit für seine Flurnamensammlung einen Vertrag zwischen der Gemeinde Hildmannsfeld und einem Steinhauermeister Simon Maushard vom 25. Juli 1794. Darin heißt es u. a., daß der Meister sechs „Lochsteine" (Grenzsteine) machen soll, „fünf ortenary Stein, und Einen welcher zum Haubtstein dienen soll — soll in Creutzform gehauen ..." werden. Dazu kam dann noch die „Belohnung" vom 6. September 1794 wo es u. a. heißt: „der vierte Stein ist ein gehauenes Kreutz, hat auf einer Seite das Mooßer Dorfzeichen ... und wurde der zerbrochene alte Bannstein und zwei Wackensteine neben dem neuen eingegraben und solches damit befestigt. Der alte Bannstein hatte, soviel annoch abzunehmen war, die Jahrzahl 1653."

Aus diesem Urkundenbeleg geht also klar hervor, daß dieses Kreuz als Grenzstein diente. Wir können darum behaupten, daß zum mindesten in den letzten Jahrhunderten neben den eigentlichen Sühne- und Mordkreuzen auch kleine Steinkreuze als Grenzzeichen sich finden. Ob solche Kreuze nun bewußt als „Haubtsteine" gehauen wurden, oder ob Kreuze, die aus anderen Gründen zufällig auf der Grenze standen, als willkommene Grenzmale benützt wurden und dann bei Erneuerung der alte „Bannstein" in der Form getreu (eben als Kreuz) nachgebildet wurde, könnte nur durch weitere ähnliche Aktenfunde entschieden werden.

Für die Beweisführung zu Gunsten der Sühnekreuztheorie haben wir zwar verhältnismäßig zahlreiche Belege. Doch gibt es auch da noch eine Reihe von Einzelfragen, die der Klärung bedürfen. Auf zwei davon soll in der folgenden Mitteilung hingewiesen werden. Ein gewisser Hans Roser hatte einen Thomas Götz von Hagenbuoch bei Wolfach (Baden) erschlagen. Es wurde ihm zwar der Prozeß gemacht, doch wurde er auf besondere Fürbitte begnadigt. Dafür mußte er aber u. a. Geldentschädigungen an den minderjährigen Sohn des Erschlagenen, wie an die Herrschaft Fürstenberg zahlen, mußte dreißig Messen lesen lassen, für den Toten eine Jahresmesse stiften, Wachskerzen geben, drei Wallfahrten machen, und was uns hier besonders angeht, „Ain staine gehowen crütz um Hagenbuoch setzen, das dry schuech hoch ob dem Boden sig, uff ain malstat, da sy (die Verwandten des Getöteten) inn des beschaiden werden ... (4. April 1503). Diese Sätze zeigen uns einmal, daß noch zu Beginn der Neuzeit Sühnekreuze erstellt wurden, und weiter, daß sie nicht unbedingt an der Mordstelle errichtet werden mußten, sondern da, wo die Angehörigen des Erschlagenen es verlangten (wohl meist an viel begangenen Wegen). War dies überall so Brauch? Flurnamensammler können für die Entscheidung solcher Fragen weitere wertvolle Belege bringen. Dafür kann wieder der Steinkreuzforscher dem einzelnen Flurnamensammler aus seiner besseren

Digitized by Google

Kenntnis des Einzelgebietes heraus über die allgemeine Bedeutung der Steinkreuze, ihre allgemeine Geschichte, über Ausdeutung der Zeichen (meist wohl Berufszeichen des Getöteten, nicht Mordwerkzeuge) usw. Auskunft geben. Zwei Teilgebiete der Volkskunde werden so durch richtige Zusammenarbeit gefördert.

Für Übermittlung solcher und ähnlicher Urkundenauszüge wäre ich darum dankbar, sei es, um sie selbst zu verarbeiten, sei es, um sie an die entsprechenden Stellen weiterzuleiten. Prof. Dr. O. A. Müller, Offenburg i. B.

Eigentumswiedereinsetzung durch Übergabe einer Scholle Erde. 1707.

Nach Einführung der Reformation in Weinheim wurde im Jahre 1565 auch das 1293 gegründete Karmeliterkloster aufgehoben, und die Güter und Gefälle von Kurpfalz eingezogen. Die geistliche Administration in Heidelberg ließ die Besitzungen und Einkünfte des aufgehobenen Klosters durch einen Schaffner verwalten, der in Weinheim im Klostergebäude seinen Wohnsitz hatte.

Über 1½ Jahrhunderte lang blieb das Weinheimer Vermögen den Karmelitern entzogen.

Gleich nach dem Regierungsantritt der katholischen Neuburger Kurlinie im Jahre 1685 zogen die Karmeliter wieder in Weinheim auf, mußten sich aber mit einer Provisionalbesoldung begnügen. Ihre Bemühungen, die Güter und Gefälle vom Staat zurückzuerhalten, hatten während der Regierungszeit des Kurfürsten Johann Philipp (1685—1690) keinen Erfolg. Die Finanznot der Kurpfalz nach den schweren Kriegen zu Ausgang des Jahrhunderts war sehr groß, so daß auch der den Karmelitern sehr geneigte Nachfolger, Kurfürst Johann Wilhelm (1690—1716), die immer wieder betriebene Rückgabe des Vermögens ablehnte. Erst durch die sogenannte Religionsdeklaration vom 21. November 1705 wurde den Karmelitern das Vermögen wieder zugesprochen. Es blieb aber vorerst weiter in der Verwaltung des Staates.

Erst im Jahre 1707 erfolgte alsdann die Wiedereinweisung.

Nachdem eine Regierungskommission am 13. Oktober in Weinheim eingetroffen war, begab sich diese am folgenden Morgen in das Kloster, wo sich alsdann zwischen 11 und 12 Uhr außer dem kurfürstlichen Kämmerer, Regierungs- und Hofgerichtsrat Grafen von Inzaghi, der kurfürstliche Schaffner Johann Bartholomäus Glaser, und als Zeugen die Weinheimer Ratsherren Georg Friedrich Vogler, reformiert, Johann Philipp Waltz, lutherisch, und Johann Wolfgang Sommer und W. Endel Escherich, beide katholisch, eingefunden hatten. Als Vertreter des Klosters waren anwesend der Prior Bertholdus a Sta. Maria und der Prokurator Casparus a St. Gregorio. Der kaiserliche und apostolische Notarius Johannes Diemer war als Protokollführer zugegen.

Graf von Inzaghi verlas nun das kurfürstliche Dekret, nach dem er beauftragt war, die Karmelitergefälle nach der in seinen Händen befindlichen Spezifikation dem „Convent patrum Carmelitarum" zu imittieren.

Zum eigentlichen actum immissionis begab man sich alsdann in Gemeinschaft auf den nächstliegenden, zur Karmelitur gehörenden Acker, der unweit vor dem Obertor lag.

Nachdem auch hier noch einmal auf den Zweck der Handlung hingewiesen worden war, nahm als Zeichen der Übergabe der Notar eine Scholle Erde und gab sie den Herren Patribus zu Handen.

Digitized by Google

Durch diesen Akt waren die Karmeliter wieder in den Besitz ihrer Gefälle eingesetzt und „zwar solcher Gestalt, daß wie die Patres in diesen Acker imittiert wurden, also sie auch in alle übrigen zu den Karmelitergefällen gehörenden Weinbergen, Acker, Wiesen, Waldungen, Gefälle und Zinsen mit allen Zugehörungen, apertinentien und Gerechtigkeiten, sie mögen Namen haben, wie sie wollen, imittiert sein sollen, ohne weitere Ansprache, solche zu nutzen und zu gebrauchen, die ausständigen, auch die fälligen Zinsen mit allen dem Kloster zukommenden Gerechtigkeiten, procunque modo einzunehmen, zu renovieren und damit libere zu disponieren."

Hiermit wurde auch gleichzeitig der kurfürstliche Schaffner exmittiert.

Es vollzog sich also die Wiedereinsetzung in uralter germanischer Form.

Nach dieser Handlung begab man sich wieder in das Kloster zurück, wo alsdann der bisherige Schaffner alle Akten und Rechnungen unter angelobter Handtreu den Paters übergab.

Über den ganzen Vorgang wurde vom Notar ein „offenes Instrument" aufgesetzt und mit dem Notariats-Signet und später auch mit dem Ratssiegel bekräftigt.

Am 12. Januar 1708 kam alsdann der Pater procurator des Ordens aufs Weinheimer Rathaus, legte das Instrument vor, und bat, daß auch die bei dem Immissionsakt zugegen gewesenen Ratsherren es unterschreiben sollten. Dies geschah, und auf die Bitte des Prokurators wurde die Immissionsurkunde Wort für Wort dem Ratsprotokoll einverleibt.

Weinheim. Karl Zinkgräf.

Volksglaube aus Richen im Kraichgau (Baden).

An Weihnachten muß man an drei Brunnen „unbeschrauener" Weise Wasser holen. Dasselbe soll Glück bringen.

An Neujahr kocht man Weißkraut, damit das Geld nicht ausgehen soll.

„Palmen" vom Palmsonntag schützen vor Unheil und Gewitter. Wenn ein Gewitter im Anzuge ist, werden sie verbrannt und die Asche aufbewahrt.

An Charsamstag werden drei Stückchen Holz verschiedener Sorten mit „natürlichem Feuer" in der Kirche angezündet. Diese angebrannten Hölzer nimmt man mit nach Hause und steckt sie unter das Dach zum Schutze des Hauses.

Am Dreifaltigkeitsfest ist die Salzweihe. In eine Tasse mit Salz werden drei Stückchen Brot hineingedrückt. Alsdann wird es geweiht. Das Salz wird für Mensch und Vieh verbraucht.

Sogar Protestanten ließen sich Salz weihen.

Die Hand mit den Warzen.

Ein Mann (Chr. M., noch lebend) hatte in seiner Jugendzeit an einer Hand viele Warzen. Da ihm diese sehr unangenehm waren, hätte er sie gerne losgehabt. Er versuchte alles, aber nichts wollte helfen. In seiner Not wandte er sich an einen Mann, der des „Brauchens" kundig war. Dieser riet ihm folgendes Mittel: Wenn er wieder seine Notdurft verrichte, solle er seine „kranke Hand" über den Dampf des Wassers halten. Er hat dieses getreulich befolgt unter Anrufung der „drei Höchsten Namen" und die Warzen — waren weg.

Das kranke Bein.

Fr. Phs. Sohn hatte ein krankes Bein (engl. Krankheit). Die Mutter scheute weder Mühe noch Kosten, um das Kind von seinem Leiden zu heilen. Da hörte

Digitized by Google

sie auch von einem Doktor, der mehr können sollte, als alle andern. Es war ein Viehdoktor und kam von dem Städtchen Schwaigern in Württemberg. (Die Stadt Schwaigern hatte ihn studieren lassen. Er war ein Waisenknabe und hieß Benzle. Die von ihm verordneten Heilmittel bekam man nur in der Apotheke von Schw. Da er aber wegen verschiedener Vorkommnisse von Regierungsseite beobachtet wurde, mußte man die Rezepte so frühzeitig holen, daß man beim Hellwerden aus Schwaigern war.) Er gab der Mutter folgendes Mittel an: Ein Junge soll in einen Haselbaum gen Norden drei Löcher bohren. In diese Löcher soll er drei rote Zäpfchen stecken. Dieses wurde auch getan — aber der Junge behielt sein krankes Bein.

Ein Mittel gegen Ohrenleiden.

Frau Sp. war an einem Ohrenleiden erkrankt. Sie wurde vom Benzle von Schwaigern behandelt. Er riet ihr, zwei Brotkrusten, die frisch gebacken waren, auf die Ohren zu binden. Sind die Krusten erkaltet, so solle sie an ein Wasser gehen und dieselben „unbeschrauenerweise" gegen den Strom werfen. Das führte sie dreimal aus. Beim viertenmal wurde sie „beschrauen", und die Sache wirkte nicht.

Der singende Geist.

Ein Mann namens St. von Berwangen ging abends spät von Richen nach Berwangen. Unterwegs hörte er im Walde ein Singen. Da rief er zum Wald hinüber: Komm' mal rüber Alte und sing mir eins. Auf einmal kam eine ganz abscheuliche Gestalt auf ihn zu. Als er dies sah, betete und fluchte er in einem. Er rannte und tobte, schrie und fluchte weiter, aber die Gestalt begleitete ihn bis nach Berwangen. In Schweiß gebadet und abgehetzt kam er nach Hause. Seine Angehörigen glaubten einen Geist vor sich zu haben, so furchtbar sah er aus. Daraufhin wurde er schwer krank.

Mannheim-Waldhof. Heinrich Meny.

Volkskunde zur Zeit der Aufklärung.

Die Aufklärung war lange Zeit als volkstumsfeindlich verschrien. Erst in unserer Zeit kommt man dazu, die stark nationale Seite dieses deutschen Geschichtsabschnittes zu entdecken. Ein reiches Quellenmaterial liegt noch ungenutzt in den Bibliotheken verborgen und wartet darauf, gehoben und für die volkskundliche Forschung fruchtbar gemacht zu werden. Weitreichende volkstumskundliche und volkskundliche Bestrebungen auf dem Gebiet der Geschichtsschreibung, der germanischen Vorgeschichte, der Mythologie und des deutschen Rechts sind überall aufzuzeigen. Eine gründliche Sicht des umfangreichen Stoffes würde uns sonder Zweifel das erhellende Bild einer von den Humanisten zu den Romantikern bis in unsere Tage ununterbrochen fortdauernden volkskundlichen Wissenschaft darbieten. Manches der Quellenunkenntnis zuzuschreibende Vorurteil würde damit zunichte gemacht und durch eine der geschichtlichen Wirklichkeit gemäßere Erkenntnis ersetzt werden.

Hier soll beispielsweise nur in Kürze auf ein volkskundliches Werk jener Zeit hingewiesen werden, auf die eines Neudrucks würdige „Geschichtsmäßige Untersuchung / der / Fastel-Abends-Gebräuche / in Deutschland" aus der Feder des Mecklenburgischen Regierungs-Raths Johann Peter Schmidt vom Jahre 1742.

Digitized by Google

Das Vorwort dieſes Büchleins möge uns einiges vom Wollen der Zeit verraten:

§ 1.

„Daß nebſt der Betrachtung ſolcherley Vorfallenheiten in den Bürgerlichen Geſellſchaften, welche füglich nach den moraliſchen, politiſchen, juriſtiſchen und andern Grund-Regeln können beurtheilet werden; Inſonderheit auch die Unterſuchung der Sitten, Zeremonien, herkömmlichen Gebräuche, und der gemeinen Lebens-Art eines Volcks, ihre Anmuth und gar großen Nutzen habe, begehret faſt niemand in Zweiffel zu ziehen. Denn je gewiſſer es iſt, daß die mehreſte ſolcher Gewohnheiten nicht zufälliger Weiſe entſtanden, ſondern aus beſonderen Urſachen eingeführet worden, und gemeiniglich ein Stück aus den Geſchichten, oder aber die natürliche Neigung des Volcks zum Grunde haben: Ja! daß offtermahlen dieſelbe, ſo betrachtungs-unwerth ſie auch anfänglich wohl ſcheinen; doch in die größeſte Staats-Begebenheiten hineinſchlagen, und zu den mercklichſten Veränderungen in den Reichen und Staaten das ihrige mit beitragen: daß weiter, und mithin auch, eben durch derſelben Erkäntniß, ſo Reichs- als Landes-Geſchichte aus vielen Dunckel- und Unvollkommenheiten herausgeriſſen, und dagegen in ein helleres Licht geſetzet: auch ſo gar manche Staats- Geheimniſſe, die ſonſten wohl verborgen bleiben dürfften, dadurch deutlicher aufgekläret werden: deſto unwiederſtreitlicher iſt daraus zu folgern, daß es nicht nur höchſt dienſahm, ſondern auch gewiſſer maſſen nothwendig ſey, nicht ſowohl mit einer kaltſinnigen Gleichgültigkeit dieſerley Weiſen und Umſtände vorbey- und überhin zu ſehen, als ſelbigen vielmehr zu ihrer näheren Erkundigung, einige Gedancken, Zeit und Nachdencken zu widmen. Und dannenhero mag die Beſchäftigung nicht vergeblich angewendet heiſſen, welche auf die Nachforſchung der Sprüch- Denck- und Schelt-wörter; imgleichen der Landüblichen Kleidertrachten, und derſelben verſchiedener Veränderungen; dann beſonders der Aberglaubens und Fabelhafften Einbildungen des gemeinen Mannes, und endlich aller dergleichen *Kleinigkeiten*; ſo unter dem weitläufftigen Begriff von Gewohnheit und Gebräuchen nur immer vorkommen mögen, zugebracht wird, ſondern handeln rechtſchaffene Liebhabere der Gelehrſamkeit vielmehr klüglich, wenn, bey allen ſolchen Vorkommenheiten, ſie wohl deren weſentliche Beſchaffenheit erörtern als auch, ſo viel möglich, auf ihren erſten Grund, Anlaß und Urſache zurück gehen, und ſo ferner, eine nützbahre Anwendung davon zu machen ſich angelegen ſein laſſen.

§ 2.

Und geſetzt auch, daß hie und da die Abſicht wohl fehlſchlagen dürffte, ſo, daß allen Fleiſſes ungeachtet, man dennoch, nicht allemahl eben, und durchgängig, von jeder Gewohnheit, Weiſe und Gebrauch, den eigentlichen Grund ausfündig machen könne; weilen etwa der ein- oder andere derſelben, bey einer unmercklichen Gelegenheit ſeinen urſprünglichen Anfang genommen hat, oder aus einem ſolchen Einfall des erſten Urhebers herrühret, welchen ein anderer, mit völliger Gewißheit, zu treffen nicht vermag; oder aber, ſo gleich die erſte Veranlaſſung beträchtlich ſeyn möchte, doch deßhalben in den Schriften nicht das geringſte verzeichnet zu befinden: noch auch ſich übrigens es füget, daß durch Hülffe der wahrgenommenen Ähnlichkeit zwiſchen zweyen Gebräuchen, aus dem bekandten Urſprung des einen, auf die Urſache des andern könne die Folge gezogen werden: ſo will doch ſolches alles noch lange dahin nicht zureichen, daß deßentwegen dieſer gantzen Bemühung insgemein und durchaus aller Nutzen abgeſprochen werde: ſondern iſt ſchon genug, daß gleichwohl bey den mehreſten ſolcher Vorkommenheiten derſelben Anfang und Anlaß könne heraus gebracht werden, und ſolcher geſtalten die Verfehlung des abgezielten Endzwecks bey der einen Unterſuchung, durch ſo

Digitized by Google

manche glückliche Entdeckung in so vielen anderen Erörterungen, gar reichlich wiederumb ersetzet werde."

Für das auch schon damalige Vorhandensein des Kampfes der volkskundlichen Wissenschaft um ihre Anerkennung gegenüber allerlei Anfechtung und Verächtlichmachung seitens der „Gelehrten Welt" mögen folgende Verwahrungen Schmidts als Beweis dienen:

„Diesen, und mehr dergleichen Einwürffe, machen gemeiniglich diejenige, welche an dieser Wissenschaft keinen rechten Geschmack finden. Denn bey solchen heisset es bald: dieserley Wahrnehmungen wären nichtswürdige Kleinigkeiten, und dermassen niederträchtige Dinge, mit welchen kein Gelehrter seine so kostbare Zeit verspillen müste. Bald: Es sey wunderlich, bey zufälligen Dingen, auf einen gewissen Grund ihres Ursprungs dencken wollen, da selbige doch keine andere Ursache ihrer Entstehung, als in der Zufälligkeit selbst, hätten. Bald: dieses alles sey nicht de pane lucrando, usw."

Heidelberg. Dr. Aloys Wannemacher.

Bücherbesprechungen.

August Heinrich, **Vum Gute 's Beschte!** Ausgewählte Gedichte in Pfälzer Mundart. Neue, verbesserte und vermehrte Auflage, 1933. Verlag Zechnersche Buchdruckerei, Bellheim (Pfalz). 128 S.

Selten hört man herzlicher lachen, als wenn der Bellemer Heiner — so heißt der Dichter in der Pfalz — seine heiteren Gedichte vorträgt. Ein wundervoller Pfälzer Humor spricht aus ihnen. Es ist aber nicht nur Witzmachen, hinter all der Fröhlichkeit steht eine schöne innere Haltung: Sich nicht unterkriegen lassen, aus aller Not immer wieder hoch kommen, trotz Mißgeschick immer wieder fröhlich sein. Man lese den „Pessimischt un Optimischt", dann kennt man den Bellemer Heiner und Pfälzer Fröhlichkeit und wird sich immer wieder von der unverwüstlichen Lebensfreude hinreißen lassen.

Fr. Langewiesche, **Sinnbilder germanischen Glaubens im Wittekindsland.** 250 Bilder und 60 Kleinzeichnungen bäuerlicher Handwerkskunst (insonderheit Holzschnitzkunst) und heimischer Vorzeitfunde. Verlag Hans Langewiesche, Eberswalde 1935. 83 S. 5 RM.

Ein prächtiges Buch! und zugleich ein sehr lehrreiches und anregendes Buch! Man wünscht, daß für alle deutschen Gebiete sich ein Mann fände, der so viel wertvolles Volksgut aufspürt und uns in so klaren und herrlich gelungenen Bildern vorführt. Mag die Deutung bisweilen zweifelhaft sein. Sie lockt zur Stellungnahme, regt an und zeigt uns in vielen Fällen fraglos richtig, daß uralte germanische Vorstellungen bis heute in der Kunst des Volkes weiterleben. Sonnenzeichen und Lebensbaum sind im Wittekindsland an Türen und Handgeräten zahlreich und in schöner Darstellung erhalten. Wissenschafter und Lehrer werden gerne zu dem Buch greifen und dem für die Geschichte seiner Heimat in früher und späterer Zeit hochverdienten Forscher herzlich dankbar sein. Eugen Fehrle.

Bausteine zur Volkskunde und Religionswissenschaft, herausgegeben von Eugen Fehrle. Konkordia A.-G., Bühl (Baden).

Heft 9. Siegfried Hardung, **Die Vorladung vor Gottes Gericht.** 1934. 100 S. 2,50 RM.

Die Arbeit behandelt folgendes Motiv: Ein bedrängter Mensch, der vom irdischen Gericht keine Hilfe und Rettung mehr erhoffen kann, lädt den Gegner

Digitized by Google

innerhalb einer bestimmten Frist vor Gottes Richterstuhl. Der erste Teil (Die Vorladung im Wandel der Zeiten) bringt 86 Belege vom 5. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Der zweite Teil (Aufriß der Vorladung) betrachtet die Kläger (bis ins 14. Jahrhundert ausschließlich Geistlichkeit und Adel), die Beklagten, den Richter, den Ort des Gerichtes (vom 15. Jahrhundert an meist das Joel 3, 7 aufgeführte Tal Josaphat) und die Terminsetzung. Der dritte Teil (Wesen und Nährboden der Vorladung) stellt fest, daß die Vorladung dem Zauberspruch weit näher steht als dem Gebet. Der Fluchzauber jeder Art spielt eine überaus große Rolle im Volksglauben bis in die Gegenwart. Auch die Wirkung auf den Vorgeladenen wird besprochen. Der Schlußabschnitt beleuchtet die Vorladung im Bewußtsein der Umwelt. Man gewinnt ein gutes Bild des gesamten Vorstellungskreises, das zu weiteren Fragen anregt. Eine wird (Seite 20) kurz berührt: wieweit sah sich das germanische objektive „Rache muß sein" gedeckt durch das alttestamentliche, subjektive „Auge um Auge, Zahn um Zahn"? Auch möchte man gerne wissen, wieweit die klerikalen Quellen der älteren Zeit den im Volke umlaufenden Überlieferungen entsprachen, wenn sich das überhaupt noch feststellen läßt. Das volkstümliche Rechtsempfinden, das aus der Vorladung spricht, ist für uns besonders reizvoll in einer Zeit, in der das deutsche Recht nach einer volksgemäßen Grundlage sucht.

Heft 10. Hermann Eckert, **Die deutschen Inschriften in Baden vor dem Dreißigjährigen Krieg.** 1935. 115 S.

Die Arbeit sucht zu erweisen, daß die bisher von der Wissenschaft zugunsten der Antike vernachlässigten deutschen Inschriften der Sammelarbeit durchaus wert sind. Behandelt werden im ganzen 904 Inschriften, und zwar auf Grabsteinen, Glocken, Glasscheiben, Gemälden, Kreuzen, Bildstöcken und Wappentafeln, ferner Haus-, Gründungsinschriften u. a. Sie sind bis auf die Glockeninschriften, die aus Akten entnommen sind, in der Mehrzahl am Fundort gesammelt. Das Auftreten der Inschriften nach Zeit und Ort, ihr Inhalt, ihre sprachliche Form, die Verteilung und das Aussehen der Beschriftung ergeben allerlei kulturgeschichtliche Beiträge: von 1500 an treten deutsche Inschriften häufiger auf, in den dreißiger und vierziger Jahren des 16. Jahrhunderts werden sie seltener durch die humanistische Strömung mit ihrer Begünstigung des Lateinischen, in der Barockzeit werden sie schwülstig und weitschweifig; der Wandel des religiösen Gefühls spiegelt sich in der Auswahl der Bibelsprüche. Die beiden Gruppen „Grabsteine" und „Glocken" werden eingehender dargestellt. Bei den Grabsteininschriften sind u. a. die Abkürzungen, die Raumaufteilung und die Entwicklung des Datums zu beachten; die Glockeninschriften nennen als einzige auch die Verfertiger. Es folgt ein Verzeichnis der Glockengießer, mehrere Tabellen über das zeitliche und örtliche Vorkommen der Inschriften, sowie einige ausgewählte Urkunden zum Vergleich und ein Ortsnamenverzeichnis. Selbstverständlich wären die Ergebnisse weiter und sicherer geworden ohne die örtliche und zeitliche Beschränkung, die die Arbeit sich auferlegt, aber die engere Begrenzung des Stoffes war aus praktischen Gründen kaum zu vermeiden, da hier zum erstenmal ein Vorstoß in noch nicht bearbeitetes Gebiet gemacht wird. Als Anregung zu weiteren Arbeiten über deutsche Inschriften ist das Büchlein durchaus zu begrüßen.

Heft 11. Mechtilda Brachetti, **Studien zur Lebensform des deutschen Volksmärchens.** 1935. 72 S.

Die Wissenschaft ging bisher bei ihren Bestrebungen, das Wesen des Märchens zu erfassen und es gegen Volkssage und Schwank abzugrenzen, immer noch zu sehr von der nach den Grimmschen Märchen gebildeten Vorstellung aus, die aber in mancher Beziehung nicht zum lebendigen Volksmärchen paßt. Verfasser untersucht daraufhin die ostholsteinischen Märchen der Wisserschen Sammlung und

Digitized by Google

die von Hertha Grudde gesammelten ostpreußischen Märchen mit dem Ergebnis, daß der landläufige Begriff vom Märchen einer Berichtigung bedarf. Ausdrückliche Berufung auf den Gewährsmann und die Tatsache, daß der Erzähler einen Zug vergessen hat, galten bisher als typisch für die Volkssage. Die Gruddeschen Märchen passen sich in weitem Umfang der äußeren Wirklichkeit an. Sie spiegeln die sozialen Verhältnisse Ostpreußens aus der Sicht des Arbeiters; der adlige Großgrundbesitzer erhält die Rolle des Märchenkönigs, die Welt der Besitzlosen sind im Märchen die herrschaftlichen Diener, der Bauer wird realistisch geschildert mit seiner Liebe zur Scholle, selten wird ein Armer reich oder heiratet ein Kind aus dem Volke einen Prinzen. Der Kindlichkeit des Grimmschen Märchens steht bei den Wisserschen Männermärchen die Neigung zu geschlechtlicher Offenheit und zu drastischer Derbheit gegenüber. Und schließlich, was bisher die Volkssage scharf vom Märchen zu trennen schien: bei den Gruddeschen Märchenerzählern steht das Wunder auf festem Glaubensgrund, was nun allerdings bedingt, daß das Wunderbare sich auf Verzauberungsspuk und Erlösungszauber beschränkt. Als Wisser seine Märchen sammelte, war der Märchenglaube schon in der Auflösung begriffen oder ganz geschwunden, der Schwerpunkt hatte sich vom Mythischen auf das Schwankhafte verschoben. Einstweilen nehmen aber die Gruddeschen Märchen eine Ausnahmestellung ein, denn noch sind wir nicht in der Lage, sie mit dem Gemeinschaftserzählgut anderer Landschaften vergleichen zu können. Die Arbeit bietet somit einen beachtenswerten Beitrag zur Lösung der schwierigen Frage nach dem Wesen des Märchens.

Heidelberg. Richard Hünnerkopf.

Wilhelm Merk, **Verfassungsschutz.** XII und 675 S. Stuttgart, W. Kohlhammer. 1935. Geh. 36 RM.

Der Verfasser, der Professor an der Universität Tübingen ist, untersucht die staatsrechtlich wichtige Frage, in welcher Weise die verfassungsrechtliche Ordnung des deutschen Staates in den verschiedenen Formen ihrer Gestaltung von der germanischen Zeit bis zum Dritten Reich rechtlich geschützt war bzw. ist. Das Werk ist gegliedert in drei Teile, von denen der erste die allgemeinen, begrifflichen und geschichtlichen Grundlagen (diese bis 1918), der zweite den Verfassungsschutz nach der Weimarer Zwischenverfassung und der dritte den Verfassungsschutz im Dritten Reich behandelt; der Gegenstand wird im übrigen nicht nur planmäßig-gesamtschaulich, rechtsdarlegend und rechtsgeschichtlich, sondern auch rechtsvergleichend — unter Berücksichtigung insbesondere z. B. des englischen, amerikanischen, französischen, schweizerischen und österreichischen Rechts — vorgeführt. Es handelt sich in Wirklichkeit um eine Darstellung der deutschen Verfassungsverhältnisse in Vergangenheit und Gegenwart unter dem besonderen Gesichtspunkte des Verfassungsschutzes, d. h. der Frage, ob und inwieweit die Verfassung gegen rechtswidrige Angriffe von außen und innen geschützt und die Durchführung ihrer Vorschriften gesichert ist. Es ist hier nicht der Ort, auf die rechtswissenschaftlichen Einzelheiten des Buches einzugehen; es genüge hier der Hinweis, daß der Verfasser zwischen Verfassungsschutz im weiteren Sinne oder sachlich-rechtlichem Schutz — Rechtsungültigkeit, Entschädigung, Verfassungseid, Verantwortlichkeit und persönlichem Schutz — und Verfassungsschutz im engeren Sinne oder verfahrensrechtlichem Schutz — aufsichtsrechtlichem und gerichtlichem Schutz —, ferner zwischen staatsrechtlichem, strafrechtlichem und bürgerlichrechtlichem Schutz sowie zwischen vorbeugendem und unterdrückendem Verfassungsschutz unterscheidet. Die Arbeit enthält aber auch Ausführungen, die nicht nur den Juristen und Geschichtsforscher berühren, sondern allgemeinere Beachtung, insbesondere auch für den Politiker

Digitized by Google

und Volkskundler, beanspruchen dürfen; daher rechtfertigt sich eine Erwähnung auch an dieser Stelle. So zeigt die eindringende Darstellung, daß der Verfassungsschutz im Dienste der Aufrechterhaltung der Verfassung steht und nach den verschiedenen Grundlagen für die jeweilige Verfassung eine ganz verschiedene Gestaltung aufweist, wie namentlich z. B. für die Verfassung des zweiten Kaiserreichs, des Weimarer Zwischenreichs und des Dritten Reichs. Dabei ergibt sich die allgemeinere Erkenntnis, daß bei einem gesunden und entwicklungsfähigen Volke und Staate auch die Verfassung wie das Recht überhaupt, von dem sie als staatliche Grundordnung einen — den wichtigsten — Teil bildet, im lebendigen Flusse der Entwicklung steht; auf einen unabsehbar dauernden Bestand kann eine bestimmte Verfassung nur dann rechnen, wenn sie Ausdruck des — insbesondere rassisch bedingten — Volksgeistes einer bestimmten Zeit ist oder ihm entspricht. So besteht denn auch die sicherste Gewähr für die Aufrechterhaltung der Verfassung dann, wenn sie im Herzen der Staatsangehörigen begründet ist und ihre Regelung als gerechte und vernünftige Ordnung der bestehenden Verhältnisse entsprechend den Bedürfnissen in der Volksgemeinschaft empfunden wird; umgekehrt vermögen im gegenteiligen Falle auch alle rechtlichen Sicherungen der Verfassung deren Bestand nicht zu gewährleisten. Dies gilt ganz besonders hinsichtlich der auf dem Verrat vom 9. November 1918 beruhenden Weimarer Zwischenverfassung mit ihrer Nachahmung ausländischer, westlicher, Verfassungseinrichtungen, ohne daß doch die gesellschaftlichen und politischen Voraussetzungen für ihr Wirksamwerden bei uns gegeben waren. Für sie war kennzeichnend ein übermäßiges und ausgeklügeltes System des Rechtsschutzes der Verfassung vor allem in aufsichtsrechtlicher und in gerichtlicher Hinsicht, jenes insbesondere im Verhältnis zwischen Reichstag und Reichsregierung (sowie Reichspräsidenten) — Abhängigkeit der Reichsregierung vom Vertrauen der jeweiligen Mehrheitsparteien und ihren Führern —, dies insbesondere im Verhältnis zwischen Reich und Ländern — Einrichtung namentlich des Staatsgerichtshofs zur Entscheidung von Streitigkeiten zwischen ihnen. Demgegenüber trat der Gedanke einer kraftvollen Führung der Geschicke des deutschen Volkes und Staates in der schweren Nachkriegszeit völlig in den Hintergrund, und so glich das deutsche Volk unter der Weimarer Verfassung die meiste Zeit hindurch trotz eines ungeheueren außenpolitischen Drucks und großer innerer, mit dem wirtschaftlichen Aufbau des deutschen Volkes zusammenhängender Not einer führerlosen Horde — mit den Folgen, die noch in aller Erinnerung sind. Demgegenüber ist es der Vorzug des Dritten Reichs und hierbei die geschichtliche Tat und das persönliche Verdienst vor allem des Führers, in allen diesen Verhältnissen einen grundlegenden Wandel geschaffen zu haben. Durch die Neugestaltung der Verfassungsverhältnisse im völkischen Führerstaat als dem deutschen Einheitsstaat ist eine zielbewußte, kraftvolle und einheitliche Führung des deutschen Volkes und Staates ermöglicht unter Zurückdrängung des Gedankens des Schutzes verfassungsrechtlicher Verhältnisse gegenüber dieser Führung. Dadurch ist der Weg frei gemacht für die außenpolitische Befreiung und Sicherung des deutschen Volkes, wie sie insbesondere durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht eingeleitet ist, und für die Umschmelzung des bisher in zahlreiche Einzelstaaten aufgespaltenen deutschen Volkes über die äußere staatsrechtliche Einigung im Bismarckreiche hinaus zu einem einheitlichen, namentlich nach außen innerlich fest zusammengeschlossenen Volke unter Überwindung insbesondere des Klassengedankens und Voranstellung der Belange der deutschen Volksgemeinschaft als solcher. — So darf denn auch die ausführliche Behandlung der Verhältnisse unter der Weimarer Zwischenverfassung unter dem Gesichtspunkt der Betrachtung als eines — Gott sei Dank — endgültig überwundenen Zustandes von „gestern" mit all seinen Mängeln als einer Art „Gegenbeispiel" im Vergleich

Digitized by Google

mit heute als abschließende zusammenfassende Darstellung und Bewertung bleibenden Wert und Bedeutung auch für die endgültige Gestaltung der neuen deutschen Verfassungsverhältnisse beanspruchen.

Merks Darlegungen sind wohlbegründet, klar und übersichtlich.

Karlsruhe. Eugen Fehrle.

Otto Lauffer: **Der Weihnachtsbaum in Glauben und Brauch.** Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter, 1934. 54 S., 8 Abb. auf Tafeln.

Lauffer gibt eine übersichtliche Darstellung der Geschichte des Weihnachtsbaumes. Er tritt mit Recht der Ansicht entgegen, daß der Weihnachtsbaum aus dem Paradiesbaum herzuleiten sei und als christliche Vorstellung bezeichnet werden müsse. Richtig scheidet Lauffer zwei Vorstellungen, die uns in vorchristliche Zeit zurückführen: 1. Die immergrünen Pflanzen um die Weihnachtszeit, 2. Die Lichter. Beide wurden später miteinander verbunden und im wesentlichen aus dieser Verbindung entsteht der Weihnachtsbaum. Aber ich kann Lauffer in der Deutung dieser beiden deutschen Vorstellungen nicht folgen. Er leitet sie zurück auf abergläubische Meinungen: Weihnachtsgrün und Licht sollen dämonische Mächte verscheuchen. Im allgemeinen kann man sagen, daß aus solchen Abwehrvorstellungen nie ein so festlicher Brauch wie der Weihnachtsbaum entsteht. Dann aber hat Lauffer auch die Empfindungen und Regungen, die zu solchen Bräuchen führen, nicht richtig beurteilt. Wenn wir in der kalten Winterszeit grüne Zweige irgendwo im Zimmer anbringen, so herrscht das Empfinden vor, daß sie Sinnbilder von Lebenskraft seien. Schließlich entsteht doch aus solchem Empfinden ein Glaube und Brauch. Das Empfinden geht hier mit vielen anderen germanischen Vorstellungen Hand in Hand. Ich bin überzeugt, und werde es in einer besonderen Arbeit ausführlich begründen, daß der Weihnachtsbaum seine Wurzel im germanischen Lebensbaum hat, und daß die Lichter Lebenslichter sind, die selbstverständlich auch der Übelabwehr dienten. Denn alles Segenspendende ist zugleich ein Sinnbild für die Abwehr des Unsegens.

Dienst am Deutschtum, Jahrweiser für das deutsche Haus. 1936. J. F. Lehmann, München. 1 RM.

Ein schöner Jahrweiser mit gut ausgewählten Bildern und willkommenen Schriftenangaben. Eugen Fehrle.

Kurt Maßmann: **Hitler-Jugend — Neue Jugend!** (Hirts Deutsche Sammlung, Sachkundliche Abteilung, Geschichte und Staatsbürgerkunde, Band 3. Bestellnummer 6897.) Breslau, Ferd. Hirt. 80 S.

Kurt Maßmann, ein alter Kämpfer im NSDTB. und in der HJ., zeigt in seiner Schrift in klarer und übersichtlicher Form den Werdegang, das Wesen und das Ziel der Hitler-Jugend, die zur neuen deutschen Staatsjugend wurde. Maßmann schildert in verschiedenen Abschnitten seines Buches, das viele Abbildungen aus dem Leben der HJ. enthält, einzelne einschneidende Tage von großer Bedeutung auf diesem Wege der deutschen Jugend, ihre Führer und ihren Aufbau. Das Buch gehört in die Hand eines jeden Jugenderziehers.

Mannheim. Treutlein.

Alle Rechte vorbehalten. — Die Verantwortung für die einzelnen Beiträge tragen die Verfasser, für die Gesamthaltung der Zeitschrift die Schriftleitung. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: J. Apel, Bühl i. B. Druck und Verlag: Konkordia A.-G., Bühl i. B. (Direktor W. Veser). — Auflage dieser Ausgabe 2000.

Digitized by Google

Wortweiſer.

Von Anne Boſſong, Heidelberg.

Ball, Lily 178 ff.
Agenarich 88
Ahlenberg 102
Allweibermähle 150, 159 f.
Ammianus Marcellinus 87 f.
Aufklärung 184

Bachmann, Arnim 58
Baier, Hermann 56, 90 ff.
Bartels 73
Baſſermann, Alfred 176 f.
Bauerntracht 73 f.
Bauerntum 65 ff.
Baukunſt 1 ff.
Bavink, Bernhard 62 f.
Becker, Albert 164 ff.
Benze, Rudolf 64
Berſerker 69, 71
Biblia pauperum 152 f.
Bintſtillung 166
Brachetti, Mechtilda 187 f.
Brant, Sebaſtian 73
Brot 147

Caeſar, Karl 1 ff.
Chnodomar, Alamannenfürſt 87 ff.
Chriſtabend 175
Chroniſten, ſchweizeriſche 90 ff.
Cretius, Paul 59

Dalbilder 149 ff.
Depiny, Adalbert 61

Ebert, Herm. 187
Eckſtein, F. 48 ff., 178 ff.
Edda 72
Egil 70
Eirik, König 70
Eligius, hl. 48 f.
Erdmännleinſagen 128
Erle 143
Erntebaum 53
Eſſen des Gottes 53
Eyrbyggjaſaga 71

Farbe, ſchwarz 104 f., 107, 112 f.
Faſtnacht 90 ff.
Fauſt 164 ff.
Fehrle, Ernſt 63
Fehrle, Eugen 61, 63 f., 87 ff., 177, 186 ff.
Fehrle, Hans 60 f.
Feuerdämon 132
feurig 133
Finckh, Ludwig 63
Findeiſen, Hans 61
Flechtwerkwände 78
Flurnamen 180 ff.
Flurſage 57
Friehe, Albert 58

Gartenaere, v., Wernher 66
Gebildbrote 48 ff., 178 ff.
Geiſt, ſingender 184
Geiſtergeſchichten 133
St. Georgs Kirchen 127
Glaswerfen 84
Gruß, deutſcher 177

Haar 105 f., 107, 109
Habergeis 175
Hakon Hakonarſon 74
Hakon, Jarl 71
Hamſun, Knut 75
Harald Schönhaar 68 f.
Harbarzljod 72
Hardung, Siegfried 62 f., 186 f.
Hausbau 23 ff.
Hausgeiſtzwerg 131
Hebel, Joh. Peter 167 ff.
Heilſegen 172 f.
Heimberger, Heiner 76 ff., 141 ff.
Heini von Uri 92, 97
Heinrich, Auguſt 186
Heldenepos, komiſches 67
Herrmann, Ferdinand 61
Heuberg 109
Hexe 105 ff., 132
Hexenprozeſſe 101 ff.
Hexenſalbe 102 ff.
Hexentanz 102 ff.
Hirſchmaskerade 50 f.
Hohmann, Walter 63
Hohwälfle 55
Hornberg 106
Hünnerkopf, Richard 58, 65 ff.

Jarl 68
Ibel, Rudolf 59
Jenny von Stocken 91 f.
Immermann 68
Johann von Winterthur, Chroniſt 90
Isländerſagas 71 ff.
Julbrot 55
Juſtinger, Konrad 91

Kapf, Rudolf 126 ff.
Kappe 73
Karlfeldt, Erik Axel 149 ff.
Karſamstag 183
Katze 109, 112 f.
Kirchenbuch 136 ff.
Krautputz 76 ff.
Krebs 142
Kreuzzeichen, hl. 105, 108

Digitized by Google

Krieck, Ernſt 64
Kriegertum 65 ff.
Kunkel 104
Kuoni von Stockach 90 ff.

Lähmen 104 ff., 111
Langewieſche, Fr. 186
Lauffer, Otto 190
Lebensbaum 82
Leopold von Öſterreich 90 ff.
Liebenau, v., Theodor 90 ff.
Lohoff, Heinrich 64
Löns, Hermann 68
Luftgeiſter 132
Luzifer 104 f., 113

Magnus der Gute 69
Maleſizgericht 101 ff.
Maßmann, Kurt 190
Mederich 88
Meier Helmbrecht 66, 68, 74
Meny, Heinrich 57, 183
Merk, Wilh. 188 ff.
Mode, bäuerliche 73
Morgarten 90 ff.
Müller, O. A. 180 ff.
Müller-Brandenburg 60 f.
Mundartliches 171

Narrengericht 95
Narrenprivileg 90 ff.
Narrenzunft 95 f.
Nebelgeiſt 132
Nellenburg, Grafen von 95 ff.
Neujahr 183

Oberhof 68
Odin 72
Olaf, der Heilige 69

Pferdekopf 175
Phleps, Hermann 23 ff.
Pöſchel, Karl 62

Rechtsbrauch 182 f.
Reuental, v., Neidhart 66
Rheiniſches Volkstum 59 f.
Richtfeſt 83 ff.
Riehl, Wilh. Heinrich 67
Ring 92 ff.
Roſegger 73
Rute 106

Sachs, Hans 67
Sagen 126 ff.
Sakrament 103, 107, 109, 111 f.
Salbe 102 ff.
Salzweihe 183
Schaab, Hermann 167 ff.
Schandſtrafen 56
Scheibe, zur Auffindung Ertrunkener 127
Scherben 104, 106
Schlangenhaut 143
Schröder, Franz Rolf 87
Schwarzwaldhaus 23 ff.
Schwertſänze 35 ff.
Sempach 90 ff.
Serapion 87 f.
Skallagrim 70
Sonnenrad 82
Spanitanz 35 ff.
Spinnen 104
ſtechen 103
Steiner, Gerhard 58 f.
Steinkreuz 56 f., 180 ff.
Strack 56 f.

Tacitus 72
Tacitus Germania 64
Taſchentuch 83 f.
Teiggott 53 ff., 178 ff.
Teufel 102 ff., 104, 107, 113, 133
Thor 72
Thorolf 70
Tierſagen 127 f.
Totemismus 127, 132 f.
Totentanz 133
Trentlein, Wolfgang 58 ff., 190

Unbeſchrauen 183 f.

Veit 177
Vogel, Luiſe 83 ff., 136 ff.
Volksheilkunde 141 ff., 166, 172 f., 183 f.
Volkskunde 184
Volkskunſt 76 ff.

Walnuß 147
Walter, Eliſabeth 63 f.
Wangner, B. 101 ff.
Wannenmacher, Alois 184 ff.
Waſſergeiſter 132
Weihwaſſer 111
Werwolf 68
Wetterzauber 104, 108, 111, 113
Wikinger 69
Wilder Jäger 133 ff.
Winterlieder 66
Wittenweiler, Heinrich 67, 92 ff.
Wohlgemuth, Karl 166, 175
Wolf, Werner 149 ff.
Wolfram, Richard 35 ff.
Wunderſtein 120 f.

Zauberei 101 ff.
Zeiten, bl. (Frauentage) 143
Zimmermann, Karl 62
Zimmermann, Walter 171 ff.
Zimmernſche Chronik 126 ff.
Zinkgräf, Karl 182 f.
Zürichkrieg 93

Digitized by Google

Neuerscheinung!

Schach-Schule

von E. Bogoljubow

Reichstrainer für die Schacholympiade

Ein planmäßig, allgemeinverständlich verfaßtes Lehrbuch. 128 Seiten, mit 83 Beispielen, Reichsmark 1,50

Dies neue Schachlehrbuch bringt die Erfahrungen eines Großmeisters, der in vielen nationalen und internationalen Begegnungen seine Meisterschaft im Schachspiel bewiesen hat. An 83 Beispielen zeigt der Meister seine Kunst und macht es allen leicht, Freude am Schachspiel zu finden. Keine trockenen Theorien, sondern lebendiger Unterricht führt — für jeden leicht verständlich — in das Schachspiel ein. Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag Konkordia AG., Bühl-Baden

„Auftönt ein Lied im Wind vom Strome her ..."

Lebende südwestdeutsche Dichter

Herausgegeben von Dr. Reinhold Siegrist. (Zuerst erschienen als 11. Mitgliedergabe des Deutschen Scheffel-Bundes 1935). Mit 3 Landschaftsbildern aus dem Schwarzwald . . . . . RM. 1,80

Auf 105 Seiten kommen zehn lebende Dichter aus dem Alemannisch-Schwäbischen und Fränkisch-Pfälzischen Stammes- und Sprachgebiet von Stuttgart bis Saarbrücken in großenteils bisher ungedruckten Proben ihres Schaffens in gebundener und ungebundener Rede ausdrucksvoll zu Wort: Hermann Burte (Lörrach), Hermann Eris Busse (Freiburg), Georg Schmückle (Stuttgart-Cannstatt), Gerh. Schumann (Stuttgart), Kurt Kölsch (Neustadt a. d. H.), Hermann Moos (Kaiserslautern), Lina Staab (Neustadt a. d. H.), Rupert Rupp (Neustadt a. d. H.), Wilh. Albrecht (Karlsruhe), Sophia Steinwarz (München).

Die in diesem Bändchen zusammengestellten Proben geben einen außerordentlich erfreulichen Einblick in das Schaffen gegenwärtiger dichterischer Kräfte, und man hört, als besonders verheißungsvoll, aus den mannigfaltigen und sehr verschiedenartigen Arbeiten einen verborgen schwingenden gemeinsamen reinen Grundton.

Verlag Konkordia A.-G., Bühl-Baden

Digitized by Google

Für jeden Naturfreund!

Heimatkundlich-geologische Beobachtungen auf dem Schwarzwaldhöhenweg West (I) Pforzheim — Basel

(Markierungszeichen roter Rhombus auf weißem Grund mit Buchstaben Pf und B)

Im Auftrag des Schwarzwaldvereins bearbeitet von Prof. Dr. A. Göhringer. Umfang ca. 176 Seiten mit vielen Landschaftsbildern und Skizzen. Preis etwa RM. 2,60

Eine sehr interessante Arbeit erscheint in Kürze als Heft II der vom Schwarzwaldverein herausgegebenen Schriftenreihe. Das neue Buch behandelt den längsten Schwarzwaldhöhenweg von Pforzheim bis Basel, der sich am Feldberg gabelt und beiderseits des Wiesentals verläuft. — Der Text des umfangreichen Materials ist für jeden, besonders auch für den geologisch nicht geschulten Wanderer und Naturfreund, geschrieben. Das Buch ist in jeder Buchhandlung zu haben. Mitglieder des Schwarzwaldvereins erhalten einen Vorzugspreis von RM. 2,—. Bestellungen werden durch die Ortsgruppen erbeten.

Verlag Konkordia AG., Bühl-Baden

Bausteine zur Volkskunde und Religionswissenschaft
Herausgeber: Ministerialrat Professor Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg

12. Band soeben erschienen:

Richter und Gericht im deutschen Märchen

von Dr. Otto Ludwig. 95 Seiten. Reichsmark 2,—

Wie in Sitten und Bräuchen, erkennt man auch in dem Erzählgut das Wesen des Volkes. Einen besonders großen Teil des Erzählgutes nimmt das Märchen ein. Es hat durch seine Wandermotive überstaatlichen Charakter, dennoch weist es nationale Besonderheiten in großen und kleinsten Zügen auf. Die vorliegende Arbeit wird Volkskundler, Rechtshistoriker und Religionsgeschichtler besonders interessieren. Aber auch Pädagogen hat die Arbeit etwas zu sagen, weil die Jugend die Märchen liebt, und sie das jugendliche Rechtsgefühl bilden helfen.

Verlag Konkordia AG., Bühl-Baden

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

RIES · STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES · STANFORD UNIVERSIT
BRARIES · STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES · STANFORD U
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES · STANFORD UNIVERSITY
NIVERSITY LIBRARIES · STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES ·
ORD UNIVERSITY LIBRARIES · STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
SITY LIBRARIES · STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES · STANFO
IES · STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES · STANFORD UNIVERS
BRARIES · STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES · STANFORD
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES · STANFORD UNIVERSITY
NIVERSITY LIBRARIES · STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES ·
ORD UNIVERSITY LIBRARIES · STANFORD UNIVERSITY LIBRARIE
RSITY LIBRARIES · STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES · STANF
RIES · STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES · STANFORD UNIVERS
BRARIES · STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES · STANFORD
Digitized by Google

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES · STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES · STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES · STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES · STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES · STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES · STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES ·

GR
165
024
V. 7-9
1933-193

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google

Digitized by Google